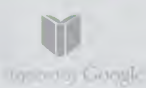
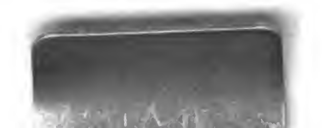
DAS BUCH DER WAHRHEITSZEUGEN: ODER DER THEUERN PROTESTANTISCH-EVANGELISCHEN KIRCHE UNUNTERBROCHENE FORTDAUER IN ALLEN JAHRHUNDERTEN :...

Christoph Möhrlen





Das

Buch der Wahrheitszeugen,

oder der theuern

protestantisch-evangelischen Kirche

ununterbrochene

Fortdauer in allen Jahrhunderten.

Geschichtserzählungen

für

Schule und Haus,

dargestellt von

Christoph Möhrlen,

deutschem Pfarrer in Peterlingen (Payerne), Kanton Waadt.

Erster Band.

Basel, 1844.

Bahnmaier's Buchhandlung

(C. Detloff).

Vorwort.

Es waren drei Ursachen, die uns bestimmten, eine Geschichte der Wahrheitszeugen zu verfassen: 1) Das Wiederauftauchen des Papstthums, das in neuerer Zeit alle Kräfte aufbietet, um seiner widerchristlichen Lehre und seiner eisernen Herrschaft, vermittelst seiner Helfershelfer, der Jesuiten und seiner Missionen, überall Eingang zu verschaffen, sowohl in Heidenländern, als auch in den protestantischen Gegenden und Kirchen. 2) Die Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Protestanten selbst, welche zum großen Theil vergessen haben, daß uns unser Bundesgott vor dreihundert Jahren aus dem Diensthause Egyptens, des römischen Pharao, durch seine Knechte, die Reformatoren, ausgeführt hat. 2 Mos. 13, 8—14. Die Protestanten haben aus strafbarer Lauigkeit vernachläßigt, in Kirche, Schule und Haus, ihren Kindern zu erzählen jene großen Thaten Gottes; manche haben sogar einen Bund gemacht mit dem Antichristen; andere haben in mancher Beziehung die reine Lehre verleugnet und sich

mit Rom's Werkheiligkeit und falscher Lehre versöhnt. Gegen dieses Gift soll vorliegendes Buch ein Gegengift sein. Es könnte uns vielleicht von gewissen Seiten her der Vorwurf gemacht werden, wir predigen Unduldsamkeit gegen Andersdenkende. Dagegen erwiedern wir: Christus stimmet nimmermehr mit Belial, die Wahrheit soll keinen Bund mit der Lüge eingehen. Dabei stellen wir aber nicht in Abrede, daß der Herr sein Volk auch in der römischen Kirche hat, das er aber zu seiner Zeit herausführen wird und zum Theil auch Einzelne jetzt schon herausführt aus Babel. Der wahre Protestant predigt keine solche römische Unduldsamkeit, vermöge welcher man mit Feuer, Schwert, Gefängniß u. dgl. zufährt, aber er will auch keine solche Duldsamkeit, die ihn glauben macht, der Wolf sei ein Lamm geworden, er raube und zerreiße ja nicht mehr. Wenn der Wolf zuweilen nicht mehr raubt und zerreißt, so kommt dieß daher, weil ihm eine Wunde geschlagen worden ist (Offenb. 13, 3.), aber wenn die Wunde heil wird, — wehe dann denen, die sich ihm nahen!

Es soll dieses Buch ein Erbauungsbuch sein, und dieß ist der dritte Grund der Herausgabe desselben. Der gläubige, protestantische, evangelische Christ soll an der Geschichte der Wahrheitszeugen sich erbauen, seinen Glauben stärken; der zwischen Wahrheit und Lüge Schwankende, zur reinen, lautern Quelle der Wahrheit zurückgeführt werden; er soll besser kennen und schätzen lernen den Schatz des Wortes Gottes, der so lange unter dem Schutte von Menschensatzungen begraben lag, und welchen, unter Gottes Leitung, jene Zeugen wieder zu Tage ge-

fördert haben. **Es soll daher dieses Buch, neben der Bibel, ein Familienerbauungsbuch sein.**

Noch ein Wort an Euch, Lehrer und Prediger. Es ist Eure heilige Pflicht, das, was Allen gehört, nicht für Euch allein zu behalten, sondern Euern Anvertrauten mitzutheilen; mancher Uebertritt der Protestanten zur römischen Kirche wird, wenn dieß geschieht, unterbleiben. Ist ja die Unwissenheit unter dem Volke so groß, daß nicht selten manche Protestanten kaum wissen, wer Luther, Calvin und Zwingli gewesen sind. Sieht man mit Recht darauf, daß das Christenvolk die Geschichte seines Vaterlandes, daß es die Helden und Patrioten, die Fürsten und Könige, wenigstens die Wohlthäter desselben und deren Thaten kennen lerne, warum soll es nichts wissen, nichts oder wenig erfahren, von den Helden der Kirche Christi, die mit dem Schwerte des Wortes Gottes in der Hand, mit dem Panzer der Gerechtigkeit Christi angethan, mit dem Helm des Heils, als Sieger auf dem Plan standen, und zum Theil als Ueberwinder gefallen sind für das Vaterland und für das theure Heim unserer evangelischen Kirche, die unser aller Mutter ist? Und endlich, Ihr Eltern, namentlich, Ihr Väter, wenn Ihr in den langen Winterabenden nicht wisset, wie Ihr euern Kindern und Hausgenossen die Langeweile vertreiben wollet, und sie mit Gespenster-, Herengeschichten u. dgl. unterhaltet, so habt Ihr hier ein Buch, aus welchem Ihr Euern Angehörigen mittheilen könnet Dinge und Thatsachen, welche mehr erbauen, als Kobolte, Teufelsbanner, Eulenspiegel und Consorten.

Die Geschichte der Wahrheitszeugen soll insbesondere

dazu dienen, die verschiedenen protestantischen Kirchen im Geiste zu vereinigen. Es soll ihnen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie auf einem gemeinsamen, biblischen Grund und Boden stehen, daß sie Schwesterkirchen sind, einen und denselben gemeinschaftlichen Feind, das Papstthum, haben. Sie sollen sich zu einander bekennen und einander nicht bekriegen, wie dieß leider geschieht; sie sollen eine innere Einigung, keine äußerliche, menschliche, fleischliche, auf Lauheit und Gleichgültigkeit gebaute Union suchen; die äußerliche sollen sie dem Herrn überlassen, der sie zu seiner Zeit auch herbeiführen wird. Aus dem Leben der Wahrheitszeugen sollen die Protestanten lernen, wie Rom selbst keinen Unterschied macht zwischen Zwinglianern, Lutheranern, Calvinisten u. s. w., sondern sie allesammt für Feinde erklärt. Warum sollen wir uns nun nicht als Freunde und Brüder betrachten?

Da die Wahrheitszeugen mit der Reformation erst recht öffentlich und allgemein auf den Plan treten, so wird, so Gott will, diesem Bande bald ein zweiter nachfolgen, welcher das Leben der drei Hauptreformatoren, und die Geschichte der übrigen bedeutendern Männer aus der Zeit der Kirchenverbesserung im Auszuge enthält. Hierauf folgt im gleichen Bande die Geschichte der Reformation in den verschiedenen Ländern der Christenheit, mit ihren Bekennern und Blutzeugen. Der gegenwärtige Band beschreibt die Morgenröthe des großen, seligen Tages, der erst mit der Reformation in vollem Glanze anbricht.

Die kirchenhistorischen Werke, welche ich bei der Abfassung dieses Buches zum Theil reichlich benützte, wie z. B. Ullmann's Monographieen, sind ferner: die Werke

von Flathe, Neander, Guerike, Schmidt, Meyerhoff, Gieseler, Milner, Guers, Bost, Crocius, Leger, Röhrich u. a. Nicht unerwähnt darf ich lassen die Güte des Herrn Professors, Dr. Hundeshagen in Bern, meines verehrten Freundes, der mich nicht nur zur Herausgabe dieses Buches aufmunterte, sondern auch mit Rath und That mir an die Hand ging, und dem ich hiemit öffentlich meinen Dank ausspreche.

Der Herr, das Haupt der Gemeinde, die er mit seinem theuern Blute erkauft hat, kröne diese Arbeit, durch welche mir reicher Genuß zugeflossen ist, mit seinem Segen. Ja, sein Segen möge überströmen auf meine geliebten, protestantischen Mitbrüder! — Die protestantische Kirche, der ich von Herzen angehöre, in welcher ich das irdische Dasein empfangen und das Leben aus Gott kennen gelernt habe, möge blühen und grünen und als ein fruchtbarer Weinstock, den der Herr aus Egypten geholt hat, da stehen, bis Er selbst kommt, und das zerfallene Zion wieder herstellt im heiligen Schmuck. Ihm aber, dem allein weisen, gerechten, gnädigen, dreieinigen Gott die Ehre!

Geschrieben in Chaux bei Payerne, Kant. Waadt, im Wintermonat 1843.

Der Verfasser.

Einleitung.

Obgleich der Name Protestant, Protestantismus, erst im Jahr **1529**, als die evangelischen Stände gegen den Reichsabschied zu Speyer Beschwerde vor dem Kaiser führten, aufgekommen war, so dürfen wir doch den Begriff jener Ausdrücke weiter fassen. Wir verstehen daher unter Protestanten alle diejenigen, welche beim beginnenden Abfall der römischen Kirche irgendwie ein Zeugniß für die evangelisch-biblische Wahrheit abgelegt haben; und in diesem Sinne ist also der Protestantismus und die protestantische Kirche älter, als die Reformation. Indessen sind nicht alle diejenigen, welche irgendwie als Zeugen gegen das kirchliche Verderben aufgetreten sind, als ächte Protestanten zu betrachten, weil nicht selten der Irrthum gegen den Irrthum sich auflehnt und sich aufgelehnt hat; daher müssen wir irgend ein Kennzeichen aufsuchen, woran wir den ächten, wahren, biblischen Protestantismus von dem falschen, dem Afterprotestantismus, unterscheiden können, und ein solches ist uns in folgenden drei Grundsätzen, als ein unfehlbares Merkmal zur Unterscheidung der Wahrheit von der Lüge gegeben.

Erster Grundsatz: Die heilige Schrift, weil vom Geist Gottes eingegeben, ist einzige, oberste Schiedsrichterin in Glaubenssachen. Was ihr widerspricht, ist falsch, und was ihr gemäß ist, muß als Wahrheit angenommen und geglaubt werden. Demnach ist zu verwerfen alle sogenannte Tradition oder mündliche Ueberlieferung, welche die römische Kirche irrthümlich der heiligen

Schrift gleichstellt, ja, in der That, nicht selten über dieselbe hinaufsetzt, wenn es sich darum handelt, irgend eine falsche, unbiblische Lehre oder irgend einen abergläubischen Gebrauch zu vertheidigen.

Der zweite Grundsatz des Protestantismus ist die große biblische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, d. i. diejenige Lehre, nach welcher der Mensch vor Gott ein verdammungswürdiger Sünder ist, der nach dem Gesetz Gottes die ewigen Höllenstrafen verdient hat, daß er aber aus Gnaden, um des Leidens, Sterbens und Blutvergießens, mit einem Worte, um der Gerechtigkeit Christi willen, die er uns durch seinen thuenden und leidenden Gehorsam erworben, und welche der Sünder im Glauben ergreift, vor Gott gerecht gesprochen und in seinem Gewissen gerechtfertigt wird. Diese Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, ist diejenige, vermöge welcher der Sünder hier selig und dort herrlich wird. Allein, wo ein solcher Glaube erkannt und bekannt wird, da muß auch ein Leben aus Gott in seinen Früchten, in einem heiligen, rechtschaffenen Leben sich zeigen, denn wo dieses fehlt, da fehlt auch der seligmachende Glaube. Diese Früchte und Werke jedoch haben keineswegs ein Verdienst vor Gott, sie erwerben keine Seligkeit; sie sind Kennzeichen des Glaubens, wie die guten Früchte Kennzeichen eines guten Baumes sind. Das war diejenige Lehre, die der römisch-katholischen Werkheiligkeit und mit ihr dem Papstthum die tödtliche Wunde beibrachte, an der dasselbe so lange blutet, bis es sich verbluten wird. — Diese große, herrliche, seligmachende Lehre war der Mittelpunkt, auf dem Luther, die Reformatoren standen, als sie kämpften gegen Rom und sein Antichristenthum. Diese Lehre war es, die sie nach und nach in alle Wahrheit leitete, und vermittelst welcher sie alle Irrthümer der römischen Kirche durchschauten und beleuchten konnten. In dieser Lehre, in der sie lebten und webten, schöpften sie die weltüberwindende Kraft, vermöge deren sie muthig und glaubensfreudig im Angesicht der größten Gefahr und umgeben von Schmach und Spott, den Kampf kämpften für Freiheit, Recht und Wahrheit, für das Evangelium vom Kreuze. — Ja, wir sagen nicht zu viel, wenn wir sagen, um dieser Lehre willen wurden die Protestanten

zu allen Zeiten verfolgt, verbrannt, verstümmelt, verjagt und verbannt. Daher ist nur der ein ächter Protestant, der durch den Glauben gerechtfertigt und somit wiedergeboren ist zu einer lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens. Wer diese Lehre an sich erfahren hat, bedarf außer dem einigen Mittler, der uns gerechtspricht und gerecht macht, keine Legionen vermittelnder Heiligen und Fürsprecher, der bedarf kein Fegfeuer mehr, keinen Ablaß. — Er muß den Glauben an solche Dinge als Greuel und Scheuel von Grund seiner Seele, als Erfindungen des satanischen Lügengeistes betrachten und verwerfen.

Der dritte Grundsatz der protestantischen Kirche ist das allgemeine Priesterthum oder das Priesterthum aller Gläubigen. Nach der Schrift nämlich Offenb. 1, 5. 6. 1 Pet. 2, 5. 2c. ist jeder wahre Gläubige ein Priester und König, so daß vermöge dieser innern Würde, die man von Christo durch den Geist der Gnade überkommt, nicht durch die Vermittlung der Kirche, der Priester, eine Gleichheit unter den Gläubigen vor Gott Statt findet. — Daher durften auch die Gläubigen der ersten christlichen Gemeinde, ohne gerade Lehrer zu sein, in den Versammlungen reden, und die ganze Gemeinde war thätig beim Gottesdienst, jeder nach den verschiedenen Gaben, die ihm Gott mittheilte; nur die Weiber mußten in öffentlichen Zusammenkünften schweigen. — Vermöge dieses geistlichen Priesterthums aller Gläubigen, mit welchem das wohlgeordnete, biblische Lehramt gar wohl sich verträgt, darf nun auch eine Gemeinde, ohne daß sie sich der Empörung schuldig macht, sich von einer andern Gemeinde, die vom Glauben abgefallen ist, trennen, darf sich neue Vorsteher aus ihrer Mitte wählen, und ihre Kirche nach der Schrift reformiren. — Auf dieses biblische Recht stützten sich die Reformatoren, als sie sich von Rom, das den Grund und Boden des lautern Evangeliums verlassen hatte, lostrennten, und eine Kirche bildeten, die auf den Grund der Apostel und Propheten gebaut ward. Man muß hiebei jedoch wohl unterscheiden zwischen Abfall und Verfall. Eine Kirche ist abgefallen, wenn sie gegenüber der reinen Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden eine Menschenlehre, eine gottlose Lehre von der Rechtfertigung durch die Werke aufstellt, neben der heiligen Schrift

Menschen-Satzungen als Gottes Gebote einschärft, wie dieß der Fall bei der römisch-katholischen Kirche ist. Von einer solchen Kirche ist es nicht nur erlaubt, sondern heilige Pflicht, sich zu trennen. — Hingegen ist eine Kirche im Verfall, in welcher jene Lehren zwar noch grundsätzlich feststehen, die heiligen Sakramente der Taufe und des Abendmahls schriftmäßig verwaltet werden, in der hingegen die meisten Mitglieder weder nach den Vorschriften des Evangeliums lehren noch leben, in der keine Zucht und Ordnung herrscht, in welcher die Ungläubigen nicht selten die Kirchenvorsteherschaft bilden, und die Gläubigen sogar unterdrücken. Eine solche Kirche ist ungeachtet ihres tiefsten Verfalls eine wahre Kirche, ein Weinberg Christi, eine Braut des Herrn, so lange jene beiden erstgenannten Grundsätze noch als Regel und Richtschnur gelten. Der Weinberg ist zwar verwüstet, Zion, die Braut des Herrn, geschändet; aber der Herr erkennt sie noch als sein Erbe, als sein Eigenthum an; die Gläubigen in derselben sollen bleiben, zeugen, beten, bis der Herr des Weinbergs kommt und denselben reinigen wird. — Hier ist Geduld und Glauben der Heiligen von Nöthen. In einem solchen Zustande ist die gegenwärtige protestantische Kirche. Eine Trennung von ihr ist Desertion und kann keine guten Folgen haben. Die sich trennenden Gläubigen geben das Heiligthum, das ja ihnen angehört, den Ungläubigen, den Gottlosen Preis, die um so ungestörter den Weinberg Gottes verwüsten können.

Was nun jenen Grundsatz des allgemeinen Priesterthums anbelangt, so hat die römische Kirche denselben schon längst aufgegeben; sie hat eine eigene Priesterkaste, die, wie der levitische Priesterstamm abgesondert, ihr vermeintliches Opfer verrichtet, die Messe, die bei ihr zum Jahrmarkt geworden ist, und so offenbart sie sich auch in dieser Beziehung als die abgefallene Kirche, als die Hure und das geistliche Babylon, wie die Schrift sie nennt. — Diese Priesterschaft, der Papst an der Spitze, bindet und löset nach Belieben, und maßt sich ein Recht an, das nur Gott gebührt.

Dieß sind also die drei Säulen, auf denen die evangelische Kirche ruht; wer sich zu dieser Lehre bekennt, oder noch besser,

wer sie nicht nur bekennt, sondern auch in ihr lebt, der ist ein ächter Protestant; denn ein wahrer Protestant ist auch ein wahrer, apostolischer Christ, ein Jünger Jesu, der in Bekenntniß und Leben seinem Herrn und Heiland in Treue nachfolgt.

Hiemit hängt zusammen die schriftmäßige Verwaltung der heiligen Sakramente. Wo dieselben, wie dieß in der römischen Kirche, namentlich beim Abendmahl geschieht, verfälscht werden, da hat man sich bereits und bestimmt genug von obigen drei Grundsätzen losgesagt. Außerdem ist ein verfälschtes Sakrament kein Sakrament mehr. Der erleuchtete Gläubige kann und soll daran keinen Antheil nehmen.

Dem Leben der protestantischen Glaubenszeugen mußten wir obige Grundsätze voranstellen; denn, wenn es auch manche Zeugen gab, welche nicht gerade im vollen Bewußtsein derselben wirkten, denen dieselben unklar sein mochten, so handelten und glaubten doch alle wahren Protestanten im Sinne und Geist jener Lehren. Wer aber im Widerspruch mit jenen Grundsätzen protestirt, der ist als kein wahrer Protestant anzusehen; er kann ein Ungläubiger, ein Empörer sein; aber ein evangelischer, protestantischer Christ, ein Wahrheitszeuge ist er nicht.

Erstes Kapitel.

Verfall der allgemeinen Kirche.

Wie die römische Kirche sich allmälig vom reinen Bekenntniß des Evangeliums losgesagt hat.

Das Himmelreich ist einem Sauerteige gleich, den ein Weib nahm und vermengte ihn unter drei Scheffel Mehls, bis daß es gar durchsäuert ward (Matth. **13**, **33**.). Oder, das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und säete es auf seinen Acker, welches das kleinste ist unter dem Kohl, und wird ein Baum, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen (Matth. **13**, **31**. **32**.). Es beginnt das Reich Gottes im Kleinen und breitet sich immer mehr aus, bis alle Reiche Gottes und seines Gesalbten werden. Allein mit der Ausbreitung des Evangeliums geht es unter mancherlei Kämpfen sehr langsam, wenigstens nach unserem Ermessen, nach unserm Urtheil; indessen hat Gott einen ganz andern Maaßstab, als wir. Vor ihm sind tausend Jahre, wie ein Augenblick. Es muß alles reif werden. Der Feind, der Unkraut unter den Waizen säet, die Gottlosen, die Verstockten müssen reif werden zum Gericht, wie die Erndte, die der Sichel der Schnitter winkt, und deren reifen Garben in die ewigen Scheuren eingesammelt werden sollen. Diesen Gang im Reiche Gottes müssen wir nicht aus den Augen verlieren, wenn wir nicht an der Führung Gottes und seinem Welt-Plane irre werden, und wenn wir die Kämpfe, in denen nicht selten die Wahrheit zu unterliegen scheint, richtig beurtheilen wollen.

Jesus Christus, unser Heiland, der Erlöser der Welt, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, trat in die Welt, in die Finsterniß, als das Licht, ein; die Welt war im geistlichen

Sinne des Worts wüste und leer, voll Sünden, voll der unerhörtesten Laster, voll Aberglauben und Unglauben, Schwärmerei auf der einen, voll Dünkel und Hochmuth auf der andern Seite. Mitten in diesem geistlichen Elende und Jammer hörte man doch auch hie und da die Klagetöne mancher Seelen, die nach dem Lichte, nach der Freiheit sich sehnten und auszurufen schienen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Diesen war Jesus ein willkommener Heiland; aber es waren anfangs Wenige, die das Licht begriffen; ein Simeon, eine Hanna, ein Zacharias, eine Elisabeth, ein Johannes, die Pflegeeltern Christi, und die Jünger des Herrn sind es, nebst einigen andern vertrauten Seelen, die uns während des Wandels Jesu auf Erden als seine Anhänger genannt werden. — Jesus starb als ein Opfer für die Sünder. Er wurde begraben, erstand am dritten Tage von den Todten, und fuhr gen Himmel, nachdem er vierzig Tage lang zu verschiedenen Zeiten den Seinen sich geoffenbart hatte. — Endlich am Pfingstfeste sandte er den Tröster, den heiligen Geist, und gründete die Erstlingsgemeinde, von welcher aus das Licht in alle Welt verbreitet werden sollte. Zu jener Zeit beherrschte Rom fast die ganze damals bekannte Welt, und somit konnte das Evangelium sich weit leichter verbreiten, als dieß hätte geschehen können, wenn die Länder von verschiedenen Fürsten regiert worden wären. Still und geräuschlos wirkten die Apostel des Herrn, angethan mit Wunderkräften; aber bald konnte ihre Wirksamkeit nicht verborgen bleiben. Die Wahrheit machte sich Bahn, ergriff die Herzen, stillte die Sehnsucht der Suchenden, und die, welche in Jesu selig geworden waren, und im Evangelium Frieden gefunden hatten, wurden selbst wieder gesegnete Werkzeuge zur Verbreitung des Wortes der Gnade. — Bald erwachten nun auch die Feinde der Wahrheit, die Heiden, die das Wort verachteten. Die römische Obrigkeit achtete die Christen, weil sie weder den Göttern opfern, noch dem Kaiser göttliche Ehre erweisen wollten, für gefährliche Empörer; das heidnisch römische Volk sah in den Jüngern des Herrn Feinde seiner Götter, gottlose, abscheuliche Atheisten, Gottesleugner, weil sie eben den heidnischen Götterdienst verabscheuten, und schrieben denselben die Ursache aller Landplagen, als Pest, Theurung,

Mißwachs zu. Regnete es zum Beispiel eine Zeit lang nicht, so schoben sie hievon die Schuld auf die Christen, um deretwillen der Zorn der Götter gereizt worden sei. Heidnische Priester, Götzenbilderhändler und heidnische Zauberer sahen ihren Erwerb und ihr Ansehen durch die Ausbreitung des Evangeliums beeinträchtigt, und daher entstanden die furchtbarsten Verfolgungen gegen die Heerde Christi. Dreihundert Jahre hindurch brannte das Feuer der Verfolgung fort, und Satan bot Allem auf, um die Kirche Christi auszurotten; allein sie war auf einen Felsen gegründet, und die Pforten der Hölle konnten sie nicht überwältigen. Das Senfkorn wucherte fort, der Sauerteig wirkte durch alle Stände hindurch. Der ausgestreute Same wuchs empor und das Blut der Märtyrer düngte den Kirchen-Acker. Tausende und abermal Tausende bekannten sich zum Glauben an den Gekreuzigten, bis sich das Christenthum endlich sogar den Weg bis zum Kaiserthrone bahnte. Constantin der Große bekannte sich wenigstens äußerlich zum Christenthum, und schützte die Kirche; allein nun beginnt leider auch ihr Verfall. Obgleich das Wort Gottes die Bestimmung hat, die ganze Masse der Menschheit zu durchdringen, so ist das nicht so zu verstehen, als ob es genüge, wenn die Masse nur den Christennamen annehme, ohne sich aus der Finsterniß zum Lichte zu bekehren; nein, das Evangelium ist geistiger Natur: nur diejenigen sind seine wahren Bekenner, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. — Nachdem Constantin sich zum Christenthume bekannt hatte, so übte das Gesetz des Glaubens allerdings einen wohlthätigen Einfluß auf das Ganze. Die Gesetze der Kaiser wurden christlicher, menschlicher, viele gottlose Gebräuche wurden abgeschafft; aber eine große Schaar drängte sich jetzt in den Schaafstall Christi ein und mischte sich unter die Heerde, und diese Leute brachten keinen rechten Ernst mit in die Kirche. Die Geistlichen, die nun keiner Verfolgung mehr ausgesetzt waren, wurden lauer, träger; das Volk besaß zum großen Theil keine Bibel, und bald suchte man Heidenthum und Christenthum, weil man eben ersterem noch im Herzen angehörte, zu vereinigen. — In diesem Bestreben ist der Ursprung des Bilder- und Reliquiendienstes zu suchen, der schon im Laufe des vierten Jahr-

hunderts hie und da sich zeigte. Leider schlafen viele Lehrer; sie geben dem Volke nach; sie meinen in ihrer falschen Gutmüthigkeit und in ihrer Blindheit, wenn man auch noch heidnische, vermeintlich unschuldige Gebräuche stehen lasse, so habe das vorerst nichts zu sagen, im Gegentheil werden auf diese Art die Heiden um so schneller in die christliche Gemeinschaft eingebracht. So unverständig urtheilte z. B. Eusebius, ein Kirchengeschichtschreiber, welcher im vierten Jahrhundert lebte. Diejenigen, welche diese irrige Meinung hegten, wollten damit das Böse nicht gut heißen; sie glaubten nämlich für gewiß, wenn das Evangelium einmal im Herzen der Menschen Wurzel gefaßt habe, so könne es nicht anders sein, es müßten jene heidnischen Gebräuche verschwinden; allein sie irrten sich. Das Christenthum, die reine, ewige Wahrheit, verträgt sich nie mit der Lüge, und sucht man dessenohngeachtet eine Verbindung zwischen beiden zu entschuldigen oder zu bewirken, so siegt der Irrthum über die Wahrheit. Indessen gab es doch auch Männer, welche die Gefahr wohl sahen, und ihre Stimme gegen diese Vermischung erhoben, die das Wort des Apostels wohl beherzigten: „Wie stimmet Christus mit Belial?“ und die das Heidenthum als Heidenthum verdammten. Ein solcher war unter Andern **Vigilantius**, Presbyter von Barcellona (um 404) aus Calagurris in Frankreich, der folgende Wahrheit aussprach: „Es ist Unrecht, daß man die Märtyrer und ihre Reliquien göttlich verehrt, daß man zu verstorbenen Heiligen betet; es ist schriftwidrig und Unrecht, den Geistlichen die Enthaltung vom Ehestand aufzulegen; die Vigilien oder geistliche Nachtwachen sind tadelnswerth, weil die Unordnung dabei unvermeidlich ist; es ist lächerlich und heidnisch, bei hellem Tage Lichter anzuzünden; unter den Wundern, die täglich geschehen sollen, sind viele nur Betrügerei; es ist Thorheit, wenn man auf einmal sein ganzes Vermögen als ein Almosen nach Jerusalem schickt, und die Armen in unserer Nähe darben lässet. Das (gesetzliche) Fasten ist tadelnswerth ꝛc. ꝛc.“ Aehnlich, wie Vigilantius, sprach sich auch die Kirchenversammlung (zwischen 362 und 370) zu **Gangra** aus, die aus 12—16 Bischöfen bestand; deßgleichen der römische Mönch **Jovinianus** (um 388), **Helvidius** zu Rom,

Bischof Bonosus von Sardika. Bald aber drangen ihre Stimmen nicht mehr durch. — Man suchte das Heidenthum und das Judenthum nach dem Christenthum zu gestalten und zu modeln.

In den ersten Jahrhunderten war die Kirche Christi rein in Lehre und Leben; das Verderben zeigte sich frühzeitig, aber die Kirche kämpfte gegen den Irrthum, gegen die falschen Geister und Lasterhaften, die als solche offenbar geworden waren, und schied sie durch eine evangelische und ernste Kirchenzucht, die sie handhabte, aus ihrer Mitte aus. Heuchler gibt es immer und man kann und darf sie nicht ausscheiden; der Afterwaizen, der dem Waizen so ähnlich ist, bleibt stehen bis zur Erndtezeit. Allein es kam weiter in der Kirche, das Verderben griff immer mehr um sich. Die ersten namhaften Feinde, die aus der Kirche gestoßen worden waren, sind die Gnostiker oder Manichäer, die im zweiten und dritten Jahrhundert der Kirche Gefahr drohten. Ihre Lehre zu beschreiben, gehört nicht in unsern Plan; nur Einiges von ihnen wollen wir unsern Lesern mittheilen. — Es nahmen jene Ketzer zwei Grund- oder Urwesen an: ein böses und ein gutes. Aus Gott oder dem guten Grundwesen flossen eine Menge Kräfte und Geister verschiedener Art aus. Das böse Grundwesen ist die Materie; sie ist nicht geschaffen, sondern ewig, wie Gott; mit derselben vermischten sich einige Geister, die aus Gott ausgegangen waren. Einer jener Geister erschuf die Welt; durch diese Vermischung des Geistes und der Materie ist das Böse entstanden. Christus war nach ihnen eine jener obersten Kräfte, der die böse Materie überwunden hat. Er hat als ein Scheinmensch auf Erden gewandelt, ist nicht gekreuzigt worden, sondern ein Anderer an seiner Statt. Sie leugneten daher den verdienstlichen Versöhnungstod Christi, und die einen unter ihnen suchten sich von der bösen Materie durch Fasten, Kasteien und dgl. zu befreien, während andere sich in argen Lastern und Sünden, wie das Schwein im Koth wälzten und so der Sünde absterben wollten.

Solche Leute, die sich Weise, Erleuchtete nannten, wurden nie in der christlichen Gemeinschaft geduldet, sondern von ihr ausgeschieden; allein ein Keim derselben mochte noch im Stillen fortwuchern. Diesen Ketzereien nun, deren Bekenner für sich

Gemeinschaften bildeten, stellten die Bischöfe der Kirche in der Folge den Grundsatz entgegen: Es gibt nur eine wahre Kirche, so wie es nur ein Christenthum, eine Wahrheit gibt. Damals hatte man allerdings nicht Unrecht, weil die Kirche noch an der reinen, evangelischen Wahrheit festhielt, weil sie noch auf dem Grund der Apostel und Propheten gegründet stand; — man unterschied noch nicht die unsichtbare Kirche, die ohne Flecken und Mackel ist, von der sichtbaren; man hielt beide für eine und dieselbe. Oben an in dieser katholischen oder allgemeinen Kirche stand dann das Priesterthum oder die Bischöfe, die die Leitung der Kirche besorgten, die Lehre, die Kirchenzucht, den äußeren Gottesdienst ordneten; und das Volk glaubte, was die Bischöfe sagen, das sei Wahrheit, und stimme mit dem Evangelium überein: und daran hatte man damals Recht, denn der Geist Gottes war noch nicht aus der Gemeinde und nicht von den Hirten gewichen. Diese Ansicht von der Allgemeinheit der Kirche kam im dritten Jahrhundert durch Cyprian auf. Cyprian oder dessen ganzer Name, Thascius Cäcilius Cyprianus, 245 zu Christo bekehrt, wurde 248 Bischof in Carthago. Er war ein kräftiger, begabter und von Herzen frommer Mann, der nach mancherlei Verfolgungen endlich unter Kaiser Valerian 258 enthauptet wurde. Er hielt mit großer Geisteskraft an einer heiligen, sichtbaren Kirche, gegenüber von den Separatisten seiner Zeit, fest, und die Einheit derselben galt ihm Alles; daher seine Aeußerungen: „Wie kann Jemand, der die Einheit der Kirche nicht festhält, den Glauben behalten?“ oder: „Es ist ein Gott, ein Christus und eine Kirche, erbaut auf Petrus nach des Herrn Wort. Einen andern Altar, ein anderes Priesterthum neben jenen kann es nicht geben.“ — Ihr sehet, meine lieben Leser, wie jener Knecht des Herrn beide, die sichtbare und die unsichtbare Kirche, deren Glieder ja auch unter andern Kirchenparteien sein können, wenn sie nur den wahren Glauben an Christum haben, vermischte, und meinte, außerhalb jener sichtbaren Kirche sei kein Heil; — eine Behauptung, die ihre Wahrheit hat, wenn die sichtbare Kirche ein reines Bekenntniß, reine Lehre und reine, unverfälschte Sakramente hat. Da kann man sagen: Wer sich nicht an das Bekenntniß einer solchen

Kirchengemeinschaft hält, dasselbe nicht glaubt, der kann nicht selig werden. Dieß gilt in der That von unserer protestantischen Kirche. — Die spätere römische Kirche hielt an der Einheit fest, hatte aber den Glauben verleugnet. Bis dahin, wohin diese Kirche sich verirrte, hätte man sich indessen nicht verirren können, wenn die Lehre von der sogenannten späteren mündlichen Ueberlieferung nicht dazu gekommen wäre. Die Apostel nämlich, ja der Herr selbst, haben manches geredet und gethan, was nicht aufgezeichnet worden war; daran erinnerten sich dann später deren Zuhörer und Jünger und theilten das Gehörte ihren Zeitgenossen mit; und dieß nannte man Ueberlieferung, die aber durchaus ganz mit den Schriften der Apostel in Uebereinstimmung war. Ja, Tertullian, ein Kirchenlehrer im Jahr **200** sagte: „Jede Tradition müsse übereinstimmen mit Gottes Wort.“ Ja, man kann sagen, die Ueberlieferung war das Evangelium selbst, weil die Apostel und Schriftsteller des Neuen Testaments unter Eingebung und Leitung des heil. Geistes das, was sie mündlich von Christo oder von dessen Umgebung gehört hatten, niedergeschrieben und uns hinterlassen haben; allein das konnte so fort nicht angehen. Die mündliche Ueberlieferung hörte auf sicher und wahr zu sein, sobald jene Augen- und Ohrenzeugen, die mit dem Herrn und seinen Aposteln auf Erden wandelten, in ihre ewige Ruhe eingegangen waren. Dessenohngeachtet spann die römische Kirche an jenem Faden fort, und im Mittelalter galt alles für apostolische Ueberlieferung, was die Schwärmerei dummer Mönche, die Rohheit des Volkes, die Albernheit der Bischöfe, der Aberwitz und das Machtgebot des Papstes auf die Bahn brachte, wenn es auch schnurstracks gegen Gottes Wort und den gesunden Menschenverstand streiten mochte. — War irgend ein neu erfundener Unsinn eine Zeit lang in der Kirche in Gebrauch gewesen, sogleich stempelte man ihn zur urchristlichen Ueberlieferung. Die Kirchenversammlung in Trient, die nach der glorreichen Reformation gehalten worden war, und durch welche die römischen Irrthümer festgestellt wurden, erklärte: „Ohne die Ueberlieferung könne die Schrift nicht sein,“ und nach diesem Grundsatze wäre die Bibel derselben untergeordnet. — —

Denket euch nun, meine Leser, jene Ansicht von der Göttlichkeit, Unwandelbarkeit und Unfehlbarkeit der sichtbaren Kirche und füget den Glauben an die mündliche Ueberlieferung hinzu, so habt ihr die römische Kirche, was sie im Mittelalter geworden ist. Man kann sagen: jener Glaube an die Göttlichkeit der mündlichen Ueberlieferung stamme aus dem Glauben, daß die sichtbare Kirche unfehlbar sei; denn sobald man letzteres für wahr hielt, so mußte alles, was irgend ein Glied der Kirche, besonders ein Priester, ein Bischof, endlich ein Papst sagte, unfehlbar sein, da ja letztere die Vertreter der Kirche sind. Sagten sie nun, dieser oder jener Gebrauch stamme aus der apostolischen Zeit, so glaubte man dieß so gewiß, als die Wahrheit, daß eine Sonne am Himmel ist. Ist nun die Kirche unfehlbar, ist außer ihr kein Heil, so folgt, daß jeder, der ihr, nämlich wohlverstanden der römischen, nicht angehört, verloren gehen muß; daher muß es auch nach römischer Ansicht erlaubt sein, diejenigen, welche sie verlassen, mit Gewalt in sie zurückzuführen, oder sie, weil sie Ketzer sind, mit dem Tode zu bestrafen. — Zu solchen ungeheuren, unevangelischen, antichristischen, ja satanischen Folgerungen schritt man fort, weil man eben den Grundirrthum festhalten wollte, und zwar um so mehr daran festhalten zu müssen glaubte, weil die Einheit der Kirche durch die Völkerwanderung bedroht war.

Mit dieser Ansicht von der sichtbaren Kirche steht eine andere Erscheinung in sichtbarem Zusammenhange. Um die Göttlichkeit der sichtbaren Kirche auch in ihrem Abfalle einleuchtend zu machen, mußte man sie an den Heiland und die Apostel knüpfen. Man schloß also: So wie die Kirche des alten Testamentes ein sichtbares Oberhaupt, einen Hohenpriester, gehabt hat, so muß auch die Kirche des neuen Bundes ein solches haben. Indessen war das Verderben noch lange nicht so weit gediehen, daß schon ein Pabst aufkommen konnte; daher behauptete die hohe Priesterschaft, *sie* seien die Nachfolger der Apostel, welche alle Gewalt unmittelbar von Christo empfangen hätten. Allein darin täuschten sie sich, denn die Apostel sind keine Bischöfe gewesen, sie besaßen eine Würde als Apostel Christi, wie sie niemand mehr haben und besitzen kann; sie standen über

allen Bischöfen; und gesetzt auch, sie wären Bischöfe gewesen, so steht nirgend in der Schrift ein Beweis dafür, daß das Amt eines Knechtes Gottes mit göttlichem Rechte an schlechte, verworfene Menschen sammt den Gaben derselben übergehe. — Wenn die römischen Päpstler ein solches Recht behaupten, so vergessen sie immer die Art und Weise, wie Christus seinen Aposteln seine Vollmacht übergeben hat. Er blies sie an und sprach: „Nehmet hin den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“ Joh. 20, 22. Sie sagen zwar, ihre, die katholischen Priester, haben den heil. Geist, aber das Leben der meisten ihrer Geistlichen straft sie Lügen. — Im Widerspruche mit der heil. Schrift und mit der gesunden, erleuchteten Vernunft bildeten nun die Bischöfe die Kirche im engern Sinne.

Der Hochmuth, und zwar der geistliche Hochmuth ist diejenige Sünde, welche am meisten Unheil in der christlichen Kirche angerichtet hat, und dieser treibt sein pharisäisches Wesen und Spiel besonders in der römisch-katholischen Kirche. Früher wählte die Gemeinde ihre Bischöfe, ihre Hirten und Lehrer, später aber konnten die stolzen Bischöfe nicht dulden, daß sie von dem Volk und den übrigen Geistlichen gewählt wurden. Anstalten hiezu machte man schon im vierten Jahrhundert. — Die Bischöfe standen also höher, als die übrigen Geistlichen, höher noch, als die sogenannten Laien oder die Welt, die sie als ihren Fußschemel achteten. — Hielten sie sich ja für die Kirche, welcher die Welt unterthan werden mußte! —

Indessen drangen Schaaren von Heiden in die Kirche, und mit ihnen auch das Heidenthum, heidnische Gebräuche, heidnischer Sinn und heidnisches Leben, weil man mehr auf einen großen Haufen sogenannter Bekehrter sah, als auf die Bekehrung des Herzens; aus diesem Grunde hielten die Bischöfe noch fester an ihrer Würde, weil sie meinten, eben ihr Ansehen sei nöthig, um die Heidenchristen zu überwachen. Allein diese aristokratische Verfassung, vermöge welcher nur die vornehmen Geistlichen regierten, hatte manche Schwierigkeit. Nach Cyprian sollten die Bischöfe eine Einheit ausmachen, alle sollten ein Körper, von einem Geist beseelt sein. Das aber war eben nicht der Fall,

und konnte bei dem steigenden Verderben nicht der Fall sein, wenn auch noch manche wahren Knechte Gottes den Bischofsmantel trugen. Nach einem Haupt der Kirche hin ging das Streben; ein Haupt mußte die Kirche haben, wenn sie als eine erscheinen sollte. Das waren Gefühle und Gedanken, die manche Gemüther lange vorher bewegten und beschäftigten, ehe das Papstthum auftrat.

Es waren also zwei verschiedene Richtungen, die nicht selten mit einander in Widerspruch traten und sich bekämpften. Die eine Partei behauptete die apostolische Macht und Würde der Bischöfe, die andere, hiemit nicht zufrieden, wollte nur ein einziges, äußeres Oberhaupt der Kirche.

Die Stelle Matth. **16, 18. 19.**: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, und will dir des Himmelreichs Schlüssel geben rc." deuteten die alten Kirchenlehrer auf Christus selbst, als auf den Felsen und Eckstein seiner Gemeine (**1** Mos. **49, 24.** Ps. **118, 22.** Jes. **28, 16**); und gesetzt auch, die Stelle wäre auf Petrus zu beziehen, und Petrus gewissermaßen als der Repräsentant der Gemeine anzusehen, wer will nun beweisen, daß auf den Papst oder Bischof in Rom jener Ausspruch und jene Verheißung Christi übergehe; gesetzt auch, Petrus wäre Bischof in Rom gewesen, was aber durchaus nicht der Fall war. — Dessenohngeachtet — wer sollte es glauben? — knüpfte man an jenen Ausspruch des Heilandes die ungeheure Lüge vom Papstthum an. Ein schrecklicher Mißgriff! der die furchtbarsten Folgen nach sich zog und die Welt mit Mord, Krieg, Blutvergießen und Verwirrung erfüllte, wie wir später sehen werden. — Jedoch dürfen wir nicht glauben, daß das Papstthum so ohne allen Widerspruch aufgekommen sei; der Herr hatte auch noch seine treuen Knechte, die nicht schliefen, sondern die Rechte der Kirche vertheidigten. Sogar jener fromme Cyprian sprach sich gegen die Oberherrschaft eines Papstes mit den Worten aus: „Nicht einmal Petrus, den der Herr als den ersten erwählte, und auf den er seine Gemeine erbaute, hatte die stolze Anmaßung, als ob er die Oberherrschaft besitze." Die Synoden oder Kirchenversammlungen fassen Beschlüsse, führen sie aus,

ohne den römischen Bischof zu fragen. Man nimmt keinen Anstand, den römischen Bischof für einen Irrlehrer zu erklären, wenn er sich Abweichungen von der Lehre des Evangeliums zu Schulden kommen läßt. — Zur Vermehrung des Ansehens indessen, das der römische Bischof sich anmaßte, trug besonders der Umstand bei, daß man in streitigen Angelegenheiten nach Rom appellirte; ebenso die Rechtglaubigkeit der damaligen römischen Bischöfe; außerdem war Rom die Hauptstadt der Welt gewesen, und so trug man leicht, nachdem das weltliche Kaiserthum gestürzt war, eine geistliche Macht auf dieselbe Stadt über, die über die geistlichen Angelegenheiten ein Ansehen ausüben sollte, wie einst die Kaiser über die Welt. Hiezu kam noch die Barbarei und Unwissenheit des Mittelalters, die Menge von Ketzern, der Unglaube und die Gewaltthätigkeit mancher Kaiser über die Gewissen. Da suchte man seine Zuflucht im Papstthum, anstatt bei Christus, bei der monarchischen Kirchengewalt, anstatt beim hellen Lichte des Evangeliums, das da Freiheit gibt. — Wie konnte es anders kommen, als daß nun auch die Unwissenheit den Priesterstand ergriff, wenn die Bibel dem Volk entzogen wurde. Die Stimme eines Hieronymus, Basilius, Ambrosius, Chrysostomus, die das Volk zum Lesen des Wortes Gottes ermahnten, waren verhallt. Die schöne Zeit, wo jeder Christ Rechenschaft geben konnte von dem Glauben, der in ihm war, jene Zeit, wo Frauen und Kinder die Bibel lasen, war vorüber. Schon im fünften Jahrhundert kam die Meinung auf, die Bibel sei schwer verständlich. Isidor von Damiette bekämpfte jenen Wahn.

Bald kam auch die heidnische Verehrung der Heiligen auf, und an die Stelle der römischen Untergötter traten jetzt Heilige. Das Volk bekam eine vermischte Religion, anstatt des alten reinen Evangeliums; und das Neue, was hinzugekommen war, bestand in der Verehrung der Engel, der Maria, der Märtyrer, Heiligen, in Aufstellung ihrer Bilder, des Kreuzes und der Reliquien und in deren Anbetung. Immer noch erhoben sich Stimmen gegen solche Neuerungen, allein die Macht der Finsterniß siegte eine Zeit lang. — Merkwürdig ist nun, daß die römisch-katholische Kirchenversammlung in Trient (1545—1563) alle

diese eingeschlichenen Mißbräuche und Irrthümer für alt apostolisch erklärte, und zwar deßwegen, weil die Väter aus den ersten drei Jahrhunderten dieselben nicht verdammt hätten; aber wir fragen: wie, um des Himmels willen! konnten jene alten Lehrer Irrthümer verdammen, die noch gar nicht vorhanden waren? Der Bischof Epiphanius von Salamis auf Cypern riß am Ende des vierten Jahrhunderts im Vorhofe einer palästinensischen Kirche ein Bild mit Unwillen ab; ein Beweis, daß erst damals die Bilder aufzukommen begannen.

Die Kirche Gottes, gleich einem Häuslein im Weinberg, einer Nachthütte im Kürbisgarten, sie war wie eine verheerte Stadt (Jes. 1, 8.). Die Concilien fingen auch nach und nach an, dem Volke nachzugeben. Eine Synode in Carthago in Afrika (398), wo noch ernster Sinn und Glauben herrschte, gebot den Bischöfen, die Märtyrer-Capellen einzureißen, wenn es aber nicht möglich sei, so sollten wenigstens die Bischöfe gegen das Besuchen solcher Capellen eifern. Wir sehen aus diesem Beschlusse, wie sehr das Uebel einer abgöttischen Verehrung der Märtyrer schon so früh eingerissen war, und wie auf der andern Seite die Bischöfe in großer Noth waren und sich nicht recht zu rathen und zu helfen wußten. Schon im vierten Jahrhundert ward das Kreuz angebetet, das Innere ward auf diese Weise veräußerlicht. Man rief die Maria, die Märtyrer, die Heiligen als Fürbitter an. Von allen diesen Dingen weiß die alte Kirche nichts; der heil. Augustin und Chrysostomus wissen nichts von einer unbefleckten Empfängniß der Maria; sie halten dafür, daß sie in der Erbsünde geboren sei; im zwölften Jahrhundert heißt sie ein Haus der Weisheit; man schreibt ihr ein überflüssiges Verdienst zu, das auf das Menschengeschlecht überfließe, man glaubt, sie sei ohne Erbsünde geboren. In der alten christlichen Kirche weiß man nichts von Reliquien und ihren Wundern; im vierten Jahrhundert sind sie in den Kirchen, und man redet von ihren Wundern. Bald will jede Kirche ihre eigenen Heiligen haben. — — Mit einem Worte, in den ersten drei Jahrhunderten war man frei von jenen abgöttischen Gebräuchen, von jenem Aberglauben, der von dem Schöpfer und Heiland, dem allein Ehre und Ruhm gebührt, zu den Geschöpfen und Creaturen abführt.

Im vierten und fünften Jahrhundert treffen wir schon verschiedene Ansichten in Hinsicht auf jenen Aberglauben an. Die eine Richtung, wozu Epiphanius, von dem wir oben redeten, gehört, verwarf in den stärksten Ausdrücken die Anrufung der Märtyrer, die Aufstellung der Heiligen-Bilder und die Verehrung der Maria; er nennt diesen Dienst ein Werk des Teufels, wenn er sagt: „Ist nicht jener Gebrauch götzendienerisch und als ein teuflisches Unternehmen zu achten? — denn der Teufel schleicht sich beständig unter dem Scheine der Gerechtigkeit in den Sinn der Menschen ein, indem er die hinfällige Natur mit göttlicher Würde schmückt, menschliche Bilder mit mannigfacher Kunst ausstaffirt, und vor die Augen der Menschen hinstellt. Obwohl diejenigen selbst, welchen man Anbetung zollt, gestorben sind, so stellt man dessenohngeachtet ihre Bilder zur Anbetung auf, so daß die Gemüther der Menschen von dem einen wahren Gott auf freventlich ehebrecherische Weise abfallen." Gleicher Gesinnung wie Epiphanius sind Vigilantius von Barcellona, Gregor von Nazianz, Chrysostomus und der heil. Augustinus. Die Kirchengebete selbst im vierten und fünften Jahrhundert enthalten noch keine Bitten an die Heiligen, was von Wichtigkeit für das Alterthum des kirchlichen Gebrauchs ist. — Die zweite Klasse der Kirchenlehrer, zu welcher namentlich Eusebius gehört, hält die Sache für nicht gefährlich und gut in Beziehung auf die Heiden, die vielleicht sich eher anziehen lassen, wenn sie sehen würden, daß doch auch noch Manches in der christlichen Religion sich finde, was ihren Göttern und Untergöttern ähnlich sei; — doch ist diese Richtung eine duldende, tolerante, keine bestimmt fördernde. Die dritte Richtung endlich fördert den Heiligendienst; Ambrosius und Hieronymus, Theodoret, Nilus, der heil. Basilius empfehlen, aber gebieten nicht die Anrufung der Heiligen. — Wir sehen aus diesen verschiedenen Ansichten, daß der Irrthum noch keineswegs sich in der allgemeinen Kirche festgesetzt hatte; sie war immer noch eine Braut Christi, ein Zion; wenn auch die alte Reinheit in Lehre und Leben vermißt wurde, und das Verderben mit Eilschritten nahte. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit der Ehelosigkeit. Die Ansicht, als ob das ehelose Leben einen besondern Grad von

Heiligkeit gebe, kam erst nach und nach auf. Paulus empfiehlt den ehelosen Stand, wie er deutlich erklärt, um der Verfolgungen willen; und derselbe Knecht Christi nennt das Verbot, ehelich zu werden, eine Teufelslehre (1 Tim. 4, 3.). Das fühlte man, darum erhob man auf der einen Seite den ehelichen, aber mit nicht minder starken Ausdrücken den ehelosen Stand, und gerieth so mit sich selbst in Widerspruch. Das Wort des Herrn verstand man nicht oder wollte es nicht verstehen (Matth. 19, 12.).

Indessen treten nordische Barbaren in die Kirche ein; und weil dieselben das Christenthum nur äußerlich annahmen, und nicht wahrhaft wiedergeboren aus Wasser und Geist, die heidnischen Sünden, die Abgötterei und den Aberglauben beibehielten, so fanden die römischen Bischöfe für nöthig, ihr Regiment noch mehr zu befestigen; allein in Lehre und Leben entfernte man sich immer mehr vom Evangelium. — Bald hörte die lateinische Sprache auf, vom Volk verstanden zu werden, und doch fuhr man fort, den Gottesdienst lateinisch zu halten. Die Priester selbst wurden immer unwissender, roher und lasterhafter. Vom fünften Jahrhundert an bis ins neunte Jahrhundert zieht sich das Verderben hindurch. Der Priesterstand, so schlecht, so unwissend er ist, will doch immer geehrt, ja gefürchtet sein. „Wer einen Bischof angreift," schreibt der heil. Bernhard, ein sonst frommer Mann, an den König Ludwig VIII. von Frankreich, „der greift den Herrn des Paradieses an." Einem Prälaten, meint derselbe, müsse man gehorchen, wie einem Gott. Zwar ermahnt er auch ernstlich und streng die Bischöfe; aber er bittet erst demüthig um Verzeihung, daß er, das arme Schaf, es wage, den Fürsten der Kirche Rath zu ertheilen.

Noch ertönen hie und da Stimmen mitten in die Finsterniß hinein, daß es noth thue, zum Quell des Lebens zurückzukehren, und aus ihm zu schöpfen; allein sie wurden überhört, gerade so, wie wenn jemand in die brausenden Wogen des stürmischen Meeres hineinriefe; das Toben geht fort, der Sturm wird nicht beschwichtigt, bis der Allmächtige ruft: „Bis hieher und nicht weiter!" Auch thut sich hie und da die Sehnsucht nach Erlösung noch in manchen Herzen kund; aber sie wird nicht befriedigt durch immer neue Erfindungen von Ceremonien und heid-

nischen Gebräuchen. — Um die innere Sehnsucht nach Gnade zu stillen, um Vergebung der Sünden zu erlangen, die nur in der Rechtfertigung durch den Glauben, umsonst und aus freier Gnade von Gott in Christo erlangt wird, widmeten sich Schaaren dem Mönchsthume. — Derselbe heil. Bernhard meint, man solle Vater und Mutter von sich stoßen, um ins Kloster zu gelangen. „Der höchste Grad von Frömmigkeit," meint er, „ist derjenige, um Christi willen grausam zu sein. Laß dich nicht durch Thränen Unsinniger bewegen, die dich beweinen, der du aus einem Höllenkind ein Gotteskind, d. h. ein Mönch, geworden bist." Da nun den Mönchen und Geistlichen Ehelosigkeit aufgedrungen wurde, so ging das eine Zeit lang; aber wie mochte eine selbstgemachte Heiligkeit, eine eigene Gerechtigkeit Kraft geben, dem Ausbruch der Sünde zu wehren. Vom geistlichen Hochmuth fiel man in den tiefen Sumpf der Fleischeslust herab, verfiel man in die greulichsten, unnatürlichsten Laster. Es war der natürliche Weg, es mußte so kommen, — weil nur Gottes Geist die Herzen ändern kann. Immer wieder reformirte man aufs Neue die Mönchsorden, gab neue Gesetze; aber immer wieder durchbrach das Fleisch die Schranken. Wer nicht Mönch werden wollte, der konnte durch Geisselung, Fasten, Wallfahrten, Geschenke an die Kirche sein Gewissen beschwichtigen, die Schuld abbüßen. Von Christi Verdienst war nicht mehr die Rede, noch weniger von einem christlichen Volksunterricht; jedoch mußte das Volk im Zaum gehalten werden. Da legte man ihm äußerliche Bußen und Kirchenstrafen auf. Sie mußten fasten oder eine Wallfahrt machen; allein manche Reiche wußten sich zu helfen: wurde ihnen ein Fasten auferlegt, so bezahlten sie irgend einen Armen, der für sie hungern mußte. Die Sache wurde so arg getrieben, daß sogar der Papst Gregor IX. 1227—1241 verordnete, es können Geldbußen für Lästerungen gegen Gott, die Heiligen und die Jungfrau Maria auferlegt werden. Man konnte von Geistlichen die Lossprechung für die größten Verbrechen, für Ehebruch und Blutschande abkaufen. Es war, als ob ein allgemeiner Fluch Gottes auf der Kirche laste, da nicht nur verruchte, sondern auch gottselige, fromme Diener der Kirche in mancherlei Irrthümer befangen waren. Bei Gregor dem

Großen findet man die ersten Spuren von einem Fegfeuer; durch ihn kommt auch die Messe in Aufnahme. Es ist nicht genug, daß Christus einmal für unsere Sünden gestorben ist; Hebr. 7, 27. 9, 12. 10, 12. 1 Petr. 3, 18.; nein, er muß jetzt in der Messe täglich von Neuem geopfert werden. — Die levitischen Priester, — so schloß man, — hatten ein Opfer, die christlichen Priester müssen auch ein solches haben; und auf diese Weise wußte man Alles zu rechtfertigen, auch den furchtbarsten, den gefährlichsten Irrthum.

Der geneigte Leser sollte meinen, eine solche Menge von äußeren Anstalten müßte doch auch ein heiliges Leben wirken; allein davon findet man nichts. Bei den Festen der Heiligen werden lustige Tänze in den Kirchen gehalten. Das Osterfest feiert das Volk mit großen Schmäusen und Unfläthereien. In den Kirchen wird Handel und Wandel getrieben. Das Volk achtete nun nicht mehr die Heiligkeit der Bischöfe und der Kirchen; die Kirchen wurden häufig geplündert, die Bischöfe geschlagen, ermordet. — Woher diese Rohheit? — Woher alle diese Ausbrüche der Sünde? Wenn ein Vater seine Kinder ohne allen Unterricht, ohne alle Zucht und Vermahnung zum Herrn aufwachsen läßt, wenn er ihnen selbst durch sein Betragen ein Beispiel der Rohheit, der Unwissenheit und des Lasters darstellt, wenn in seinem Hause kein Wort Gottes gelesen, kein Gebet im Geist und in der Wahrheit gehalten wird; — wir fragen, wie werden seine Kinder beschaffen sein? — werden sie ihm nicht ins Angesicht fluchen? werden sie nicht in die Fußstapfen des Vaters treten?

Die Ursache, warum es so traurig unter dem Volke aussah, wirst du, mein lieber Leser, nun selbst finden; sie liegt eben darin, daß das Volk keine Predigt des Evangeliums mehr hörte, kein Wort Gottes hatte, keinen Unterricht genoß, und nur ein schlechtes Beispiel bei den Geistlichen vor Augen hatte. War es zu verwundern, wenn im zwölften Jahrhundert der heilige Hildebert folgende Beschreibung vom Leben der Mönche geben mußte, daß das Volk in Zügellosigkeit aufwuchs ohne Treue und Glauben? Er sagt: „Die Mönche pflegen eine sogar öffentliche Vertraulichkeit mit den Weibern; durch Versprechungen und

Geschenke locken sie dieselben an sich, bringen mit ihnen Tage und Nächte in Sünden zu. Auf öffentlichen Straßen schwärmen sie herum; Possenreiserei ist ihr Geschäft, anstatt daß sie etwas lernen."

Die Kirche des Herrn hat die Verheißung, daß sie nie aufhören wird, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden; und so gab es fort und fort im Stillen Gläubige, die den Heiland liebten, an seiner Gnade sich festhielten, und nichts von einer heuchlerischen Werkheiligkeit wissen wollten. Hie und da dringt eine solche Stimme durch die Verwirrung, durch den Jahrmarktslärm, bis zu unsern Ohren: „Mein ganzes Vertrauen steht nur zu Christo; ich glaube, daß ich nur durch ihn allein gerechtfertigt werde; er ist meine Burg, meine Zuflucht!" singt eine solche Stimme im finstern Mittelalter, und ihre Töne klingen lieblich, wie der Morgengesang des Wächters, der auf den Tag harret. Die Menge zwar vernahm solche Stimme nicht; aber für uns ist es tröstlich, zu wissen, daß der Herr die Seinen kennt, und daß immer eine heilige, unsichtbare Kirche Christi ohne Flecken und Runzel vorhanden war; und wie viele edle Seelen, von denen wir nichts wissen, die wir erst in der Ewigkeit kennen lernen werden, mögen im Glauben an ihren Heiland gelebt, im Glauben auf sein Verdienst und seine Gerechtigkeit heimgegangen sein? —

Bald bekamen nun auch die Bischöfe einen weltlichen Charakter, und das ging so zu. Es war eine große Menge Heiden getauft worden. Die Deutschen waren früher, ehe sie Christen geworden waren, gewohnt, sich selbst auf ihren Volkstagen zu regieren. Nachdem sie nun das Christenthum angenommen hatten, so wurden sie durch die Reichsgroßen, durch die Vornehmen auf den sogenannten Reichstagen regiert. — Die Bischöfe, deren Ansehen es jetzt galt, und die von der rohen Gewalt sich sammt der Kirche unterdrückt zu sehen befürchteten, suchten nun auch sich auf jenen Reichstagen Einfluß zu gewinnen, und es gelang ihnen. Sie erschienen nun auf den Tagen der Angelsachsen, Westgothen und Longobarden. — Das fränkische Reich kommt empor, in welchem das Lehnswesen herrscht. Hier gelingt es nun den Bischöfen, sich mit weltlichen Besitzthümern belehnen

zu lassen; Gleiches erstreben die Klöster. So sind nun die geistlichen Oberhirten weltliche Herren, sie ziehen in den Krieg, tragen den Degen an der Seite, und wissen der Welt glauben zu machen, es sei ja eine Gnade und Verdienst vor Gott, die Kirche, d. h. sie, die Bischöfe, so wie die Klöster, beschenken zu dürfen. Die Geistlichen und Mönche wissen ferner Erbschaften von Sterbenden zu erschleichen, so daß schon im sechsten Jahrhundert der Frankenkönig Chilperich ein Verbot gegen solche Testamente ausgehen ließ, im Fall Erben des Erblassers vorhanden wären. Alles half nichts; und es starb fast Niemand mehr, der nicht wenigstens etwas der Kirche vermacht hätte. So stieg der Reichthum der Kirche und der Klöster ins Ungeheure, während natürlich das Volk immer mehr verarmte. Allein auf diese Weise kamen die Mönche in Widerspruch mit sich selbst. Sie hatten apostolische Armuth gelobt, und waren doch so reich geworden. Daher sagt der heil. Bernhard von ihnen: „Die Mönche wollen arm sein, doch so, daß es ihnen ja an keinem Gute mangele.“ Daher fragt Carl der Große die Bischöfe, sie möchten ihm doch erklären, was es bei ihnen heiße, die Welt verachten? Er für sich sähe ja weiter nichts, als daß sie, wie sie nur könnten, die Welt zu gewinnen trachteten. — Die Welt von ihrer Seite, da sie sich von den Dienern der Kirche beraubt, in die Armuth versetzt sieht, da sie die steigende Ueppigkeit, das Wohlleben der Geistlichen, ihre Ausschweifungen und Laster bemerkt, wird von Ingrimm entbrannt; — sie greift die Bischöfe an, mordet sie, wenn sie mit dem Schwert in der Hand ihr Besitzthum vertheidigen. Die Kirche von ihrer Seite belegt ihre Feinde wiederum mit dem Bann, erklärt sie für Ketzer, überliefert sie dem weltlichen Arm, d. h. mit andern Worten, läßt sie verbrennen. Wer die Kirche und ihr falsches Fundament antastet, ist ein Ketzer, und ein Ketzer ist des Todes würdig.

Früher trennte man die geistliche und weltliche Gewalt und gab dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist; aber bald will man diese Gewalten vereinigen. Man schloß also: „Christus ist nicht nur Priester, sondern er ist auch König gewesen; daher ist auch der Priester König, und ihm gebührt

nun auch weltliche Macht; denn, was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden; eine wunderliche, ja teuflische Anwendung jener Stelle. Diese Ansicht sprach sogar ein Bernhard aus. Man ging noch weiter und behauptete: der Papst ist, als Christi Statthalter, der oberste Statthalter aller Reiche, der eigentliche König; seine Vasallen oder Untergebenen sind die weltlichen Fürsten. Papst Gregor VII. im elften Jahrhundert sucht diesen Gedanken gegen Kaiser Heinrich IV. zu verwirklichen; Bonifacius VIII im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gegen Philipp den Schönen, König von Frankreich, in Anwendung zu bringen.

Wer erkennt nicht in diesem Streben den Geist des Widerchrists, der sich über Alles erhebt, Alles niedertreten will, und sich selbst zu Gott macht? — Dem weltlichen Charakter der Bischöfe zufolge werden sie nun Richter in weltlichen Angelegenheiten, und können vor lauter Beschäftigung mit Prozessen nicht ihres Hirtenamts warten. Die Geistlichen und Mönche processiren, treiben auch Handel und Wandel; sie sind oft Fleischer, Schlächter, Kürschner; lauter Dinge, welche von römisch-katholischen Schriftstellern bezeugt werden. — Das Licht stand unter einem Scheffel; die Kirche war ein großes Kaufhaus geworden, eine Mördergrube, und ach! der Herr erschien noch nicht, um hinauszutreiben die Käufer und Verkäufer! Er schwang noch nicht seine Geißel über die Zerstörer des Heiligthums! Er ist aber langmüthig und hat Geduld; er handelt nicht wie Menschen, wie selbst oft seine Heiligen handeln würden.

Er kennt die rechte Zeit und Stunde,
Wo er mit seiner Hülf' erscheint;
Doch endlich heilet er die Wunde,
Und treibt hinaus der Wahrheit Feind.

Zu verwundern ist es, daß der Priesterstand immer noch bei allem Kampfe, der sich gegen ihn erhebt, namentlich von Seiten der Edlen und Großen, in einem gewissen Ansehen bleibt. Davon ist freilich die große Unwissenheit des Volks Ursache. Es fällt uns bei, was uns einst ein Freund aus Rußland mittheilte, was auf jene Verhältnisse passen möchte: „Die russischen Bauern trinken und spielen in der Schenke mit ihren Geistlichen

(Popen) und haben so wenig Achtung vor ihnen, wenn sie in ihrem Alltagskleid unter ihnen erscheinen, daß sie sich nicht entblöden, dieselben zuweilen tüchtig durchzuprügeln. Trägt aber der Priester seinen Ornat, so erscheint er den Russen, wie ein höheres Wesen; sie bücken sich vor ihm und küssen ihm die Hände. So ist auch in jener Zeit der schlechteste Geistliche im Meßgewand ein heiliger Mann; und ein Bernhard ruft aus: „Nicht durch euer Verdienst, sondern durch Gottes Gnade seid ihr, was ihr seid; durch eure Heiligkeit und Keuschheit die Engel auf Erden oder sogar Himmelsbürger!“

Es gab Stufen unter den Geistlichen; die Bischöfe nahmen z. B. einen höhern Standpunkt ein. Endlich gab es noch verschiedene große Städte, die in der frühern Zeit eine Bedeutung hatten, in welchen Patriarchen residirten, die einen höhern Rang, als die Bischöfe behaupteten. Solche Städte waren Jerusalem, Antiochien, Alexandrien, Constantinopel und Rom. Die ersten drei Patriarchate traten bald in den Hintergrund, weil die Moslemen, die Saracenen ihre Herrschaft über die Länder ausbreiteten, in denen jene Städte lagen. Nun standen noch Rom und Constantinopel einander gegenüber, und stritten sich um den Vorrang; denn dahin war es einmal mit der allgemeinen Meinung gekommen, daß die Kirche ein Oberhaupt haben sollte. Wie es nun zuging, daß Rom die Oberhand behielt, hievon wollen wir in kurzen Worten die Gründe hier zusammenstellen, Gründe, die wir zum Theil schon berührt haben. 1) Ward Rom für den einzigen apostolischen Sitz in Europa, d. h. für eine Stadt gehalten, in welcher die Apostel die Gemeinde gegründet haben sollen, was, wie wir bereits wissen, durchaus keinen historischen Grund hat. Dann sollte Petrus seinen Stuhl daselbst gehabt haben, den die Katholiken als den Apostelfürsten ansahen. 2) Kräftige, energische und christliche Bischöfe, wie Leo der Große (v. 440—461) brachten Rom zu Ansehen, und wurden selbst durch Kirchenversammlungen und Kaiser unterstützt. So erkannte die Kirchenversammlung von Sardika 347 dem römischen Bischof eine Art von Schiedsrichter-Amt zu. Als der apostolische Vikar, der Metropolit Hilarius von Arelate, ein Absetzungsurtheil nicht durch Leo (445) untersuchen lassen

wollte, so erließ Kaiser Valentinian **III.** ein Gesetz (**445**) des Inhalts: „Was durch den apostolischen Sitz in Rom beschlossen worden sei, solle als Gesetz gelten; jeder Bischof sei verpflichtet, sich dem Richteramt des römischen Stuhls zu unterwerfen." Indeß war zu jener Zeit das oberrichterliche Ansehen des römischen Bischofs noch nicht allgemein anerkannt. Im pelagianischen Streit widersetzte sich die afrikanische Kirche Zosimus, dem schwachen Bischof zu Rom. Die ersten allgemeinen Kirchenversammlungen wurden ohne römischen Einfluß gehalten. Hauptsächlich aber war es der rechtschaffene, fromme und kräftige Gregor (v. **590—604**), der das Ansehen Roms durch seinen persönlichen Charakter hob. Zwar widerstand er dem Patriarchen Johannes Jejunator (**585—595**), wie sein Vorgänger Pelagius **II.**, der den Titel eines allgemeinen Bischofs sich anmaßte: zwar verschmähte er den gleichen Titel, den ihm ein alexandrinischer Patriarch beilegte; er nannte sich Knecht der Knechte; allein in der Folge blieb doch jener Titel dem römischen Papste, der sein Ansehen über Spanien, als der gothisch-spanische König **589** zur katholischen Kirche übertrat, und besonders über England und die fränkische Kirche ausdehnte. — Die Kirche Deutschlands brachte Bonifacius, der Apostel der Deutschen, mit Rom in Verbindung. 3) Der Papst Zacharias (**741—752**) bestätigte die Absetzung des Frankenkönigs Childerich **III.** durch seinen Haushofmeister Pipin; dafür nahm dieser den Longobarden das Exarchat Ravenna, das dem griechischen Kaiser gehörte, und schenkte dasselbe dem Nachfolger des Zacharias, dem Stephan **II.** (**752—757**). Karl der Große, auf's Neue von Papst Hadrian **I.** (**772—795**) gegen die Longobarden zu Hülfe gerufen, zerstörte das longobardische Reich, bestätigte und vermehrte die pipin'sche Schenkung, und erhielt dafür aus Papst Leos **III.** Händen am **25.** Decbr. (**800**) in der Peterskirche die Kaiserkrone. Dieß ist der Ursprung der weltlichen Macht des Papstthums. Wir sehen, wie durch Ungerechtigkeiten auf beiden Seiten, sowohl auf Seiten des Papstes, als des Pipin und des Karl das Papstthum und das Carolingische Haus emporkamen; und es soll dessenohngeachtet das Papstthum eine Statthalterschaft Christi sein und heißen. Aber, was hat die Gerechtigkeit

für Genieß mit der Ungerechtigkeit? — 4) Zur Befestigung der römischen Kirche trug insbesondere die Abfassung des Kirchenrechts bei. Zwei solcher Sammlungen wurden früher veranstaltet: die eine durch Johannes Scholastikus († 578), Patriarch in Constantinopel, für die griechische und die andere durch den römischen Abt Dionysius Exiguus, einen Scythen († 556), der die kirchlichen Beschlüsse von Siricius an (384) bis Anastasius II. († 498) für die abendländische Kirche sammelte. Jetzt aber erschien fälschlich unter dem Namen des frommen, ehrwürdigen Isidorus von Sevilla († 636) ein neues kirchliches Gesetzbuch, ungefähr zwischen den Jahren 829—836, das wahrscheinlich unter andern einen Diakonus zu Mainz, Benedict Levita, zum Verfasser hat. Dieses Buch erhebt nun absichtlich das Ansehen des Papstes gegenüber von der kaiserlichen Gewalt und der Metropoliten. Diese unächten isidorischen Decretalen wurden nun fortan als ächte seit Papst Nikolaus I. (858) eingeführt, bis erst nach der Reformation ein Gelehrtenverein in Magdeburg ihre Unächtheit und Falschheit bewies.

Alle diese verschiedenen Umstände trugen dazu bei, die Macht des Papstthums zu erhöhen und dasselbe auf die Stufe zu bringen, die es später unter Gregor VII. wirklich erreicht hat. — Nicht unerwähnt zu lassen ist übrigens, daß die Bischöfe zu Rom und anderwärts in früherer Zeit, die am Glauben und der reinen Lehre des Evangeliums festhielten, keineswegs die Absicht hatten, ein Antichristenthum oder ein Widerchristenthum vorbereiten zu helfen, wenn sie das Ansehen Roms gegenüber von den übrigen Kirchen und Kirchenhäuptern zu erheben suchten. Sie konnten nicht voraussehen, daß falsche Lehre und falscher Gottesdienst auf dem bischöflichen Stuhl in Rom einen Abfall herbeiführen werde, wie er wirklich herbeigeführt wurde. Sie waren von den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen; allein, ob sie davon die Schuld trugen, und wie viel hievon auf ihre Rechnung und auf die Rechnung des Einzelnen zu schreiben sei, das allein weiß Gott, der die Herzen und Nieren prüft. Uns wird es leichter, da die Geschichte des Mittelalters hinter uns liegt, den Gang des Verderbens zu beurtheilen, als jenen Männern, von denen man kein prophetisches Voraussehen fordern kann.

Zweites Kapitel.

Wie die Verehrung der Bilder der Heiligen in der sogenannten allgemeinen Kirche kirchlich festgestellt wird.

Seit dem Fall unserer ersten Eltern hat eine Sünde besonders im Menschenherzen tiefe Wurzel geschlagen: wir meinen die Abgötterei. Der Mensch, von Natur nicht geneigt, Gott über Alles zu ehren und zu lieben, hängt sein Herz vor allen Dingen an die Creatur, an das Geschöpf, an die sichtbare Schöpfung. Sein Auge soll den Himmel anschauen, und er sieht, wie das Thier, zur Erde; er soll eingedenk sein, daß sein Vaterland droben ist, allein er sucht es unten auf der Erde. Der Grund hievon liegt in der Hoffarth des Herzens, das sich von Natur im Zustand der Empörung gegen seinen ewigen Gott und Herrn befindet. Daher findet sich die Sünde der Abgötterei so früh in der Menschenwelt, und zwar in allen Arten von Verzweigungen. Und doch sollte auf ganz natürlichem Wege der Mensch durch den Anblick der Werke Gottes zur Anbetung des unsichtbaren Schöpfers und Erhalters geleitet werden; wie Paulus Röm. **1, 20.** bezeugt, wenn er sagt: „Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also daß sie keine Entschuldigung haben." Zugleich beschreibt er den Abfall von Gott v. **23.** mit den Worten: „Und sie verwandelten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und der kriechenden Thiere." Die Folgen des Abfalls vom Schöpfer zum Geschöpf, waren nun die gräulichsten, zum Theil unnatürlichsten Sünden und Laster. Außer dieser Creaturvergötterung im Allgemeinen, gab es eine noch andere, die ebenfalls ein Erzeugniß des menschlichen Hochmuths ist, es ist die Selbst-, die Menschenvergötterung, die in unsern Tagen unter den sogenannten Weisen aufgekommen ist. Die Menschen hielten sich für Weise, und wurden zu Narren (Röm. **1, 22.**). Wie

groß der Hang des Sünders zur Abgötterei ist, zeigt das Beispiel des Volkes Israel. Dasselbe hatte die Offenbarung, es hatte das Gesetz, es war getrennt durch weise, heilige Einrichtungen von den Heiden, und doch verfiel es wiederholt in Abgötterei und Götzendienst. Ja die ganze Völkergeschichte lehrt, daß sowohl der Einzelne, als auch ganze Völker, wenn sie Gott nicht im Geist und in der Wahrheit anbeten, wenn sie nicht durch die Gnade des Herrn wiedergeboren sind, feine oder grobe Abgötterei treiben. — Der Mensch, von Gott abgewichen, muß etwas haben, wodurch er sein Gewissen zu beruhigen sucht; der unwissende und ungebildete Heide wird Holz und Stein anbeten; er hat einen Götzen, der ihm persönlich wohl will, der ihm seine Vergehungen vergibt; er stellt ihn in einen Tempel, in sein Haus, in seine Kammer, und der Götze ist gewissermaßen von ihm abhängig. Unter solchen steinernen, hölzernen, metallenen Götzen verehrten die Heiden ihre Helden, Könige, nicht selten lasterhafte Menschen; aber in der Regel blieben sie beim todten Götzen stehen, und vermochten nicht über denselben hinauszudenken.

Zu allen Zeiten hat Gott die Abgötterei verboten, und zwar in den strengsten und gemessensten Ausdrücken. Von Sinai herab ertönt das Verbot des Herrn: „Du sollst keine andere Götter neben mir haben; du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist; bete sie nicht an und diene ihnen nicht.“ 2 Mos. 20. Das Christenthum, das Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrt, bestätigte jenes Verbot, und die Heiden wurden aufgefordert, sich zu Christo, dem lebendigen Gott, zu bekehren. Kein Bild, kein Symbol stellten die ersten Christen in ihren Versammlungen auf. Erst, als das Wort der Wahrheit anfing, verdunkelt und das Licht unter den Scheffel gestellt zu werden, gegen Ende des vierten Jahrhunderts, nahm man die Malerei und Bildhauerkunst zur Erweckung der Andacht zu Hülfe. Nicht nur Epiphanius, Bischof von Cypern, von dem wir oben sprachen, wurde entrüstet über jene Neuerung, sondern auch Augustin sagt von den Bildern: „sie haben mehr Kraft, die Seelen zu berücken, als sie zu bekehren.“ „Wenn die Bilder einmal in den Kirchen

eine Stelle finden," sagt derselbe Kirchenvater an einem andern Ort, „und in Ehren gehalten werden, so schleicht der Irrthum bald ein." Die Verehrung und Anrufung der Heiligen und ihrer Bilder war dem Geiste des Christenthums so durchaus zuwider, daß erst spät eine solche Abgötterei Wurzel fassen konnte, und zwar immer unter dem beständigen, lebhaften Widerspruch zum Theil erleuchteter Gegner. Der Bilderdienst nahm auf folgende Weise seinen Anfang: Es war in jener von uns genannten Zeit gewöhnlich, daß Heiden, die eben ohne gründliche Bekehrung zum Christenthum übergetreten waren, und aufgehört hatten, heidnische Götzenbilder anzubeten, sich das Bildniß Christi, der Maria und der Apostel anschafften. Eusebius, zu dessen Zeiten dieß Statt hatte, nennt es eine heidnische Gewohnheit. Ja, die erste christliche Kirche entfernte den Gebrauch der Bilder als Annäherung an das Heidenthum. Im häuslichen Leben jedoch, in ganz unschuldigem Sinne, wie z. B. jetzt noch die Protestanten, hatte man mit sinnbildlicher Bedeutung verschiedene Bilder auf Bechern, Ringen u. s. w.; z. B. das Bild eines Hirten, der ein Lamm auf seinen Schultern trägt, das Bild einer Taube, eines gen Himmel segelnden Schiffes, eines Ankers, einer Laute, eines Fisches, den geistlichen Fischfang anzeigend. Vom Hause kamen dann die Bilder in die Kirchen, aber anfangs durchaus ohne alle Verehrung. Indessen wurde der Gebrauch derselben im vierten Jahrhundert (305) durch die Kirchenversammlung in Elvira beschränkt. Dieser Bildergebrauch wurde etwa so angesehen und geachtet, wie gegenwärtig und nach der Reformation bei den Lutheranern.

Paulinus, Bischof von Nola (gest. 431), ließ, anstatt seinem Volke das Wort Gottes zu lehren, die Wände einer Kirche mit biblischen Geschichten bemalen; allein aus keiner andern Absicht, als um demselben auf eine sinnliche Weise die biblische Geschichte beizubringen. So wie nun die Unwissenheit zunahm, so nahm auch die Zahl der geschichtlichen Gemälde zu. — Serenus, Bischof von Marseille (ungefähr um 600), nahm wahr, daß man anfing, den Bildern eine abgöttische Verehrung zu zollen. Hierüber entrüstet, läßt er dieselben in den Kirchen eines Sprengels zerstören. Gregor I., Bischof in Rom, vor

welchen diese Angelegenheit gebracht wurde, verwies dem Serenus sein Verfahren, erklärte jedoch, die Bilder dürfen nicht angebetet werden, sondern sollen blos zum Unterricht dienen; allein dabei blieb es eben nicht, und jenes Wort Gregor's hatte, wohl gegen seinen Willen, die nachtheiligsten Folgen, besonders in der Kirche, deren Bischof und Hirte er gewesen ist. Wie die Ansicht Gregor's I., des letzten frommen und gottesfürchtigen Bischofs in Rom, in dieser Beziehung beschaffen war, geht auch aus einer andern Thatsache hervor. Ein gewisser Einsiedler verlangt von ihm ein Bild Christi; Gregor übersendet es ihm mit der Erklärung, es sei allerdings Bedürfniß der menschlichen Natur, von dem unsichtbaren Heiland auch eine sichtbare Anschauung zu haben; allein er ermahnt ihn auch, das Bild nur als eine Hinweisung zu betrachten zum Herrn selbst.

Unleugbar ist es, daß das Aufkommen des Bilderdienstes die Herrschaft und die Macht der Bischöfe in Rom ungemein beförderte zu einer Zeit, als Rom unter Gregor II. frei ward von der Herrschaft der oströmischen Kaiser und später der Longobarden, und zu weltlichem Besitzthum gelangte, ein Umstand, der eine neue Steigerung seines Ansehens bewirkte.

Indessen begann der Bilderstreit im Morgenlande, von wo er dann sich bis über das Abendland ausdehnte, und eben in den römischen Bischöfen seine mächtigen Vertheidiger fand. Natürlich war der Gebrauch der Bilder, ehe jener Streit begann, durch Vernachläßigung des christlichen Volksunterrichts schon zur Abgötterei herabgesunken, und jene Meinung Gregors I., „die Bilder sollten dienen zur Anregung der Andacht und zur Belehrung der Menge,“ war bereits durch den Bilderdienst verdrängt worden. Vorzüglich waren es die Mönche, die den Bilderdienst begünstigten, welche als Maler und Verfertiger von Bildern an denselben festhingen und das Volk auf ihrer Seite hatten. Ja, man kann sagen, die Mehrheit war auf Seiten der Abgötterei und die Minderheit war für die Abschaffung der Bilder, und diese Minderheit selbst wendete zur Abschaffung derselben meist fleischliche Mittel und Waffen an, wie wir aus dem Verfolg der Geschichte sehen werden; und aus diesem Grunde, weil sie dem Volk nicht mit dem Wort Gottes und der Predigt

des Evangeliums etwas Besseres boten, bekamen die Bilderverehrer die Oberhand.

Im Jahr 726 widersetzte sich der oströmische Kaiser, Leo, der Isaurier in Constantinopel, dem Bilderdienst. Ein christlicher Syrer Namens Beser, der in muhamedanischer Gefangenschaft gewesen war, und die Wahrnehmung gemacht hatte, welchen Abscheu die Saracenen vor dem christlichen Götzendienst der Christen bezeigten, bekam seine Freiheit wieder. Er stand bei Leo in hoher Gunst, und überzeugte ihn, daß der Bilderdienst Abgötterei sei, und daß die Christen von den Muhamedanern mit Recht Abgötter gescholten werden. Diesem Beser zur Seite stand Constantin, Bischof von Nicolia in Phrygien. Der Kaiser, welcher die Bekehrung der Saracenen und Juden, welche letztern ebenfalls die Christen Götzendiener nannten, beabsichtigte, wurde von der Wahrheit der Gründe, die diese Männer vorbrachten, überzeugt, und beschloß, nach dem Beispiel des frommen Königs Hiskias, den Götzendienst auszurotten. Er hatte auf seiner Seite das Zeugniß des Alterthums. Bis jetzt hatte keine Synode den Bilderdienst gutgeheißen. Das Wort Gottes, das höher steht, als alle Kirchenversammlungen, verbot mit unzweideutigen Ausdrücken diesen Irrthum. Leo ging anfangs mit großer Vorsicht zu Werke, theils um des Volks willen, theils wegen des 90jährigen Patriarchen Germanus, der die Bilder in Schutz nahm, und der ganz gegen alle Geschichte behauptete, die Bilder seien zu allen Zeiten in den Kirchen in Gebrauch gewesen. Auch die Beistimmung des Museums zu Constantinopel konnte der Kaiser nicht erhalten.

Gegenüber von dem alten Germanus, berief sich der Kaiser auf das Gesetz Gottes im A. T. Der Patriarch meinte, jenes Gesetz sei für die an den egyptischen Götzendienst gewöhnten Juden gegeben worden. Allein er vergaß, daß fort und fort von den Propheten und Männern Gottes in Palästina das Verbot des Götzendienstes eingeschärft worden war, und daß die Cherubim über der Bundeslade, die er als Beleg für seine Meinung anführt, als hätte doch das jüdische Volk auch seine Bilder gehabt, Sinnbilder von der Majestät, Kraft und Herrlichkeit Gottes gewesen und keineswegs angebetet worden waren.

Germanus unterschied allerdings zwischen dem Bild und dem Abgebildeten, zwischen Verehrung, die man dem Bilde zolle, und zwischen Anbetung, die nur Gott gebühre; allein die Praxis sprach gegen ihn; denn das Volk machte jene Unterscheidung nicht, und Theodor Studita sogar hielt das Bild und den unter demselben dargestellten Heiligen für eins und dasselbe. Germanus, um eine Stütze sich zu verschaffen, schrieb an den Bischof von Rom, Gregor **II.** (**715—731**), der sich entschieden für die Bilderverehrung aussprach. Der Kaiser hatte bereits **726**, im Einverständniß mit einer Versammlung seines geheimen Raths, nur erst ein einfaches Edict gegen die abgöttische Bilderverehrung und gegen das Niederknien vor den Bildern erlassen. Gregor **II.**, den wir mit Recht mit andern Schriftstellern **den ersten Papst** im protestantisch-biblischen Wortsinn nennen können, schrieb dem Leo einen hochfahrenden, anmaßenden Brief. „Versuche es nur einmal," sagte er ihm, „in die Schulen zu gehen, in welchen die Kinder lesen und schreiben lernen, und sage ihnen, daß du ein Verfolger der Bilder bist, so werden sie dir gleich ihre Tafeln an den Kopf werfen, und die Unverständigen werden dich lehren müssen, was du von Verständigen nicht lernen willst. Ihr habt die Kirche Gottes ihres Schmuckes beraubt; ferne sei es, daß wir auf Bilder unsre Hoffnung setzen, nicht auf das Bild, sondern auf den durch das Bild dargestellten Gegenstand setzt der Bilderverehrer seine Hoffnung. Höre nur auf, die Bilder zu verfolgen, so wird Alles ruhig bleiben. Wir fürchten deine Drohungen nicht; denn, wenn wir eine Meile weit von Rom gehen nach Campanien zu, so sind wir sicher." — Eine solche Sprache führte der Papst gegen seinen Kaiser. Dieser beschloß nun, offne Gewalt zu gebrauchen. Er beorderte seinen Exarchen von Ravenna, gegen Rom vorzurücken, und den Papst abzusetzen. Allein jetzt brach die Flamme des Aufruhrs allenthalben aus. Man wüthete in Rom gegen die Bilder, aber nicht gegen die der Heiligen, sondern gegen die des Kaisers. Rom ward frei durch die Empörung, die Gregor **II.** anschüren half; er that den Kaiser als einen Ketzer in den Bann und Rom erklärte sich vorläufig für eine Republik. Bald kam es unter die Franken, als diese das Longobarden-Reich in Italien

zerstörten. Ein Erdbeben, das die Bilderfreunde als ein Zeichen des göttlichen Zorns ansahen, brachte auf den kykladischen Inseln in Griechenland einen Aufruhr hervor, und unter Anführung eines gewissen Stephanus rückte eine zahlreiche Flotte gegen Constantinopel an; allein der Kaiser zerstörte dieselbe, und, in diesem Siege ein Zeichen göttlicher Gunst erkennend, erließ er **730** ein zweites Edict, worin er alle Bilder von Heiligen, Märtyrern, Engeln und von Christus bei Strafe befahl wegzuschaffen. Jetzt legte Germanus, Patriarch von Constantinopel, sein Amt nieder, und Anastasius, Sekretär des Kaisers, ein Hofmann, wurde an seine Stelle gesetzt. Alle Bischöfe, die das kaiserliche Edict nicht annehmen wollten, wurden von ihren Stellen entfernt, und die Bilder wurden mit Gewalt weggenommen. Den Anfang machte man mit einem Crucifix, das über dem aus Erz gegossenen Thore des kaiserlichen Palastes stand, und welches ein Gegenstand der Verehrung beim Volk war. Der Kaiser schickte einen Soldaten seiner Leibwache hin, um es wegzuschaffen; allein fanatische Weiber eilten herbei, zogen dem Soldaten die Leiter unter den Füßen hinweg; er fiel herunter und wurde ermordet. Der Kaiser sandte nun mehrere Soldaten hin, die den Aufstand schnell dämpften und das Bild zerstörten, an dessen Stelle sie ein einfaches Kreuz ohne Bild setzten. — Gregor **II.** benahm sich auch in anderer Beziehung durchaus wie ein weltlicher Fürst. Als der Bilderstreit ausbrach, zog Luitprand, der Longobardenkönig, dem Papst zu Hülfe gegen Ravenna's Exarchen (**728**); allein da Gregor die Ausbreitung der Macht der Longobarden über Italien fürchtete, so erweckte er dem Luitprand Feinde unter seinen eigenen Unterthanen, indem er Thrasamund gegen seinen rechtmäßigen Herrn aufwiegelte.

Wir verfolgen diese Geschichte, die nicht zu unserem Zwecke gehört, nicht weiter, und bemerken nur, daß Gregor **III.** (**731—741**), der Nachfolger Gregors **II.**, ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, und auf gleiche politische Weise dem Longobardenkönig entgegen arbeitete. Als Luitprand den Papst dafür züchtigte, rief dieser den Carl Martell zu Hülfe; allein die Kriege mit den Saracenen hielten diesen ab, das Ansuchen des

Papstes zu bewilligen; indessen überlieferte er seine Macht und seine ehrgeizigen Absichten seinem Sohne Pipin. — So vermischten fortan die Päpste Weltliches und Geistliches miteinander, und begannen geistliche und irdische Gewalt in ihrer Person zu vereinigen, wie schon oben bemerkt worden ist.

Constantin Copronymus (741—775), Leo's Sohn, setzte das Bemühen, den Bilderdienst in seinem Reiche auszurotten, fort. Er besiegte seinen Schwager Artabasdus, der sich empört und durch Begünstigung der Bilder seiner Empörung einen Anhang zu verschaffen gewußt hatte, und nun wirkte der Kaiser nach einem bestimmten Plane, um auf immer die Bilder zu stürzen. — Im Jahr 754 versammelte er eine Synode von 338 Bischöfen zu Constantinopel, die er die siebente allgemeine Kirchenversammlung nannte. Dieselbe sprach sich gegen die Bilder aus. „Jesus Christus," erklärte sie, „hat uns von der Abgötterei erlöset, und hat uns gelehrt, ihn im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Da aber der Teufel die Schönheit der Kirche nicht ertragen konnte, so hat er unvermerkt unter dem Schein des Christenthums die Abgötterei wieder eingeführt, und die Menschen überredet, die Creatur anzubeten, und zu einem Gott ein Menschenwerk zu machen, welchem sie den Namen Jesu Christi geben." Diese Versammlung sprach über alle Verfertiger von Christusbildern den Bann, erklärte für das einzige wahre Bild Christi das heilige Abendmahl, und verdammte alle religiösen Bilder. „Es gibt nur ein von Christo eingesetztes Bild," sagte die Synode, „nämlich Brod und Wein im Abendmahl, die Christi Leib und Blut darstellen." Allein der innere Gehalt dieses Dienstes, der Kern, von welchem die Bilder nur die Schale bildeten, blieb unangefochten; denn die Anrufung Maria's, der Engel, der Heiligen und Märtyrer ward von dieser Synode nicht geleugnet, und ihre Vermittlung nicht bestritten. Gab man dieß zu, so verstand es sich von selbst, daß die Bestreitung der Bilder keinen Halt und keinen Nachdruck hatte. Der Kaiser setzte nun die Beschlüsse der Kirchenversammlung mit größter Strenge durch. Alle mit heiligen Darstellungen bemalte Kirchenwände wurden überstrichen; indessen geschah dieß in einem Geiste, der keineswegs geeignet war, den vollen, heiligen Sieg

davon zu tragen. Denn an die Stelle der Geschichte Christi von seiner Geburt an bis zu seiner Himmelfahrt und bis zum Pfingstfeste malte man Jagden und andere profane, weltliche Gegenstände. Jetzt wurden die Klöster Zufluchtsstätten der Bilderverehrer, welche die Mönche mehr und mehr in ihrem Irrthum bestärkten. Der Kaiser räumte nun in den Klöstern alles Ernstes auf; er trieb Mönche und Nonnen zusammen, und ließ sie ehelich trauen und zur Arbeit anhalten. Aus Klöstern machte er Casernen für seine Soldaten. Einst ließ er bei den öffentlichen Kampfspielen die anwesenden Nonnen und Mönche aufgreifen und sie paarweise im Circus, dem Ort, wo die Kampfspiele gehalten wurden, herumgehen zu großem Gelächter des Volkes. Dadurch wurde Constantin ein Gegenstand des Abscheus für die Mönche, und sie rächten sich an ihm, wie sie konnten. So sagten sie ihm nach, er habe bei seiner Taufe, als ein kleines Kind, den Taufstein besudelt; daher gab man ihm den Beinamen Copronymus *), den er noch in der Geschichte trägt.

Die römischen Bischöfe waren fortwährend Bilderfreunde; Gregor **III.** hatte den Kaiser Constantin und alle Feinde der Bilder feierlich in den Bann gethan. Stephan **II.** (**752—757**) ließ zu Rom eine Synode halten, die sich für die Bilderverehrung aussprach. Wenn Rom nicht als Vorkämpfer auf dem Plane erscheint, so ist daran nur der Schauplatz des Streites, der im Morgenlande Statt hatte, die natürliche Ursache. Im Abendlande allerdings spielt in dieser Beziehung der Papst die erste Rolle; von da schleudert er seine Bannstrahlen unaufhörlich nach dem Morgenlande hinüber.

Dem Constantin folgte sein Sohn Leo **IV.** Chazarus (**775—780**) in der Regierung. Auch er war ein Bilderfeind. Einst, als er zwei Bilder unter dem Kopfkissen seiner Gemahlin Irene fand, wollte er dieselbe nicht mehr vor seinem Angesicht sehen. Sie aber, ein kühnes, herrschsüchtiges Weib, Tochter eines Chans der Chazaren, räumte wahrscheinlich ihren Gatten aus dem Weg; denn er starb unvermuthet schnell dahin, und nun beförderte die lasterhafte und schlaue Kaiserin Wittwe aus

*) Copros heißt im Griechischen Mist, Koth, Excremente.

allen Kräften den Bilderdienst. Dabei hatte sie noch eine besondere Absicht; sie wollte nemlich Herrscherin bleiben, und hiezu suchte sie sich der Menge zu bedienen, die eben für die Bilder gestimmt war. Indessen war die alte Leibwache des Kaisers gegen den Bilderdienst gestimmt; allein sie trennte dieselbe und wußte sie zu entfernen, und ihr Sohn Constantin, in dessen Namen sie seit 780 regierte, war minderjährig. Ihre gewaltsamen Maaßregeln siegten endlich. Zwar konnte auf einer Synode zu Constantinopel ihre Meinung keineswegs durchdringen, weil auf derselben mehrere Bischöfe die Sache der Wahrheit kräftig in Schutz nahmen, und so wurde die Versammlung aufgelöst. Jetzt schrieb Irene an den damaligen Pabst Hadrian I. (772 bis 795), und bittet ihn bei einer neuen Versammlung, die sie nach Nicäa ausschrieb, erscheinen, oder wenigstens Abgeordnete senden zu wollen. Tarasius, Patriarch von Constantinopel, mußte an ihn in gleicher Absicht schreiben. Hadrian I. antwortet, und bezeugt seine große Freude über das Bemühen der Kaiserin, den Götzendienst wieder aufzurichten; allein zu gleicher Zeit beschwert er sich höchlich über die Anmaßungen des Tarasius, weil er sich den Titel eines allgemeinen Bischofs gegeben hätte, und verlangt die Zurückgabe des Erbguts des heil. Petrus, das ihm die Kaiser von Konstantinopel vorenthalten hätten, indem er hinweist auf das Beispiel des Königs Karl, der den heiligen Stuhl mit Ländereien, Städten und Schlössern beschenkt hätte. So weit war das Verderben bereits gediehen, und wie konnte es anders sein, da die Lehre von der freien Gnade nicht mehr gepredigt, das arme Volk, das wie Schafe ohne Hirten war, nicht mehr in den Lehren des Evangeliums unterrichtet wurde. Das Geschrei für oder wider die Bilderverehrung erfüllte die ganze Christenheit und auch die, welche für die Abschaffung der Abgötterei sich aussprachen, zählten eine Menge Kämpfer unter sich, die mit fleischlichen Waffen kämpften und dem Irrthum nicht auf den Grund sahen. Wohl gab es noch hie und da einige Knechte des Herrn, in denen noch ein Licht, oder wenigstens ein Lichtlein des Glaubens loderte; aber ihre Stimmen drangen nicht durch. Damals mochte wohl in einzelnen Seelen, die mit banger Besorgniß der

Zukunft entgegensahen, ein Sinn, eine Sehnsucht und eine Bitte sich aussprechen wie bei jenem alten Sänger:

„Erhalt Herr deine Schafe;
Der grimme Wolf kommt an;
Erwach' aus deinem Schlafe!
Weil niemand retten kann,
Ohn' dich, du großer Hirte!
Leit' uns auf gute Weid',
Treib', nähr', erfreu', bewirthe
Uns in der wüsten Heid'."

Mit großem Eifer betrieb Irene die Versammlung zu Nicäa; allein, damit die Meinung der Bilderfreunde durchdringe, wurde niemand zugelassen, wer nicht versprach, seine Stimme für die Bilder abzugeben. Das war damals das Glaubensbekenntniß, das allein Geltung hatte. Sagte jemand: Ich glaube an die Bilderverehrung, so war seine Rechtglaubigkeit außer allem Zweifel, mochte sein Charakter, sein Wandel beschaffen sein, wie er wollte; darnach wurde nicht gefragt. Die Kirchenversammlung hatte im Jahr 787 statt. Sie stand, wie gesagt, unter dem ausschließlichen Einflusse der Kaiserin, die ihre gewaltsamen Maaßregeln auf derselben geltend machte. In sieben Sitzungen wurde der Bilderdienst feierlich festgesetzt. Die Synode heißt in der Kirchengeschichte eine allgemeine, das ist eine solche, auf welche die ganze Christenheit ihre Deputirten oder Abgeordneten sendet. Indessen ist das nicht richtig; allerdings hatte Papst Hadrian I. seinen Legaten hingesandt; auch waren einige Bischöfe aus Italien da, aber das übrige Abendland hatte niemand abgeordnet. Britannien erklärte sich aufs entschiedenste gegen den Bilderdienst, sprach sogar den Bann gegen die zweite nicäniſche Synode aus. Die fränkische Kirche nahm den Bilderdienst damals noch nicht an. Sogar einige italienische Bischöfe waren mit jenen Beschlüssen unzufrieden. Nur der Papst und mit ihm die Kirche in Rom ertheilte seine Beistimmung zur Abgötterei und gab somit seinen Abfall von der Kirche Christi zu erkennen.

König Karl trug seinen Bischöfen auf, die Streitfrage, welche die Bilder betraf, zu untersuchen, und das Ergebniß

jener Untersuchung war die Verwerfung der nicäänischen Beschlüsse. Ja, er ließ unter seinem Namen vier Bücher, die karolinischen genannt, herausgeben, welche wahrscheinlich von Alcuin verfaßt und auf die Schrift gestützt, jede Art von Verehrung der Bilder bestritten (790), indeß doch auch die Bilder-Feinde tadelten, die in stürmischem Eifer die Bilder zerstört hatten, die man wohl zur Erregung der Andacht, und Belehrung roher Menschen in den Kirchen hätte sein lassen können.

Engelbert, Karls Gesandter, mußte diese Bücher dem Papst überbringen. Hadrian, der Karl zur Beförderung seines Ansehens und seines Stuhls brauchte, antwortete mit Klugheit; und nun ließ Karl den Streit durch die Reichsversammlung (794) in Frankfurt entscheiden. Dreihundert Bischöfe, worunter Paulus von Aquileja in Italien, verwarfen den Bilderdienst, und die Beschlüsse von Nicäa. Uebrigens waren die Franken doch für die Folge vor demselben keineswegs gesichert; auch sie hatten Heilige, verehrten die Reliquien und Karl der Große führte selbst eine Reliquien-Kapsel mit sich auf seinen Zügen herum, und ließ sie überall, wo er Lager hielt, aufhängen. Inzwischen blieb der geschmeidige Hadrian I. aus oben angeführtem Grunde mit Karl in gutem Vernehmen, und letzterer scheint in der Folge in dieser Sache nichts mehr unternommen zu haben. Vielleicht fürchtete Karl eine Kirchentrennung, was nach den Begriffen damaliger Zeit das größte Unglück für die Kirche gewesen wäre. Zugleich war ja der Pabst in der Meinung der Menschen Nachfolger Petri und Statthalter Christi, dessen Ansehen in Ehren gehalten werden mußte.

Leo III. (795—816) folgte Hadrian auf dem päpstlichen Stuhl, welcher mehr der Politik als der Sache Gottes lebte. Am Weihnachtsfeste (800), als Karl der König die Messe zu St. Peter in Rom, wohin er gekommen war, anhörte, und vor dem Altar kniete, setzte ihm plötzlich Leo III. die Kaiserkrone aufs Haupt, und das ganze Volk rief: „Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser! ihm langes Leben und Sieg!“ Der Papst zog die Oelflasche hervor, salbte ihn, und fiel dann vor ihm nieder. So diente der Papst Karl, und Karl dem Papste, während

die Wahrheit als Nebensache betrachtet wurde, und das Wohl der Kirche unberücksichtigt blieb.

Im Morgenlande ging der Streit über die Bilder fort; die Kaiserin Irene entsetzte ihren Sohn Constantin des Thrones, und ließ ihm die Augen ausstechen, so daß er darüber das Leben einbüßte; allein auch ihr wurde vergolten, was ihre Thaten werth waren; das verbrecherische Weib ward von ihrem Schatzzahlmeister gestürzt (802). Derselbe, Nicephorus war sein Name, ernannte einen eifrigen Bilderfreund zum Patriarchen von Constantinopel; er selbst war duldsam gegen die Bilderfeinde. Nach seinem Sohne Staurakius besteigt Michael Rhangabe den Kaiserthron, der an den Bildern so festhält, daß er die nicänischen Beschlüsse durch sein kaiserliches Machtgebot zur Rechtgläubigkeit stempelt. Als eines Tages ein Mönch es wagt, die Farben von einem Muttergottesbilde abzuschaben, ließ ihm der Kaiser zur Strafe für seinen vermeintlichen Frevel die Zunge ausschneiden. Leo V. der Armenier (813—820) genannt, stürzt den Michael Rhangabe, und nun gibt er dem Johannes Grammaticus den Auftrag, ihm Bericht zu geben, ob in der heil. Schrift und in den Kirchenvätern die Anrufung der Bilder einen Grund habe. Dieser erklärt ihm, daß die Bilderanbetung keinen Grund im ächten, christlichen Alterthum habe, und nun gebot der Kaiser, die Zahl der Bilder in seinem Armenien wenigstens zu verringern. Der Patriarch Nicephorus dagegen gibt dem Kaiser einen merkwürdigen Bescheid. Dieser Seelenhirte meinte nemlich, wenn man die Bilder wegnehme, so sei das Evangelium umsonst verkündigt worden. Gleichermaßen widersetzt sich ihm auch der Abt des Studitenklosters von Constantinopel Theodorus Studita (gestorben 826 nach viermaliger Verbannung); daher geht der Kaiser langsam zu Werke. Es begab sich aber, als im December des Jahrs 814 die Stelle Jes. 40, 18. in einer Kirche öffentlich verlesen wurde, da bewogen die Bilderfeinde Leo V. zu durchgreifenderen Maaßregeln. Im Jahr 818 wird ein neuer Patriarch gewählt, Theodotus Kassiteras, und eine Kirchenversammlung zu Constantinopel verbot die Bilderverehrung von neuem; allein die Mönche erhoben jetzt wiederum ein furchtbares Geschrei, und Theodorus

Studita an ihrer Spitze, ließ sich durch keine Verbannung abschrecken noch zum Schweigen bringen. Leo wurde endlich das Opfer einer Verschwörung und Michael II. Balbus (Stammler) (820—829) folgte ihm auf dem Throne. Dieser wollte die Sache im Stillen beigelegt wissen; er gebot daher gegenseitige Duldsamkeit. Allein die Bilderfreunde waren mit solchen Maaßregeln nicht zufrieden, sondern fingen an sich zu empören. Der Kaiser von seiner Seite ergriff jetzt andere und strengere Maaßregeln gegen die Bilderverehrer, die jetzt nach Rom flüchteten, wo sie eine Zufluchtstätte fanden. Michael II. schrieb an Kaiser Ludwig den Frommen (814—840), und suchte sich zu rechtfertigen 824. Die Hauptabsicht dieses Briefs ist wohl keine andere als die, daß der Kaiser den Pabst Eugen II. (824—827) dahin bewegen möge, den Flüchtlingen keinen weitern Schutz zu gewähren. Michael, dessen Rechtgläubigkeit namentlich auch in Bezug auf die Lehre vom Teufel bezweifelt worden war, fügte dem Schreiben sein Glaubensbekenntniß bei, in welchem er die sechs ersten allgemeinen Kirchenversammlungen annimmt, und den Glauben an die Vermittelung der Jungfrau Maria und der Heiligen stark ausspricht. In dem Briefe schilderte Michael II. den Mißbrauch, der mit den Bildern getrieben werde, auf eine Weise, die ans Unglaubliche grenzt. Man nahm nemlich die Bilder zu Gevattern bei den Taufen, man mischte die Farben derselben in den Abendmahlswein, man legte die Hostie in die Hand eines Bildes, und ließ dasselbe so communiciren. Dieser Brief veranlaßte wenigstens in der fränkischen Kirche neue Berathungen. Kaiser Ludwig nahm die ihm von Michael aufgetragene Vermittelung an; vielleicht mochte er den Gedanken hegen, den Pabst auf andere Gedanken zu bringen, und trug mit dem Gutheißen des Pabsts Eugen II. die Untersuchung der Bilderangelegenheit einer Synode zu Paris auf (825). Dieselbe entschied ganz im Sinne Karls des Großen und der Frankfurter Versammlung von 794. Das Gutachten jener Pariser Bischöfe wurde nun durch den Erzbischof Jeremias von Sens und Bischof Jonas von Orleans dem Pabste vorgelegt; Ludwig hatte aber die Vorsicht, den Botschaftern zu bemerken, doch ja den Pabst nicht zu erzürnen, sondern

zu überzeugen. Dabei blieb die Sache. Rom behielt seine Bilder, und die Franken hielten durchs ganze neunte Jahrhundert an ihrer Ueberzeugung fest. Allein in der Folge ging der Bilderdienst auch in die fränkische Kirche über, und nun huldigte auch sie dem verderblichen Irrthum, für den sie, wie gesagt, bereits durch den Heiligendienst vorbereitet war.

Wir kehren noch einmal nach dem Orient zurück, ehe wir mit diesen Artikel schließen. Nach Michaels II. Tode wurde Theophilus (829—842) Kaiser, ein verdienstvoller Mann, der nicht ohne Gottesfurcht und Glauben war, indem er sogar Kirchenlieder dichtete. Er faßte den festen Entschluß das Bilderunwesen schonungslos zu stürzen und ein kaiserliches Edikt von 830 gebot, alle Bilder aus den Kirchen zu entfernen; allein seine eigene Gemahlin Theodora war eine Bilderverehrerin und nach seinem Tode 842 wurde sein Sohn Michael von zwei Vormündern Theoctistus und Manuel, die Bilderfreunde waren, erzogen. Seine Kinder lehrte die Großmutter in ihrer zarten Kindheit schon Heiligenbilder küssen, anstatt sie mit Jesu, dem Kinderfreund bekannt zu machen. Theodora selbst ließ eine Kirchenversammlung 842 in Constantinopel halten, auf welcher die siebente allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa bestätigt und der Bilderdienst feierlich wieder eingeführt wurde. Ja, es wurde sogar am ersten Fastensonntage, das Fest der Rechtglaubigkeit zu Ehren der Bilder eingeführt, und so stand der Irrthum fest, der in der morgenländischen Kirche gesiegt hatte, und im Abendland nach und nach überall aufgenommen wurde, je mehr das Pabstthum sich ausbreitete und seine Gewissensherrschaft begründete.

So haben wir die Geschichte des Bilderstreits beendigt, und gesehen, wie der Glaube an den lebendigen Gott und seinen Gesalbten fort und fort seltener wurde, und das wahre Christenthum in Verfall kam. Nur die Minderheit war gegen die Bilderverehrung, und ach! in dieser Minderheit selbst verschwinden die wahren Christen so, daß man ihre Gestalt fast nicht mehr erkennen kann, und man sich mit dem Gedanken trösten muß: „Der Herr kennet die Seinen" und „Ich habe noch 7000, die ihre Knie nicht vor dem Baal gebeugt haben." Daß solche

Protestanten vorhanden gewesen waren, die im Kämmerlein ihre Protestation mit starkem Geschrei und Thränen nicht vergaßen, dafür bürgt uns die Verheißung des Herrn. Sie werden einst offenbar werden am großen Tage, als diejenigen, die den Herrn vor den Menschen bekannt haben. In Rom dürfen wir sie auf dem vermeintlichen Stuhl Petri nicht suchen. Dort blickt der Antichrist mit kennbaren Zügen unter der Papst-Mütze immer mehr hervor. Falsche Wunder, welche die Bilder sogar verrichtet haben sollen, falscher Gotterdienst mit Bildern, das Verbot ehelich zu werden, nimmt überhand. Dan. 11. 2. Theß. 2, 4. 1 Tim. 4, 2. Offenb. 13. 17, 9. 18. und jene Macht auf den sieben Bergen sucht sich immer mehr wider alles, was Wahrheit und göttlich ist, aufzulehnen und zu befestigen. Indessen kennen wir auch nicht alle Knechte und Kinder Gottes, weil ja die Geschichte nur wenige nahmhaft macht. So wollen wir wenigstens diesen Wenigen nachgehen, und uns an ihrem Leben und Glauben, nachdem wir im Sumpf des Aberglaubens herumwatend, uns ermüdet haben, erquicken.

Drittes Kapitel.

Einzelne Zeugen in der römischen Kirche. Agobard. Claudius, Gottschalk, Berengar.

Es gab hin und wieder in unserer Periode Männer, die mit bald mehr bald minderer evangelischer Erkenntniß ausgerüstet, gegen die römische Kirche protestirten, wenn auch manche von ihnen nur einen Theil des Irrthums erkannten. Gegen den herrschenden Aberglauben, der sich in Gottesdienst und Leben kund that, erhob sich Agobard Erzbischof von Lyon 816—840. Er war geboren zur Zeit Karls des Großen. Früh schon zum Presbyter geweiht, wurde er später Landbischof in der Lyoner Diöcese, und zu Anfang der Regierung Ludwigs des Frommen ward er auf einer Synode von den gallischen Bischöfen zum

Erzbischof in Lyon gewählt. Von seiner politischen Rolle, die er im Streit Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen spielte, sagen wir nichts; nur das berühren wir, daß er nach Ludwigs Tode im Kampfe, der unter dessen Söhnen sich entsponnen hatte, seinen Tod fand. Sein evangelischer Sinn zeigt sich namentlich in einer Schrift, die er gegen die Bilder verfaßte. Es waren Gedanken und Gesinnungen, die er aus den Schriften des Augustin und des Hieronymus geschöpft hatte, die er in derselben aussprach, und er sieht noch heller und klarer, als die fränkischen Bischöfe zu Frankfurt und Paris, indem er den äußern Bilderdienst ganz und bestimmt verwirft. Er sagt unter anderm: „Der Teufel hat das ganze Wesen herbeigeführt, damit die Menschen abgezogen werden vom geistigen Dienste zum fleischlichen. Es soll keine Hurerei mit den Bildern getrieben werden, das ist die alte katholische Sitte, und die ächte Ueberlieferung der Kirchenväter." Man sollte die Bilder gar nicht in den Kirchen dulden; es ist besser, sie auszukratzen, als sie zu haben. Es betrüge sich niemand. Wer ein Gemälde oder ein Bild anbetet, der betet nicht Gott an, verehrt dadurch weder Engel, noch die Heiligen; sondern eben die Bilder. Nicht auf einen Menschen; sondern auf Gott allein müssen wir unsere Hoffnung setzen, damit uns nicht jenes prophetische Wort treffe: „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt." Jer. 17. Es ist wahr, Agobard erkennt die wahre Kirche nicht, er sieht die allgemeine Kirche als die Kirche Christi an; er kennt nicht ihre große Abweichung, ihren falschen Grund, auf dem sie ruht; er stellt das Priesterthum der allgemeinen Kirche auf gleiche Linie mit dem levitischen Priesterthum des alten Bundes; er hat keinen Begriff von dem allgemeinen Priesterthum aller Glaubigen im neuen Bunde, und die weltliche Gewalt muß nach ihm der geistlichen unterthan sein. Jedoch warnt er vor einem unberufenen Drängen zum Priesterstand, wenn er sagt: „Alle diejenigen, welche vermittelst des Priesterthums nach Ehre und Reichthum trachten, sind Ehebrecher." Seine Schriften sind voll von evangelischen Wahrheiten. Er redet von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, von einer Zerknirschung des Herzens vor Gott, von einer Rechtfertigung und Heiligung

des Sünders, die nicht durch das Verdienst eigener Werke bewirkt, sondern aus Gnaden geschenkt werde. Das sind ja lauter Wahrheiten, die von einem ächten, protestantischen Sinne zeugen, und wenn auch Agobard nicht das ganze verderbte Wesen der Kirche angriff; so waren doch seine evangelischen Aussprüche demselben ganz entgegen, und bildeten auf dasselbe einen mittelbaren Angriff. Auch für die Reinigung und Wiederherstellung des wahren Gottesdienstes war er thätig. Er verbesserte die Kirchengebete und Kirchenlieder seiner Gemeinde, wählte hiebei, wo möglich, nur biblische Ausdrücke, dabei hatte er einen gesunden, evangelischen Takt, und tadelte diejenigen, welche solche Gesänge in ihrem Gottesdienste einführten, die eher aufs Theater, als in die Kirche paßten, und die das Studium der Bibel über der Beschäftigung mit dem Gesang vernachläßigten.

Unter der Zahl der Männer, die in der Kirche damals gegen das falsche Streben und den bösen Geist des Afterchristenthums auftraten, ragt ein Mann hervor, der hoch über seiner Zeit steht, und von einem reinen reformatorischen Geist beseelt ist. Es ist der Bischof Claudius von Turin (seit 814, gestorben um 840), ein Spanier von Geburt. In früherer Zeit war er Caplan am Hofe Ludwigs des Frommen, und stand im Rufe, daß er in der heiligen Schrift wohl bewandert sey. Fleury, ein katholischer Schriftsteller, sagt von ihm: Ludwig, dem die große Unwissenheit, die in Italien herrschte, zu Herzen gegangen sei, habe ihn den piemontesischen Kirchen vorgesetzt, damit er daselbst dem wachsenden Aberglauben einen Damm entgegensetzen könne. Claudius in seinem Sprengel angekommen, war ungemein thätig und wirksam. Er legte die heilige Schrift im rechten Sinne aus, wovon seine Erklärung des Galater-Briefs Zeugniß gibt. Eine andere Schrift, ein Sendschreiben an den Abt Theodomir oder Theutmir, handelte über die Bilder- und Heiligenverehrung; auch sollen ungedruckte Handschriften von ihm in den Bibliotheken von Frankreich vorhanden sein, welche Erklärungen über verschiedene Theile des alten und neuen Testaments enthalten sollen. Was jenes Sendschreiben anbelangt, so lernen wir dasselbe aus zwei Gegen-

schriften kennen, wovon die eine von dem Abt Dungal, die andere von Jonas, Bischof von Orleans herrührt. Der Heiligen- und Bilderdienst war so außerordentlich im Piemont im Schwange, daß man nicht mehr Heidenthum vom Christenthum unterscheiden konnte. „Ich fand," sagt Claudius „alle Hauptkirchen voll von Befleckung und Fluch, voll Bilder, und weil dieselben von den Leuten verehrt wurden, schaffte ich sie hinaus." Claudius ließ nicht nur die Bilder, sondern auch die Kreuze wegnehmen, predigte mit großem Ernst gegen die Wallfahrten und gegen die Vermittelung der Heiligen. Der Abt Dungal verklagt ihn deßwegen bei Kaiser Ludwig und ermahnt diesen, den verruchten Ketzer zu vernichten, indem er meinte, die Axt werde an den Baum des Christenthums gelegt; allein der Kaiser läßt Claudius ruhig in seinem reformatorischen Bestreben fortfahren. Ueber diese Schonung erheben Walafried Strabo und andere bittere Klagen. Uebrigens wurde das Wort des Apostels (2 Tim. 3, 12.) doch auch an Claudius erfüllt; auch er mußte Verfolgung leiden. „Es sperren Alle ihr Maul gegen mich auf," klagt er, „und lästern mich, und wenn der Herr nicht mein Beistand gewesen wäre, sie hätten mich lebendig verschlungen." Aus diesen Worten geht hervor, daß Claudius seine Hoffnung nicht auf den Arm des Kaisers setzte; sondern auf den lebendigen Gott, und hierin handelte er wie Luther, dessen Vorgänger er war. „Ich lehre keine Sekten," sagt er an einer andern Stelle, „ich halte mich an die Wahrheit, und verkündige die Wahrheit, habe ich ja die Sekten, die Spaltungen, den Aberglauben angegriffen, niedergeschlagen und bekämpft und werde sie mit Hülfe Gottes fürderhin angreifen." Von den Bildern sagt er: die Bilderverehrer entgegnen uns: „wir glauben nicht, daß etwas Göttliches im Bilde ist; wir verehren es um der Person willen, die es vorstellt." Ich antworte: „Wenn diejenigen, welche den heidnischen Bildern entsagt haben, nun die Bilder der Heiligen verehren, so haben sie nicht den Götzen entsagt, sondern nur den Namen verändert, denn ob man den Petrus oder Paulus, den Saturn oder Merkur (heidnische Gottheiten) an die Wand malt, so ist das etwas, das weder ein Gott, noch ein Apostel, noch ein Mensch ist. Der Name ist

verändert, der Irrthum bleibt derselbe. Wenn Menschen anzubeten wären, so würde es weniger abgeschmackt sein, sie bei ihrem Leben anzubeten, da sie doch noch Gottes Ebenbild vorstellen, als nach ihrem Tode, da sie (als Bilder) von Stöcken, Holz und Steinen nicht zu unterscheiden sind. Ist es nicht erlaubt Gottes Werke (in der Natur) anzubeten, so ist die Verehrung von Werken, die von Menschenhänden gemacht sind, viel weniger erlaubt. Mit eben dem Recht, mit dem ein Kreuz anzubeten ist, wäre eine Krippe, wären Windeln, in denen Christus gelegen ist, anzubeten. Eben so könnte man auch Jungfrauen anbeten, weil der Herr neun Monden in dem Leibe einer Jungfrau gelegen ist; man könnte Esel anbeten, weil Jesus auf einem solchen gesessen; man könnte Schiffe anbeten, weil der Herr oft selbst ein Schiff gelenkt hat; man könnte Lämmer anbeten, weil Johannes von Christo sagte: „Siehe das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt.“ Es ist uns befohlen und geboten, das Kreuz zu tragen, und uns selbst zu verleugnen, aber keineswegs es anzubeten. Wer etwas anders anbetet, als Gott, es sei vom Himmel oder von der Erde genommen, der hat sich weggewendet von der Apostellehre. Du Mensch! hat dich nicht Gott aufrecht erschaffen, damit du aufwärts zu ihm schauest? Warum beugst du dich vor Bildern?“ Wir ersehen aus obigen Aussprüchen, daß Claudius nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern das ganze Verderben bekämpft. So wie Claudius sich entschieden gegen die Bilderverehrung ausspricht, so bestimmt leugnet er auch die aufgebrachte Meinung, als könnten Heilige unsere Fürbitter sein, und als sollten wir zu ihnen als Mittlern unsere Gebete richten, und sie um ihre Fürsprache bei Gott anrufen.

An den Abt Theodomir schreibt er Folgendes über die Wallfahrten nach Rom, die schon in jener Zeit so häufig geschahen: „Was deine Behauptung über die Wallfahrten nach Rom anbelangt, als ob ich gegen das Reisen der Büssenden dahin eifere, so ist dieses nicht wahr; denn solches Pilgern hat weder meinen Beifall, noch meine Mißbilligung; einigen sind sie von keinem Nutzen, andern hingegen sind sie schädlich; aber man verkehrt die Worte sehr: „Du bist Petrus und auf dich

will ich meine Kirche bauen," wenn man daraus schließet, daß das ewige Leben durch eine Reise nach Rom und durch die Fürbitte des heil. Petrus erlangt werden könne. Der apostolische Mann d. i. der Pabst ist nicht der, der auf dem apostolischen Stuhl sitzt, sondern derjenige, der dessen Pflichten ausübt.

Ein Mann, mit einem solchen evangelischen Geist ausgerüstet, erkannte wohl auch die falsche Priesterschaft seiner Zeit als das, was sie war. Er spricht sich über sie mit den Worten des Heilandes aus, wenn er sagt: „Von denen die das Amt verwalten und die Pflicht nicht erfüllen, sagt der Herr: „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer: Alles was sie euch sagen, das haltet und thut, nach ihren Werken aber thut nicht."

„Kehret um, ihr Blinden!" ruft er den Bilderanbetern zu, „zum wahren Lichte, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, das in der Finsterniß scheinet, und die Finsterniß hat es nicht begriffen! Wofern ihr jenes Licht nicht erblicket, so seid ihr noch in der Finsterniß, wandelt in der Finsterniß und wisset nicht, wohin ihr gehet, weil eben die Finsterniß eure Augen verblendet hat."

Was Claudius über die Kirche dachte, ist sehr bedeutsam, und zeigt, wie er auch in dieser Beziehung, wenn auch nicht so klare, wie die Reformatoren, doch helle Blicke hatte. Er sagt: „Es gibt falsche Propheten und falsche Apostel und das Wort Kirche kann in einem doppelten Sinne gebraucht werden. Kirche heißt zuerst der Leib des Herrn, die wahre Gemeine des Herrn; eine solche ist rein und mackellos. Nun gibt es auch eine Kirche, welche im Namen des Herrn versammelt ist, die aber jener vollkommenen Eigenschaften ermangelt." Unter der ersten versteht er die wahre, unsichtbar-sichtbare Gemeinde, die der gute Hirte kennet; unter der zweiten aber eine solche, die zwar im Namen des Herrn versammelt ist, aber nicht in seinem Geiste. Claudius unterscheidet ferner sehr genau zwischen dem Gesetz des alten Bundes, und zwischen dem Evangelium der Freiheit, und eifert mit Ernst gegen die Richtung der Kirche, die die Ceremonien des alten Testaments in die christliche Kirche hereinzog, ganz, wie die alten falschen Judenchristen in Galatien. „Diejenigen, welche bis jetzt noch, „sagt

Claudius", die Schrift im jüdischen (pharisäischen) Sinne verstehen, verfolgen die Gemeine und verwüsten sie, nicht aus Gesetzeseifer, sondern weil sie durch Menschensatzungen irre geleitet sind."

Um den Ceremoniendienst dem neuen Testamente und der evangelischen Kirche anpassen zu können, mußte man zu allerlei mystischen Erklärungen seine Zuflucht nehmen, die eben den geschichtlichen Grund der Schrift untergruben. Auch dagegen spricht er sich aus, und sagte, der Apostel habe eine Regel gegeben, wie man bildlich deuten solle, und die Figuren oder Bilder erklären könne, aber die Geschichte dürfe nicht angetastet werden.

Der Reformator des 9ten Jahrhunderts ist in keinem Stücke den Knechten Gottes aus dem 16ten Jahrhundert näher verwandt, als in jener großen Lehre, die eigentlich den Kern und Stern im ganzen Reformationswerk bildet, wir meinen die Lehre, daß wir durch den Glauben vor Gott gerechtfertigt sind; das ist der Lichtpunkt, in dem alle Strahlen zusammentreffen; das ist die hohe Warte, von der aus auch Claudius das kirchliche Gebiet überschaute, und von der aus er die Irrgänge und Irrsale, welche menschlicher, sündlicher Aberwitz geschaffen, durchblickte. In diesem Glauben lebend, webend, wirkend und wandelnd, schöpfte er jenen Muth und jene Glaubensfreudigkeit, die ihn, als das alleinige, damals hervorragende Kirchenlicht aufrecht erhielt, und fest und stark machte, seine Stimme zu erheben. „Die Rechtfertigung des Christen," so lehrt der ehrwürdige Bischof, „erfolgt allein aus der Gnade Gottes und dem Verdienste Christi, welcher gekommen ist zu erfüllen, was das Gesetz nicht erfüllen konnte. Die Werke des alten Bundes rechtfertigen den Menschen nicht; derjenige verliert die Gnade, welcher durch solche Rechtfertigung selig zu werden meint. Christi Tod ist die Rechtfertigung für unsere Sünden. Durchs Gesetz wird niemand gerechtfertigt, weil geschrieben steht: Der Gerechte lebt seines Glaubens; diejenigen können nicht gerechtfertigt werden, welche in des Gesetzes Werken fleischlich leben." Von den Werken sagt er, sie sollen aus dem Glauben hervorgehen, sie sollen ihn verherrlichen. „Glücklich

ist der, in dem Christus lebt, und welcher sagen kann bei allen seinen Handlungen und Werken: Ich lebe im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt, und der sich selbst für mich dargegeben hat. Claudius steht gewaffnet da gegen die Verfolgungen, womit er fort und fort umgeben ist. „Wer sich des Kreuzes Christi rühmet,“ spricht er, „der will im Fleisch nicht gefallen; denn er fürchtet die Verfolgungen der Fleischlichgesinnten nicht. Hat ja der Herr selbst Verfolgungen erduldet, ist gekreuzigt worden, und hat seinen Nachfolgern ein Vorbild gelassen.“ Die Anfeindungen der Gegner konnten nicht ausbleiben bei einer so großen Verderbniß der Kirche, und bei einem so tief eindringenden Zeugniß. Sogar Bischof Jonas von Orleans (**843**), ein Mann von sonst ehrwürdigem Charakter, der gegen einen früchtelosen Glauben sich ausspricht, das Wesen wahrer Buße in Zerknirschung des Herzens und in das Bekenntniß der Sünden vor Gott setzt, schrieb gegen ihn, und Ludwig der Fromme trug demselben die Widerlegung des Claudius auf, ein Beweis, daß, obgleich ihn jener Fürst vor Gewaltthätigkeit schützen mochte, er an ihm doch keine Stütze hatte. Sein alter Freund, der Abt Theodemir (bei Nismes) und Papst Paschalis **I. 817—24** lehnten sich gegen ihn auf, denn er hatte ja gegen das päpstliche Ansehen geeifert. Doch seine Sache war die Sache des Herrn, und wenn Claudius noch im Frieden dahin fahren durfte und nicht auf dem Scheiterhaufen sein Leben dahingab, so kam das wohl zum Theil auch daher, weil die Kirche noch nicht den ganzen Höhepunkt des Verderbens erreicht hatte, und jener Grimm gegen alles Evangelische und Göttliche sich noch nicht in dem Maaße zeigte, wie in der Folgezeit.

Wir scheiden von diesem Wahrheitszeugen mit Rührung und Dank gegen den Herrn, der sein Licht der Kirche nicht ganz entzogen hat, und sich nie unbezeugt läßt. Sie sind dürftig die Nachrichten über ihn, aber doch vollständig genug, um in ihm einen Mann zu erkennen, dessen die Welt nicht werth war. Gewiß reicht sein Zeugniß weiter, als man weiß, und es mußte ein Licht, das nicht unter einen Scheffel gestellt war, tief in jene Nacht des Aberglaubens und der Sünde hineinstrahlen, worin die Welt damals versunken war.

Tausende von hungrigen und durstigen Seelen, wovon uns kein Geschichtschreiber berichtet, aßen wohl von dem Himmelsmanna, und tranken von dem Lebenswasser, das jener apostolische Mann ihnen reichte. Er steht höher und sieht tiefer, als Gregor I., nach seiner ganzen Erkenntniß. In seinem Sprengel, in seiner Gemeinde hinterließ er gewiß einen Segen, der nicht so bald verschwinden konnte, und wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß die Waldenser-Gemeinden, von denen später die Rede sein wird, entweder mit ihm in Verbindung standen, oder gar ihm ihren Ursprung verdanken, wenn gleich kein bestimmter geschichtlicher Beweis hiefür vorhanden ist.

Wir gehen nun zu einem andern Zeugen der Wahrheit über, der uns in Bezug auf seine Abstammung näher steht; denn er war ein Deutscher.

Gottschalk.

Gottschalk, geboren zu Orbais in Sachsen, war der Sohn eines sächsischen Grafen Bern. Seine Eltern übergaben ihn schon als Kind dem Kloster Fulda. Er wollte später aus dem Mönchsleben austreten; allein der damalige Abt von Fulda Rabanus verhinderte ihn daran. Gottschalk war ein Mann von denkendem Geiste und ernster, frommer Gesinnung; daher fühlte er sich besonders von den Schriften des Augustinus angezogen. Je tiefer er forschte, desto mehr machte er die Entdeckung, daß die meisten seiner Zeitgenossen den Kern und Stern der Schriftlehre verlassen, und von der Werkheiligkeitslehre, die dem Hochmuth der Menschen schmeichelt, und die Ehre Gottes schmälert und hintansetzt, angesteckt seien. Im Jahre 846 verließ er sein Kloster und begab sich nach Dalmatien und Panonien, um das Evangelium in jenen Gegenden zu verbreiten. Nach seiner Rückkehr hielt er sich eine Zeitlang in der Lombardei auf, und begab sich von da nach Rom. Auf dem Gute des Grafen von Friaul wohnte er (847) einem Convente bei, an dem auch Notting, der Bischof von Verona, Theil nahm. Gottschalk sprach seine Ueberzeugung unverholen aus, und Notting nahm Anstoß an derselben. Er schrieb deßhalb an Rabanus Maurus, der jetzt Erzbischof in Mainz geworden war; dieser schrieb zu zwei Malen an Notting und den Grafen Eberhard von Friaul, und wider-

legte Gottschalk's Lehre, indem er sie mißdeutete, verdrehte und mit den gehäßigsten Farben darstellte; er gab ihm nämlich Schuld, er lehre, Gott habe den Menschen zur Sünde bestimmt, und stelle somit Gott als den Urheber derselben dar. Die Lehre Gottschalk's indessen war keine andere, als die des Augustin's. Sie läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1) Die Menschen sind durch den Sündenfall aus der Gemeinschaft mit Gott mit freiem Willen herausgetreten, und befinden sich nun seit demselben ohne Unterschied unter dem Zorne Gottes; Alle sind gleichem Verderben anheimgefallen.

2) Daher haben alle Menschen die ewige Verdammniß verdient, und Gott müßte sie nach seiner Gerechtigkeit sammt und sonders verdammen.

3) Aus dieser Masse der Verdammten wählt er nun, nach seinem unbedingten Rathschlusse, eine Anzahl heraus, denen er in Christo, seinem Sohne Gnade verleiht, sie bekehrt, sie zu Gottes Kindern, und ewig selig macht. Dieß sind die Erwählten.

4) Die übrigen überweiset er nach seiner Strafgerechtigkeit der ewigen Verdammniß.

5) Es gibt daher eine doppelte Vorherbestimmung von Seiten Gottes; die eine zum Guten, zur Seligkeit, und die andere, nicht etwa zum Bösen, sondern zur Strafe.

In einem Punkte wich er von Augustin ab, und ging weiter, als dieser. Augustin nahm nämlich nur die Vorherbestimmung zur Seligkeit an, das andere aber, die Ueberweisung an die Strafe, nannte er nicht Vorherbestimmung; sondern gemeinhin Verwerfung. Die Schriftlehre sagt: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, die Seligkeit ist eine freie Gnade, warum aber die einen selig, und die andern nicht selig werden, darüber gibt sie uns keinen Aufschluß, und da müssen wir eben ein Geheimniß annehmen, das über unsere Vernunft geht. Uebrigens lehrte und glaubte Gottschalk die freie Gnade in Christo, und insofern erkennen wir ihn freudig als einen treuen Zeugen des Herrn an und als einen Protestanten, der die arge, verderbliche, römische Werkgerechtigkeit verwirft, und nur aus Gnaden selig werden will. Rabanus Maurus nun, wie schon

erwähnt wurde, entstellte die Lehre des Gottschalk, indem er behauptete, derselbe lehre: Wenn jemand einmal erwählt sei, so dürfe er sündigen, so viel er wolle, er werde der Gnade nicht verlustig; und wenn jemand einmal zur Verwerfung bestimmt sei, so helfe ihn keine sittliche Anstrengung zum Guten, er sei und bleibe verdammt. Das aber war eine grobe Mißdeutung und Verkehrung; denn Gottschalk fordert wohl von einem Auserwählten Anstrengung im Guten; nur setzte er schriftgemäß hinzu, alle Kraft zur Sittlichkeit sei ein Gnadengeschenk Gottes. Ohne mich, spricht ja Christus selbst, könnet ihr nichts thun. Die Worte des Rabanus, die er dem Gottschalk vorwirft und in den Mund legt und an Hinkmar, Erzbischof von Rheims, schreibt, zu dessen Sprengel Gottschalk gehörte, sind folgende: „Warum sollte ich mich mühen um meine Seligkeit? Wenn ich zur Verdammniß bestimmt bin, so kann ich sie nicht vermeiden; und im Gegentheile, wenn ich zur Seligkeit bestimmt bin, so werde ich, so groß auch meine Sünden sein mögen, doch selig werden. So habe ich mit wenigen Worten dir seine Lehre kund gethan.“ Nach einer (848) in Mainz gehaltenen Synode, der auch Ludwig der Deutsche beiwohnte, und vor welche Gottschalk gestellt ward, wurde er als ein Ketzer aus der Kirche gestoßen, und mit dem Bann belegt. Rabanus sandte ihn nun nach Rheims zu seinem Metropoliten Hinkmar, und nennt ihn einen Landstreicher. Dieser stellte ihn abermal vor eine Synode zu Chiersy 849. Anstatt ihn mit Milde und Sanftmuth zu belehren, verlangte man, er solle unbedingt widerrufen; allein dazu wollte er sich nicht verstehen, und Gott stärkte ihn in seinem Glauben, so daß er standhaft blieb. Hierauf behandelte man ihn als einen widerspenstigen Menschen, ja wie einen Verbrecher; er wurde des Priesterstandes entsetzt und unmenschlich gegeißelt. Bei dieser Mißhandlung unterlag er dem Schmerze, und, als man dieß bemerkte, zwang man ihn eine Vertheidigungsschrift, die er aufgesetzt hatte, und welche mannigfache Beweise seiner Lehre aus der heiligen Schrift und den Kirchenlehrern enthielt, ins Feuer zu werfen; indeß widerrufen hatte er nicht. Damit waren jedoch die tyrannischen Richter noch nicht zufrieden. Man übergab ihn dem Kloster Altavilla (Hautvilliers) zu

lebenslänglicher Gefangenschaft. Er hatte an den Papst Nikolaus I. appellirt, aber vergebens. Jetzt trug er all' seine Leiden mit Geduld, die er um Christi willen auf sich nahm, und nichts konnte ihn in seiner Ueberzeugung und in seinem Glauben wankend machen. Er verfaßte zwei Glaubensbekenntnisse in seinem Gefängnisse, welche seine Gesinnung und seinen unerschütterlichen Glauben an die freie Gnade kräftig aussprachen. Nur eines müssen wir an ihm tadeln. Er erbot sich nämlich, seine Lehre durch eine Feuerprobe zu bestätigen; „bleibe er im Feuer unbeschädigt, so solle man seine Lehre für göttlich erklären"; allein man ließ es nicht zu. Wenn in diesem Anerbieten allerdings eine Herausforderung liegt, die kein erleuchteter Christ billigen kann, so fällt der Vorwurf hievon auf seine unmenschlichen Richter zurück. Man denke sich einen Mann, dessen Stimme fort und fort taube Ohren findet, so oft er bereit ist, Beweise von der Wahrheit seiner Ueberzeugung aus Schrift und Glaubenszeugen anzuführen, den man endlich, damit er ja nicht mehr von seinem Glauben zeugen und Rechenschaft geben könne, ins Gefängniß wirft, von aller Gemeinschaft mit Gleichdenkenden ausschließt, ist es da nicht menschlich, wenn er zu dem Aeußersten seine Zuflucht nimmt, zu einem Gottesurtheile? Wir sagen, es ist menschlich, göttlich ist es nicht; denn letzteres ist nur die Geduld der Heiligen und Harren und Warten auf den Herrn. Allein zu entschuldigen ist Gottschalk, der von den ungerechten Richtern an Gott selbst gewissermaßen appelliren wollte, um so mehr, da in jener Zeit Gottesurtheile etwas ganz Gewöhnliches waren, und in dieser Beziehung war er eben noch in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen. Uebrigens mildert das allerdings gar sehr jene, nach unserm Urtheile verwegene Herausforderung. Der Gemißhandelte mußte nicht weniger, als zwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten. Als er krank wurde und in den letzten Zügen lag, sandte ihm Hinkmar, dem dieß zu Ohren gekommen war, ein Glaubensbekenntniß, welches er unterzeichnen sollte, damit er dann wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden könne. Gottschalk wußte, daß er der Kirche Gottes, deren Mitglieder im Himmel angeschrieben sind, angehöre, er verwarf daher das Anerbieten mit Unwillen, und verweigerte den Widerruf

bis ans Ende. Er starb, wie wir hoffen und glauben, im Frieden des Herrn, ohne den Genuß des Abendmahls, weil er eben ein Verbannter war; Hinkmar verweigerte ihm sogar ein ehrliches Begräbniß, und er wurde wie ein Verbrecher begraben (869).

Wir haben in der Geschichte Gottschalk's zweierlei gesehen: einen Knecht Gottes, der, wir wollen es nicht leugnen, durch seine grübelnde Vernunft verleitet, etwas zu weit ging; aber der fest an der Gnadenlehre hielt, und der, — wäre er nicht so gewaltsam aus seinem Wirkungskreis herausgerissen worden, und hätte man ihm nicht alle Gelegenheit abgeschnitten, — die Wahrheit durch Erfahrung noch gründlicher kennen gelernt haben würde. Daß er dem Mönchsthum entsagen wollte, weist wenigstens darauf hin, daß er die Richtigkeit des mönchischen Treibens erkannte. Zweitens sehen wir eine ganze Schaar kirchlicher Tyrannen, die nicht durch Milde und Sanftmuth, wie es Christen geziemt, zu überzeugen suchen, sondern durch Geißel und Gefängniß; wir sehen einen hochmüthigen Pfaffengeist, keine demüthigen, ernsten Diener Christi mehr, sondern, wir wollen es deutsch sagen, Henkersknechte.

Als man Gottschalk gewaltsam entfernt hatte, erweckte Gott andere Knechte und Vertheidiger seiner Sache. Unter denselben waren es namentlich drei ausgezeichnete Männer, welche sich seiner schon nach seiner Verurtheilung annahmen, der Bischof **Prudentius** von Troyes (gest. 861), der Mönch **Ratramnus** zu **Corbie**, später Probst in Orbais (gest. nach 868) und der gelehrte und milde Abt **Servatus Lupus** zu Ferrieres im Bisthum Sens (gest. vor 862). Hinkmar wandte sich durch Karl den Kahlen an den Skotus Erigena und rief diesen zu seinem Vertheidiger an; allein damit schadete er nur seiner Sache; denn Skotus Erigena hegte ketzerische Meinungen und lehrte unter anderm, um die Vorherbestimmung Gottes niederzuschlagen, daß das Vorherwissen und Vorherbestimmen gar nicht eigentlich von Gott ausgesagt werden könne, daß das Böse für ihn gar nicht da sei, daß die göttliche Strafe nur darin bestehe, daß der Mensch sich von Gott entfernt fühle. Er leugnete daher den heiligen Zorn Gottes, seine Gerechtigkeit, das Dasein einer Hölle, wie sie die Schrift beschreibt. Es wurden

jetzt neue Vertheidigungsschriften geschrieben. Prudentius, Florus, Magister zu Lyon (gest. 860) und Remigius, Erzbischof in derselbigen Stadt (gest. 875), wiesen dem Johannes Skotus seine Ketzereien nach, und nun veranstaltete Hinkmar eine zweite Synode zu Chiersy in Gegenwart Karls des Kahlen, 853. Auf dieser wurden vier Kapitel oder Sätze gegen Gottschalk's Lehre aufgestellt, die fast ganz mit den Grundsätzen des letztern übereinstimmten; nur leugnete die Synode eine doppelte Vorherbestimmung Gottes, indem sie behauptete, Gott habe die Strafen für die Gottlosen bestimmt, nicht aber die Gottlosen für die Strafen. Remigius erklärte sich gegen dieselbe und eine zweite Synode zu Valence 855 machte die zwiefache Vorherbestimmung als kirchliche Lehre geltend. Was das Böse anbetrifft, so erklärte sie ausdrücklich, Gott habe dasselbe vorausgewußt, nicht aber vorherbestimmt, weil es von den Gottlosen und nicht von Gott herrühre. Die Strafe aber, die nothwendig auf die Sünde folge, habe Gott, der Alles voraus wisse, vorherbestimmt, weil er ein gerechter Gott sei. Indessen verständigten sich die beiden Erzbischöfe (859); allein Gottschalk blieb in seinem Gefängnisse; niemand nahm sich seiner Person an, da er sich auch in anderer Beziehung gegen die Aenderung, die Hinkmar mit einem Kirchenlied vorgenommen, ausgesprochen hatte. Hinkmar hatte nämlich die Worte: „Dich, Dreieiniger rufen wir an“ in „Dich, höchste Gottheit rufen wir an“ umgewandelt. Hinkmar's Zorn entbrannte von neuem gegen den Gefangenen, der nur Gnade bei Gott, aber keine bei Menschen finden konnte.

Berengar.

Als das Verderben in die Kirche mit Gewalt eingebrochen, und das Evangelium dem Volke entzogen war, so suchte die Priesterschaft ihre, anstatt Gottes Ehre, ihren Vortheil, anstatt das Heil der Seelen. Weil man kein Gottes Wort mehr hatte, wußten die Priester allerlei Wunder zu erdichten, mit welchen sie sich, wie mit einem heiligen Scheine umgaben; die Bilder thaten Wunder, die Gebeine und Ueberreste der Heiligen thaten Wunder; man befand sich in einem eigentlichen Zauber- und Wunderland. Immer gab es jedoch eine Minderheit solcher, welche

das Verderben, theils tiefer und im Ganzen erkannten, theils nur theilweise bekämpften, weil ihnen der offene Blick für das allgemeine Elend noch fehlte, oder sie bestritten nur mehr den Irrthum, ohne daß sie die volle Wahrheit erkannten; ein solcher Kämpfer war Berengar. Schon in der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts (831) lehrte Paschasius Radbertus, Mönch und Abt zu Corbie (gest. 865.), daß beim Abendmahle nach der Einsegnung das Brod und der Wein wirklich in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde. Begierig wurde diese Lehre, nachdem einige Männer, wie Frudegard, Rabanus Maurus und Ratramnus sie angegriffen hatten, nach und nach von der Menge angenommen und geglaubt. Die Priester selbst natürlich mußten derselben zugethan sein; wurde ja der magische Zauberkreis, den sie um sich herzogen, durch sie noch erhöht; waren ja sie es, die jene Verwandlung, wenn nicht bewirkten, doch vermittelten. Es kam so weit, daß sogar Priester die geweihte Hostie in die Flammen warfen, um damit Feuersbrünste zu löschen.

Berengar nun (geboren um 1000 zu Tours, in Fulberts Schule zu Chartres gebildet, seit 1030 Chorherr und 1040 Oberhelfer in Angers), sprach sich entschieden gegen die Brodverwandlungslehre aus. Ein Brief, den er hierüber an den Erzbischof Lanfrank schrieb, erregte die Geistlichkeit gegen ihn. Leo IX. verdammte ihn ungehört auf einer Kirchenversammlung zu Rom 1050. Indessen wurde Berengar verhaftet; auch die Synode zu Vercelli 1050 verdammte seine Lehre, und zwei Geistliche von Tours, die Berengar vertheidigten, konnten den Mißhandlungen ihrer Gegner nur dadurch entgehen, daß sie der Papst verhaften ließ. Indessen ward Berengar wieder aus seiner Haft entlassen, und nun unterschrieb er zu Tours eine Erklärung, daß er an die Gegenwart Christi beim Abendmahle glaube. Er begab sich 1059 unter Papst Nikolaus II. nach Rom, um daselbst durch Hildebrand's Einfluß, der ihm günstig zu sein schien, seine Gegner zum Schweigen zu bringen; allein eine Synode zu Rom 1059 von 113 Bischöfen, deren Seele Humbert war, setzte ihm dergestalt durch Drohungen zu, daß er allen Muth verlor und eine Schrift unterzeichnete, welche die Irrlehre von der Brodverwandlung enthielt, und seine Schriften

ins Feuer warf. Er kehrte nach Frankreich zurück, und nun predigte er seine Lehre wieder aufs neue offen. Die Wuth der Gegner stieg jetzt aufs höchste, und auf einer Kirchenversammlung wäre er beinahe ums Leben gekommen. Bischof Bruno von Angers (1047—1081), der seine Ueberzeugung theilte, suchte zu vermitteln; allein vergeblich. Hildebrand, jetzt Papst Gregor VII. citirte Berengar nach Rom. Im Jahr 1079 wurde ihm ein Glaubensbekenntniß vorgelegt, des Inhalts, daß Brod und Wein materiell in den Leib und in das Blut Christi verwandelt werde. Berengar sträubte sich, sich zu unterwerfen, er suchte sich zu erklären; allein Gregor gebot ihm, niederzufallen und seine Irrthümer abzuschwören. Er that es leider, und nun wurde ihm geboten, sich alles Disputirens über diesen Artikel für die Zukunft zu enthalten. Er kehrte nach Frankreich zurück, hielt sich still auf der Insel Come bei Tours, und erreichte in dieser Einsamkeit unter Fasten und Gebet ein hohes Alter. Auch er wurde nur durch Gewalt zum Schweigen gebracht, nicht überzeugt. Wir bedauern an ihm seinen Mangel an Standhaftigkeit, hoffen jedoch, er sei in seinen letzten Tagen zur rechten innern Glaubensfestigkeit gelangt, und als ein Kind des Friedens im Herrn entschlafen. Sein ernster Sinn ließ nach seinem Tode (1088) tiefe Eindrücke in manchen Herzen zurück. Man legt ihm zwar auch noch andere Ketzereien zur Last; allein, wer es einmal mit Rom verderbt hat, dessen Ehre und guter Name wird nicht mehr geschont. Berengar's Lehre verbreitete sich nach seinem Tode weiter, und im 12ten Jahrhundert wurden noch berengarische Ketzer verbrannt. Die ketzerische, unbiblische Lehre von der Brodverwandlung wurde kirchlich anerkannt auf der vierten allgemeinen Lateransynode, auf welcher auch unter Innocens III. die Ohrenbeichte festgesetzt wurde. So hatte Rom ein neues, falsches Wunder erfunden, und wollten die Geistlichen den Wunderglauben unter dem Volke erhalten, so mußten sie immer neue erdichten.

Viertes Kapitel.

Hildebrand oder Gregor VII., ein falscher Reformator. Großes kirchliches Verderben.

Wohin das Auge blickte, überall herrschte Zügellosigkeit, die gräulichsten Laster und Sünden. Alle Stände ergriff das Verderben. Die Geistlichen kauften ihre Pfründen, und wer am meisten bot, bekam dieselben, er mochte auch der nichtswürdigste Mensch auf der Welt sein. Was die Sünde der Unkeuschheit betrifft, so sah es schauerlich unter der Geistlichkeit aus; der eine lebte mit Beischläferinnen; ein anderer trieb unnatürliche Sünden u. s. w. Einige wenige, nur die bessern, welche die Ehe mit Recht für erlaubt hielten, waren verheirathet. Das Volk war in Unwissenheit versunken, und die Geistlichen, welche Lehrer sein sollten, verstanden selbst nichts oder ließen ihre Angehörigen in Blindheit und Unwissenheit, damit sie um so ungestörter ihr gottloses Wesen treiben konnten. Ungleich größer war allerdings das Verderben unter der Geistlichkeit, als unter dem Volk. Die Päpste, an der Spitze der verderbten Kirche, waren um nichts besser. Drei Päpste, Benedikt IX., Sylvester III. und Gregor VI. herrschten zugleich mit einander. Der Kaiser Heinrich III. zog mit einem Heere nach Rom und setzte sie ab (1046). Die römische Geistlichkeit war so verderbt, daß man unter derselben keinen würdigen Mann finden konnte, daher der Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. zum Papst eingesetzt wurde. Die Kirche befand sich in einem elenden, traurigen Zustande, und der Abfall hatte einen bedeutenden Höhepunkt erreicht. Die weltlichen Fürsten und die Geistlichkeit handthierten an der Kirche nach Belieben herum, um aus ihr Gewinn zu ziehen, und es herrschte ein Zustand, der so nicht in die Länge dauern konnte. Es bildete sich nun eine Parthei in der römischen Kirche, welche sich die Reformation derselben vom Haupt bis auf die Glieder zur Aufgabe machte. An der Spitze der Parthei stand der Cardinal Peter Damiani, Bischof von Ostia;

die Seele aber derselben war der Mönch Hildebrand, eines Handwerkers Sohn; dieser bemerkte, daß die Quelle so vieles Unheiles in der Vermischung des Kirchlichen und Weltlichen zu suchen sei. Es gab nämlich zwei Partheien; die eine kämpfte für das Interesse der weltlichen Macht, die andere für das Interesse der geistlichen Gewalt, beide mit fleischlichen Waffen, obgleich Manche, wie Damiani von glühendem Eifer gegen die Gräuel der Kirche entbrannt waren. Hildebrand nun, ein Mann von strengen Sitten, im werkheiligen, römischen Sinne, mit einem eisernen Willen, suchte eine Reformation zu bewirken; allein er wendete hiebei solche Mittel an, die keineswegs geeignet waren, eine wahre Reformation herbeizuführen; denn eine solche kann nur bewerkstelligt werden, wenn das Licht des Wortes Gottes wieder auf den Leuchter gestellt, wenn dasselbe dem Volke in einer, diesem verständlichen Sprache in die Hände gegeben, wenn die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gepredigt, wenn auf die Bekehrung des Sünders und auf dessen Erneuerung durch den heiligen Geist gedrungen wird, wenn die Sakramente recht verwaltet werden; allein davon wußte Hildebrand nichts. Er wußte nichts davon, daß eine Reformation von innen herauskommt, und das Reich Gottes senfkornartig wirkt. Als Papst verbot er ja den Böhmen das Lesen der Schrift in der Landessprache, und die Seligkeit durch die freie Gnade Christi war dem werkheiligen Mönche ein Unding oder mindestens eine unbekannte Lehre. In drei Dinge setzte er das Wesen einer Reformation. 1) Die Fürsten und Herren sollten die geistlichen Aemter nicht mehr um Geld verkaufen. 2) Die Geistlichen sollten keine Weiber mehr haben und keusch und züchtig leben. 3) Die römische Kirche, der Papst an der Spitze, sollte über den Staat, über Fürsten und Könige herrschen; er wollte einen Gottesstaat, eine Theokratie im alttestamentlichen Sinne bilden. Das erste war allerdings ein Mißbrauch, der allen Sünden und Lastern Thor und Thür öffnete; aber das Abthun der Simonie war eine bloße äußere Maaßregel, welche nur verbunden mit der Predigt des Wortes Gottes gelingen und Erfolg haben konnte; das zweite gelang allerdings, aber diese Maaßregel zerriß durch Trennung der Geistlichen von ihren

Frauen die heiligsten Familienbande. Sie war gegen die Natur, gegen Gottes ausdrückliches Gebot; denn die erzwungene Ehelosigkeit wird in der Schrift als ein untrügliches Zeichen des Antichristenthums geschildert. Dan. 11, 37. 1 Tim. 4, 3. Außerdem wurde nicht erreicht, was man bezwecken wollte, nämlich Keuschheit und Sittenreinheit; im Gegentheil brach die Unzucht in allerlei scheußlichen Gestalten hervor, und fraß, wie ein Krebs unter den Mönchen, Geistlichen und Nonnen um sich. Was den dritten Punkt anbelangt, so wird allerdings einst eine Zeit kommen, wo nur ein Hirt und eine Heerde sein wird, wo die Kirche ihren Triumph feiern wird über alles Ungöttliche, allein einen solchen seligen Zustand wird der Herr selbst durch die Ausgießung seines Geistes herbeiführen; das Christenvolk wird ein heiliges Volk sein. Bis aber jene Zeit eintritt, soll man Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Die Kirche und der Papst sollen eben so wenig über den Staat herrschen, als der Staat die Kirche tyrannisiren. Das Streben nach einer solchen Theokratie ist abermal ein Zeichen des Antichristenthums. 2 Petr. 2, 10. Jud. 8. 2 Thess. 2, 4.; denn wer unberufen sich Alles unterwerfen will, über alles urtheilen, alles richten und sich von Niemand richten lassen will, der setzet sich an Gottes Statt.

Mit einem Worte: wer eine Reformation nach einem selbstgemachten Plane bewerkstelligen will, ohne daß der Geist Gottes ihn treibet, ohne auf dem rechten, evangelischen Grund und Boden zu stehen, der bringt eine fratzenartige, falsche Reformation zu Stande, wenn er es auch noch so gut zu machen meint und kein wissentlicher Betrüger ist. Wer eine Verheißung Gottes, den endlichen Sieg der Kirche Christi, deren Erfüllung der Herr sich selbst zur bestimmten Zeit vorbehalten hat, erzwingen will, der bringt, wenn ihm die Gewalt zu Gebote steht, eine monstruöse, abentheuerliche, antichristische Tyrannei zu Stande, wie die Geschichte des Papstthums deutlich zeigt.*) Diese

*) Auch der Communismus in unsern Tagen verheißt Gleichheit, Freiheit, Bruderliebe, Gütergemeinschaft, eine Idee, die er dem Christenthume gestohlen hat, im Hintergrunde aber lauscht Empörung, Mord und Weibergemeinschaft.

Gedanken mußten wir voranschicken, und nun wollen wir die Geschichte Hildebrand's, des falschen Reformators, weiter verfolgen.

Hildebrand begleitete den vom Kaiser abgesetzten Papst Gregor VI. in sein Exil. Hildebrand, der Alles, was ihn umgab, beherrschte, bestimmte den Papst Leo IX., der vom Kaiser, einem Laien also, erwählt worden war, er solle in Pilgerskleidung nach Rom reisen und sich erst auf rechtmäßige Weise daselbst zum Papst wählen lassen, ehe er sein Amt antrete. Leo IX. weihte Hildebrand zum Subdiakonus, und gebrauchte ihn häufig zu wichtigen Gesandtschaften. Seinen Einfluß benützte Hildebrand in Verbindung mit andern, namentlich mit dem Papst, die Kirche zu reformiren; besonders sollte das Cölibatgesetz mit aller Strenge gehandhabt werden, und anstatt, daß man die Ehe den Geistlichen frei hätte gestatten sollen, legte man ihnen Fesseln an. Entschuldigen konnten sich die falschen Reformatoren keineswegs; denn die Geistlichen, die dem Bischof Cunibert von Turin untergeben waren, erhielten von letzterem die Erlaubniß, sich verehlichen zu dürfen, und zeichneten sich, selbst nach Zeugniß des Peter Damiani, dem eifrigen Beförderer des Cölibats, durch Sittlichkeit und Kenntnisse vor andern aus, von denen kaum einer gefunden wurde, welcher nicht, wie Ratherius sagt: „ein Ehebrecher oder Knabenschänder gewesen wäre." Am Beispiele jener Geistlichen hätte Hildebrand, Damiani und Consorten lernen sollen und können, daß man den Geistlichen den Ehestand hätte gestatten sollen. Allein man wollte ein Priesterthum, das über der Welt, über dem Staat stehe, eine Priesterkaste, die dem Zwecke der geträumten Theokratie allein dienen sollte; man wollte allerdings, dieß dürfen wir nicht in Abrede stellen, eine keusche, heilige Priesterschaft; aber man erreichte das Gegentheil. Man verkannte eben den biblischen, evangelischen Grundsatz, daß das Christenthum wohl einen geordneten Lehrstand, aber keine Priesterkaste, 1 Kor. 12, 28. Ephes. 4, 11. zuläßt, ja daß vor Gott alle wahren Glaubigen, Priester und Könige sind.

Indessen standen eine Menge Männer auf, welche sich dem Cölibatgesetze widersetzten, und dasselbe durch den Papst auf-

gehoben wissen wollten; sie vertheidigten ihre Ehe mit Gottes Wort 1 Kor. 7, 2. u. s. w.; sie führten die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Gangra in Paphlagonien (zwischen 362 und 370) an, welche erklärte: „Wer dem von einem verehelichten Priester gehaltenen Gottesdienste nicht beiwohnen wolle, solle von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden.“ Sie führten an, daß die Priester im alten Bunde keineswegs zur Ehelosigkeit verpflichtet gewesen seien.

Der Papst unter dem gewaltigen Einfluß Hildebrand's hörte auf solche Gründe nicht, sondern fuhr fort in Rom Kirchenversammlungen zur Reformation der Geistlichkeit in jenem Sinne zu halten; er begab sich persönlich nach Frankreich, Deutschland und Ungarn, und schärfte seine Verordnungen ein. In Mantua, wo er 1052 ein Concil hielt, erregten die Bischöfe einen Aufruhr; allein ihre Waffen waren zu schwach und zu fleischlich, und schon am andern Tag suchten sie beim Papst wieder um Verzeihung nach und erhielten sie. Der Papst selbst aber gab gewaltige Blößen. Im Jahre 1053 führte er selbst ein Heer gegen die Normannen und bewies hiemit, wie sein Schwerdt beschaffen war. Damiani bestrafte ihn hierüber nachdrücklich, indem er ihm das Beispiel des Königs Usiah vorhielt, und, als der Papst gefangen und besiegt wurde, sahen dieß Manche als ein Strafgericht Gottes an.

Der Einfluß Hildebrand's wurde immer größer, und er war es eigentlich, der in Rom durch die Päpste regierte. Er setzte es durch, daß der Bischof Gebhard von Eichstädt, der ehmalige Rathgeber des Kaisers, um ihn so für seine Reformation zu gewinnen, Papst (Viktor II.) wurde. Als Papst Stephanus IX. (Abt Fried. von Monte Cassino) 1058 ihn in der Eigenschaft eines Gesandten an den Hof der Kaiserin Wittwe Agnes nach Deutschland sandte, mußten ihm die Römer mit einem Eid versprechen, im Fall Stephanus in seiner Abwesenheit sterben sollte, mit der Papstwahl bis zu seiner Rückkunft zu warten, und als seine Gegner nach erfolgtem Tode des Papstes dennoch Benedikt X., den Bischof Johann von Veletri wählten, so setzte Hildebrand denselben ab, und ließ Bischof Gerhard von Florenz (Nikolaus II.) zum Papst wählen. Nikolaus II. gab jetzt ein

Gesetz (1059), nach welchem künftighin der Papst durch die Cardinäle, Bischöfe und Priester mit Zuziehung des römischen Volks und mit einer gewissen Theilnahme des Kaisers gewählt werden sollte. Dieß ist die erste Grundlage und der Ursprung des Collegiums der Cardinäle.

Unter diesem Papste trat die hildebrandische Parthei immer kräftiger und kühner auf. Die Vertheidiger der Simonie und des ehlichen Lebens der Geistlichen wurden als Ketzer bezeichnet. Auf dem lateranensischen Concil (1059) wurden den verheiratheten Geistlichen verboten, bei Strafe des Bannes, die Messe und den Gottesdienst zu halten. Das Volk wurde aufgefordert, den gottesdienstlichen Handlungen verehlichter Priester nicht beizuwohnen. So verband sich das Papstthum mit dem Volke gegen die höhere Geistlichkeit. Man zeigte dem Volk alle Greuel und Scheuel der verderbten Geistlichkeit, und gab außer der Simonie noch als Grund Ehe und Hurerei an, die man als eins und dasselbe betrachtete. In Mailand, wo die Kirche stolz auf Ambrosius war, hatte man bisher eine gewisse Unabhängigkeit von Rom bewahrt; aber freilich sah es traurig in derselben aus. Die Simonie hatte dort einen ungeheuren Höhepunkt erreicht. Jedes geistliche Amt wurde um eine bestimmte verhältnißmäßige Summe verkauft. Die schlechtesten Menschen, wenn sie nur bezahlen konnten, bekamen daher die Pfarreien; der Erzbischof Guido hatte selbst sein Amt gekauft. Da trat ein Mönch, Namens Ariald, aus dem Dorfe Cuzago in der Nähe von Mailand, als Bußprediger auf. Schon unter Stephanus IX. im Jahr 1056 predigte er in Mailand und wirkte 10 Jahre lang; er war ein Mann von strengen Sitten. Zuerst predigte er den Geistlichen Buße, und als sie ihn verspotteten, wandte er sich an das Volk. Christus, — so sprach er, — habe ein zwiefaches Licht auf Erden zurückgelassen, das Wort Gottes und das Leben der Lehrer. Das eine, die Wissenschaft des Wortes Gottes habe er den Geistlichen gegeben; den Ungelehrten, dem Volk habe er das Leben der Lehrer zum Unterricht bestimmt. Durch den Satan, die Sünde und die Nachläßigkeit der Geistlichen, sei es dahin gekommen, daß die Geistlichen und das Volk ihr Licht verloren hätten. Nur noch den äußern Schein

der Heiligkeit habe der Teufel den Geistlichen gelassen, um so besser täuschen und verführen zu können. Er sage dieß seufzend, nicht um sie zu beschimpfen, sondern um zu warnen. Er stellte nun dem Beispiele der Demuth Christi, den Hochmuth der Geistlichen, ihre Paläste, ihren Geiz und ihre Habsucht seiner Armuth, ihre Ehen, seiner Keuschheit entgegen. Er nannte die Geistlichen Widersacher Christi. Er forderte sie zur Buße auf, und setzte hinzu, er sei gekommen, dieß zu bewirken oder zu sterben. Ariald schloß sich somit bald dem damaligen Papstthum an, indem er die Simonie und die Ehe der Geistlichen bekämpfte, bald stellte er sich demselben entgegen, indem er den Reichthum des Clerus angriff. Jedenfalls war er, wiewohl ein strenger, doch ein falscher Bußprediger; will er ja nicht dem Volke die Bibel geben, sondern nur den Geistlichen; verdammt er ja die Ehe der Geistlichen, und von einer freien Gnade weiß er nichts. An Ariald schloß sich der Diakonus Landulph aus der vornehmen Familie de Cotta aus Mailand an; auch dieser predigte gewaltig und noch gewaltiger als Ariald. Ja sogar ein Laie, der Münzenpräger Nazarius bot sein Haus, sein Vermögen dem Dienste dieser Männer und ihrer Sache an. Aus dem Volke waren viele, welche mit einer Sehnsucht nach Wahrheit im Herzen, und mit Abscheu gegen die verderbte Geistlichkeit erfüllt, die Bußprediger mit Begierde anhörten, Leute, die einer bessern Zeit, und einer reinern Lehre werth gewesen wären.

Ariald und Landulph drangen in das Volk, alle Gemeinschaft mit Geistlichen, welche der Ketzerei des Nikolaitismus, worunter sie auch die Ehe verstanden, und der Simonie schuldig seien, zu meiden, ihre Gottesdienste nicht zu besuchen, sonst machen sie sich der Verdammniß derselben theilhaftig. Auf diese Weise handelten die beiden Bußprediger ganz im Sinne der hildebrandisch-päpstlichen Parthei. So ging der Kampf in Mailand fort: Alle Familienbande waren aufgelöst; der Vater war wider den Sohn, der Sohn wider den Vater, alles nahm Parthei. Die den Bußpredigern folgende Parthei hieß Patara, (Volksrotte) daher der spätere Name Patarener der Name aller Sekten ist, welche die herrschende, abgefallene Kirche bekämpften. Wo, geliebter Leser, ist Zion, die Gemeinde Christi?

Fast keine Spur erblickte das suchende Auge vom Weinberg des Herrn, und man kann wohl im geistlichen Sinne, die Worte eines alten Dichters auf jene betrübte Zeit anwenden:

„Wie kläglich stehet Feld und Au!
Sie seufzen nach dem frischen Thau,
Der Alles sonst erquicket!
Die Berge liegen ganz verbrannt,
Die (geistliche) Dürre hat das ganze Land
Und dessen Frucht erstickt!“

Nikolaus **II.**, an den sich beide Partheien gewandt hatten, sandte jetzt den Cardinal Damiani und den Erzbischof Anselm von Lucca nach Mailand, und es wurde eine Synode daselbst gehalten. Während derselben erregte das aufgereizte Volk einen Aufstand, weil die Mailänder durch die Art und Weise, wie die päpstlichen Abgeordneten den Vorsitz führten, ihre Rechte verletzt glaubten. Damiani hielt an das entflammte Volk eine Anrede, ermahnte sie zum Gehorsam gegen die römische Kirche, die gemeinsame Mutter, durch welche die mailändische Kirche, als deren Tochter ja keineswegs in ihrer Würde beeinträchtigt werde, und so brachte er das Volk zur Ruhe. Es wurde nun folgendes beschlossen: Jedermann sollte Verzeihung gewährt werden, unter der Bedingung der Leistung einer Buße und eines Eides, nach welchem sie sich von der Ketzerei des Nikolaitismus und der Simonie lossagten. Der Erzbischof Guido unternahm eine Wallfahrt nach St. Yago de Compostella in Spanien, als Buße. Die tüchtig befundenen Geistlichen sollten ihre Aemter behalten, eine Gnade, die sie jedoch nicht der ungesetzlichen Art verdankten, auf die sie dieselben erlangt hätten, sondern der Machtvollkommenheit des Papstes, der binden und lösen könne nach Belieben.

So endigte diese Synode zum Triumph der römischen Kirche, und wir sehen eben, wie nicht menschliche Macht, sondern nur der Glaube den Sieg über die Lüge und den Irrthum davonträgt. Bisher hatte sich die hildebrandisch-reformatorische Parthei an den Kaiser angeschlossen; allein nach dem Tode des Nikolaus **II.** **1061** wählte die kaiserliche Parthei, die Gegner Hildebrand's, Honorius **II.** zum Papste, während Hildebrand

den Erzbischof Anselm von Lukka (Alexander II.) auf den päpstlichen Stuhl setzte. Die kaiserliche, italienische Parthei hoffte von ihrem Papst, im Fall er siege, er werde die Priesterehe wenigstens erlauben; allein Alexander wurde 1064 in Mantua fast allgemein als Papst anerkannt, und seine mächtigen Gehülfen Damiani und Hildebrand standen ihm kräftig zur Seite.

Indessen brachen in Mailand wieder neue Unruhen aus. Gelehrte Geistliche bewiesen die Rechtmäßigkeit der Priesterehe. Bald wurde der Streit auch mit andern Waffen geführt. Der Ritter und Capitän Erlembald, Bruder jenes nun verstorbenen Landulphs, welcher eine Wallfahrt nach Palästina gemacht hatte, verband sich mit Ariald; der Papst, bei dem er den Erzbischof als Beförderer der Simonie und des Nikolaitismus oder der Priesterehe verklagte, machte ihn zum Fähndrich der allgemeinen und römischen Kirche. Der Erzbischof von Mailand wurde gebannt. Das Volk griff jetzt zu den Waffen und wüthete gegen die Geistlichkeit; bald aber, als es sah, daß die ambrosianische Kirche Mailands in römische Knechtschaft kommen solle, wandte es seine Waffen gegen die Hildebrandianer, und Ariald fiel als Opfer der Sache der aristokratischen Parthei, ein Mann, dessen Eifer einer bessern Sache werth gewesen wäre. Abgesandte von Rom legten den Streit bei; die frühern Verordnungen wurden aufs neue eingeschärft und dem Volk bedeutet, es solle sich nicht zu Richtern über die Geistlichen aufwerfen.

Auch in Florenz brachen Unruhen aus, welche Damiani vergeblich zu beschwichtigen suchte. Da ging der Mönch Peter mitten durch die Flammen zweier lodernder Scheiterhaufen hindurch, und verschaffte der hildebrandischen Parthei durch dieses sogenannte Gottesurtheil den Sieg; der Erzbischof ward abgesetzt, und die Ruhe trat wieder ein. Was sollen wir sagen zu einem solchen Gottesurtheil? Der Glaube, das Wort Gottes, die Geschichte, der gesunde Menschenverstand müssen dasselbe verwerfen als Schwärmerei, Aberglauben und Fanatismus, und wohl auch finstere Mächte mochten ihr Spiel treiben, besonders da, wo man eine schlechte Sache bestätigen wollte. Hildebrand hatte die neue, antichristische Weltherrschaft vorbereitet, deren Gründer er war; zwanzig Jahre lang hatte er hiefür gekämpft;

ein Damiani und andere waren nur seine Werkzeuge. Damiani der ihn sehr bezeichnend einen heiligen Satan nannte, mußte oft gegen seine Ueberzeugung ihm dienen, und nun, als Alexander II. starb (1073), ward er schon bei dessen Begräbnisse vom Volk als Papst ausgerufen.

Er bestieg den päpstlichen Stuhl als Gregor VII., und bezeugte selbst, er sei wider seinen Willen zur päpstlichen Würde erhoben worden, und allerdings mußte es ihm leichter gewesen sein, durch andere, sogar durch den Papst zu regieren, als jetzt mehr offen auf den Plan zu treten. Auch in großen, regierungsfähigen, herrschsüchtigen Geistern entsteht nicht selten der Gedanke, in die Stille sich zurückzuziehen, und so mochte der unruhige Hildebrand sich oft nach seiner Mönchszelle zurückgesehnt haben; allein, wenn man solche Leute beim Wort nehmen würde, so dürften sie wohl vor dem Stillleben zurückbeben; daher sehen sie jede Aufforderung von außen als einen Wink an, den Kampf fortzukämpfen. Gregor schreibt 1075 an seinen Freund, den Abt von Clüny: „Oft habe ich Gott gebeten, mich entweder aus dem gegenwärtigen Leben zu befreien, oder mich unserer gemeinsamen Mutter zum Nutzen sein zu lassen; jedoch hat er mich aus meinen großen Leiden nicht befreit, und mein Leben hat nicht, wie ich wünschte, jener Mutter, mit der er mich verbunden, genützt. Die orientalische Kirche ist vom Glauben abgefallen und wird von außen her durch die Ungläubigen bekämpft. Wirft man seinen Blick nach Süden, Westen oder Norden: so findet man kaum irgendwo Bischöfe, welche auf die rechte Weise ihr Amt erlangt haben, oder deren Lebenswandel den Anforderungen desselben entspricht, welche von der Liebe zu Christo und nicht von weltlichem Ehrgeize in ihrer Amtsführung beseelt werden; nirgends solche Fürsten, welche Gottes Ehre ihrer eigenen, und die Gerechtigkeit ihrem Gewinn vorziehen.“ Die Menschen, sagte er, unter denen er wohne, Römer, Longobarden, Normannen, seien ärger, als Juden und Heiden. „Und wenn ich auf mich selbst sehe,“ — setzt er hinzu — „so finde ich mich durch das Gewicht meiner Sünden so bedrückt, daß mir keine andere Hoffnung des Heils übrig bleibt, als die Barmherzigkeit Christi allein.“

Wie christlich lauten diese Worte! Wir dürfen annehmen, daß bei verwerflichen Menschen bisweilen wahre Geständnisse zum Vorschein kommen, und dieß können wir auch bei Gregor glauben; aber doch, wie ganz anders steht ein Luther da, der auf seinem Todbette nichts von seinem Thun und Lassen, von seinem Wirken bereuen durfte, sondern mit Freudigkeit hinüberging. Wie ganz anders steht Luther während seiner Kämpfe da! Allerdings hätte er auch vorgezogen, in der Stille zu leben und des Kampfes überhoben zu sein; aber im rechtfertigenden Glauben stehend, ging er froh, muthig, in Gott selig die Bahn des Kampfes vorwärts, in der Ueberzeugung, sein Werk sei Gottes Werk. Kein Wunder! Gregor hatte ein ungebrochenes Herz und somit stand er auf einem falschen, unbiblischen, widerchristlichen, werkheiligen Standpunkt; Luther war demüthig, er wußte aus Erfahrung, was Armuth des Geistes ist; er stand auf dem Standpunkt des Wortes Gottes und der Rechtfertigung durch den Glauben ohne Verdienst der Werke. Gregor wollte eine Theokratie auf Erden, an deren Spitze er, der Papst als Statthalter Christi stehe, er wollte über Obrigkeit und alle irdische und geistliche Gewalten unumschränkt herrschen; er wollte eine äußere Freiheit der Kirche vom Staat, eine Herrschaft der Kirche über den Staat. Luther wollte die Seelen der geknechteten Menschen von der Sklaverei der Sünde befreien; er wollte ein Gottesreich, in welchem kein Papst, sondern der Herr selbst herrscht, und der Geist Gottes neue Menschen schafft, in welchem Gottes Wort Regel und Richtschnur der Lehre und des Lebens ist, in welchem Alle durch den Glauben selig, ihres Heils sich freuen und sich als Brüder lieben. Luther gab dem Kaiser, was dem Kaiser gehörte, und Gott, was Gottes war. Gregor nahm zu fleischlichen Waffen seine Zuflucht. Luther kannte nur ein Schwerdt, das Wort Gottes in Glaubenssachen. Und was Luther wollte, das wollten alle wahren Reformatoren. Luther wollte durch Ueberzeugung, durch die Predigt reformiren und die Seelen Christo gewinnen, Gregor durch Gewalt, wenn es nicht anders ging, zu seiner Ueberzeugung herüberführen. Indeß wollen wir die Geschichte Gregor's weiter verfolgen.

Gregor VII. ließ sich, weil er der Salbung, die Alles lehrt,

ermangelte, gern durch übernatürliche Zeichen und Gottesurtheile leiten. Er traute sehr auf seinen Umgang mit Petrus und der heil. Jungfrau Maria, und hatte Visionen. Häufig fragte er in zweifelhaften Fällen einen ihm vertrauten Mönch, der sich einer besondern Verbindung mit Maria rühmte, um Rath, und derselbe mußte dann mit Fasten und Beten, durch ein Traumgesicht eine besondere Offenbarung zu erhalten suchen. Dieß that er unter andern, als ihm einst zwei Männer zu einem Bisthum vorgeschlagen worden waren, und er nicht wußte, welchen er wählen sollte. Seiner Freundin Mathilde, Markgräfin von Toskana, welche ihn, wie ihren geistlichen Vater liebte und ehrte, empfahl er als Waffe gegen den Fürsten der Welt, den öftern Genuß des heil. Abendmahls, und die Hingabe an Maria. „Lege", schreibt er an sie, „den Willen zu sündigen ab, vergieße deine Thränen vor der heil. Jungfrau, wirf dich mit zerknirschtem Herzen vor ihr nieder; und ich verspreche dieß mit Sicherheit, du wirst es erfahren, wie sie liebevoller und freundlicher, als deine leibliche Mutter gegen dich sein wird." *)

Gregor meint von der Gewalt der Fürsten, ganz im Widerspruch mit der Schrift, sie sei ursprünglich aus sündhafter Willkühr, durch Raub und Mord entstanden. Gott habe dem Petrus und seinen Nachfolgern, den Päpsten, die Gewalt über alle Herrschaft gegeben, und nur diejenige weltliche Gewalt könne als eine von Gott eingesetzte betrachtet werden, welche sich der päpstlichen unterordne; letztere sei die Sonne, und die weltliche der Mond.

*) Es haben manche Gegner, Katholiken und Protestanten, dem Gregor vorgeworfen, als habe er in verbotenem Umgang mit der Mathildis gelebt; allein es ist nicht dem also. Abgesehen davon, daß kein Beweis hiefür vorliegt, ist es schon psychologisch anzunehmen, daß ein Mann, dessen Hauptsünde der Hochmuth und die Herrschsucht war, zu fleischlichen Unfläthereien keinen Hang hatte. Der eine hochmüthige Gedanke einer päpstlichen Universalmonarchie ließ keine solchen Gedanken aufkommen; obgleich wir nicht in Abrede ziehen, daß Hochmuth und Fleischessünden auch beisammen sein können.

Er wollte daher, daß alle Monarchen ihre Reiche als Lehen von dem Apostel Petrus, d. h. von ihm empfangen sollten, und es sollte die Kirche ein ganz weltliches Reich werden, im Widerspruch mit den Worten Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ „Wer sein Reich,“ sagte er, „von der römischen Kirche als dem Felsen, gegen den die Hölle nichts vermöge, losreiße, begehe einen Tempelraub, und werde mit Recht seiner Herrschaft verlustig.“ Aus diesem Grunde machte er einem ungarischen Fürsten Vorwürfe, welcher sich von dem deutschen Reiche abhängig gemacht hatte. Auch Spanien sollte nach ihm von alten Zeiten her, ein Lehen der römischen Kirche sein. Alle geistliche Gewalt sollte von der römischen Kirche in gesetzmäßiger Stufenfolge abhängig sein, und zu dem gemeinsamen Haupte zurückgehen. Er hielt es in seiner Vollmacht, nicht nur die *alten* Kirchengesetze zu handhaben, sondern auch gegen Mißbräuche neue zu geben. Und damit man seinen Gesetzen Folge leiste, hielt er die Anwendung von Strafen für nothwendig, und gebrauchte daher sehr oft seine Lieblingsworte: Jer. **48**, **10**. „Verflucht sei, wer sein Schwerdt aufhält, daß es nicht Blut vergieße!“ Durch seine Legaten, welche seit Heinrich **III.** ins Leben getreten waren, wirkte er überall, wie wenn er selbst gegenwärtig gewesen wäre. Er sagte: Wer diese verachte, der verachte ihn, wer sie ehre, der ehre ihn. Welch' eine Anmaaßung, die Worte Jesu, die er zu seinen Aposteln sprach, auf sich und auf seine Legaten anzuwenden; das sieht freilich einem Papste ganz ähnlich. Die Legaten mußten ihm über Alles genauen Bericht geben, und kein Geld konnte sie der Rechenschaft überheben. Damit alles von Rom abhange, überall Roms Verordnungen beobachtet werden, schlug er dem Könige von Schweden und Olov von Norwegen vor, Geistliche oder junge Leute nach Rom zu senden, wo sie unter dem Schutze Petri und Pauli in allen Verordnungen des päpstlichen Stuhls unterrichtet dieselben in ihr Land zurückbringen und einführen könnten.

Gregor war dem Geld und der Bestechung unzugänglich, und wäre dieß gewesen, wie hätte er das Papstthum auf eine solche Höhe bringen können. Er wies die Geschenke eines Grafen von Angers, der im Ehebruch lebte, zurück, und ermahnte

ihn, sich von seiner Sünde loszusagen. Von der frommen Königin Mathilde von England, verlangte er lieber ein keusches Leben, Wohlthätigkeit, Liebe Gottes und des Nächsten, als Gold und Silber. Außer dem gab er noch manche andere Verordnungen; so ermahnte er den König von Dänemark, bei Unwetter und Seuchen unschuldige Weiber nicht als Zauberinnen zu verbrennen. Als er eine reformatorische Synode in England anordnete, forderte er die Bischöfe auf, darauf zu sehen, daß die Mißbräuche des Bußwesens abgethan, das falsche Vertrauen auf priesterliche Lossprechung nicht genährt werde. Solche Verordnungen halfen freilich nichts, so lange Buße und Glauben nicht gepredigt wurde; aber, je mehr Wahrheit sich mit einer ungeheuren Lüge vermischt, desto verführerischer ist der Zauber für unwissende, gutmüthige Menschen, und dieß war bei Gregor der Fall, wie aus manchen seiner Verordnungen erhellt. Obgleich er den Mönchsstand hochhält, so will er doch nicht, daß sonst tüchtige Männer ihre Stellung verlassen und Mönche werden. Natürlich mußten solche eben auch wieder seinen Zwecken dienen, zur Befestigung der Hierarchie. In Bezug auf das Abendmahl dachte Gregor freisinnig; allein er ließ doch Berengar abschwören gegen seine Ueberzeugung, als er bemerkte, wie die öffentliche Meinung gegen Berengar's Lehre sei.

Im Jahre **1074** hielt Gregor **VII.** jene Fastensynode, auf welcher alle die Verordnungen, die unter den letzten Päpsten gegeben, aber nicht befolgt worden waren, wiederholt wurden. Er schärfte wiederholt den Cölibat der Priesterschaft ein, nannte die Priesterehe geradezu Hurerei, und doch ist bei den Papisten die Ehe ein Sakrament; er verbot die Simonie, wiegelte das Volk gegen die Geistlichen auf, indem er sagte: „Wenn sie (die Geistlichen) in ihrer Sünde beharren wollen, so erlaube sich keiner von euch, bei ihnen die Messe zu hören; denn ihr Segen wird in Fluch, ihr Gebet in Sünde verwandelt.“ Mal. **2**, **12**. Diese Verordnungen sandte er an alle Bischöfe, welche nicht anwesend gewesen waren, und seine Legaten durchzogen alle Länder, um den Gehorsam gegen dieselben zu erzwingen.

Da brachen heftige Stürme in Frankreich und Deutschland aus. Die Geistlichen entgegneten: der Papst vergesse ganz das

Wort des Herrn Matth. 19, 11. 12. und des Apostels Pauli 1 Cor. 7, 9., er zwinge die Menschen mit tyrannischer Härte, gleich Engeln zu leben; er öffne durch Unterdrückung dessen, was in den Gesetzen der Natur gegründet sei, aller Unreinheit Thor und Thür; sie würden eher ihr Priesterthum, als die Ehe verlassen, und dann möge er Engel, da ihm die Menschen zu schlecht seien, den Gemeinden vorsetzen. Der Erzbischof Siegfried von Mainz wollte nach und nach die Verordnungen vorbereiten; er bat deßhalb den Papst um Milde, er möchte doch die Umstände berücksichtigen, das Mitleid walten lassen; allein Gregor beharrte mit eisernem Willen auf schneller und strenger Vollziehung seiner Befehle, und wollte von keiner Milderung, von keinem Mitleiden etwas wissen. Gleicher Weise strafte er den Erzbischof Gebhard von Salzburg und den Bischof Otto von Constanz, welche die Sache etwas nachläßig betrieben. Er wandte sich wiederholt an das Volk und an die Fürsten, bei denen er die Geistlichen im gehäßigsten Lichte darstellte. Fanatische Mönche zogen in Schaaren als Bußprediger umher, und predigten gegen Priesterehe und Simonie. Vergebens kämpfte die Gegenparthei, unter welchen freilich wenige waren, welche das Rechte wollten, und welche aus der Schrift und den alten gläubigen Kirchenlehrern schöpften. Die meisten waren Menschen, welche für das fleischliche Wohlleben und für die Mißbräuche kämpften; daher drangen sie nicht durch, und auch diejenigen, welche von einem bessern Geiste beseelt waren, erkannten doch den Abfall und das durchaus verderbte Kirchen- und Papstthum nicht: sie wollten etwa nur die Priesterehe. Der Papst verband sich mit den fanatischen, finstern Mönchen gegen die Fürsten und Bischöfe. Er schrieb an den freisinnigen Bischof Cunibert von Turin in drohendem Tone, daß die Mönche, unabhängig von den Bischöfen, als vorzüglichere Glieder, nur mit dem päpstlichen Stuhle in Verbindung stehen sollen. So achtete er keine kirchliche Gewalt, und verschaffte sich nur Organe seiner Alleinherrschaft. Die Unordnung wurde immer größer; die Laien tauften, weil der Papst die Sakramente verehelichter Priester für ungültig erklärt hatte. Das Volk klagte bei Landplagen, Seuchen und Theurung die Geistlichen als Ursache an, und wüthete gegen dieselben, so daß

selbst Gregor einlenken und dasselbe zur Achtung gegen die Priester ermahnen mußte. Selbst manche Anhänger Gregor's konnten seine Mittel nicht billigen, die er anwendete, um sich Gehorsam zu verschaffen. Sie tadelten ihn, daß er gar keine Schonung gegen die Geistlichen, welche vorher in rechtmäßiger Ehe lebten, eintreten lasse, daß er nicht, wie Christus, die Schwächen seiner Jünger trage, daß er neuen Wein in alte Schläuche gießen wolle. Man solle, sagten sie, für die Schwachen beten, sie nicht verfolgen.

Um die Simonie durchaus abzuschaffen, gab er auf der Fastensynode 1075 in Rom ein Gesetz, welches den Laien das Recht der Investitur aus den Händen nahm. „Wer ein geistliches Amt," so lautete das Gesetz, „von einem Fürsten, selbst von dem Kaiser annehme, müße seine Stelle niederlegen. Welcher Laie ein geistliches Amt einem Geistlichen übertrage, solle von der Kirche ausgeschlossen werden." Die Gegenparthei behauptete; wenn Bischöfe und Aebte bürgerliche Besitzungen und Gerechtsame aus den Händen der Fürsten empfangen, so müssen sie auch die Pflichten, die mit jener Ertheilung zusammenhangen, erfüllen. Dieß war der Anfang zu einem langen Streit zwischen dem Papst und der weltlichen Macht. Gregor ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden; er drohte dem König Philipp I. in Frankreich mit dem Banne, wies die französischen Geistlichen an, seinem Befehle rücksichtslos nachzukommen. Den Bischof Hermann von Bamberg, welcher sich 1065 seine bischöfliche Würde gekauft hatte, setzte er ab, und keine Bitten, kein Geld vermochten den Papst umzustimmen.

Mit dem Könige Heinrich IV., einem ausschweifenden, aber sonst kraftvollen Fürsten, hatte er durch Vermittelung der Mutter Heinrich's, Agnes Friede gemacht. Ein Kreuzzug wurde beschlossen; der König entließ seine vom Papst wegen Simonie gebannten Räthe; allein, als Heinrich die Sachsen besiegt hatte, so nahm er seine Räthe wieder an, und fuhr fort, Bisthümer in Italien und Deutschland nach Willkühr zu besetzen. Der Papst schrieb ihm einen ernsten Brief, dessen Ueberschrift also lautete: „Gregor, dem Könige Heinrich Heil und apostolischen Segen, wenn er anders dem apostolischen Stuhle, wie es einem

christlichen Könige ziemt, gehorcht." Er schickte außerdem noch Gesandte an ihn; allein Heinrich entließ sie schimpflich. Er hielt eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Ständen **1076** zu Worms. Der Cardinal Hugo Blancus, ein ehmaliger Freund Gregor's, erschien als Ankläger gegen den Papst. Heinrich beschuldigte Gregor, er sei auf eine unrechtmäßige Weise zu seinem Amte gekommen, er wolle die beiden Schwerter, das geistliche und weltliche an sich ziehen, wolle ihm die Regierung entreissen. Kurz, der Kaiser sprach das Absetzungsurtheil über den Papst aus, und die Anwesenden mußten sich eidlich verpflichten, den Gregor nicht mehr als Papst anerkennen zu wollen. Heinrich schrieb dieses Urtheil an den Papst und redete ihn also an: „Heinrich von Gottes Gnaden, nicht durch menschliche Willkühr König, an Hildebrand, der kein Apostolicus mehr ist." Der Brief endigte mit den Worten: „Ich Heinrich, und alle unsere Bischöfe, wir rufen Dir zu: steige herab von dem angemaßten, apostolischen Stuhl!" Roland, ein Geistlicher aus Parma, brachte zu Anfang der Fastensynode **1076** das Schreiben Heinrichs nach Rom. Es entstand eine allgemeine Erbitterung, und Roland konnte kaum, durch Gregor's Fürsprache, den Händen der Freunde Gregor's entgehen. Gregor ließ sich nicht irre machen. Er sprach den Bann und die Absetzung über den König aus, und excommunicirte alle Bischöfe, welche der Synode beigewohnt hatten.

Der Bannstrahl des Papstes brachte in Deutschland eine große Wirkung hervor. Viele, mit Heinrich's Regierung und willkührlichen Handlungen Unzufriedenen, erklärten sich gegen ihn. Im Jahr **1076** versammelten sich die schwäbischen und sächsischen Fürsten zu Tribur; zwei päpstliche Legaten waren anwesend. Es wurde beschlossen, wenn Heinrich noch ein Jahr lang durch seine Schuld unter dem päpstlichen Banne bleibe, so würde er der Regierung für immer verlustig sein. Heinrich, so trotzig und übermüthig er vorher war, so verzagt benahm er sich jetzt, nicht wie ein Mann; freilich fehlte ihm eben der rechte religiöse Haltpunkt, der Glaube und das Gottvertrauen. Er ging in alle Bedingungen ein und in dem ungewöhnlich kalten Winter **1076—77** reiste er mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne,

begleitet von einem gemeinen Manne, über die Alpen. Schon vor ihm kamen die gebannten Bischöfe und Großen aus Deutschland an, um Verzeihung vom Papste zu erhalten. Sie reisten in Büßerkleidung, barfuß und in wollenen Röcken. Der Papst ließ sie bei magerer Kost in einer einzelnen Zelle vom Morgen bis an den Abend einschließen, und ertheilte ihnen dann die Absolution. Bei ihrem Weggehen ermahnte er sie, keine Gemeinschaft mit Heinrich zu pflegen, bis er sich mit der Kirche, d. h. mit ihm ausgesöhnt habe.

Endlich kam auch Heinrich an. Der Papst befand sich bei der Markgräfin Mathildis auf dem Schlosse Canossa. Drei Tage lang mußte der Kaiser im Büßerkleide, barfuß zu Anfang Januars 1077 vor dem Schlosse stehen, bis er auf die Bitten der Mathildis und des Abts Hugo von Clüny, Pathen des Königs, zugelassen wurde. Hugo schreibt an die Deutschen hierüber: Jedermann hätte eine ungewöhnliche Härte, Einige sogar eine tyrannische Grausamkeit, und keinen apostolischen Ernst an Gregor wahrgenommen. Der Papst ertheilte endlich dem Kaiser die Absolution, unter der Bedingung, daß er bis zur päpstlichen Entscheidung auf der bereits beschlossenen deutschen Versammlung zu Augsburg, auf die königliche Würde verzichte. Gregor feierte jetzt die Messe, betheuerte seine Unschuld, nahm die Hälfte der geweihten Hostie, und sagte, es solle ihm augenblicklich der Leib Christi zum Verderben gereichen, wenn er schuldig sei; dieß betrachtete Gregor nach seinen abergläubischen Begriffen als ein Gottesurtheil. Hierauf gab er die andere Hälfte der Hostie dem Kaiser, er solle Gleiches beschwören; aber dieser wich bebend zurück. Sein Gewissen war noch nicht so verhärtet, daß er sich schuldlos hätte betrachten können. Bei Gregor sehen wir allerdings, daß er glaubte im Namen Gottes zu handeln; allein dieß ist kein Beweis, daß er wirklich in dem Namen Gottes handelte. Im Gegentheil erhellt hieraus, wie weit es mit einem Manne von großer Geisteskraft kommen kann, den der Hochmuth beseelt, nämlich dahin, daß er seine eigene Lüge für Gotteswahrheit hält; die Schwärmerei wird zum Fanatismus, wenn sie den Willen ergreift, wie bei Gregor; nur

ist sein Fanatismus ein besonnener. Glaubte ja Muhamed auch, an Gottes Statt, und in Gottes Namen zu handeln.

Heinrich kehrte wieder zu den Seinen zurück, und begab sich in die Staaten der Lombardei, aber er fand die Stimmung gegen sich sehr verändert, und man war unzufrieden mit ihm, weil er sich so knechtisch vor dem Papste gedemüthigt hatte; man wollte sogar seinen Sohn zum König machen und ihn verlassen. Da schämte sich Heinrich, verband sich wieder mit den Feinden des Papstes, und nahm seine alten Räthe wieder zu sich. Die Fürsten in Deutschland wählten indessen in Forchheim (Mai 1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige; daher wurde aus der päpstlichen Entscheidung nichts. Der Papst zauderte mit der Bestätigung Rudolphs, bis dieser bei Flattenheim siegte (Januar 1080). Jetzt erkannte er ihn an, und sprach auf's neue den Bann über Heinrich. Dieser ließ auf den Synoden in Mainz und Brixen Gregor als einen Schwarzkünstler, Traumdeuter, berengarischen Ketzer absetzen, und Guibert von Ravenna (Clemens III.) wählen (Jul. 1080). Rudolph fiel im Oktober 1080 bei Merseburg. Der Papst hatte geweissagt, es werde in demselbem Jahre ein falscher König sterben, und siehe, der von ihm anerkannte starb. Heinrich zog jetzt nach Italien, belagerte Rom drei Jahre lang. Endlich öffneten die mit dem Trotze des Papstes unzufriedenen Römer die Thore, und Heinrich zog im Triumph ein. Der Papst ließ sich auf keine Friedensbedingungen ein; er war sogar im Begriff, den schwachen Hermann von Luxemburg als Gegenkaiser zu bestätigen und den Bann gegen Heinrich zu erneuen. Er flüchtete in die Engelsburg. Robert, der Herzog der Normannen, befreite ihn aus seiner Gefangenschaft; er begab sich nach Salerno, wo er (25. Mai 1085) starb. Die Nachricht über seine letzten Stunden sind verschieden; die einen berichten, er habe über seine gewaltthätigen Maaßregeln Reue bezeugt, und sein Verdammungsurtheil über seine Gegner zurückgenommen, was aber kaum zu seinem Charakter paßt. Klug war er, und aus Klugheit gab er einst in der Strenge der Cölibatsgesetze nach. Als er nämlich sah, daß sich Heinrich's Parthei vergrößerte, und daß der Mangel der Geistlichen zu groß wurde: da empfahl er seinen Legaten

Milde und Nachsicht, bis auf ruhigere Zeiten; allein an ein Nachgeben in Bezug auf seine hierarchischen Grundsätze war bei ihm nicht zu denken. Einer andern Nachricht zufolge, waren seine letzten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, deßhalb sterbe ich in der Verbannung.“ Diese Worte stimmen eher mit seinem unbeugsamen Charakter und mit seiner Ueberzeugung, nach welcher er von Gott zum Kirchenreformator sich berufen glaubte, überein.

Wir schließen hiemit diese Geschichte, und haben uns deßwegen so lange bei derselben aufgehalten, um zu zeigen, wozu ein falscher, selbstgemachter Reformationseifer führen kann. Wir fügen nur noch einige Bemerkungen bei. Gregor hat nicht nur keine Reformation zu Stande gebracht, sondern er hat das antichristische Papstthum auf eine furchtbare Höhe getrieben; er hat den Gewissenszwang gesteigert, den Geist, die christliche Freiheit in Fesseln geschlagen und den greulichsten Unzuchtssünden durch Einführung und Bekräftigung des Cölibatgesetzes Vorschub gethan. Es ist wahr, er hat dem Aemterhandel Einhalt gethan, der auf eine schändliche Weise getrieben wurde; allein diese Maaßregel half ja keinem innern Gebrechen ab. Der würdigen Geistlichen waren dessen ohngeachtet wenige; warum hat er nicht für den Unterricht der Geistlichen und des Volks Sorge getragen? warum hat er das Wort des Lebens nicht aus dem Winkel und aus dem Staub hervorgeholt und dem Volk in die Hände gegeben? Aber freilich, da wäre er ja kein Papst, sondern ein Knecht des Herrn, ein wahrer Reformator gewesen. Schrieb er ja jenem Herzog von Böhmen Wratislas: „Wisset, geliebter Sohn! daß wir euch eure Bitte, (daß nämlich das Volk das Evangelium in seiner Sprache lese) nicht gewähren können. Wir haben gefunden, daß es dem allmächtigen Gott wohlgefallen, und noch wohlgefalle, wenn der Gottesdienst in einer unbekannten Sprache gehalten werde, damit ihn nicht Jedermann und besonders das Volk nicht verstehe. Und in der That, wenn Jedermann öffentlich in verständlicher Sprache sänge, so würde der Gottesdienst bald verachtet und verspottet werden.“ Das Wort Gottes redet ganz anders, als der Papst. **1 Kor. 14, 6—16.**

Gregor VII. brachte allerdings mehr Ordnung in die Kirche, aber eine Ordnung, wie man sie in den Zwangsanstalten und Zuchthäusern ohne den Geist christlicher Liebe findet. Die Zügellosigkeit nimmt nur um so furchtbarer zu, sobald die Schranken weggenommen sind; die Geschichte bezeugt dieß auf vielfache Weise. Wie sollen wir aber jene Handlungsweise, jene Aussprüche Gregor's, seine letzten Worte, welche ein so festes Vertrauen auf Gott zu beurkunden scheinen, erklären? Glaubte doch Gregor, er handele im Auftrage Gottes, er führe Gottes Sache. Ist doch auch nach den neuern, strengen Untersuchungen sein Lebenswandel sittlich-ernst gewesen. Wir wollen versuchen, hierauf in Wahrheit schriftgemäß zu antworten: „Die Sünde ist der Leute Verderben und Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Gregor's Sünde war, wie erwähnt, der Hochmuth, der je und je auch eine Art Bekenntniß seiner Sünde ablegen kann, wie er es that, nur da nicht, wo ein solches Bekenntniß einen Widerruf eigener Plane sein würde. Da nun der Hochmuth die Hauptsünde bei ihm war, so traten allerdings die niedrigen, fleischlichen Leidenschaften, z. B. Unkeuschheit, Völlerei und Unflätherei zurück, und er zeichnete sich in dieser Beziehung vor manchen schändlichen Päpsten vortheilhaft aus. Ohne sein eigenes Herz, die Sünde, den Stolz in sich zu kennen, noch die Gnade in Christo, erfaßte er den Gedanken einer Reformation, und, da das kirchliche Verderben so himmelschreiend war, so konnte er die Ausführung seines Vorhabens nur als Gottes Willen ansehen; daher kam seine Zuversicht. Er hatte Recht, Gott wollte eine Reformation; er hatte Unrecht, Gott wollte keine Reformation, wie die war, die Gregor wollte. Diese mußte dem Herrn ein Gräuel sein, weil Gregor Babel, und nicht Zion baute.

Nur wer den Weg der Demuth geht,
In Christi Gnade feste steht,
Kann seinem HErrn gefallen.
Wer aber selber sich erhebt,
Vor eig'nen Höhen nicht erbebt,
Der baut nicht Salem's Hallen.
Er bauet nur an Babels Thron,
Dafür wird ihm der Frevler Lohn.

Nachdem wir die Geschichte der falschen Reformation Gregor's beschrieben haben, stellen wir noch einige Zeugnisse über das Verderben der Kirche zusammen.

Der Cardinal Baronius, ein Katholik, sagt: „Das 9te Jahrhundert sah auf dem Stuhl des heil. Petrus gräuliche Menschen, die einen ärgerlichen Lebenswandel führten, Leute von den verderbtesten Sitten und von grausenhafter Schändlichkeit.“ Die Päpste des 10ten Jahrhunderts waren noch schlechter. „Die Kirche hatte damals ein scheußliches Ansehen; sie war unter der Tyrannei der schändlichsten Huren,“ ruft derselbe Baronius aus. „Konnte man wohl die Buhlen jener unzüchtigen Weiber als rechtmäßige Päpste ansehen? Was müssen ferner das für Leute gewesen sein, welche von solchen Ungeheuern zu geistlichen Aemtern gewählt wurden, wir meinen die Diakonen, die Priester, die Cardinäle?“

Es sah so arg in Rom aus, daß Otto der Große mit Gewalt der Waffen dahin ziehen und Ordnung machen mußte. Damals hätte man schon eine Reformation bewirken sollen; allein die Unwissenheit war zu groß, und die Stunde dazu noch nicht gekommen. Die Könige gaben dem Thier nach einem geheimen Rathschluß Gottes die Reiche, bis die Weissagung erfüllt war.

Nicht besser sah es unter den übrigen Geistlichen aus, die Bischöfe brachten ihre Zeit in Schwelgerei und Vergnügen zu; Jagden, Gastmähler, Krieg waren ihre Beschäftigungen. Waren sie ja Besitzer von bedeutenden Ländereien, und erschienen nicht selten, begleitet von Officieren und Bedienten, an fürstlichen Höfen.

„Priester und Mönche lebten in Wollüsten mit ihren Buhlerinnen, und verzehrten die Einkünfte der Kirche. Geistliche Würden wurden an den Meistbietenden verkauft; daher geschah es, daß oft Soldaten, weltliche Personen, ein geistliches Amt überkamen. Wer noch ein ehrliches Herz hatte, erkannte damals, daß das Reich des Antichrists, wovon die Offenbarung Johannes redet, seinen Anfang genommen hatte.“ Dieß sagt ebenfalls ein Katholik, Lambertus.

„Alles Fleisch“, bemerkt Baronius ferner, „hatte seinen Weg verderbt, so daß eine Sündfluth nicht im Stande gewesen

wäre, den Unflath wegzuwaschen." Peter Damiani gab Leo IX. in dem Buche Gomorrhianus den Rath, die Schandthaten abzuthun und mit dem Schwerdt des Pineas die verruchten Menschen zu durchbohren.

Das Volk war ganz dem Aberglauben ergeben; Ceremonien, Pilgerfahrten, Heiligendienst nahmen immer mehr zu. Während man früher zu heidnischen Untergottheiten gebetet hatte, so richtete man jetzt seine Gebete zu Märtyrern und Heiligen. An die Stelle der Göttin Venus trat Maria. Man schmückte die Bilder mit Kleinodien, und je schöner ein Bild geschmückt war, desto mehr Anbeter strömten zu demselben. Das arme Volk irrte mit der Sehnsucht im Herzen in der Wüste, wie Schafe ohne Hirten. Manche glaubten ihr Heil im Kloster zu finden, und daher entstanden neue Orden, die Cistercienser, Prämonstratenser und Karthäuser mit immer neuen, strengeren Regeln; allein alles half nichts; niemand suchte das Wasser des Lebens im Born des Wortes Gottes, sondern bei den durchlöcherten Brunnen selbstgemachter Frömmigkeit. Das Volk wurde immer ärmer, und die Kirche oder die Pfaffen immer reicher; beide, Volk und Geistliche immer verderbter. Jetzt, in dieser großen Noth fing man an zu zagen und zu zittern, oder man hoffte das Kommen des Herrn, das Ende des Jammers; man erwartete das Ende der Welt, den Gerichtstag und den Antichrist. Einige erblickten den Widerchrist bereits in Rom auf dem päpstlichen Stuhl und in der römischen Kirche, und sie hatten Recht. „Die römische Kirche ist eine Stiefmutter; in ihr sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer, und häufen unerträgliche Lasten auf die Schultern der Menschen", schreibt Johann von Salisbury. Die Heuchelei, die gräuliche Satanslarve hatte alles durchdrungen, wie der heil. Bernhard bezeugt. Anstatt das Volk in dem seligmachenden Glauben zu unterrichten, werden immer neue Heiligen, Bilder und Reliquien aufgestellt, neue Feste, unter andern (im 12ten Jahrhundert) das Fest der unbefleckten Empfängniß der Maria eingeführt. Kein Laie darf sich unterstehen, den Mund zu öffnen, geschweige sich beikommen lassen, sich als Lehrer aufzuwerfen, das wäre als die abscheulichste Sünde bestraft worden. Der Priester ist allmächtig; er

schafft ja den Leib und das Blut des Herrn, und wäre er ein Hurer, ein Ehebrecher, ein Verruchter; hat er den Segen über Brod und Wein gesprochen, so ist daraus materiell Leib und Blut Christi geworden.

Aber Eines beunruhigte die Geistlichen und den Papst, daß es immer noch Leute gab, die ihnen nicht glaubten; das waren in ihren Augen Ketzer. Konnte man sie nicht überzeugen, so wurden sie ohne weiteres verbrannt, und nun schloß man: „Gott erhört ihre Gebete nicht, denn wir verbrennen sie ja; also kann Gott keinen Gefallen an ihnen haben." Es gab sogar unter den Priestern solche, welche Lehrer der Ketzer, wir meinen, der Glaubigen wurden. So bereitete sich immer mehr und mehr im Stillen eine evangelische Protestation vor, oder mit andern Worten, der Herr hatte immer seine Kirche, seine Schafe, die er im Verborgenen mit dem Wort seiner Gnade weidete. Selbst unter den Katharern und Paulicianern, deren Gesinnung und Lehre allerdings verdächtig zu sein scheint, gab es wohl aufrichtige Seelen, die vor dem römischen Ungeheuer Schutz suchten; denn Rom wußte nur von Kerker und vom Scheiterhaufen, das waren seine Bekehrungswerkzeuge. Nicht selten wurden Leute aufgegriffen, der Ketzerei und wirklicher Irrthümer beschuldigt; allein, da wir über sie nur die Berichte ihrer Feinde haben, die damals alles, was von Rom ausging und gegen Rom zeugte, mit dem Ketzer-Namen Manichäismus bezeichneten, so ist es sehr zweifelhaft, ob man ihnen nicht Unrecht that. So wurden **1017** zwei angesehene Geistliche der Kirche zu Rheims Heribert und Lisoius von einem Presbyter als Ketzer angeklagt. Robert I., der mönchische König von Frankreich, berief eine Synode zusammen in seiner Stadt Orleans. Sie werden vorgefordert, bekennen und leugnen nicht, daß sie mit der Lehre der römischen Kirche nicht übereinstimmen. Glaber Radulf, der erste Geschichtschreiber, der von den Ketzern redet, berichtet, die ganze Synode sei nicht im Stande gewesen, sie zu widerlegen. Jetzt sollen sie widerrufen; allein da sie standhaft bleiben, so müssen sie den Scheiterhaufen besteigen, und werden mit noch zehn bis dreizehn andern Geistlichen, die mit ihnen in Verbindung standen, verbrannt. Als man sie für den

Glauben an die römische Kirche gewinnen wollte, antworteten sie: „Ihr möget eure Fabeln denen sagen, die nur irdische Sinne haben; wir aber haben das Gesetz Gottes, geschrieben in unsern Herzen durch den heiligen Geist; wir haben keinen andern Sinn als den, welchen wir von Gott bekommen haben, gebt euch keine Mühe, uns zu überzeugen: macht mit uns, was euch gut dünkt. „Schon sehen wir unsern König, der im Himmel thront, wie er uns zum himmlischen Sieg einladet.“ Aeußerungen dieser Art lassen wohl auf eine andere Gesinnung schließen, als auf die, welche ihre Feinde und Richter ihnen beimessen. Nicht nur in Orleans, auch in Arras treten solche angebliche Ketzer auf; sie bildeten eine besondere religiöse Gesellschaft. Eine Synode in jener Stadt unter dem Vorsitz des Bischofs Gerardus von Arras verhört und verfolgt die Ketzer, die sie auch wieder ohne weiteres mit dem Namen Manichäer belegten. Sie sagten, sie hätten ihren Glauben von einem gewissen Gandulph, der aus Italien gekommen sei, es sei derselbe der Aelteste. Sie bekannten, sie glaubten die Lehre der Apostel; ihnen allein gebühre Ehrfurcht. Sie wollten daher keine Glocken, keinen Weihrauch, keine Messen, kein hölzernes Kreuz, keine körperlichen, selbst auferlegten Züchtigungen; sie verwarfen die römische Kirche, die Vergebung der Sünden für die Todten vermittelst der Almosen, Seelenmessen oder durch stellvertretende Büssungen eines andern; sie verwarfen ferner das Fegfeuer, die Absolution durch die Priester, die Anrufung der Heiligen, die letzte Oelung, die Brodverwandlungslehre. Auch scheinen sie die Kindertaufe nicht angenommen zu haben; indessen ward es mit dieser selbst in der katholischen Kirche nicht streng gehalten, und manche Kinder wurden nicht getauft. Einer der Ketzer, wahrscheinlich ihr Seelenhirte, tritt auf und sagte: „Unsere Lehre ist die des Evangeliums; unsere Weihe ist, die Welt zu verlassen, die Lüste des Fleisches zu meiden, von unserer Hände Arbeit zu leben, niemanden zu beleidigen; besonders das Gebot der Liebe zu üben allenthalben.“ Was bedürfen wir weiter Zeugniß? möchten wir fragen. Ist ein solches Bekenntniß nicht das eines jeden ernsten Christen? Sind solche Früchte, auf die sie sich berufen, nicht Früchte des seligmachen-

den Glaubens. Wir müssen daher wohl die Aussagen der Päpstler für Verleumdungen erklären, denn es war ja damals angenommener Grundsatz, daß eine Lüge, wenn sie zum Frommen und Besten der Kirche gereiche, nichts zu bedeuten habe, sogar etwas Gutes und Gott Wohlgefälliges sei. Es will uns fast vorkommen, daß das Evangelium durch Schüler und Jünger des frommen Bischofs Claudius von Italien nach Frankreich herübergetragen worden sei, und es scheint, daß gerade Gandulph ein solcher Glaubensbote gewesen war. Dieselben treten im 12ten Jahrhundert häufig auf: sie gehören der apostolisch-katholischen, also der wahren Kirche an. Sie wandern umher in apostolischer Armuth, wissen oft nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen; sie lehren in Wäldern und Wüsteneien, in Höhlen und Schluchten, und die römische Kirche hat genug zu thun, ihre Spürhunde, ihre Helfershelfer auszusenden, um die Knechte des Herrn zu fahen mit Schwert und Stangen, wie einst die Obersten der Juden ihrem Meister thaten. „Ihr müsset gehasset werden um meines Names willen", sagt der Heiland, und sein Wort ist zu allen Zeiten in Erfüllung gegangen.

Indessen ist es wohl auch wahr, was der selige Luther von den stillen Gliedern der Gemeinde Gottes sagt: „Es gab Seelen", bemerkt er, „welche Gott durch den Text des Evangeliums (welcher wenigstens verlesen wurde) und durch die Taufe zu sich rief. Sie wandelten in Einfalt und Demuth des Herzens einher, und hielten dafür, nur die Mönche und Bischöfe wären heilig, und achteten sich als Laien, Weltliche, Unheilige. Und wenn sie in sich selbst kein Verdienst fanden, das sie vor Gott hätte rechtfertigen und seinen Zorn besänftigen können, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Tode und den Leiden Jesu Christi, und wurden so in ihrer Einfalt selig."

Sie suchten Ruh und haben sie gefunden
In Jesu Tod, in seinen blut'gen Wunden:
Da fanden sie Vergebung ihrer Sünden.
Wer kann die Gnad' und Treu' des Herrn ergründen?

Die elend und arm sind und gar nichts mehr haben,
Für die ist sein Opfer die Gabe der Gaben,

Wodurch er die Sünder mit Gott hat versöhnet,
Und sie nun mit Gnad' und Barmherzigkeit krönet.

Werfen wir noch einen Blick auf das Verderben der Kirche im 12ten und 13ten Jahrhundert.

Merkwürdig ist es, daß die wahren Protestanten und alle Blutzeugen, die unter Rom gefallen sind, den Papst für den Antichrist gehalten haben, und allerdings paßt das 13. Kap. Offenb. Joh. auf niemand besser, als auf ihn und seine Kirche. Nimmt man noch das 17. Kap. der Offenbarung hinzu, so hat man ein Gemälde, das vollständig die römische, antichristische Kirche sammt ihrem Haupte abbildet. War ja der Papst eine Zeitlang Offenb. 13, 4. der Gott dieser Welt, wurde ja der Papst in den Kirchenversammlungen, Kreuzzügen, wie ein Gott verehrt, wurden oft die abscheulichsten, gräulichsten Dinge unter dem Namen Gottes von ihm und seinen Helfershelfern behauptet. Hildebrand nennt des Papstes Namen den einigen Namen in Kirche und Welt. Niemand durfte fragen: „Was machst du?" Der Papst redete große Dinge (Offenb. 13, 5.) und Lästerungen, gab sich selbst lästerliche Namen; er nannte sich nicht mehr allein einen Stellvertreter Petri, sondern Gottes und Christi, als wäre Gott selbst oder Christus abwesend. Er trägt eine dreifache Krone. Nach Erwählung eines Papstes wird derselbe auf einen Thron gesetzt und angebetet (Offenb. 13, 8.); er läßt sich die Füße küssen. Ein, Rom als Antichristenthum auszeichnender Charakter ist der Verfolgungsgeist Offenb. 13, 7. 17, 6., den bis jetzt die katholische, römische Kirche nicht verleugnet hat. Sie ist trunken von dem Blut der Heiligen und Zeugen Jesu.

Innocens III., vor dessen Tyrannei ganz Europa zitterte, befahl gesetzlich die Ohrenbeichte; er setzte ausdrücklich die Lehre von der Brodverwandlung fest. Bonifaz VIII. führte das Jubeljahr ein; allein trotz dieser abergläubischen Gebräuche, wodurch man dem Uebel abhelfen wollte, herrschte eine Sittenverderbniß, die alle Begriffe übersteigt.

Einige Anekdoten und Thatsachen, die wir anführen wollen, werden diese Behauptungen rechtfertigen:

In den Akten des dritten lateranischen Concils, des neunten

allgemeinen (1179) liest man: Ein Erzbischof dürfe als Begleitung nicht mehr, als 50 Reiter, ein Bischof nur 30, ein Legat 25, ein Obersthelfer 7 haben.

Fulco, Pfarrer von Neuilly in Frankreich, Prediger bei den Kreuzzügen im 13ten Jahrhundert, sagte eines Tages zu dem König Richard von England: „Ich beschwöre Euch im Namen Gottes, so bald als möglich Eure drei Töchter zu verheirathen, sonst könnte Euch ein Unglück zustoßen;“ der König antwortete: „Heuchler, du lügst, ich habe keine Töchter.“ Fulco erwiederte: „Ihr habt deren drei: die Hoffarth, die Habsucht und die Unkeuschheit.“ „Nun,“ sagte Richard, indem er sich zu seinen Edlen wandte, „ich gebe meine Tochter Hoffarth den Tempelrittern*), meine Habsucht den Cistercienser-Mönchen und meine Unkeuschheit den Kirchenobersten.“

Am Schlusse des Lyoner-Concils 1245, auf welchem der Kaiser Friedrich excommunicirt wurde, hielt ein Cardinal eine Dankrede. Indem er sich in derselben an die Einwohner von Lyon wandte, sprach er: „Lieben Freunde, seit wir uns in eurer Stadt befanden, haben wir euch einen großen Dienst erwiesen. Bei unserer Ankunft fanden wir hier nur drei oder vier öffentliche Plätze der Schwelgerei: nun, als wir abreisen, lassen wir nur noch einen zurück; es ist wahr, er erstreckt sich vom östlichen bis zum westlichen Thor; er nimmt die ganze Stadt ein.“ Bei diesen Worten fühlten sich besonders die Frauen beleidigt, welche der Predigt beiwohnten; denn auf des Papstes (Innocens IV.) Befehl, der im Begriff war, abzureisen, wurde die Einwohnerschaft durch Trompetenschall zusammengerufen.

Unter die Zeugen, welche zwar das Verderben der römischen Kirche erkannten, allein die Ursache desselben nicht einsahen, sondern immer das falsche Gebäude stützen halfen; die das ganze Kirchenthum in Schutz nahmen, ja die römische Kirche als eine wahre Kirche Gottes betrachteten, gehört Bernhard von Clairvaux, im 12ten Jahrhundert, ein sonst von Herzen frommer Mann und das Orakel seiner Zeit. Er ruft klagend

*) Ein kriegerischer geistlicher Orden zur Zeit der Kreuzzüge, da man den Saracenen das heilige Grab nehmen wollte.

aus: „Ehrgeizige, habsüchtige Menschen, Simonisten, Tempelräuber, Hurer, Blutschänder, laufen von allen Seiten nach Rom, um kirchliche Aemter sich zu holen, und um den Besitz derjenigen, welche sie bereits haben, sich zu versichern. Er wendete sich an den Papst Eugen **III.**, seinen ehmaligen Schüler, mit den Worten: „Dein Sitz ist eher eine Behausung der bösen Geister, als der Schafstall Christi! Handelte der heilige Petrus also? benahm sich der heil. Paulus auf solche Weise? Kann ich, bevor ich sterbe, noch die Kirche schauen, wie sie in alten Zeiten gewesen ist, wo die Apostel ihr Netz auswarfen, nicht um Gold und Silber, sondern um Seelen zu fahen? Möchtest du die Sprache jenes erben, dessen Thron du einnimmst: Daß du verdammet werdest mit deinem Gelde! O Donnerstimme! Möchten die, welche Zion hassen, wenn sie dieselbe hören, mit Schande bedeckt werden und sich zurück kehren! Vom Haupt bis zu den Füssen ist nichts Gesundes in der Kirche. Ach, mein Gott und Herr! Diejenigen, welche die Herrschaft in der Kirche inne haben, sind Verfolger! Könnten wir die Mauer des Heiligthums durchbrechen, wie Ezechiel, und die Gräuel sehen, welche im Hause Gottes geschehen, vielleicht würden wir die abscheulichsten Dinge erblicken. Ezech. **8**, **10**. Warum begeht man gegenwärtig Dinge, welche Paulus nicht einmal nennen wollte?"

Peter von Blois bricht in ähnliche Klagen aus: „O des eitlen Ruhms, des blinden Ehrgeizes! O der unersättlichen Begierde nach Ehre dieser Welt! Diejenigen, welche Stellvertreter der Apostel, Petri Kinder sein sollten, sind Gesellen des Judas geworden und Vorläufer des Antichrists. Diejenigen, welche Lichter am Firmamente sein sollten, sind Flecken im Mond geworden. Die Sonne ist verfinstert durch den Rauch, welcher aus dem Brunnen des Abgrunds aufsteigt. Das Salz ist dumm geworden, und das Licht der Welt hat sich in Finsterniß verwandelt. Die Menge der Priester ist heutzutage der Ruin der Völker."

Wilhelm Durandus, Bischof von Mende, im **13**ten Jahrhundert erzählt, zu seiner Zeit hätten öffentliche Huren sich in der Nähe der Kirchen, am päpstlichen Hofe zu Rom, sogar neben

dem päpstlichen Palaste und den Wohnungen der übrigen Kirchenprälaten niedergelassen, und der Marschall und die Officiere des Papstes hätten Geld von ihnen gezogen. Bei diesem Anlaß wirft dieser Bischof die Frage auf, „ob es nicht besser wäre, den Geistlichen die Ehe zu gestatten, um so mehr, da dieß Gebrauch zu der Apostel Zeiten gewesen sei.“ Außer dieser Sittenlosigkeit, dem gräulichsten Aberglauben und der Werkheiligkeit gab es eine Menge Menschen, die im tiefsten Unglauben versunken waren, die über den Aberglauben und die Dummheit ihrer Zeitgenossen spotteten und allen Glauben verwarfen. „Laßt uns wohlleben, weil es Tag ist, denn morgen sind wir todt,“ war ihr Loosungswort. Neben dieser Versunkenheit gehen die Strafen Gottes fort und fort einher. Früher sandte Gott über die verruchte Christenheit die Saracenen, besonders im Morgenlande, und nun fraßen die Kreuzzüge (von **1096—1291**), deren man sieben zählt, eine Menge weg. Tausende von Menschen, die in der Eroberung des heiligen Grabes das Heil ihrer Seele suchten, gingen zu Grunde, und sahen ihr Vaterland nicht wieder. Ja das Papstthum selbst mit seiner Gewissenstyrannei, mit seinem antichristischen Geiste, der sich alles unterthan machte, über Gott sich erhob, war ja eine Geißel Gottes für das Menschengeschlecht, das die Lüge lieber glaubte, als die Wahrheit. Der Herr schaut vom Himmel auf die Menschenkinder, daß er sehe, ob Jemand klug sei und nach Gott frage, aber sie waren alle abgewichen, und allesammt untüchtig geworden, da war keiner, der Gutes that, auch nicht einer Ps. **14.**, darum gab er sie hin in die Verstocktheit und Härtigkeit ihres Herzens, und das war eine gerechte Strafe, welche die gottlosen Menschen wohl verdienet hatten. Mehr auf eine revolutionäre Weise suchten zwar ein Arnold von Brescia, **1154** in Rom erhängt, ein Peter von Bruys, **1124** verbrannt, ein Heinrich aus Lausanne, **1149** im Gefängniß gestorben, und die Apostelbrüder unter Anführung Segarelli's, zu reformiren; darum ging ihr Werk zu Grunde. Allein der Herr im Himmel hatte sein Volk doch noch nicht vergessen; er hatte sich eine Kirche ausersehen; er hatte noch ein Häuflein Getreuer, die im Stillen vor ihm wandelten, denen das Licht der Gnade, wie einst

den Israeliten im Lande Gosen leuchtete. Dieß waren die Waldenser.

Fünftes Kapitel.

Die Waldenser und Albigenser.

Wir haben bereits davon gesprochen, daß wahrscheinlich Schüler des ehrwürdigen Claudius die reine Lehre von Italien bis nach Frankreich herübergebracht, und sie dort verkündigt haben. Das Wirken eines solchen Mannes Gottes, der gute Saame, den er während einer Reihe von Jahren ausstreute, die von ihm verkündigte Lehre, daß wir durch den Glauben an das Verdienst Christi, ohne alle eigene Genugthuung selig werden, konnten nicht verloren sein. Ja, vielleicht schlossen sich diejenigen, die an den Herrn Jesum gläubig geworden waren, nach dem Heimgang (840) ihres geliebten Lehrers inniger an einander an, und, als das Verderben der römischen Kirche immer höher und höher stieg, als dieselbe jeden Glaubenskeim zu ersticken suchte, da trennten sie sich allmählig ganz von der öffentlichen Kirche, die sie als die babylonische Hure erkannten. Diese im Piemont lebende Gemeinde des Herrn, sandte nun wohl ihre Glaubensboten nach Frankreich herüber, und zwar schon im 10ten Jahrhundert, (auf die sich die Gläubigen in Frankreich fortwährend berufen), die in diesem Lande den Saamen des Wortes ausstreuen. Zwar nennt die römische Kirche jene Leute Manichäer, allein das thut nichts zur Sache; die Pharisäer und Schriftgelehrten haben den Meister Beelzebub geheißen. Geschieht es ja in der protestantischen Christenheit sogar, daß Unwissende und Böswillige diejenigen, welche an die Lehre der evangelischen Kirche von Herzen glauben und diesen Glauben in der That beweisen, mit allerhand Schimpfwörtern belegen, und ihnen Dinge andichten, die ihnen nie in den Sinn kamen. Wir haben, Gottlob, noch ein schriftliches Zeugniß

dieser sogenannten Ketzer, das aus dem Jahr **1100** stammt Es hat den Titel: «La nobla leyçon» (die edle oder heilsame Lehre,) sie besteht aus Versen, welche die Zeit der Abfassung angeben mit den Worten: „Eilfhundert Jahre sind verflossen, und es steht das Weltende bevor.“ Der Zweck des Gedichtes ist: Erbauung der Glaubigen, Einschärfung evangelischer Heilswahrheiten, Ermahnung zum gottesfürchtigen Christenwandel und Stärkung und Trost für diejenigen, die ihr Leben um Jesu willen in den Tod geben. Wir werden später unten einen Auszug aus dem Gedichte geben.

In der Folge nannte man Waldenser alle diejenigen, welche sich von der herrschenden Kirche getrennt hatten. Ebrard, der gegen die Waldenser schrieb, sagte von ihnen: „Einige, die sich Wallenser nennen, weil sie im Thränenthal sich aufhalten, machen sich zu Aposteln Christi.“ Auch die sogenannten Armen von Lyon werden Waldenser genannt. Die Waldenser, welche in jenen verborgenen Thälern wohnten, wurden später verfolgt, als diejenigen, die in Frankreich lebten; es war auch ganz natürlich; das Späherauge der römischen Kirche bemerkte diejenigen weniger, die am meisten zurückgezogen wohnten, und die Boten des Herrn, die von jenen Thälern nach Frankreich auszogen, mußten mehr Aufsehen machen, als die, welche mehr im Stillen Gott dienten. Anfangs, als die Kirche noch nicht den Grad des Verderbens erreicht hatte, wie später, blieben sie noch in derselben, machten wohl auch die äußern Ceremonien mit; war ja Claudius selbst ein Zeuge, welcher der römischen Kirche äußerlich angehörte. Dabei aber hielten sie sich in Gemeinschaft, etwa so, wie die heutigen christlichen Pietisten, zusammen, und erbauten sich gegenseitig, und suchten und fanden so, was die römische Kirche ihnen immer weniger reichte, das Brod des Lebens im Wort Gottes. Später aber sagt eine Schrift der Waldenser: „Wir gehören nicht zu euch; wir sind von eurer Kirche geschieden.“ Nun feierten sie ihren eigenen Gottesdienst, allein nicht öffentlich, sondern im Stillen; denn dazu hätte ihnen Rom keine Erlaubniß gegeben; es geschah dieß aus Furcht vor den Verfolgern. Wir haben nun gesehen, daß die Waldenser schon früher vorhanden waren, ehe Peter Waldo

von Lyon auftrat, von dem Einige ihren Ursprung ableiten. Indessen haben wir keine bestimmte Nachricht über sie und über ihr Entstehen. Nur so viel weiß man, daß vom 9ten Jahrhundert an bis ins 13te die Thäler von Piemont Leute bewohnten, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeteten. „Die Ketzerei“, sagt ein Papist, Marco-Aurelio Rorenco, „konnte sich daselbst während des zehnten Jahrhunderts erhalten, und brach dann im eilften öffentlich hervor.“ Nach und nach verbreitete sich das Gerücht, es seien die südlichen Thäler der Alpen von einem Volke bewohnt, das die kirchlichen Gebräuche und Ceremonien verwerfe. Die Geistlichen aufgeschreckt, wissen keinen Rath, als ihre Zuflucht zu dem weltlichen Arm zu nehmen. Sie rufen Fürsten und Obrigkeit auf, die friedlichen, Gott liebenden und unschuldigen Stillen im Lande zu vertilgen. Die Fürsten, die in der Regel immer mehr Billigkeit an den Tag legen, auch wenn sie das Evangelium nicht kennen, als die rachsüchtigen Bauchpfaffen, oder die fanatischen Werkheiligen, weigern sich anfangs, ihre Macht zu mißbrauchen; endlich aber geben sie doch den Bitten und Drohungen der Geistlichen nach, und greifen zum Schwert. Während wir früher nur dunkle Spuren von dem Dasein und der Geschichte der Waldenser haben, so wird die Geschichte heller und bestimmter mit

Peter Waldo oder Waldus.

Peter Waldo war ein reicher Kaufmann von Lyon. Er wurde durch den schnellen Tod eines seiner Mitbürger, der bei einem Gastmahl plötzlich leblos zur Erde niederfiel, aus seinem Sündenschlafe erweckt, und nun suchte er sein Heil in Christo. Er hörte die Bibel in lateinischer Sprache beim Gottesdienst vorlesen; da er begierig war, dieselbe in der Landessprache lesen zu können, so ließ er sie durch zwei ihm befreundete Geistliche übersetzen; denn damals war das Wort Gottes nur denen zugänglich, die lateinisch verstanden; der gemeine Mann konnte es nicht lesen. Da er nun zu seiner großen Freude das Wort Gottes in seiner Muttersprache besaß, so las er dasselbe fleißig und fand den Frieden Gottes in dem Verdienst Christi; er war der Kaufmann, der die köstliche Perle suchte und fand. Nach-

dem er nun in Christo selig geworden war, so war er fest im Herrn entschlossen, sich ganz dem Dienst seines Gottes und Heilandes zu weihen. Der lebendige Glaube ist nicht müßig; er wirket und schaffet und ist in der Liebe thätig. Waldo sah nichts als Finsterniß und Verderben um sich her, nur Unwissenheit und Lasterhaftigkeit; das brach ihm das Herz. Er verließ seinen Kaufmannsberuf, verkaufte alles, was er hatte, und gab sein Gut den Armen; (1170) und wenn dieselben zu ihm strömten, um Almosen aus seiner Hand zu empfangen, so unterließ er nicht, ihnen die köstliche Gabe des Evangeliums, das Lebensbrod anzupreisen. Je mehr er in den Sinn der Schrift eindrang, je mehr er selbst an Gnade und Glauben zunahm, desto mehr wurden ihm seine Augen über den Stand der Dinge, über die Mißbräuche der römischen Kirche geöffnet. Das Wort, das Waldus voll Geist und Leben predigte, schlug in vielen Herzen Wurzel, die Traurigen und Weinenden wurden getröstet, die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden wurden gesättigt, und die Armen am Geist gingen ins Reich Gottes ein. Waldus und seine Schüler und Jünger blieben anfangs in der Kirche Roms, und sie bildeten in derselben eine Art evangelischer Gesellschaft, oder kirchlicher Missionsgesellschaft. Der Erzbischof von Lyon Johann wurde endlich aufmerksam auf das rege Leben der Brüder von Lyon. Er meinte, als stolzer Priester, das könne doch nicht gestattet werden, daß ein Mann aus dem Volk, ohne Glatze und äußere Salbung nur so ungehindert lehren dürfe. Er verbot daher (1178) den Lyoner Freunden das Predigen und Schrifterklären; aber auch jetzt trennten sie sich noch nicht von der römischen Kirche, sondern Waldus erwiederte nur, obwohl er ein Mann aus dem Volk sei, so müsse er doch Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Hieraus geht hervor, daß jener Zeuge der Wahrheit ein ächter Protestant war. Er hatte Gnade gefunden und war gerechtfertigt durch den Glauben; er prüfte die Lehre der Kirche nach der Schrift, und er war überzeugt, daß alle wahren Gläubigen Priester Gottes sind, und daß sie somit, Andere zu unterrichten, das Recht und die Pflicht haben. Aber auch jetzt noch verließ Waldus die herrschende Kirche nicht, und fuhr daher fort, das

Evangelium zu predigen und sandte selbst im Jahr 1179 Abgeordnete nach Rom, die ein Exemplar seiner Bibelübersetzung dem Papst Alexander III. vorlegen und bei demselben um Bestätigung ihres Vereins nachsuchen sollten. Der Papst ließ ihre Sache durch den Archidiakonus Walther Mapes von Oxford, der gerade in Rom anwesend war, prüfen. Das war freilich nicht der rechte Mann zu diesem Geschäft; denn er war ein hochgelehrter, stolzer Mann, der den einfältig tiefen, gründlichen Geist der Lyoner nicht prüfen konnte. Er legte den Abgesandten nach der damaligen Weise allerhand spitzfündige Fragen vor, was man Philosophie nannte, die sie allerdings nicht beantworten konnten. Hätte man sie dagegen über Bibel-Wahrheiten gefragt, so würden sie Bescheid gewußt haben; allein jene Schulweisheit war ihnen unbekannt. Mapes kannte die Schrift selbst nicht. Nachdem derselbe die Abgeordneten von Lyon nach seiner Weise geprüft hatte, so stattete er dem Papst einen solchen Bericht ab, demzufolge sie mit ihrem Ansuchen abgewiesen wurden. Mapes nannte sie Dummköpfe, die nicht einmal den Unterschied anzugeben wüßten: was es heiße: an etwas glauben und schlechthin: etwas glauben. Der geneigte Leser mag wohl froh sein, daß die guten Leute nicht vom Papst anerkannt wurden, so wie er auch froh ist, daß der Papst mit dem Luther keinen Frieden machte. Wären sie als ein Orden anerkannt worden, so wären sie vielleicht eben so ausgeartet, wie die übrigen Mönche; freilich hatten sie etwas, was andere Mönche entbehrten: die Bibel. Peter Waldus fuhr dessenohngeachtet fort, zu verkündigen das Heil in Christo. Der Bischof von Lyon aber bekam die Weisung, gegen sie mit Strenge zu verfahren und ihnen das Predigen ganz niederzulegen. Waldus konnte nun natürlich in seiner Vaterstadt nicht mehr länger bleiben. „Wenn sie euch verfolgen in einer Stadt, so fliehet in eine andere.“ Dieser Weisung seines Herrn und Meisters gemäß, verließ er Lyon, und mit ihm zog eine bedeutende Zahl seiner Freunde, welche sich nun da und dorthin zerstreuten, und den Samen des Evangeliums verbreiteten. Der Feind der Kirche Gottes, der in seinem Ingrimme die Gläubigen nicht dulden kann, betrügt sich selbst: er will zerstören, und wüthet

gegen Christi Heerde, und die Zerstreuung der Glieder derselben wird ein Mittel, das Wort recht weit umher zu verbreiten. So geschah es zu allen Zeiten, so zur Zeit des ersten Blutzeugen der Kirche, des Stephanus, und so fort durch alle Jahrhunderte hindurch. Waldus begab sich in die Dauphine, und predigte auch dort seine Lehre mit großem Erfolge, und die Wahrheit, die da selig macht alle, die daran glauben, gewann Vieler Herzen. Man gab nun seinen Jüngern allerlei Spottnamen: man nannte sie Leonisten, Arme von Lyon, Waldenser oder Albigenser 2c., ja man legte ihnen Namen von wirklichen, minder reinen, sogar ketzerischen Sekten bei, wie wir schon angedeutet haben. Waldus wurde vertrieben von seinem Zufluchtsort, und suchte sich einen andern in der Picardie, wo seine Lehre gleichfalls gute Aufnahme fand. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst, wurde er abermals genöthigt, jene Gegend zu verlassen, und nun begab er sich nach Deutschland, und trug auch dahin die gute Botschaft vom Heile in Christo Jesu. Endlich soll er nach dem Bericht des berühmten Geschichtschreibers Thuanus nach Böhmen gegangen sein, wo er sein Leben im Frieden des Herrn beschloß, im Jahr 1179, nachdem er ungefähr zwanzig Jahre lang unter Thränen den edlen Saamen des Evangeliums ausgestreut hatte, der nun unter Gottes Segen reichliche Früchte trug. Er gehörte zu denen, die Viele zur Gerechtigkeit führen; darum wird er leuchten, wie die Sterne und wie des Himmels Glanz immer und ewiglich. Dan. 12, 3. Indessen breitete sich die evangelische Wahrheit nach allen Gegenden aus. Ueberall wurden die Waldenser verfolgt, und wohin sie kamen, da predigten sie immer wieder; sie konnten nicht schweigen und durften nicht schweigen von dem, den ihre Seele liebte. Einige flohen in die Thäler von Piemont; andere predigten im Elsaß, am Rheinufer, in Deutschland, in der Pikardie, in Gascogne, in Guyenne und im mittäglichen Frankreich. Will man sie finden, so darf man nur seine Augen dahin richten, wo Scheiterhaufen rauchen, und sein Ohr dahin wenden, wo das Geschrei der Treiber der Kirchen-Tyrannen und der Verfolger vernommen wird. Dreiunddreißig Bürger von Mainz wurden in Bingen auf einem Scheiterhaufen verbrannt,

achtzehn in Mainz selbst. Der Bischof letzterer Stadt, so wie derjenige von Straßburg schnaubten mit Dräuen und Morden wider die Jünger des Herrn. In Straßburg soll Waldus nur mit genauer Noth dem Feuertod entgangen sein, und achtzig Personen wurden daselbst verbrannt. Allein trotz dieser Verfolgungswuth verbreitete sich fort und fort das Wort vom Kreuz. Das Blut der Märtyrer war auch jetzt der Saame der Kirche, wie zur Zeit, als die Heiden die Verfolger waren. Ueberall entstanden Gemeinen Gottes in bedeutender Anzahl, und bald werden wir solche in Bulgarien, Croatien, Dalmatien und Ungarn gewahr werden, welche während des dreizehnten Jahrhunderts in herrlichster Blüthe standen. Das ehebrecherische Rom, das vom Herrn abgefallen, und von seiner Lehre und von seiner Wahrheit gewichen war, war aufgewacht, nicht, um selbst den Weg des Heils zu suchen, nicht, um Buße zu thun im Staub und in der Asche für seine Gräuel; nein, sondern um die Zeugen der Wahrheit mit Feuer und Schwert zu vertilgen, um den Baum des Lebens, den die Waldenser gepflanzt hatten, auszurotten. Das Ketzergericht bestand noch nicht, aber Kirchenversammlungen wurden in Menge gehalten, um der Verbreitung des Wortes einen Damm entgegen zu setzen. Im gleichen Jahre oder wenigstens kurz nachher, als Waldus sich flüchten mußte, wurde eine Synode gegen sie in Tours gehalten. Auf derselben wurde den Prälaten und Bischöfen der gemessenste Befehl gegeben, darüber zu wachen, daß niemand den Waldensern eine Zuflucht oder Schutz, niemand ihnen die geringste Unterstützung gewähre; niemand sich mit ihnen einlassen soll, weder in Kauf, noch Verkauf, Handel noch Wandel. (Siehe Offenb. **13, 17.**) Der Papst Lucius **III.** (**1184**) sprach den Bann über sie aus auf dem Concil zu Vernona. „Wir haben beschlossen", so lautet das päpstliche Decret, „die Katharer, Patarener und diejenigen, welche sich Humiliaten (Demüthige) oder Arme von Lyon mit falschen Namen benennen, die Passaginen, Josephinen, Arnoldisten, mit ewigem Fluch zu belegen. Und, weil Einige unter dem Schein von Gottseligkeit die Kraft derselben, wie der Apostel sagt, verleugnen, und sich eine Vollmacht zu predigen anmaßen, da doch derselbe Apostel sagt: Wie

sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden Röm. 10, 15., so verhängen wir über alle, welche gegen das ihnen gegebene Verbot, oder, ohne gesandt zu sein, die Autorität des apostolischen Stuhls oder des Bischofs des Ortes umgehen und öffentlich oder privatim zu predigen sich erkühnen, den gleichen ewigen Bann. Ferner bannen wir alle diejenigen, welche nicht über der Lehre vom Sakrament des Leibes und Blutes unsers Herrn Jesu Christi, über der Taufe, Vergebung der Sünden, oder über irgend ein anderes Sakrament festhalten oder anders lehren, als die römische Kirche lehrt 2c."

Die päpstliche Bulle spricht dann auch über diejenigen den Bann aus, welche auf irgend eine Art die benannten Ketzer unterstützen würden. „Wir beschließen", fährt der Papst fort, „daß jeder, so er Priester ist 2c., der priesterlichen Würde beraubt und dem weltlichen Arme überliefert werden soll; ist er Laie 2c, so befehlen wir, er soll dem weltlichen Richter überliefert werden, damit er die Strafe erhalte, die er verdient hat."

Der übrige Theil der Bulle ist in gleichem Sinne abgefaßt: „Wer nur der Ketzerei verdächtig ist, setzt sich, wofern er nicht genügende Beweise seiner Unschuld an den Tag legt, derselben Verdammung aus. Jeder Bischof, welcher nicht der schändlichen Ketzerei einen Damm entgegensetzt, wird drei Jahre lang seines Amtes entsetzt. Die Erzbischöfe und Bischöfe sollen durch vertraute Personen jährlich zwei bis drei Mal genaue Nachforschungen in ihrer Diöcese über die Ketzer anstellen. Sie sollen zuverläßigen Leuten einen Eid abnehmen, zufolge dessen sie angeben müssen, ob sie keinen Ketzer oder irgend jemand kennen, der besondere Versammlungen besucht, oder solche, deren Leben und Sitten von den Gewohnheiten der übrigen Menschen verschieden ist."

Diese Bulle schloß also: „Wir befehlen außerdem allen Baronen, Statthaltern und Consuln der Städte und anderer Orte, in Folge des Berichts der betreffenden Erzbischöfe und Bischöfe, eidlich zu versprechen, daß sie in allen diesen Punkten, und, so oft sie aufgefordert werden, kräftig und thätig die Kirche gegen die Ketzer und ihre Mitschuldigen unterstützen,

, und getreulich sich Mühe geben nach Pflicht und Kräften die kirchlichen Vorschriften, welche oben benannt sind, in Ausführung zu bringen.

„Sollten die einen oder die andern sich weigern, dieß zu beobachten, so sollen sie ihrer Ehre, ihres Amts verlustig sein und für unfähig erklärt werden, andere Stellen zu bekleiden, ferner sollen sie dem gleichen Banne unterwerfen sein; ihre Güter werden eingezogen und zum Gebrauch der Kirche verwendet. Sollte irgend eine Stadt ihren Gehorsam diesen Beschlüssen ꝛc. verweigern, so befehlen wir, sie soll von jeder Verbindung mit den übrigen Städten ausgeschlossen und des bischöflichen Segens verlustig werden."

Gleich zu Anfang wird des Kaisers Friedrich I. Babarossa Erwähnung gethan, auf den sich der saubere Papst als auf seinen Beistand bei Ausrottung der Ketzer besonders verläßt. Nach diesem Edikte durchschauten die Waldenser den Wolf im Schafskleide und sagten sich ganz von der römischen Kirche los. Alphons II., König von Arragonien, veröffentlichte gegen die, welche in seinem Staate eine Zufluchtsstätte gesucht hatten, folgendes Edikt **1194**:

„Nach dem Beispiele unserer Vorfahren, und aus Gehorsam gegen die Kirchengesetze, welche bestimmen, die Ketzer sollen verdammt und überall verfolgt werden, befehlen wir allen Waldensern, sonst Arme von Lyon genannt, weil sie aus der heil. Kirche verbannt, Feinde des Kreuzes Christi, Verfälscher der christlichen Religion, erklärte Feinde unsers Königsreichs sind, aus unserm Reich sich zu entfernen, so wie aus andern Ländern unserer Herrschaft. Wer zufolge dieses Befehls von nun an sich untersteht, die obgenannten Waldenser in sein Haus aufzunehmen, ihren verderblichen Predigten beizuwohnen, ihnen Nahrung zu reichen ꝛc., der zieht sich hiedurch sowohl Gottes, des Allmächtigen, als unsern Zorn zu; seine Güter werden eingezogen, ohne daß es ihm gestattet sein soll, an eine höhere Behörde zu appelliren; er soll mit gleicher Strafe belegt werden, wie einer, der ein Majestäts-Verbrechen begangen hat u. s. w."

Am Ende des 12ten Jahrhunderts steigerte man die Grausamkeit gegen die Waldenser in Italien. Petrus Parentius

Bischof von Orvietta, bot denjenigen Gnade an, welche in die Kirche zurücktreten würden, aber die Gnade der blutdürstigen Papisten war stets eine grausame Gnade. Unter den Abgefallenen wurden einige an den Füssen gefesselt, andere öffentlich gepeitscht, andere wurden aus der Stadt gejagt, wiederum andere mußten große Geldsummen bezahlen, oder man ließ ihre Häuser niederreißen. Welche Leiden und Drangsale dieses Volk des Herrn zu erdulden hatte, ist unaussprechlich. Dabei hatten die gottlosen Verfolger immer den Namen und die Ehre Gottes im Munde, erheuchelten oft sogar ein Mitleiden gegen die vermeintlichen Abtrünnigen. Aber der Herr verläßt seine Kinder nicht; er tröstete die Verfolgten, die man, wie Auskehricht, ärger als Verbrecher behandelte; sie achteten nicht der Schmach, der Verfolgung, denn der Herr war mit ihnen, er stärkte sie in ihren Drangsalen und half ihnen siegen und überwinden.

„Zion, o du vielgeliebte,
Sprach zu ihr des Herren Mund,
Zwar du bist jetzt die betrübte,
Seel' und Geist ist dir verwund't;
Doch stell' alles Trauern ein:
Wo mag eine Mutter sein;
Die ihr eigen Kind kann hassen,
Und aus ihrer Sorge lassen?“

Es ist nun hier der Ort, etwas von
der Inquisition oder dem Ketzergerichte
zu sagen, das bei der Ketzerverfolgung so thätig war. Die römische Kirche bediente sich zweier Mittel, die Ketzer auszurotten; das eine war, sie in Masse zu vernichten durch sogenannte Kreuzzüge; das andere den Einzelnen nachzuspüren, und sie aus dem Wege zu räumen. Um das letztere ins Werk zu setzen, wurde jenes höllische Ketzergericht eingesetzt, das mit Argusaugen, gleich Spürhunden den Glaubigen bis in die geheimsten Aufenthaltsorte nachging. Die Inquisition wurde gegen die Gläubigen eingeführt und in Guyenne und Gascogne gegen die Albigenser zuerst in Anwendung gebracht. Guyenne gehörte damals nicht zum Königreiche Frankreich; es hatte

seine besondern Herren, welche von England abhängig waren. Unter der friedlichen und unpartheiischen Regierung dieser Fürsten genossen die Waldenser geraume Zeit Gewissensfreiheit, bis der Papst einen Kreuzzug und die Inquisition gegen sie in Bewegung setzte.

Dominicus, das Haupt der Dominikaner und Diego, Bischof von Osma, zwei Spanier, sind die Stifter jenes Gerichts, das im Jahr 1206 seinen Anfang nahm. Die Dominikaner setzten getreulich das von ihrem Meister begonnene Werk fort. Sie wurden besonders mit diesem scheußlichen Geschäfte beauftragt; in ihren Händen wurde jenes Tribunal der Schrecken des Menschengeschlechts. Die Ketzerrichter vereinigten angeblich zur Ausbreitung des Reiches Gottes und der päpstlichen Macht, was damals gleiche Bedeutung hatte, in ihrer Person zwei Aemter: sie waren Prediger und Ketzerrichter. Wer ihrer Predigt kein geneigtes Ohr lieh, den bannten, folterten, verbrannten sie, mit Hülfe der weltlichen Macht. Diese mußte ihnen zu Gebote stehen; denn die Kirche dürstet ja nicht nach Blut, d. h. die Inquisitoren verurtheilten die Glaubigen, übergaben sie dann dem weltlichen Arme, dieser kerkerte sie ein, oder verbrannte sie, wie die Kirche befohlen hatte. Dabei aber wiederholten die Priester fort und fort: „die Kirche besudelt sich nicht mit dem Blute der Ketzer.“ Schließt man also, so ist es weder die Kirche, noch die weltliche Obrigkeit, nicht einmal der Henker, der das Blut der Unschuldigen vergießt; nein, es ist das Henkerbeil, es ist der Scheiterhaufen, diese haben die Ketzer vom Leben zum Tode gebracht. Anfangs war die Inquisition nicht so grausam, wie sie es später wurde, und manche Bischöfe zeigten keinen gar großen Eifer bei der Verbrennung der Ketzer; das gefiel freilich den Fanatikern nicht; daher erboten sich Dominikus und seine Helfershelfer die Inquisition ganz zu ihrem Geschäfte zu machen.*) So entstanden die immerwährenden

*) Das vierte Lateran-Concil machte es dem bischöflichen Sendgerichte zum Hauptgeschäfte, die Ketzer aufzuspüren und zu bestrafen 1215, und das Concilium von Toulouse bestätigte diese Einrichtung. Im Jahre 1232 und 1233 ernannte Gregor IX. die Dominikaner zu beständigen Inquisitoren des Papstes.

Tribunale, die mit furchtbarer Vollmacht zur Ausrottung der Ketzer versehen waren, und nun floß das Blut der Wahrheitszeugen, wie kaum je selbst unter den heidnischen Kaisern des alten Roms, in Strömen. Bald stifteten die Inquisitoren die weltlichen Fürsten gegen die Kinder Gottes, bald regten sie das Volk wider sie auf. Die, welche unter den Fahnen dieser satanischen Mörder dienen wollten, hießen Kreuzfahrer, auch Pilger, und trugen ein rothes Kreuz auf ihrem Kleide als Auszeichnung. Der Teufel ist ein Mörder von Anfang, sagt der Herr selbst, und gewiß ist es kein Wunder, und ganz der Wahrheit gemäß, wenn die treuen Bekenner die ganze Verfolgung als ein dämonisches Werk, und die Verfolger als Werkzeuge des Teufels betrachteten; denn die Wuth, womit man die Kirche Gottes verfolgte, ging über das menschlich Sündliche hinaus. Die Inquisition wurde bald in vielen katholischen Ländern eingeführt, und, wo sie war, da hatte sie Verheerung, Mord und Blutvergießen in ihrem Gefolge. Sie verpflichteten ihre Mitglieder, wahre Menschenjäger, alle Knechte des Herrn mit unerbittlicher Wuth zu verfolgen. Sie mußten eidlich versprechen, die Gläubigen überall aufzusuchen, in Städten, in Häusern, in Kellern, in Wäldern, auf Feldern, in Höhlen und Wüsteneien. Einunddreißig Artikel oder Regeln hatten diejenigen zu beobachten, welche sich mit der Inquisition beschäftigten. Der Papst befahl allen Regierungen und Obrigkeiten bei Strafe des Bannes, den Inquisitoren zu gehorchen, und ihnen allen möglichen Beistand zu leisten. Die meisten weltlichen Fürsten und Herren ließen sich leider willig finden und leisteten ihnen alle mögliche Hülfe, so daß das Wort eines englischen Schriftstellers durchaus genau das Verhältniß jener beiden zu einander bezeichnet: „der Priester ist der Richter, der Fürst der Henker.“

Eine Geißel der Menschheit, ein Ungeheuer dem Abgrund entstiegen, verbreitete die Inquisition Schrecken und Jammer in der Christenheit. Doch wurde ihr hie und da Einhalt gethan, und nicht überall durfte sie, wie sie es gern gewollt hätte, ihren Ingrimm auslassen. In Frankreich (unter Ludwig **IX. 1228**) war sie kurze Zeit, aber grausam, thätig. Habsucht, Ehrgeiz, Grausamkeit der Ketzerrichter, ja wohl auch die Kosten, die

das Tribunal verursachte, waren an der Aufhebung desselben Schuld. Selbst in Rom war sie nicht so grausam, weil die Päpste, deren heilige Residenz fortwährend von reichen Fremden besucht wurde, es ihrem Interesse gemäß fanden, die Ketzerrichter nicht so arg wüthen zu lassen. Deutschland sah kurze Zeit einen der wüthendsten Inquisitoren, den Conrad von Marburg **1231—1233** in seinen Landen. In Spanien, wo Ferdinand und Isabella sie eingeführt hatte, und in Portugal wüthete sie grenzenlos. Zuerst ward sie hier gegen die Mauren und Juden eingeführt; bald aber wurde sie über das ganze Land ausgedehnt, und gegen alle diejenigen gerichtet, welche anders dachten, als Rom und dessen Clerisey. Die Inquisitoren überzogen bald das ganze Land, wie ein Schwarm von Heuschrecken, und spähten in alle Winkel hinein. Beim geringsten Verdacht ward der Verdächtige festgenommen; das geringste Anzeichen von Ketzerei zog ihm die Folter zu. Man brannte und sengte, oder die Ketzer wurden zu Kettenstrafe oder zu ewigem Gefängniß verdammt. Die Inquisition war wohl die Ursache, daß jetzt noch im Charakter des spanischen Volks ein finsteres Mißtrauen und schwarze Eifersucht sich ausspricht. Zugleich mag auch jene Grausamkeit hierin ihren Grund haben, die sich später beim Krieg in den Niederlanden und bei der Entdeckung von Amerika offenbarte.

Damit sich aber unsere Leser einen Begriff machen können von der Handlungsweise der Ketzerrichter, namentlich gegen die Waldenser, so theilen wir ihnen einige jener Verfahrungs-Regeln mit, welche dieselben beobachteten, und die zugleich ein helles Licht über deren böses Gewissen und über deren Grausamkeit verbreiten:

1) Wird ein Ketzer dem weltlichen Arme übergeben, so darf man ihm nicht erlauben, sich vor dem Volk zu rechtfertigen; es möchten sonst die Einfältigen einen Eindruck bekommen, als geschehe ihnen Unrecht, und sie könnten ein schlimmes Vorurtheil gegen die katholische Religion fassen.

2) Man muß sich wohl hüten, einem schon verurtheilten Menschen vor dem Volke Gnade angedeihen zu lassen; auch wenn er widerruft und Umkehr verspricht; denn, man könnte

nie eine große Menge Ketzer verbrennen, wenn man sie auf ihre schönen Versprechungen hin, die ihnen der Schrecken vor der Todesstrafe auspreßt, und welche sie nie ordentlich erfüllen, frei ließe.

3) Der Inquisitor muß sich beim Verhör immer anstellen, als ob die That bereits erwiesen sey; er muß daher nur nach den Nebenumständen fragen, ungefähr also: „Da du der Ketzerei überwiesen bist, sage mir in welchem Zimmer des Hauses hielten sich die Barben auf, wenn sie dich besuchten u. s. w.?“

4) Der Inquisitor soll immer ein offenes Buch vor sich haben, wenn der Angeklagte vor ihm steht, und sich anstellen, als ob er das ganze Leben desselben und eine Menge Anklagepunkte darin aufzeichnen wollte.

5) Er soll den Angeklagten sogleich mit unausbleiblicher Todesstrafe bedrohen, wenn er nicht aufrichtig alles eingesteht und seiner Ketzerei entsagt; antwortet er: „Wenn ich sterben muß, so will ich lieber auf mein Bekenntniß, als in der römischen Kirche sterben,“ dann gibt es keine Gnade mehr für einen solchen Menschen; man muß ihn schleunig dem Arme der Gerechtigkeit überliefern und die Hinrichtung schnell betreiben.

6) Man muß ja nicht glauben, als ob man diese Ketzer durch die Schrift überweisen könne, denn sie wissen dieselbe mit solchem Geschick zu verdrehen, daß sie sehr oft diejenigen überwinden, welche sie angreifen; oft nehmen sie dabei Veranlassung, sich noch hartnäckiger zu benehmen, besonders wenn sie sehen, daß gelehrte Leute ihnen nichts erwiedern können.

7) Nie muß man einem Ketzer eine bestimmte Antwort geben, und wenn man ihn fragt, so muß man mehrere Fragen auf einmal an ihn thun, so daß man ihm, er mag antworten, was er will, immer etwas erwiedern und ihn verwirren kann.

Wir haben genug gesagt, um unsern Lesern jene Menschenklasse als das, was sie sind, zu bezeichnen. Nimmt man noch die Art und Weise hinzu, womit die Ketzerrichter, die oft in der Schule der verfluchten Kunst alt und grau geworden waren, ihr Amt betrieben, so läßt sich Schrecklicheres und Abscheulicheres nichts denken. Man fragt sich: Sind das Menschen oder Teufel in der Menschengestalt? Antwort: Es sind getreue Knechte

jener blutdürstigen Kirche, die auf sieben Hügeln thront. Wird ein Ketzer oder ein der Ketzerei Angeklagter, oder besser, und in Wahrheit, ein Kind Gottes vor den Ketzerrichter gebracht, so sitzt dieser allein mit seinem verschmitzten Schreiber in seiner schauerlichen Gerichtsstube. Bald schmeichelt er, wie eine Katze, bald fährt er drohend auf, wie ein Tiger; dann fängt er wieder an zu liebkosen, jetzt wird er finster und scheint erzürnt; zuweilen scheint er gerührt; er weint, wie ein Kind, und betet dann wieder, der Heuchler! dann kann er wieder schimpfen, zanken; er spricht von der Folter, vom Kerker, vom Verbrennen, von der Höllenqual. Bald legt er wieder seine Hand auf's Herz, zerfließt abermal in Thränen, versichert feierlich, er wolle nicht den Tod des Sünders, sondern, daß sich derselbe bekehre und lebe, und er wolle alles thun, was er könne für seinen Bruder, der im Kerker schmachte. Bald zeigt sich derselbe Mensch taub und hart wie ein Fels, falsch und unbeständig, wie eine Wetterfahne, grausam wie Otterngift.

Nie werden der Ankläger und der Angeklagte einander gegenüber gestellt; jeder auch der verruchteste Angeber wird angehört. Ein öffentlicher Verbrecher, eine Hure gelten schon für wichtige Ankläger und Zeugen; der Sohn darf seinen Vater anklagen, das Weib den Mann. Der unglückliche Angeklagte erfährt nie seinen Ankläger, so wenig, als man ihm sein Verbrechen offenbart. Er sieht keinen Menschen, als den Kerkermeister. Kein Buch, keine Feder darf er haben, und die grausamste Folter zwingt ihn oft Verbrechen zu bekennen, die er nicht kennt.

Dieses schreckliche Verfahren verbreitete Angst und Schrecken, namentlich in Spanien. Alle Gemüther wurden mit Mißtrauen gegen einander erfüllt; der Freund traute dem Freunde nicht mehr. Es gab keine trauliche Gesellschaft mehr, der Bruder scheute den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater. So zerriß jenes scheußliche Gericht, das Satan selbst präsidirte, alle heiligen Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft.

Leser, stehe einen Augenblick still, und betrachte die Kirche Christi, was sie gewesen zur Zeit der Apostel, und was die römische Kirche, die abgefallene Kirche geworden ist. Welch'

eine ungeheure Lüge, die sich fort und fort im Munde der Römlinge wiederholt: „Wir sind die älteste Kirche, wir sind erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten.“ Hier erblicken wir ein Fundament, einen Grund, der tief genug in die Hölle hinabreicht. Wie stimmet Christus mit Belial? Wie stimmet der Himmel mit der Hölle? Was für einen Glanz erblickt das Auge in der römischen Kirche? — denn äußerlich zu glänzen sucht sie fort und fort. — Es ist der Glanz, den eine Feuersbrunst in dunkler Nacht verbreitet.*) Es sind die Feuerbrände, die Scheiterhaufen, auf denen die Märtyrer des Herrn ihr Leben aushauchten. Brennen, Morden, Rauben ist das Loosungswort des Papstes und seiner Getreuen; Liebe, Gnade und Friede das Wort des Herrn und seiner Apostel. Wir wollen nun, nachdem wir unsern Lesern Einiges von jenem Schreckensgericht mitgetheilt haben, die schauerlichen Thaten der Römlinge erzählen, die sie namentlich in Frankreich verübt haben.

Verfolgung der französischen Waldenser oder der Albigenser.

Die Waldenser hatten sich immer mehr und mehr ausgebreitet; „das Wort Gottes wuchs und mehrete sich.“ Apostg. 12, 24. Ja, die treuen Jünger des Herrn wußten auf allerhand Wegen demselben Eingang zu verschaffen. Es gab unter den gewerbsamen Waldensern sogenannte Colportörs oder Hausirer, die ihre Waaren in den Häusern verkauften, und auf diese Weise Zutritt selbst in Familien höherer Stände bekamen. Bei dieser Gelegenheit boten sie dann jenes kostbare Kleinod, das man ohne Geld kauft, und um welches willen man Alles verlassen kann, den Leuten an. Daher waffnete sich nun auch die römische Kirche zur Ausrottung der Gemeinde des Herrn.

Im Jahr 1200 schon war Toulouse ein Hauptsitz jenes ehrwürdigen Volkes. Achtzehn Städte der Umgegend waren von einer großen Zahl desselben bewohnt. Gott hatte ihm mäch-

---

*) In Spanien allein wurden vom Jahr 1481 bis 1800 im Namen der Religion 32,382 Menschen lebendig verbrannt, 291,450 eingekerkert und ihrer Güter beraubt.

tige Beschützer erweckt: Der Graf von Toulouse, der Graf von Foix, der Burggraf von Beziers und andere nahmen sich desselben an, weil sie die Ueberzeugung hatten, jene Christen leiden Unrecht, und weil sie ihre fleißigsten, treusten und rechtschaffensten Unterthanen waren. Man nannte die dortigen Waldenser Albigenser, vielleicht von der Stadt und der Gegend Alby, wo eine große Menge derselben ihren Wohnsitz hatten. Die Kunde von ihrer schnellen Verbreitung erscholl bis nach Rom, und nun schleuderte der Papst seinen Bann gegen sie, und gab den Erzbischöfen und Bischöfen von Guyenne und Frankreich den gemessensten Befehl, die Waldenser, die Patarener ꝛc. zu bannen, sie aller Rechte, auf die ein Christ Anspruch machen kann, zu berauben, und zwar während ihres Lebens und nach ihrem Tode. Die Priester und alle Geistlichen wurden angewiesen, die Kirchen-Prälaten zu unterstützen. Die Obrigkeit und die Fürsten wurden angehalten, mit Gefängniß und dem Schwert zu Hülfe zu kommen. Nicht zufrieden mit diesen Maaßregeln, sandte der Papst Innocens **III.** noch zwei Cistercienser als Legaten aus, den Reinerius Saccho und Guido **1198**, mit dem besondern Auftrage, den Clerus anzuspornen, über den Adel zu wachen, und über jeden Vorfall, über jede Maaßregel gegen die Ketzer nach Rom zu berichten.

Raymond **VI.**, Schwager des Königs von England, regierte damals zu Toulouse; er besaß ziemlich viel Ländereien, und jene Stadt und jenes Land waren eine der hauptsächlichsten Zufluchtsstätten der Albigenser. Raymond war indessen keineswegs selbst Albigenser; aber er war ein Feind der Verfolgung und ein Gegner der verfolgungssüchtigen Pfaffen, und darum konnten unter seinem Regimente die Waldenser ihrer Ueberzeugung ungestört leben. Allein sein väterlicher Sinn, den er gegen seine Unterthanen an den Tag legte und seine Duldsamkeit konnte in Rom nicht gefallen. Der Papst Innocens **III.** dringt in ihn, die Waldenser aus seinem Gebiete zu verjagen. Raymond **VI.** weigert sich, diesem ungerechten und grausamen Befehle zu gehorchen. Der Papst schleudert eine Bulle gegen ihn, weil er die Ketzerei begünstige, und befiehlt den Prälaten jenes Landes, die Albigenser zu verfolgen. Zugleich schreibt er an den König

Philipp von Frankreich und legt ihm als heilige Pflicht auf, die elende Sekte zu vertilgen. Zwölf Aebte des Cistercienser-Ordens begleiteten den päpstlichen Legaten und predigten den Kreuzzug gegen die harmlosen Albigenser, indem sie jedem im Namen des heiligen Vaters zu Rom vollkommenen Ablaß versprachen, der das Kreuz nehmen und in dem heiligen Krieg, wie sie jene Expedition nannten, ziehen würde. Bald schlossen sich auch jene beiden genannten, Diego, Bischof von Osma mit dem Subprior seiner Cathedrale Dominicus 1206 an, und predigten gegen die vermeintlichen Ketzer. (siehe oben den Artikel: Inquisition) Wenn Finsterniß das Erdreich bedeckt, und der Todesschatten seine Flügel über die Nationen ausbreitet, in einer solchen Zeit wird alles verkehrt und verdreht: Das Heilige muß unheilig, das Göttliche teuflisch, die Wahrheit Lüge heißen, und umgekehrt. So wird namentlich mit dem, was man noch aus dem Wort Gottes weiß, ein arger Mißbrauch getrieben. Das ist aber auch so Satan's Art zu allen Zeiten gewesen. Schon im Paradiese hat er Gottes Verbot nicht geradezu verworfen, wenn er sagte: „Sollte Gott gesagt haben?“ nein, er hat der Eva dasselbe verdreht, einen andern Sinn unterschoben. So hat er bei der Versuchung des Heilandes das Wort Gottes falsch angewendet. Auf gleiche Weise verfuhren die Kreuzprediger; sie wählten ihre Texte aus der Schrift, wenn sie gegen die Schlachtopfer Christi donnerten. Unter andern war ihr Lieblingstext: „Wer stehet bei mir wider die Boshaftigen? Wer tritt zu mir wider die Uebelthäter?“ Psalm 94, 16. und ihre Predigt schloß ungefähr immer mit den heuchlerischen Worten: „Ihr sehet, geliebte Brüder, wie groß die Bosheit der Ketzer ist, wie viel Uebels sie in der Welt anrichten; ihr sehet, mit welcher zärtlichen Liebe, mit welchen frommen Bestrebungen die Kirche dieselben zurückzuführen sucht. Aber, Alles ist vergebens; sie nehmen ihre Zuflucht zum weltlichen Arme, um sich zu schützen. Darum sieht sich unsere heilige Mutterkirche wider Willen, und zu ihrem großen Schmerze gedrungen, die Heere der Christen gegen sie anzurufen. Habt ihr nun noch einigen Eifer für euern Glauben, lodert noch ein Funke von Liebe für die Ehre Gottes in eurem Innern: wollt ihr

Theil haben an dem Ablaß der Vergebung der Sünden, so erhebt euch, kommt, empfangt das Zeichen des Kreuzes und tretet unter das Panier des Heeres unseres gekreuzigten Heilandes."

Die Bemühungen des Reinerius und der übrigen Helfershelfer entsprachen den Erwartungen des Papstes keineswegs. Dominicus wird jetzt auf sein Ansuchen zum General-Inquisitor erwählt. Mit Vollmachten vom Papst versehen, erschien jener fanatische Spanier mitten unter einer ungeheuren Menge Volks in der Kirche des heil. Prullianus. Hier verkündigt er öffentlich, wie er vom Papste beauftragt, mit äußerster Strenge, die Wahrheit des katholischen Glaubens zu vertheidigen entschlossen sei, und sollten die geistlichen Waffen nicht genügen, so werde er zum weltlichen Schwert seine Zuflucht nehmen.

Ein Adeliger von Narbonne übergab sein Haus und sein Schloß den Ketzerrichtern zur Verfügung, und hier errichteten sie ihr Inquisitionstribunal, und begannen ihr blutiges Geschäft. Vor allen Dingen boten sie volle Vergebung der Sünden denen, welche gegen die Ketzer ziehen würden. Ganze Haufen, verführt und verblendet durch jene heillosen Versprechungen, traten unter ihre Fahnen, und hofften so auf eine leichte Weise ihre Verbrechen und Sünden zu büßen. Der Generalinquisitor verfertigte Statuten für die Bruderarmee, aus denen wir unsern Lesern einige Artikel als Muster mittheilen:

1) „Alle diejenigen, welche an dem Kreuzzug Theil nehmen, schwören, alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um die Rechtsame der Kirche wieder herzustellen und zu vertheidigen, gegen alle diejenigen, welche dieselben antasten.

2) Sie schwören, sowohl ihre eigene Person, als auch ihr Vermögen daran zu setzen, um die kirchlichen Vorrechte zu vertheidigen, und die Waffen zu ergreifen, so oft sie hiezu von dem Kriegs-Prälaten*) aufgefordert werden.

3) Wer zur heiligen Fahne schwört und verheirathet ist, dessen Gattin schwört, ihren Ehegemahl von dem heil. Kriege

*) Ein hoher Posten, damals von Dominicus bekleidet und in der Folge von den Dominikaner-Generalen.

nicht abzuhalten; dafür hat sie das ewige Leben als Belohnung ihres heiligen Eifers zu erwarten.

4) Um die Kreuzfahrer von andern Laien auszuzeichnen, soll für sie und ihre Weiber eine besondere Kleidung verfertigt werden von weißer oder schwarzer Farbe, jedoch von verschiedener Form.

5) Niemand wird zu dem heiligen Krieg angenommen, wer nicht vorher ein strenges Examen bestanden hat in Bezug auf seinen Lebenswandel, seine Sittlichkeit und seinen Glauben. Ein Kreuzfahrer muß seine Schulden bezahlt, seinen Feinden vergeben, und sein Testament gemacht haben, um so für den Kampf um so mehr vorbereitet zu sein.

6) Der Kreuzfahrer muß, ehe er in den Krieg zieht, in Gegenwart von Notaren und gültigen Zeugen von seiner Frau Abschied nehmen.

7) Die Gattinnen derer, die im heil. Kriege fallen, versprechen, sich nie mehr zu verehlichen rc."

Dieser Auszug genügt, unsern Lesern einen Begriff von jener gräulichen Scheinheiligkeit und Gleißnerei zu geben, welche die römische Kirche mit ihrem Papst so sehr auszeichnet und charakterisirt. Welch' ein heiliger Schein! hinter welchem der Mörder mit grinzendem Gesichte hervorblickt, gleich einem Räuber, der auf seine unschuldige Beute lauscht. Es soll Gottes heilige Sache sein, für welche die Kreuzfahrer kämpfen und zwar mit Darangabe ihres Lebens und ihres Vermögens; allein sie wußten wohl, daß die Aussicht auf Plünderung ihnen hundertfach einbringe, was sie aufs Spiel setzten. Eine große Zahl unwissenden, fanatisirten Pöbels mochte wohl, auch durch die Aussicht auf die Seligkeit angelockt, die ihnen verheißen wurde, die Waffen ergreifen. Indessen ging die Sache dem Papst immer noch zu langsam; aus diesem Grunde wandte er sich jetzt an die Fürsten, und erließ an sie einen Aufruf, sie sollen sich gegen die Albigenser waffnen, und beauftragte seine Helfershelfer, allen und jeden Katholiken, die gleichen Wohlthaten zu verheißen, welche denjenigen zuerkannt waren, die die Waffen gegen die Saracenen ergreifen wollten; wenn sie nur ihre Hände mit dem Blute ihrer Brüder beflecken wollten. Laßt uns einen

Augenblick inne halten und einen Blick zurückwerfen auf die furchtbaren Rüstungen von Seiten des Papstes und hinblicken auf die unglücklichen Waldenser, auf die Schlachtschafe Christi, die von dem Rachen des gierigen Wolfes verschlungen werden sollten. Was soll aus ihnen werden? Sie stehen zwischen zwei Feuern: Ein Kreuzzug ists auf der einen Seite, der sie in Masse vertilgen soll; auf der andern die Inquisition, welche diejenigen, die dem Schwert entrinnen, einzeln aufhängt und dem Scheiterhaufen übergibt. Hier ist Geduld und Glauben der Heiligen nöthig; wenn die Ochsen von Basan, und die großen Farren ihren Rachen aufsperren, wie ein brüllender und reißender Löwe, wie weiland auf den, auf den jene Worte geweissagt sind Ps. 22. Wäre Gott ihr Heiland, nicht ihr Trost gewesen, sie hätten müssen vergehen in ihrem Elende. So aber wußten sie, daß sie ein anderes Vaterland hatten, wohin sie nach diesem Leben aufgenommen würden, wo kein Leid, kein Geschrei, kein Feind, kein Papst, keine Inquisition, kein Kreuzzug mehr sie erreichen, noch in ihrer ewigen Freude stören kann. In Bezug auf die Kirche Gottes haben sie eine Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermag. Sie hatten in sich das Bewußtsein des Glaubens, daß sie gerechtfertigt seien im Blut Jesu, Kinder Gottes, Erben des Himmels und Miterben Christi; das hielt sie aufrecht. Wir kennen nicht alle Einzelnheiten der Geschichte, und mancher Zeuge Christi ist hinübergegangen in die ewige Heimath, ohne daß von ihm berichtet worden wäre; aber der Herr kennet die Seinen, und wenn wir einst selig heimgehen, so dürfen wir wohl auch etwas von dem Siege der Gerechten aus dem Munde derer erfahren, die um des Namens Jesu willen geopfert worden sind.

Die Papisten indessen wünschten immer noch den Schein für sich zu gewinnen, als ob sie durch Ueberredung die Waldenser zur Kirche zurückführen wollten, ehe sie das Feuer und Schwert gebrauchten. Die Albigenser hatten nämlich eine Conferenz vorgeschlagen, auf welcher sie wünschten, es sollten die streitigen Punkte durch die heil. Schrift erörtert, und derjenige Theil, der seine Sache mit Gründen der Schrift bewiesen, sollte Recht erhalten. Die Papisten gingen auf diesen billigen Vorschlag

ein, und es wurde (1206) Montreal bei Carcassone als Versammlungsort bezeichnet. Die Schiedsrichter von Seiten der Katholiken waren die Bischöfe von Villeneuse und von Auxerre, von Seiten der Albigenser Robert von Bot und Anton Riviere.

Arnold Hot, ein Pfarrer der Albigenser, welcher zuerst in Montreal eintraf, unternahm es aus der heil. Schrift den Beweis zu führen, daß die Messe und Brodverwandlungslehre Götzendienst sei, ferner, daß die römische Kirche nicht die Braut Christi genannt werden könne, und endlich, daß ihre Kirchenverfassung unheilig und unlauter sei. Er sandte diese Sätze schriftlich dem Bischof Eusus zu. Derselbe forderte 14 Tage, um auf dieselben antworten zu können. Nach Verfluß jenes Zeitraums erschien Eusus mit einer langen Schrift, welche öffentlich vorgelesen wurde. Arnold antwortete mündlich; er redete vier Tage lang mit einer solchen Klarheit, Bündigkeit und Kraft, daß er einen mächtigen Eindruck auf die Anwesenden machte. Der römisch-katholische Theil fing an, in große Verlegenheit zu gerathen, als die päpstlichen Armeen anrückten. Das Schwert sollte entscheiden, wer Recht oder Unrecht habe, da die Feinde sich durch das Wort Gottes überwunden sahen. Ueberhaupt schienen die Römlinge durch jene Disputation die Albigenser nur hinhalten zu wollen, um Zeit für ihre Kriegsrüstungen zu gewinnen.

Der Papst Innocens III. hatte seine getreuen Knechte, die Prediger-Mönche in ganz Europa herumgesandt, und eine große Armee zusammengebracht. Im Namen des Papstes wurde den Soldaten Vergebung aller Sünden verheißen, wenn sie nur vierzig Tage lang die Waffen gegen die Albigenser tragen wollten. Ist das nicht der Antichrist, welcher vorgibt, er sei Gott, der da Vergebung der Sünden und das Paradies verheißt, geliebter Leser? Wenn's der nicht ist, so gibt es keinen mehr. Die päpstlichen Truppen hatten den Auftrag, denjenigen keinen Glauben zu halten, welche keinen Glauben gegen Gott bewiesen. „Thut euer Möglichstes," ermunterte sie der Papst, „um die gottlose Ketzerei der Albigenser auszurotten, gebraucht noch größere Strenge, als ihr gegen die Saracenen gebrauchen würdet. Verfolgt die Albi-

genser mit starker Hand, nehmt ihnen ihre Länder und Besitzungen, vertreibt sie, und setzt Katholiken an ihre Stelle!"

Raymond indessen fuhr fort, die Albigenser zu schützen, trotz dem Bann des Papstes, welcher nicht zufrieden damit, ihn von der Kirche ausgestossen zu haben, alle seine Unterthanen vom Eid der Treue entband und jedermann erlaubte, Hand an ihn zu legen und ihm sein Land zu nehmen. Ein Umstand, der sich um jene Zeit ereignete, gab dem Papste einen Vorwand, solche strenge Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Einer der Inquisitoren, Peter von Castelnau, wurde (1208) von einem Unbekannten ermordet. Die Mönche, welche gegen Raymond aufgebracht waren, schoben hievon die Schuld auf diesen Fürsten und nun zogen die Kreuzfahrer mehr, als 100,000 Mann stark gegen ihn zu Felde. Innocens III. ließ durch den Abt Arnold den Kreuzzug predigen. Er schrieb unter anderm an die Bischöfe in Südfrankreich: „Eine wahrhaft gräuliche Nachricht ist uns zu Ohren gekommen. Es hat gegen den heil. Petrus von Castelnau, heiligen Andenkens, während er auf lobenswerthe Weise das ihm anvertraute Amt bekleidete, der Teufel seinen Diener: den Grafen von Toulouse aufgestiftet rc." Nun folgt eine weitläufige Erzählung von der Ermordung des Legaten, und Innocens fährt fort: „Obgleich besagter Graf schon lange mit dem Bannfluch gebrandmarkt ist, so möget ihr jetzt, weil er nach bestimmten Angaben Urheber des Mordes jenes heiligen Mannes ist, um eben dieser Ursache willen, ihn als einen Gebannten öffentlich bekannt machen. Alle diejenigen, welche besagtem Grafen durch einen Eid als Unterthanen oder Bundesgenossen verpflichtet sind, wollet ihr kraft, unsers apostolischen Ansehens jenes Eides, entbinden; es soll ferner jedem Katholiken erlaubt sein, nicht nur seine Person zu verfolgen, sondern auch dessen Land in Besitz zu nehmen und zu behalten rc."

Dem König Philipp von Frankreich schrieb er: „Vernimm die Stimme des Bluts des Gerechten und ergreife gegen den Tyrannen und Feind den Schild des Glaubens zum Schutz der Kirche rc." In gleichem Tone schrieb der Papst an den französischen Adel und an das Volk. Und doch war Raymond am Morde des Peter von Castelnau unschuldig, so daß Innocens III.

später selbst gestand, er sei dessen nicht überführt. Raymond VI. ward von Schrecken ergriffen, und suchte Versöhnung, und zum Beweis seiner Aufrichtigkeit überantwortete er den päpstlichen Truppen sieben feste Plätze in der Provence. Damit waren die päpstlichen Legaten nicht zufrieden; er mußte als ein Büßender vor der Kirchthüre zu Agde erscheinen. Hier waren mehr als zwanzig Bischöfe und Erzbischöfe, unter ihnen der päpstliche Gesandte Milo versammelt. In ihrer Gegenwart sollte er auf das heil. Sakrament des Abendmahls und auf die Reliquien der Heiligen, welche vor den Thüren der Kirche mit großem Pomp aufgestellt waren, der heiligen Kirche Gehorsam und Treue schwören. Raymond schwur. Er ward hierauf in die Kirche geschleppt, öffentlich gegeißelt, und nun empfing er die Lossprechung. Das gleiche Schauspiel wurde wiederholt zu Castres am Grabe des heil. Peters des Märtyrers, und nun erst wurde er in Rom als ein reumüthiger Sohn der Kirche wieder aufgenommen. Also handelte Papst Innocens III. mit einem Katholiken, der nichts anders verbrochen hatte, als daß er seine getreuen Unterthanen, deren Unschuld er kannte, gegen ihre grausamen Feinde in Schutz nahm.

Allein das Kreuzheer, das man gegen die Albigenser versammelt hatte, zog dessenungeachtet, einem verheerenden Strome gleich, vorwärts. An der Spitze desselben stand der wüthende Arnold. Ueberall gingen sie auf die Waldenser los, sengten und brannten. Zuerst marschirten sie gegen die Besitzungen des Burggrafen Raymond Roger; dieser war Neffe des Raymond VI. und besaß sieben Baronieen, welche von Toulouse abhängig waren. Dieser edle Fürst war zwar der römisch-katholischen Religion zugethan; allein er hielt es ebenfalls für seine Pflicht, wie Raymond, seine ruhigen und friedlichen Unterthanen gegen die meuchelmörderischen Kreuzfahrer zu schützen. Er residirte in Beziers. Die Mißhandlung, die seinem Oheim Raymond widerfahren war, die Zumuthung, die man demselben machte, den Kreuzzug gegen Beziers anzuführen, um die Albigenser sammt ihrem Fürsten zu vernichten, erfüllte den Roger mit einem gerechten Unwillen. Er schloß sich mit seinen getreuen Unterthanen in seiner Residenz ein, und war entschlossen, sich zu vertheidi-

gen. Indessen rückte jenes Heer von 100,000 Kreuzfahrern an, und umzingelte die Stadt. Roger hatte nicht Muth genug, den Kampf mit seiner Handvoll Leute zu wagen; es ergriff ihn ein panischer Schrecken; er verläßt die Stadt, eilt zum päpstlichen Legaten, wirft sich demselben zu Füßen, bittet ihn flehentlich der Stadt, in welcher doch so viele Katholiken wohnen, zu schonen; allein vergeblich. Der Legat verlangt vor Allem, die Albigenser sollten ihren Glauben abschwören, und das Versprechen ablegen, daß sie sich der römischen Kirche unbedingt unterwerfen wollen. Der Graf begibt sich wiederum in die Burg zurück, versammelt sein Volk und legt ihnen den Entschluß des Legaten vor. Die Katholiken bitten die Albigenser, sie möchten doch die Bedingungen eingehen, sonst sei ja die Stadt verloren. Hierauf erwiedern die Albigenser: Nie werden sie ihren Glauben verleugnen, um ein elendes Leben zu fristen; Gott könne sie schützen, wenn er wolle; liege es aber in seinem Willen, daß sie ihn durch ihren Tod preisen sollen, so halten sie es für eine Ehre, für die Wahrheit zu sterben. Sie wollen lieber dem Papst mißfallen, der nur den Leib vernichten könne, als sich Gottes Ungnade zuziehen, der Leib und Seele verderben könne in die Hölle. Nie werden sie sich ihres Heilandes und seiner Gerechtigkeit schämen; nie werden sie ihn verleugnen; sie würden ja sonst dem ewigen Tod anheimfallen; nie werden sie sich zu einer Religion bekennen, die Christi Verdienst vernichte, und seine Gerechtigkeit.

Noch blieb ein Mittel zu ihrer Rettung übrig, welches die katholischen Einwohner versuchten. Der römisch-katholische Bischof begibt sich zum Legaten Arnold, und versucht, seinen Sinn umzustimmen und ihn zu erweichen; allein er blieb unerbittlich, taub jeder Vorstellung; er droht fürchterlich, er schwört, alle Einwohner sollen sterben, wofern sie nicht ihr Verbrechen erkennen. In der That, der Grausame hielt Wort. Cäsarius erzählt, Arnold sei von den Kreuzfahrern gefragt worden: „Was sollen wir thun, Herr? Wir können ja die Guten von den Bösen, d. i. die Ketzer von den Katholiken nicht unterscheiden.“ Der Legat antwortete: „Bringet alle um, die euch in die Hände kommen, der Herr kennet die Seinen.“ Der fanatische Pfaffe

meinte, Gott werde schon die Katholiken schützen. Jetzt begann der Sturm gegen die Stadt; die Mauern werden überstiegen, die Feinde dringen ein, und Alles wird niedergemacht. Zwanzigtausend, nach Andern sechzigtausend Personen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Katholiken und Waldenser verloren in diesem Blutbad das Leben. Der fürchterliche Arnold von Citeaux erzählt in seinem Siegesberichte an den Papst, Innocens III. triumphirend: „Die Unsrigen schonten weder Stand, noch Geschlecht, noch Alter, und, nachdem der Feind überwunden worden war, tödteten sie ungefähr zwanzigtausend mit der Schärfe des Schwerdtes. Der Feind erlitt eine furchtbare Niederlage; die ganze Stadt wurde der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Wunderbar war das Wüthen der göttlichen Rache gegen dieselbe.“

Der Graf, welcher den Untergang seiner Hauptstadt voraussah, hatte sich nach Carcassone geflüchtet, eine Stadt, die fester, als Beziers, und somit leichter zu vertheidigen war. Es wohnten daselbst eine Menge Albigenser und andere suchten hier eine Zufluchtstätte. Der päpstliche Legat hatte einen neuen Zuschuß von Truppen, die man in Italien, Frankreich nnd Deutschland zusammengerafft hatte, erhalten, so daß die Zahl derselben bis auf dreimal hunderttausend anwuchs. Carcassone wurde eng eingeschlossen, mehrere Stürme wurden versucht und von den Belagerten mit Muth abgeschlagen; allein die Menge der Feinde war zu groß. Der Burggraf, welcher anfangs mit kräftigem Muth den Feind abgewehrt hatte, verlor zuerst die untere Stadt, wo die Kreuzfahrer Alles, sowohl Katholiken als Albigenser, was ihnen in die Hände fiel, niedermachten.

Die Carcassoner zogen sich jetzt in den obern Theil der Stadt zurück, und Arnold befahl den Sturm; allein seine Soldaten stürzten zu Hunderten und Tausenden zusammen und die Gräben der Stadt waren von den Leichnamen derselben angefüllt. Als der Legat sah, daß er nichts ausrichtete, so nahm er zur List seine Zuflucht. Lügen und Meineide sind die gewöhnlichen Mittel, deren die römischen Kirchenfürsten sich bedienen, wenn sie unschuldige, harmlose Gemüther berücken und in ihr Netz ziehen wollen. Der Zweck heiligt ja die Mittel, und einem Ketzer

braucht man nicht Treue und Glauben zu halten, das wäre ja eine Todsünde. Arnold bemächtigte sich durch Versprechungen und Heuchelei der Person des edeln Roger, der in seiner Einfalt dem Fuchs Glauben schenkte. Er wurde in einen Kerker geworfen, und in demselben erdrosselt oder mit Gift aus dem Wege geräumt. Als die Belagerten die Nachricht von der Gefangennehmung ihres Oberhauptes erfuhren, gaben sie die Vertheidigung ihrer Heimath auf, und verließen im Dunkel der Nacht die Stadt, indem sie durch einen verborgenen, nur ihnen bekannten Durchgang in der Stille abzogen und nichts mit sich nahmen, als Nahrungsmittel für einige Tage. Perrin sagt von diesem Abzug: „Es war ein trauriges Schauspiel, die Bewegung des Volkes, dieser Abzug unter Thränen und Seufzen, als sie ihre möblirten und mit Gütern aller Art angefüllten Häuser verließen, um ins Ungewisse hinauszuziehen, und vor dem Feinde zu entfliehen; wie sie ihre Kinder, ihre gebrechlichen Greise und Matronen mit sich schleppten mitten unter dem Gewimmer der Frauen."

Der Feind merkte ihre Flucht nicht; Gott hatte ihm die Augen gehalten, und so kamen die Flüchtigen des andern Tages beim Schloß Taberet, 3 Stunden von Carcassone an, von wo aus sie sich, die einen nach Arragon, die andern nach Catalogne, wieder andere nach Toulouse und nach andern Städten hin zerstreuten.

Die tiefe Todtenstille, welche in der Oberstadt Carcassone herrschte, verursachte unter den Kreuzfahrern kein geringes Erstaunen. Anfangs hielten sie's für Kriegslist, als wollten die Albigenser sie in eine Schlinge locken, und sie dann plötzlich überfallen. Einige unter ihnen erstiegen die Mauern und drangen in die Stadt. Jetzt erscholl das Geschrei: „Die Albigenser sind fort!" Der Legat befahl, die Beute sollte in der Hauptkirche zu Carcassone niedergelegt, verkauft, und der Erlös unter die Kreuzfahrer nach Verdienst ausgetheilt werden. Bis dahin war der Kreuzzug durch Arnold, Abt von Citeaux, den Legaten des Papstes angeführt worden. Derselbe hatte sich jedoch über den Zeitraum von vierzig Tagen, in welchem man die Vergebung

der Sünden verdienen sollte, hinaus erstreckt, und man fand, die Vertilgung der Ketzer sei keine so gar leichte Sache, wie man anfangs geglaubt hatte; daher wurde die Leitung des Kriegs dem Grafen Simon von Montfort übergeben. Dieser allein unter den adeligen Kreuzfahrern war bereitwillig, den Raub der geplünderten Güter von dem Legaten anzunehmen; die übrigen Edeln wiesen ihn zurück. Simon hatte allerdings einige militärische Talente, allein er war ein fanatischer Päpstler, voll Ehrgeiz, und ohne alles menschliche Gefühl. Ueberall, wohin er zog, erfüllte er alles mit Grausen und Flammen. Er belagerte unter anderm Minerbe, ein Schloß an der spanischen Grenze. „Der verfluchteste Ort unter allen," sagte Simon, „denn seit dreißig Jahren hat man daselbst keine Messe gesungen." Ein Beweis, wie das Wort Gottes daselbst kräftig geworden war. Die Waldenser mußten sich aus Mangel an Wasser ergeben, und die Unglücklichen, welche von den Katholiken gefangen wurden, mußten eines grausamen Todes sterben. Die Kreuzfahrer warfen den Grafen von Termes, Raymond, in ein enges Gefängniß, nachdem sie vergebens ihn in die römische Kirche zurückzubringen gesucht hatten, und ihre Grausamkeit machte seinem Leben bald ein Ende. Sie zündeten ein großes Feuer an, und warfen zuerst seine Gattin, seine Schwester, seine Tochter und andere Frauen vom Stande in dasselbe. Weder Schmeicheleien, noch Drohungen vermochten sie von ihrem Glauben abwendig zu machen. Der Abt zu Vaux hatte sich die Mühe gegeben, die Getreuen des Herrn von Minerbe in den Schooß der päpstlichen Kirche zurückzuführen. „Wir verleugnen unsere Religion nicht," riefen sie ihm entgegen, wie mit einer Stimme, „ihr gebet euch vergebliche Mühe; weder Tod, noch Leben vermag uns zu bestimmen den Glauben, den wir bekennen, zu verlassen." Hierauf ließen der Legat und der Graf Simon hundertundachtzig Personen, Männer und Weiber in die Flammen werfen. Diese Zeugen der Wahrheit gingen dem Tod mit Freudigkeit entgegen, und priesen Gott, der sie gewürdigt hatte, um seines Namens willen zu leiden und zu sterben. Sie kündigten zugleich dem Simon an, es werde ein Tag kommen, an dem er der Strafe für seine Grausamkeit nicht entgehen werde,

jener Tag, wo die Bücher aufgethan würden und jeder empfangen werde, was seine Thaten werth seien.

Nachdem Montfort einmal sich des Schlosses von Minerbe oder Minerva bemächtigt hatte, so zog er weiter und belagerte Preissan oder Termes, im Distrikt von Narbonne. Wegen Wassermangel mußte hier abermal die Besatzung den Ort verlassen; sie zogen mitten in der Nacht ab, und wurden von den Feinden nicht bemerkt. Hierauf nahm er das Schloß La Vaur mit Sturm nach einer sechsmonatlichen Belagerung, und alle Belagerten wurden mit dem Schwerdt getödtet, ausgenommen achtzig Edelleute, die der grausame Montfort aufhängen ließ. Vierhundert Albigensern wurde die Wahl gelassen, ob sie ihrem Glauben entsagen oder sterben wollten; sie besannen sich nicht lange, sondern liefen mit triumphirender Freude dem lodernden Scheiterhaufen zu, stürzten sich in die Flammen, und übergaben ihren Geist in die Hände ihres himmlischen Vaters.

Raymund VI. war indessen von den Päpstlern nicht vergessen, sondern nur aufgespart worden. Man stellte an ihn überspannte Forderungen, die er nicht eingehen konnte. Nicht nur wurde er mißhandelt; nein, sondern auch verspottet durch die Bedingungen, die man ihm auf der Kirchenversammlung zu Arelate **1211** vorgelegt hatte. Unter denselben sind folgende: Dritte Bedingung: Niemand dürfe im Bereich seiner Herrschaft von mehr als zwei Sorten Fleisch essen. Sechste Bedingung. Niemand unter seiner Herrschaft solle kostbare Kleider tragen; nur schwarze Kappen von schlechtem Tuch. Siebente Bedingung: Alle Schlösser und Burgen seiner Herrschaft müsse er dem Boden gleich machen, und gänzlich schleifen. Achte Bedingung: Niemand von den Seinigen, nicht einmal die Edeln dürfen in einer Stadt oder Burg wohnen, sondern außerhalb derselben auf dem Lande, wie Bauern. Zehnte Bedingung: Jedes Familienhaupt müsse dem Legaten alljährlich 4 Tolosaner Denarien oder Groschen bezahlen. Zwölfte Bedingung: Wenn der Graf von Montfort durch die Länder des Grafen reitet, so darf weder er, noch einer aus seinem Gefolge, etwas bezahlen. Dreizehnte Bedingung: Hat Graf Raymund alle diese Bedingungen erfüllt, so muß er übers Meer fahren und unter den Johanniter-Rittern

gegen die Türken fechten, und darf von da nicht zurückkommen, bis er von dem Legaten hiezu die Erlaubniß bekommt. Vierzehnte Bedingung: Hat er obigen Bedingungen durchaus Genüge geleistet, so werden ihm alle seine Besitzungen vom Legaten (Arnold) und vom Grafen von Montfort zurückgegeben werden, wenn es ihnen belieben wird. Es leuchtet von selbst ein, daß der Graf solche Bedingungen nicht unterschreiben konnte; das wußten seine Feinde zum Voraus, und sie suchten nur einen Vorwand, um ihn zu bannen und aufs neue zu bekriegen (1211). Der grausame Abt Arnold von Citeaux war inzwischen Erzbischof von Narbonne geworden, und nahm zugleich von dem Herzogthum Narbonne Besitz.

Während nun die Katholiken also verfuhren, und weder Albigenser, noch Fürsten schonten, so wurde sogar der König Philipp August von Frankreich bedenklich und schrieb an den Papst. Peter II., König von Aragonien, ein Verwandter des Hauses von Toulouse, wendete sich nach Rom mit Bitten und Klagen. „Ketzer und Katholiken", sagte er, „seien beraubt und gemordet worden; es sei die Ketzerei der Ritter und Herren, die man vertrieben habe, keineswegs erwiesen; und gesetzt auch, Raymund VI. wäre ein Ketzer, so gehöre doch die Grafschaft wenigstens seinem Sohne." Zugleich versprach Peter II., er wolle darüber wachen, daß die Ketzerei ganz ausgetilgt werde in jenem Lande. Die Verwendung dieses Fürsten hatte keinen Erfolg; im Gegentheil, nachdem Innocens III. eine Zeitlang den Schaafspelz herausgehängt hatte, zeigte er bald die Wolfszähne, und gab ihm deutlich zu verstehen, er solle die Ketzer nicht beschützen; denn ein Ketzerbeschützer sei noch schlimmer, als ein Ketzer selbst. Er drohete ihm mit dem ganzen Zorn der Kirche. Peter ließ sich nicht abschrecken, er trat gegen die Kreuzfahrer auf; allein er fiel in der Schlacht bei Muret (1213) und Montfort trug den Sieg davon. Hier muß ich eine Bemerkung meinen Lesern mittheilen, die sehr wichtig bei der Betrachtung der Wege und Führungen Gottes in der Geschichte ist. Der oberflächliche Beobachter, und der, welcher Gottes Vorsehung nicht kennt, urtheilt nicht selten nach dem äußern Schein, und sieht die Wahrheit da, wo der äußere Sieg ist: allein wie verkehrt ein solches Urtheil

ist, zeigt die ganze heil. Schrift und die Völkergeschichte. Oft muß der Unschuldige leiden, und der Gottlose triumphirt. Die Wahrheit trägt ihren Sieg in sich selbst und der Jünger Jesu wird nie überwunden. Auf dem Scheiterhaufen und im Gefängniß ist er Sieger auf dem Plan, und auch hier gilt das Sprüchwort: „Wer zuletzt lacht, der lacht am besten"; nur müssen wir das Wörtlein zuletzt bis über das Grab hinüber ausdehnen.

Nach dem Falle Peters II. von Aragonien waren die beiden Grafen Raymond Vater und Sohn verlassen; sie flohen aus dem Lande ihrer Väter, und Simon von Montfort nahm ihr Gebiet selbst in Besitz. Eine Synode zu Montpellier (1215) bestätigte ihm diesen Besitz; denn die heilige Kirche wollte ihren getreuen Sohn reichlich belohnen; Simon ward nun Graf von Toulouse, und damit nicht zufrieden, nahm er seinem ehmaligen Mitgenossen bei der Blutarbeit gegen die Albigenser, dem Arnold das Herzogthum Narbonne ab. Die Lateran-Synode zu Rom (1215) bestätigte den Beschluß jener Synode. Vergeblich verwendeten sich die beiden Raymond und der König von England für sie, um diesen Spruch abzuwenden. Simon setzte sich unter namenlosen Gräueln in seiner Herrschaft zu Toulouse fest; die Edeln waren zum Theil gefallen, theils mußten sie flüchtig werden; ein großer Theil der Einwohner, besonders die Albigenser, war vernichtet oder entflohen, und der große Haufe durch die Scenen, die vor seinen Augen vorgingen, eingeschüchtert.

Raymond hatte indessen sein Land noch nicht aufgegeben; kannte er ja die Treue seiner Unterthanen und ihre Liebe und Anhänglichkeit an ihn und an sein Haus. Er erschien im Jahr 1217 wieder in der Grafschaft Toulouse, und das ganze Land fiel ihm wieder zu. Simon erndtete endlich, was seine Thaten werth waren; er fand vor den Mauern der Stadt Toulouse 1218, von einem Stein getroffen, seinen Tod, und Raymond zog wieder in seine Residenz ein. Amalarich, Sohn des Simon wollte sich in Besitz des Landes setzen und die Kirche ließ das Kreuz für ihn predigen; allein er sah sich genöthigt, dasselbe mit dem Rücken anzusehen.

Raymond VI. starb 1222 eines natürlichen Todes im Besitz seines Landes; sein Verfolger Innocens III. war 1216

schon gestorben, und der berüchtigte Dominicus starb im Jahr **1220**. Raymund VII., Sohn des Grafen von Toulouse eroberte sein ganzes väterliches Erbe wieder, und vermochte sogar Amalarich, den Sohn des Montfort, zur Abtretung desselben; allein Papst Honorius III. (**1216–1227**) hatte den Haß seines Vorgängers gegen das Haus von Toulouse geerbt. Er reizte Ludwig VIII., König von Frankreich, mit einem neuen Kreuzheer Toulouse für sich zu erobern. Der Papst forderte den König mit folgenden Worten zu diesem Unternehmen auf: „Dieß ist das Gebot Gottes: Wenn du hörest, daß jemand in einer deiner Städte, die der Herr, dein Gott dir zur Wohnung angewiesen hat, sagt: „Kommt, lasset uns andern Göttern dienen, die wir nicht gekannt haben," so sollst du die Einwohner jener Stadt mit der Schärfe des Schwerdts tödten. Eine große Menge Prälaten (erzählt Matthias von Paris **1226**) und Laien nahmen das Zeichen des Kreuzes, mehr aus Furcht vor dem König von Frankreich und dem Legaten zu Gefallen, als mit dem Eifer um der Gerechtigkeit der Sache willen; denn vielen mißfiel es sehr, daß sie den Grafen von Toulouse, der gut katholisch war, feindlich angreifen sollten, besonders, da es bekannt war, derselbe sei neulich bei einer Kirchenversammlung den Legaten mit vielen Bitten angegangen, er möchte kommen und in allen seinen Staaten jeden Einzelnen über seinen Glauben verhören, und, wenn er jemand finde, der einen Glauben bekenne, welcher im Widerspruch mit dem katholischen sei, so möge er selbst nach dem Urtheil der heiligen Kirche Gerechtigkeit handhaben. Was seine Person betreffe, so wolle er, wenn er in irgend einem Punkte gefehlt habe, Gott und der heil. Kirche, wie es einem getreuen Christen gezieme, Genüge thun; und wenn es der Legat wünsche, sich einer Glaubens-Prüfung unterziehen. Dieß alles verwarf der Legat und der katholische Graf konnte keine Gnade finden, „wofern er nicht, auf sein Erbe für sich und seine Nachkommen verzichtend, abschwöre."

Ludwig VIII. also versammelte eine ganze Armee von Kreuzfahrern, und zog an der Spitze derselben vor die Stadt Avignon, welche vom Grafen von Toulouse abhängig war. Der Papst befürchtete, der König von England, welcher mit Toulouse in

Verbindung war, möchte Raymond VII. zu Hülfe kommen; daher schrieb er an denselben: „Bekrieget den König von Frankreich nicht, weder in eigner Person, noch durch euern Bruder, noch durch sonst jemanden, so lange er mit Glaubensangelegenheiten im Dienste Christi beschäftigt ist, damit der König von Frankreich, seine Prälaten und Baronen nicht genöthigt seien, ihre Waffen zur Vertheidigung ihrer eigenen Person zu gebrauchen, deren sie sich gegenwärtig zur Ausrottung der Ketzerei bedienen; denn wir müßten ein solches Betragen, als ein Zeichen von großer Gottlosigkeit mißbilligen, und euch unser väterliches Wohlwollen entziehen, dessen ihr in jedem andern Fall versichert sein dürfet ꝛc.“ Der Graf Raymond VII. vertheidigte Avignon mit großer Tapferkeit. Die Kreuzfahrer stürzten in Masse zusammen; die Ruhr raffte noch weit mehr dahin, als das Schwert. Der Legat verzweifelt an der Einnahme der Stadt und nahm zur List seine Zuflucht. Er verlangte, man solle die Stadt seinen Prälaten öffnen, unter dem Vorwande, als wollten sie den Glauben der Einwohner prüfen; er schwur, einzig das Heil ihrer Seelen sei die Ursache, warum man die Stadt belagert habe. Das Geschrei von ihrem Unglauben sei bis zu den Ohren des Papstes gekommen; er wünsche nur zu erfahren, ob jenes Gerücht wahr oder falsch sei. Die Avignoner, auf die Heiligkeit des Eides sich stützend, öffneten arglos die Thore; allein statt der Prälaten, stürzten Kreuzfahrer hinein, mordeten die Einwohner, schmiedeten andere in Ketten, plünderten, schleiften die Thürme und die Mauern. Von Avignon zog die Räuberhorde nach Toulouse; auch diese Stadt fiel nach langer Belagerung und Raymond mußte sich unter den empörendsten Bedingungen unterwerfen **1229**. Zum Glück für ihn war Ludwig VIII. schon **1226** gestorben, sonst würden die Bedingungen noch drückender für ihn geworden sein. Ein Theil seines Gebietes kam an Frankreich, und die Vereinigung des andern Theils mit diesem Reiche wurde vorbereitet; denn unter den Friedensbedingungen stand: nach seinem Ableben solle die Grafschaft Toulouse Frankreich einverleibt werden. Im Jahr **1249** war das Grafenhaus ausgestorben, und nun faßten die Kapetinger festen Fuß in Frankreich. Von nun an nahm die Zahl der Albigenser immer mehr

in Frankreich ab. Niemand wollte sich mehr Rom's Feindschaft, das nur Rache und die bitterste, grausamste kennt, zuziehen, und die Waldenser schützen. Diejenigen, welche dem Schwert entronnen waren, zogen in die einsamen Thäler von Piemont und in andere Länder, um ruhig und ungestört ihrem Glauben und ihrer Ueberzeugung leben zu können.

Mehr als zwanzig Jahre lang war die blutgierige, babylonische Hure, die römische Kirche, beschäftigt, die Schafe des Herrn eigentlich zu schlachten. Es ist unmöglich, alle die einzelnen Gräuel, die begangen wurden, zu beschreiben, unmöglich aber auch die kräftigen Zeugnisse und den standhaften Glauben der Einzelnen, die unter dem Henkerbeile gefallen sind, darzulegen. Aehnliches kam nie in der Geschichte vor, selbst nicht unter der heidnisch-römischen Regierung. Damals mißbrauchte man wenigstens den Namen des dreieinigen Gottes nicht, weil man ihn nicht kannte, um alle die Gräuel zu beschönigen, die man an den Christen beging. Nie wird Rom's Kirche jenen Schand- und Gräuelfleck tilgen können, womit sie sich befleckt hat; immer wird die Geschichte mit Abscheu jener furchtbaren Gräuel gedenken, und sie den Nachkommen erzählen als ein Zeugniß vor Gott gegen die Kirche, die seine Heiligen geopfert hat. Fürsten und Könige zittern vor ihr; Andere treiben Hurerei mit ihr, d. i. sie gehen ein in ihre Plane, helfen ihr ausrotten und vertilgen die Kinder Gottes. Aber noch waltet der Herr der Gemeinde in seiner Kirche, das Gold des Glaubens soll siebenfach durchs Feuer bewähret werden. Unreine Glieder fallen ab, wirkliche Ketzer ziehen sich zurück, und so stand die Gemeinde Gottes nach jener Trübsal zwar in die Wüste getrieben, aber reiner und lauterer da, als vor dem Sturme, gleich wie die Luft nach einem Gewitter reiner und frischer dem Menschen und der Natur Kraft und Lebensfrische verleiht. Das Blut der Märtyrer bedüngte das Erdreich der Kirche, und neue Zeugen traten auf, obgleich Rom glaubte, ein- für allemal die Ketzerei ausgerottet zu haben.

Nichts, nichts vermag der Frevler Brut!
Es wächset durch der Zeugen Blut

Ein kräftiges Geschlecht empor,
Es tritt mit neuer Kraft hervor.

Jehovah ist sein Hort und Schutz,
Drum bietet es dem Feinde Trutz.
Er ist bei ihm wohl auf dem Plan
Drum scheuet es nicht Fluch und Bann.

Es singt, wenn Blitz und Flammen sprüh'n,
Es fürchtet nicht des Zornes Glühn,
Es singt ein Lied von Gottes Gnad',
Von Zion's Recht, von Zion's Rath.

Die Inquisition fuhr fort zu verfolgen, und die einzelnen Glaubigen zu greifen. Von **1206** bis **1228** war jenes Bluttribunal neben den Kreuzzügen in voller Thätigkeit, und verbreitete Furcht und Schrecken unter dem Volke. Wir können uns einen Begriff von der Menge der Eingezogenen und Gefangenen machen, wenn wir lesen, was **1228** die Erzbischöfe von Aix, Arles und Narbonne den Dominikaner-Mönchen schrieben: „Es ist uns zu Ohren gekommen, ihr habet eine bedeutende Anzahl Waldenser gefangen genommen; allein wir können weder die Kosten für die Nahrungsmittel so vieler Menschen aufbringen, noch die nöthigen Steine und Materialien zum Bau von Gefängnissen anschaffen; daher rathen wir euch, ein wenig langsam zu thun, mit der Gefangennehmung jener Leute, bis der Papst über die große Anzahl der Gefangenen unterrichtet ist, und bis er eine Verordnung in Bezug auf dieselben gegeben hat."

Die Verordnung, welche nach Beendigung dieses mörderischen Kreuzzuges, das Concil zu Toulouse, welches **1229** gehalten worden war, gegen die Ketzer gab, enthielt folgende Bestimmungen oder Bestätigungen der **1215** in Rom beschlossenen Maaßregeln: **1)** „Die Bischöfe sollen geschworene Männer in allen Gegenden ihres Sprengels anstellen; diese müssen die Ketzer in allen Winkeln aufspühren, und sogleich dem Tribunal überliefern. **2)** Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschont, soll Land, Gut oder Amt verlieren.

3) Jedes Haus, in welchem man einen Ketzer antrifft, soll dem Boden gleich gemacht werden. 4) Alle zwei Jahre sollen die männlichen Personen im vierzehnten Jahre, die weiblichen im zwölften, eidliche Treue gegen die römische Kirche und Verfolgung der Ketzer nach allen Kräften geloben. Wer nicht erscheint, und wer an Ostern, Pfingsten, Weihnachten nicht communicirt, ist der Ketzerei verdächtig. 5) Wer ein Ketzer oder der Ketzerei verdächtig ist, den darf in der gefährlichsten Krankheit kein Arzt, kein Freund besuchen. 6) Wer der Ketzerei aufrichtig abgeschworen hat, und zur römischen Kirche zurückgekehrt ist, soll seine Heimath verlassen, besondere Kleidung tragen, aller öffentlichen Rechte verlustig sein, bis der Papst ihn losspricht." In diesem Sinn waren die übrigen Artikel auch abgefaßt.

Als Gregor IX. (1227—1241) sah, daß die Bischöfe seinen Befehl nicht kräftig und nicht eilig genug vollzogen, so stiftete er 1232 zu Toulouse, Carcassone und an andern Orten die obengenannten Inquisitionstribunale, welche alle Verdächtigen einzogen; man schritt zur Folter, und wendete alle Marter an, um die unglücklichen Angeklagten zu einem Geständniß zu bringen. Widerriefen sie, so wartete ihrer nicht selten lebenslängliche Gefangenschaft. Der Reuige ward mit Kindern und Kindeskindern für ehrlos erachtet, gegeißelt; das Kleid, das sie trugen, war mit Teufelslarven bemalt. Wer entflohen war, wurde im Bildnisse verbrannt. Wurde jemand vierzig Jahre nach seinem Tode als Ketzer erkannt, so wurden seine Nachkommen aller Aemter für verlustig erklärt. Die, welche standhaft ihren Glauben bekannten, wurden dem weltlichen Arme übergeben, und verbrannt. Jener Dominikaner, Conrad von Marburg, der 1233 von deutschen Edelleuten erschlagen wurde, hatte den fürchterlichen Grundsatz, lieber viele Unschuldige zu opfern, als nur eines Schuldigen zu schonen.

Man berechnet, daß im Verlauf dieser Verfolgung ungefähr eine Million Albigenser von der römischen Kirche hingeopfert worden ist. Die Inquisition bediente sich verschiedener Straf- und Vertilgungsmittel; die Albigenser wurden verjagt, aufgehenkt, verbrannt, oft in großer Menge; man ersäufte sie, man zwickte sie mit eisernen Zangen; sie wurden reißenden Thieren

vorgeworfen, erdrosselt; man ließ sie zu Tode hungern; sie wurden zersägt, zermalmt, in Stücke zerschnitten, mit abgezogener Haut auf dem Rost gebraten u. s. w.

Manchen unserer Leser ist vielleicht das Betragen der Albigenser aufgefallen, und sie fanden dasselbe mit dem Geiste des Evangeliums unvereinbar, daß dieselben die Waffen ergriffen, während die ersten Christen sich keineswegs mit den Waffen in der Hand würden vertheidigt haben. Die Sache ist einfach diese: Die ersten Christen wurden von ihren rechtmäßigen, politischen Oberherren, den römischen Kaisern verfolgt, und somit hielten sie mit Recht nach dem Beispiel ihres Meisters, eine gewaltsame Gegenwehr für eine Empörung. Die Albigenser standen nicht unter dem Papst, sondern unter ihren eigenen unabhängigen Fürsten, denen sie Tribut bezahlten, von welchen sie geschützt und vertheidigt wurden; diesen gehorchten sie. Gegen ihre Fürsten hätten sie sich's nie einfallen lassen, die Waffen zu ergreifen, im Fall sie von ihnen verfolgt worden wären. Der Papst war ein fremder Tyrann, der kein göttliches und kein menschliches Recht hatte, sie in ihrer politischen und religiösen Freiheit zu kränken. Als daher derselbe mit seinem Kreuzheer die Provinzen angriff, in denen sie wohnten, und ihre rechtmäßigen, politischen Oberhäupter sie zu den Waffen riefen: so hatten sie letzteren zu gehorchen, um eine fremde Gewalt und Tyrannei abzuwehren. Wollten aber die Papisten in dem Sieg des Papstes einen Beweis ihrer gerechten Sache sehen, so kommen sie hiemit mit der Schrift und der Geschichte in Widerspruch; nach welcher nicht selten die Unschuld unterdrückt wird und das Laster triumphirt. Es kommt ein Tag, der alles ausgleicht, der Tag des Gerichts, und wenn auch die Weltgeschichte das Weltgericht genannt werden kann, so gehört eben das Schlußgericht auch noch zur Weltgeschichte, und der jüngste Tag bildet den Schlußstein der Geschichte der ganzen Menschheit.

Jones indessen erklärt uns eine Thatsache, welche uns einen Beweis liefert, daß die Albigenser nicht immer, auch wo sie das Recht dazu gehabt hätten, die Waffen ergriffen haben: „Die römisch-katholischen Geschichtschreiber (Rainerius der Ketzermeister) erzählen: „Im Jahr **1213** bestand die Armee der

Papisten bei Toulouse aus 800 Mann Reiterei und 1000 Mann Fußgänger, und war in drei Haufen getheilt zur Ehre der heil. Dreieinigkeit. Der erste Haufe stand unter dem Befehl des Grafen Simon von Montfort, der zweite unter dem Bischof von Toulouse, und der dritte unter dem Bischof von Cominges. Sie griffen die Armee der Ketzer, welche 100,000 Streiter zählte, an, und überwanden dieselbe. Die Katholiken verloren ungefähr 100 Mann (?), von den Albigensern wurden ungefähr 32,000 Mann getödtet oder in der Garonne ersäuft.“ Dieß nennen die Papisten die Schlacht bei Muret. Sie fügen hinzu: „Mehrere Ketzer kamen mit dem Leben davon, und flohen in die Thäler von Piemont, wo ihre Nachkommen wohnten, bis 200 Jahre nachher Johann Huß, und 100 Jahre nach diesem Luther in Deutschland die nämliche Ketzerei auf die Bahn brachte.“ „Wie läßt sich nun jenes vergebliche Wunder des Siegs erklären?“ fügt Jones hinzu; „die Sache ist ganz einfach diese: die Städte und Flecken, welche von den Kreuzfahrern angegriffen wurden, waren von Handwerkern, Manufakturisten und Ackerleuten bewohnt, lauter arbeitsame und rechtschaffene Christen. Diese schwuren niemals, widersetzten sich jeder Art von Krieg, und wollten kein Blut vergießen, nicht einmal für ihre persönliche Vertheidigung, und daher war es leicht, sie zu besiegen. Der Graf von Toulouse, seine Baronen und Vasallen handelten freilich nach ganz andern Grundsätzen; hätten sie die Albigenser nachgeahmt, so würden sie das ganze Lehenwesen vernichtet haben; aber sie billigten das Betragen ihrer Leute, welche sich der römischen Kirche widersetzten; sie bewunderten die Einfalt ihrer Lehre und ihres Gottesdienstes; sie beschützten dieselben aus allen Kräften gegen die Wuth ihrer fanatischen und grausamen Verfolger.“

Fortsetzung der Geschichte der Waldenser in andern Ländern.

Während im südlichen Frankreich die Kirche Gottes die blutigste Verfolgung erlitt, genossen die Bewohner der piemontesischen Thäler einer vollkommenen Ruhe. Gott gab ihnen eine Reihe von Jahren hindurch Fürsten, welche sie kräftig gegen

die blutdürstigen Priester beschützten. Von **1200** an bis **1487** widerstanden die Fürsten von Savoyen beständig den Einflüsterungen der katholischen Geistlichkeit.

Die Waldenser an andern Orten erfreuten sich nicht derselben Duldung. In Aragonien, dessen König Pedro II. einst im Kampf für das Haus Toulouse gefallen war, hatten sie eine Zufluchtsstätte gegen den Sturm der Verfolgung gefunden. Ihre Kirchen fingen an zu blühen; sie hatten ihre Bischöfe, ihre Diakonen und ihre Versammlungen waren öffentlich (**1214**); allein diese Ruhe dauerte kurze Zeit. Der Papst forderte von den Fürsten und der Obrigkeit jenes Landes die Ausrottung der Ketzer, uud, um sicher zu seinem blutigen Zweck zu gelangen, errichtete er gegen sie ein Ketzergericht (**1231**). Peter Caderite, ein Dominikaner, bekam den Auftrag, die Jünger des Herrn zu verfolgen, die damals an dem ehrwürdigen Bischof von Hueska einen Beschützer fanden. Zu gleicher Zeit erhielt der König Jakob I. den gemessenen Befehl, dem mönchischen Ketzerrichter seinen Arm zu leihen, so wie der Erzbischof von Tarragona die Weisung, ein Ketzertribunal aufzurichten. In dieser Absicht erhielt letzterer folgende päpstliche Bulle:

„Da der Tag der Welt anfängt sich zu neigen, so bitten wir Euch und befehlen Euch durch unser apostolisches Schreiben, bei Strafe des Gerichts Gottes, genaue Nachforschungen gegen die Ketzer anzustellen, und sie ehrlos zu machen, mit Hülfe der Prediger-Mönche und Anderer, die ihr hiezu tauglich findet. Wir beschwören Euch, gegen diejenigen, welche als ehrlos (d. i. als Ketzer) bezeichnet worden sind, nach den Verfügungen zu verfahren, die wir neulich gegen die Ketzer getroffen haben, es sei denn, daß sich dieselben ganz und gar den Befehlen der Kirche unterwerfen. Wir senden Euch jene Verfügungen, die wir unserer Bulle angeschlossen haben, und wir befehlen Euch, kraft derselben Statuten, gegen diejenigen einzuschreiten, welche die Ketzer verbergen, beschützen oder begünstigen. Wer jedoch die pestilenzialische Ketzerei ganz abschwört, und zur katholischen Einheit zurückkehrt, demselben möget Ihr die Gnade der Absolution nach der kirchlichen Vorschrift angedeihen lassen und ihm die gebräuchliche Buße vorschreiben.“

Eine Synode in Tarragona (1234) veröffentlichte mehrere Dekrete gegen die Ketzer; allein es gehörten anderthalbhundert Jahre dazu, um die Ketzerei oder vielmehr, um die Christen in Aragonien auszurotten. Diese Synode eifert besonders gegen die Bibel in den Landessprachen; sie gebietet, daß solche Uebersetzungen innerhalb acht Tagen an die Bischöfe ausgeliefert werden sollen, um von denselben verbrannt zu werden. Wer sie nicht ausliefert, ist der Ketzerei verdächtig. Gregor IX. war es besonders, welcher die Bibel dem Volke entzog.

Zu Anfang des 13ten Jahrhunderts (1213) war Deutschland und das Elsaß voll von Waldensern. Friedrich II. glaubte es seiner Pflicht gemäß, gegen sie einzuschreiten, und er erließ vier blutige Edikte gegen das Volk Gottes. So wurde das Wort des Herrn Offenb. 17. erfüllt: „Die Könige auf Erden huren mit der großen Hure, die auf großen Wassern sitzt.“ Allein zum Glück für die Waldenser brach jener Kampf zwischen dem Kaiser und dem Papst aus, während dessen die Waldenser vom Kaiser Ruhe bekamen, und wieder eine Zeitlang frei athmen konnten.

Jener grausame Conrad von Marburg (1230), von dem wir bereits gesprochen haben, ließ die sogenannten Ketzer durch glühendes Eisen erproben. Wer dasselbe öfters ohne Schaden berühren konnte, wurde als rechtglaubig anerkannt; wer aber irgend einen Seufzer hören oder ein Schmerzgefühl blicken ließ, der mußte ohne Erbarmen sterben. „Indessen,“ erzählt Perrin, „fuhren die Waldenser in Köln und Trier fort, ihre Zusammenkünfte zu halten.“ „Sie behaupteten öffentlich,“ sagt derselbe Geschichtschreiber, „der Papst sei ein Ketzer, seine Prälaten seien Simonisten und Verführer, und die Wahrheit werde nur noch bei ihnen, den Waldensern gepredigt; wären sie nicht in die Welt gekommen, so hätte Gott eher aus den Steinen Leute erweckt, um seine Kirche durch ächte Predigt zu erleuchten, als daß er hätte den Glauben zu Grunde gehen lassen.“ Sie sagten den Katholiken: „Bis daher haben eure Prediger die Wahrheit vergraben und die Lüge gepredigt; wir hingegen predigen die Wahrheit und vergraben die Lüge; endlich, geben wir keine

erdichtete Absolution, die der Papst erfunden, sondern eine solche, die Gott verleiht."

In Oestreich genossen sie einer größern Ruhe, als an manchen andern Orten. Auch in Paris wurden sie verfolgt. Im Jahre **1210** wurden vierundzwanzig Waldenser daselbst lebendig verbrannt. Matthäus von Paris erzählt: „Ein abgefallener Waldenser, Namens Robert, der zum Dominikaner-Orden übergetreten, und vom Papst zum General-Inquisitor in Flandern ernannt worden war, habe große Verheerungen unter seinen ehmaligen Brüdern angerichtet. Er wurde deßhalb Ketzerhammer genannt. Dieser feile Mensch kannte natürlich die Schlupfwinkel und Zufluchtsorte der Waldenser. Er ließ eine Anzahl von fünfzig Personen (**1236**) ergreifen, und sie lebendig verbrennen oder lebendig begraben, ohne Unterschied des Geschlechts. Er mißbrauchte seine Vollmacht so sehr, daß er seiner Würde entsetzt und lebenslänglich eingesperrt wurde." In Flandern bediente man sich, um die Gläubigen zu quälen, der Hornisse, der Bienen und Wespen, die man denselben auf den nackten Leib setzte; allein sie litten und duldeten mit großer Standhaftigkeit diese Qualen. Mit vielem Eifer breiteten sie daselbst das Wort Gottes aus, brachten es in holländische Verse, um auf diese Weise das Volk zu erbauen. „Die Schrift", sagten sie, „enthält weder Scherz, noch Fabeln, noch Nichtswürdigkeiten, noch Trug; sie gibt nur Worte triftiger Wahrheit. Hie und da allerdings ist die Schaale hart, allein unter derselben findet man leicht den Kern und die Süßigkeit guter und heiliger Dinge."

So stand die Kirche Gottes, mitten unter den gewaltigen, äußern Stürmen triumphirend da; Gott wohnte bei ihr drinnen und Gottes Brünnlein hatten immer Wassers die Fülle, wenn auch das Meer wüthete und wallete. Psalm **46**. Sie hatte keinen Streit um Zehnten und Gerichtsbarkeit, wie die römische Kirche; sie hatte und wollte keine Gewalt in der Welt; Lehrerin und Trösterin wollte sie sein, und durch ihre Glaubensboten die Sünder zur Buße rufen. Zwar siegte äußerlich die römische Kirche mit Brennen und Bannen; aber den Geist

Christi vermochte sie nicht zu bannen, und kein Scheiterhaufen konnte den Glauben vernichten.

Die feste Burg, sie stehet fest,
Mag auch der Feind sich brüsten.
Der Herr die Seinen nie verläßt,
Er schützet seine Christen!

Wenn zu jener Zeit ein Waldenser von Mailand nach Köln (ungefähr **200** Stunden) eine Reise unternehmen wollte, so konnte er jede Nacht bei einem Bruder herbergen. Man sagt, sie haben, um von den reisenden Brüdern erkannt zu werden, und damit diese nicht bei den Papisten sich zu erkundigen brauchten, an den Thüren ihrer Häuser ein besonderes, nur ihres Gleichen erkennbares Zeichen angebracht. Im Jahr **1370** ließen sich einige junge, waldensische Männer in Unteritalien (Calabrien) nieder, um in Ruhe ihrer Ueberzeugung gemäß leben zu können. Die Herren der Provinz nahmen sie freundlich auf, und gaben ihnen Ländereien zur Bearbeitung. Die neuen Ansiedler waren so emsig und thätig, daß sie Wohlstand und Glück um sich her verbreiteten, und ihr sittlich ernstes Betragen gewann ihnen die Gunst ihrer Herren und aller Rechtschaffenen; nur die Priester waren nicht mit ihnen zufrieden, weil sie nichts für die Kirche und Messe bezahlten, und weil sie die Gunst der Großen besaßen. Aus diesem Grunde wollten sie die friedsamen Leute bei dem Papste verklagen; allein die dortigen katholischen Einwohner nahmen sich ihrer an, und machten den Priestern Vorstellungen, indem sie sagten: „Diese Leute sind brav und ehrlich; sie haben die ganze Gegend in Wohlstand versetzt. Ihr Priester habt ja selbst Vortheil durch sie erlangt. Vielleicht kommen sie aus einem Lande, wo die Ceremonien der römischen Kirche nicht so genau beobachtet werden; allein sie fürchten ja Gott, sie sind freigebig gegen die Armen, gerecht und wohlthätig. Es wäre nicht recht, wenn man ihrem Gewissen Gewalt anthun wollte.“

Diese Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht; die Priester waren zwar nicht zufrieden gestellt; aber sie klagten wenigstens nicht und so blieben die Waldenser ungestört bis zur Reformationszeit. Damals sandten die calabrischen Waldenser

nach Genf, um sich Lehrer auszubitten. Stephan Negrin und Ludwig Paskal reisten dahin; allein Pius IV. sandte jetzt zwei Compagnien Soldaten dahin, welche eine Menge Männer, Weiber und Kinder ermordeten. Die übrigen baten die päpstlichen Agenten, die mit den Soldaten gezogen waren, um freien Abzug; allein ihre Feinde wußten nichts von Barmherzigkeit. Nun griffen die Waldenser in ihrer verzweifelten Lage zu den Waffen; allein der Vicekönig von Neapel erschien jetzt in eigner Person. Sie wurden gefoltert und auf die grausamste Weise behandelt. Simson, ein gewisser Jüngling wurde, weil er nicht beichten wollte, und weil er sagte, er habe schon Gott gebeichtet, von der Spitze eines hohen Thurms herabgestürzt; als den Tag darauf der Vicekönig an ihm vorbeiging, und er noch lebendig war, gab er ihm einen Fußtritt an den Kopf, und sagte: „Lebt der Hund noch? Man werfe ihn den Schweinen vor!“

Um das Jahr **1400** erhob sich eine grausame Verfolgung gegen die Waldenser im piemontesischen Thale Pragela. Die Katholiken ihrer Nachbarschaft überfielen sie plötzlich zu Ende des Decembers, als tiefer Schnee die Berge deckte, und den Zugang zu ihrem Wohnsitz fast unmöglich machte. Wie konnten die friedlichen Einwohner jener Thäler damals einen solchen Angriff erwarten? Die Waldenser wußten sich vor dem Mordbeile ihrer Feinde nicht anders zu retten, als daß sie sich auf die Höhen der Alpen flüchteten. Die Mütter trugen in einer Hand die Wiege mit ihren Säuglingen; an der andern schleppten sie ihre Kinder, die bereits gehen konnten, mit sich fort. Die Verfolger, deren Füße schnell waren, Blut zu vergießen, jagten ihnen nach bis tief in die Nacht hinein, und tödteten eine bedeutende Anzahl, ehe sie die Höhen erreichen konnten. Allein jetzt fing ihre Noth erst recht an. In dunkler Nacht irrten die dem Schwert der Verfolger Entronnenen auf den, mit tiefem Schnee bedeckten Bergen umher, ohne Zufluchtsstätte, ohne Obdach, von Allem entblößt, wodurch sie sich hätten gegen die Kälte schützen und einander helfen können. Uebermannt vom Frost erstarrten sie, und eine große Anzahl wachte in diesem Leben nicht mehr auf. Als der Tag angebrochen war, lagen

achtzig Kinder todt oder in den letzten Zügen in ihrer Wiege oder auf dem Schnee neben ihren Müttern.

Dieß war wohl der erste Angriff, den die Feinde der Kinder Gottes auf die piemontesischen Waldenser machten. Die Fürsten von Savoyen hatten sie, wie gesagt, bis dahin in Schutz genommen, und nur von Zeit zu Zeit ergriff man Einzelne, um sie dem Feuer zu übergeben. Dieser plötzliche Ueberfall ließ einen tiefen Eindruck bei ihnen und ihren Nachkommen zurück, und lange nachher erzählten die Kinder und Kindeskinder von Geschlecht zu Geschlecht von der schauerlichen Geschichte zu Pragela. Bis ins Jahr 1487 genossen die Waldenser wieder einige Ruhe; aber es war eine Stille, wie sie einem Sturme vorangeht.

Wir haben bereits unsern Lesern von den Gräueln der Verfolgung in Frankreich erzählt; es war auf gänzliche Ausrottung der Ketzer abgesehen; allein so arglistig der Feind auch sein mag, er muß die Saat Gottes wachsen lassen. Philipp der Schöne, von Frankreich, ließ unter anderm in der Picardie eine große Menge Ketzer verbrennen, und dreihundert Häuser von Edelleuten, welche dieselben in ihren Schutz genommen hatten, so wie einige Städte, Zufluchtstätten der Gläubigen, zerstören.

Im Jahr 1380 begann Franz Borelli, ein inquisitorischer Mönch, mit einer Bulle von dem Papst Clemens VII. (1379—1394 zu Avignon) versehen, die Verfolgung gegen die französischen Waldenser. Er lud sie vor sein Tribunal; wer nicht erschien, wurde zum Tode verdammt und dem weltlichen Arm zur Verbrennung übergeben. In wenigen Jahren überlieferte jener Grausame 150 Personen auf diese Weise der Obrigkeit in Grenoble. Im Thale Fraissiniere allein, ließ er achtzig in die Flammen werfen. Die Dominikaner nahmen für sich die eine Hälfte der Güter der verbrannten Ketzer, während die andere die weltlichen Herren einzogen; wahrlich ein gräßlicher Blut- und Henkerlohn.

Im Jahr 1460 wohnten in den Thälern der Dauphine Loyse, Fraissiniere und Argentiere eine bedeutende Anzahl Waldenser. Ein Franziskaner-Inquisitor Johann Veyleti, beauf-

tragt von dem Erzbischof von Embrun, begab sich dahin, und kaum entkam jemand seinen Händen. Katholiken und Waldenser mußten vor ihm erscheinen. Erstere, die keineswegs gleiche Glaubensüberzeugung mit den letztern theilten, wandten sich an Ludwig XI., König von Frankreich, und baten ihn, zum Besten seiner Unterthanen einzuschreiten. Dieser Monarch untersagte das grausame Verfahren der Inquisitoren, welche sich der Güter seiner Unterthanen bemächtigten, die nicht einmal der Ketzerei überwiesen waren. Allein der Erzbischof von Embrun und seine Helfershelfer ließen sich nicht schrecken; sie benützten eine Clausel des königlichen Schreibens, um ihre Grausamkeit zu rechtfertigen, und die geraubten Güter blieben in ihren Händen.

Der Papst Innocens VIII. (1484—1492) gab dem Erzdiakon von Cremona Albert de Capitaneis unbeschränkte Vollmacht, die Ketzerei auszurotten. Er veröffentlichte zu dem Ende eine Bulle zur Ausrottung der Ketzer. Innocens beklagt sich in derselben bitterlich über die Armen von Lyon, oder über die Waldenser, und nennt sie eine sehr gefährliche und verabscheuungswürdige Sekte, gottlose Leute, die längst schon in Piemont und dessen Nachbarschaft entstanden sei. Hierauf befiehlt er dem Clerus, solche Menschen als giftige Ottern auszurotten, gegen sie das Kreuz zu predigen, und die Gläubigen d. i. die Katholiken aufzufordern, dieselben mit Gewalt der Waffen zu vertilgen. Hierauf gibt er den Geistlichen die Vorschrift, alle diejenigen, welche bei dieser Unternehmung der Ketzerausrottung thätig seien, von allen kirchlichen Strafen loszusprechen. Er gestattet diesen neuen Kreuzfahrern ferner Absolution von allen Versündigungen, welche sie etwa gegen Gott begangen, selbst dann, im Fall sie sich durch Abfall versündigt haben möchten. Er empfiehlt den Ketzerrichtern sogar, sich mit denen abzufinden, welche durch Diebstahl oder Betrug unrechtes Gut in ihren Händen haben; wofern sie dasselbe nur zur Vertilgung der Ketzer anwenden. Er verheißt ihnen zum Voraus die Beute, Hausgeräthe und Besitzungen, deren sie sich im heil. Krieg bemächtigen würden. Er befiehlt römisch-katholischen Dienstboten, den Dienst ihrer ketzerischen Herren sogleich zu verlassen. Er entbindet die Papisten aller Verträge, die sie mit den Wal-

densern geschlossen haben möchten, und verbietet ersteren jede Berührung und allen Handel mit ihnen. Nachdem der Erzdiakon Albert mit diesen päpstlichen Vollmachten versehen war, rief er den Statthalter des Königs in der Provinz Dauphine zur Hülfleistung auf. Derselbe hob sogleich eine Anzahl Truppen aus, stellte sich an deren Spitze unter Alberts Leitung, und zog gegen das Thal Loyse. Sobald die Nachricht von der Annäherung der Feinde in jenem Thale kund ward, so flüchteten sich die Waldenser in die Gebirge, und suchten eine Zufluchtsstätte in Höhlen sammt ihren Kindern, indem sie sich mit Lebensmitteln und andern für ihren Unterhalt nothwendigen Dingen versahen. Da der Statthalter ihre Wohnung verlassen und leer fand, so suchte er die Geflüchteten auf, und entdeckte endlich ihre Zufluchtstätte. Hierauf ließ er eine große Menge Holz zu dem Eingang der Höhlen herbeischaffen, und dasselbe anzünden. Der Rauch wurde nun hineingetrieben und vierhundert Kinder erstickten in ihren Wiegen oder in den Armen ihrer bereits verstorbenen Mütter. Eine große Anzahl Unglücklicher suchten sich vor der Erstickung zu retten, und stürzten sich von der Höhe der Felsen herab; allein sie wurden in Stücke gehauen. „Gewiß ist es,“ sagt Perrin, „daß mehr als dreitausend Menschen in jenem Thale umkamen, d. h. alle Bewohner beiderlei Geschlechts kamen zu gleicher Zeit um.“

Nachdem die Meuchelmörder ihr Vertilgungsgeschäft im Thal Loyse vollendet hatten, so wandten sie sich in das Thal von Fraissiniere; allein die Kreuzarmee und Albert wurden anders wohin beordert, und der Archidiakon übergab seine Vollmacht einem Franziskaner-Mönch (1489). Dieser Fanatiker lud die Waldenser vor sein Tribunal nach Embrun. Sie erschienen natürlich nicht, und nun schleuderte der Inquisitor den Bann gegen sie, und übergab sie als Ketzer dem weltlichen Arm. Nun begann abermal die blutigste Verfolgung. Alle Waldenser wurden unverhört dem Feuer übergeben, und wer für sie bat, oder sie vertheidigte, wenn der Vater für das Kind oder das Kind für den Vater Fürbitte einlegte, ward als Beförderer der Ketzerei verfolgt.

Während die französischen Waldenser auf diese Weise hin-

gemordet wurden, rückte Albert de Capitaneis an der Spitze von 18,000 Mann gegen die Bekenner der Wahrheit, die in Piemont wohnten, vor (1488). Jene Armee wurde noch verstärkt durch mehrere piemontesische Papisten, welche durch die Verheißung der Vergebung ihrer Sünden und reicher Beute aufgemuntert, sich an den Zug anschlossen. Um ihrer Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu verschaffen, theilten sie sich in mehrere Haufen, und marschirten in verschiedenen Richtungen gegen Angrogne, Lucerne, Perouse, St. Martin, Praviglelm und Violetz in dem Marquisat von Saluces. Sie hoben ferner Truppen in der Dauphine aus, um das Thal Pragela zu decken. Allein jetzt griffen die Waldenser zur Gegenwehr; mit Tartschen, Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet stellten sie sich an die Pässe ihrer Gebirge, und schlugen mit heldenmüthiger Tapferkeit ihre Feinde zurück. Während des Kampfes der Männer, lagen ihre Frauen und Kinder auf den Knieen, und flehten um Hülfe zu dem Herrn der Heerschaaren, und sie wurden erhört, wie einst Moses, als Josua die Amalekiter dämpfte. Philipp, der Herzog von Savoyen, ihr rechtmäßiger Herr, war billig genug, eine Nothwehr von Rebellion zu unterscheiden; er nahm ihre Gesandtschaft freundlich auf, und ließ ihnen Verzeihung angedeihen. Hatten sich ja die Waldenser nicht gegen ihn empört, sondern einen fremden Tyrannen, den Papst zurückgeschlagen. Zu allen Zeiten sind die Kinder Gottes verleumdet worden; schon David redet von falschen Zungen, von Lippen mit Otterngift; Jakobus beschreibt die Zunge als eine Welt voll Ungerechtigkeit. Nie ist die Zunge geschäftiger und fruchtbarer in Erfindungen, als wenn es gilt, die Glaubigen zu verleumden. So berichtete man dem Herzog von Savoyen, die Kinder der Waldenser werden mit einem Auge auf der Stirne, mit vier Reihen von Zähnen, mit schwarzen Hälsen, und durchaus haarig geboren. Der Herzog ließ einige von ihnen nach Pignerol bringen, wo er sich damals befand, überzeugte sich mit eigenen Augen, daß die Waldenser keine Ungeheuer wären, wie man sie ihm geschildert hatte, und entschloß sich, von nun an, sie in Schutz zu nehmen. Er veröffentlichte einen Beschluß, der denselben ihre Rechte und Freiheiten sicherte. Allein dessen-

ohngeachtet fuhren die Ketzerrichter fort, in einem Kloster bei Pignerol auf die Einzelnen zu lauern, und diejenigen, deren sie habhaft werden konnten, zu opfern.

Während jener durch Albert von Capitaneis geleiteten Verfolgung, wurden einst zwei Barben ergriffen; sie mußten ein hartes Examen bestehen. Der eine von ihnen hieß Martin, und der andere Peter de Jakob. Letzterer wurde von den Soldaten Alberts festgenommen, als er sich von Pragela nach Fraissiniere **1492** begab. Man fragte ihn über den Zweck seiner Reise. Er antwortete ganz einfach, er habe die Gemeinden der Waldenser in Italien besucht, und durch Genua seinen Weg genommen, wo seine Brüder ein Haus besitzen. Der andere Barbe, welcher in demselben Jahr gefangen genommen wurde, und zwar durch die gleichen Soldaten, erklärte, wie Basnage berichtet, die Waldenser haben eine große Menge von Lehrern, deren er mehrere nannte, und nach ihm war dieses Volk außerordentlich stark verbreitet, sogar in Italien und in Frankreich. Die Lehrer versammelten sich von Zeit zu Zeit, und hielten eine Kirchensynode, auf welcher das Wohl der Gemeinde berathen, und die Stellen der verstorbenen Lehrer besetzt wurden. Zugleich wurde von den Barben Bericht erstattet über ihre Reisen, und man berieth sich über neue Maaßregeln, wie und wo am besten das Wort der Gnade verkündigt werden könnte. Zugleich theilten sich dieselben ihre Erfahrungen mit. Eine solche Predigerversammlung wurde in Limoges gehalten, welcher Martin beigewohnt hatte; eine andere in Lyon, welche aus acht Predigern bestand, unter denen die beiden obigen sich befanden. Nach jenem Examen hatten sie einen Großbarben, der das Ganze leitete, und welcher damals in der Lombardei wohnte.

Die Inquisitoren hatten sich besonders um die Dauphine erkundigt, und aus den Antworten der Barben ging hervor, daß daselbst, namentlich in Gap, Valence, Embrun, in den Thälern, in den Gebirgen, so wie in der Provence eine bedeutende Anzahl sich befand; dort haben sie, sagten sie, viele Brüder gefunden, welche um ihres Glaubens willen verbannt worden wären, die gehofft hätten, wieder in den Besitz ihrer Güter zu kommen, allein ihre Bemühungen seien vergeblich gewesen; weil

daselbst erklärte Feinde, der Erzbischof von Embrun, der Rath Ponce und ein Richter Namens Oronce, sich ihrem Begehren widersetzen.

Basnage erzählt ein anderes Verhör, das eine Frau, welche in Verbindung mit den Waldensern stand, bestehen mußte. Sie sagte unter Anderm aus, sie habe, als ihr Mann noch lebte, zwei Männer, welche italienisch redeten, in ihrem Hause beherbergt. Der eine von ihnen öffnete ein Büchlein, das er bei sich trug, und von dem er sagte, es enthalte dasselbe das Evangelium und das Gesetz, das wolle er ihnen erklären in Gegenwart aller Anwesenden; denn Gott habe ihn gesandt, um braven Leuten zu zeigen, wie man ihm dienen und seinen Geboten gemäß leben solle.

Unter Ludwig XII. (1498) hatten die Waldenser einige Ruhe vor ihren Feinden. Dieser Fürst nahm sie gegen ihre Verfolger kräftig in Schutz. Vergeblich drang der Papst Julius II. in ihn, die Waldenser in der Provence und in den naheliegenden Gegenden auszurotten, indem er ihm den Himmel verhieß, wenn er solche Gottlose, welche die Beschlüsse Rom's verwarfen, vertilgen würde. Der König antwortete dem Priester, welcher ihm solche Zumuthung machte: „Und wenn ich gegen die Türken und selbst gegen den Teufel Krieg führen sollte, so wollte ich sie doch vorher noch hören, ehe ich ihnen denselben erklären würde.“ Ludwig nahm eine Deputation der französischen Waldenser sehr freundlich auf. Dieselbe protestirte gegen die Anschuldigungen, welche Rom gegen die Reinheit ihrer Lehre und Sitten in Umlauf brachte (1503). Hierauf beauftragte der König zwei rechtschaffene Männer, sich an Ort und Stelle, in die Provence zu begeben, wo die Waldenser ihren Wohnsitz hätten, um ihren sittlichen und religiösen Zustand noch näher zu erforschen. Nach ihrer Rückkehr berichteten sie ihrem Monarchen, sie haben alle Pfarreien, in welchen Waldenser wohnen, besucht, und sie in allen den Punkten, deren man sie beschuldige, rein und unschuldig gefunden; es seien Leute, die gut unterrichtet seien und die Artikel des christlichen Glaubens und die Gebote Gottes halten. Nachdem der König diesen Bericht an-

gehört hatte, betheuerte er: „Wahrlich, die Waldenser sind besser, als ich und mein Volk!“

Gleicherweise hatte man Ludwig XII. berichtet, das Thal Fraissiniere, Diöcese Embrun, sei von Leuten bewohnt, die gar keine Religion hätten, wie Thiere lebten und erklärte Feinde Rom's seien. Auch dahin sandte er zwei Männer mit dem bestimmten Auftrag, die Sitten und den Glauben der dortigen Waldenser genau und gewissenhaft zu erforschen. Der Erzbischof von Embrun wußte, die Güter dieser Glaubigen können, wenn sie als Ketzer erfunden werden, eingezogen werden, und hoffte somit, dieselben seiner bischöflichen Domäne zufügen zu können; daher drang er sehr in die königlichen Abgesandten, dieselben doch ohne Verzug als Ketzer zu verdammen. Allein sie ließen sich nicht durch die Schmeicheleien des Bischofs gewinnen; sie vertheidigten im Gegentheil die Waldenser mit aller Kraft, und der eine jener Abgesandten, der Beichtvater Ludwigs XII. erklärte im Gasthof zum Engel in Embrun in Gegenwart von mehrern Zeugen, „er wünschte ein eben so guter Christ zu sein, als der schlechteste Waldenser in Fraissiniere.“ Auf diesen vortheilhaften Bericht hin, gab Ludwig XII. den Befehl, man solle augenblicklich den Waldensern ihre Güter wieder zurückgeben, und er ließ ein Edikt zu Gunsten derselben ausgehen.

Während der Verfolgung der Waldenser in Frankreich, unter Philipp dem Schönen, flüchtete sich eine Menge derselben in fremde Länder. In Belgien, Polen und Oestereich suchten sie eine Zufluchtstätte; allein auch da suchten sie die Papisten auf. In Oestereich war ihr Loos etwas erträglicher; aber nur aus dem Grunde, weil sie anfingen in Lauheit zu versinken und ihre Zeugenkraft zu verlieren. Im Jahr 1467 traten die böhmischen Brüder, die Hussiten mit ihnen in Verbindung, und straften sie in einem brüderlichen Schreiben, weil sie am römisch-katholischen Gottesdienste äußerlich Theil nähmen, und legten ihnen an's Herz, der Christ müsse nicht blos im Herzen an den Herrn glauben, sondern er sei schuldig, ihn auch mit dem Munde vor Menschen zu bekennen. Zugleich machten sie ihnen brüderliche Vorwürfe darüber, daß sie nach den Gütern dieser Welt sehr haschten: „Jeder Tag,“ schrieben sie ihnen,

„hat seine Plage und sein Kreuz; allein, da die Christen nur nach himmlischen Gütern trachten, so müssen wir eure Anhänglichkeit an die Welt verwerfen.“ Indessen erhob sich der Sturm der Verfolgung gegen die Waldenser in Oestereich; ihre Reihen wurden gelichtet, aber auch zugleich ihr sinkender Muth, und ihr Glaube wieder neu belebt. Die, welche die Verfolgung überlebten, hatten einen tiefen Eindruck bekommen, und erinnerten sich jetzt mit dankbarem Sinn der Ermahnung ihrer böhmischen Brüder. Sie flohen nach Böhmen, wo sie sich mit den dortigen geistlichen Nachkommen Hussens vereinigten.

Wir haben schon oben gesehen, daß Peter Waldo sich nach Böhmen begeben habe. Er soll sich mit seinen Freunden **1176** in Saltz und Laun am Flusse Eger niedergelassen haben. Das Königreich Böhmen umfaßte damals auch Schlesien und Mähren. Die Waldenser fanden eine freundliche Aufnahme in Böhmen und ihre Lehre fing bald an sich auszubreiten. Paul Stransky, Verfasser einer Geschichte Böhmens, sagt unter anderm: „Zur Zeit, als die griechische Kirche nach und nach in Lehre und Gottesdienst ausartete, sah man eine merkwürdige Erscheinung. Im Jahr **1176** kamen Leute, die sich durch ihre Kenntniß der Schrift und ihre Frömmigkeit auszeichneten in Böhmen an. Es waren Waldenser, welche sich zu derselben Lehre, wie Peter Waldo bekannten, und welche in Frankreich und Deutschland verfolgt worden waren. Sie blieben in Zadeck, heutzutage Saltz und Laun, zwei Städten in Böhmen an dem Eger gelegen, und verbanden sich mit denjenigen Christen, welche die Lehre und Gebräuche der griechischen Kirche beibehalten hatten. Sie zeigten ihnen in einem sanften, liebevollen Sinn die Mißbräuche, welche sich in ihren Religionsübungen eingeschlichen hatten. Zu gleicher Zeit unterrichteten sie dieselben im wahren Glauben, welcher reiner und kräftiger war, als der, den jene bis dahin bekannten. Sie lehrten nichts, als was sie aus dem Wort Gottes geschöpft hatten.

Alle diejenigen unter den Böhmen, denen ihr Heil am Herzen lag, wurden in ihrem Glauben mächtig gestärkt, und der Herr bewirkte unter ihnen eine neue Erweckung. Diejenigen, welche in Lauheit verfallen waren, wurden wieder aufgemun-

tert, und sie ermannten sich von neuem." Wenzelaus Hagec, ein Katholik, stimmt mit diesem Zeugniß überein, ob er gleich auf seinem Standpunkt als verblendeter Papist, die Sache mit andern Augen ansieht. „Im Jahr **1341**," sagte er, „schlichen sich Ketzer, Grubenheimer genannt, in's Königreich Böhmen von neuem ein. Sie wohnten in festen Städten, besonders in Prag, wo sie leichter verborgen bleiben konnten. Sie predigten daselbst in einigen Häusern; allein ganz im Stillen, und obgleich Manche unter dem Volk sie kannten, so wurden sie doch geduldet; denn sie wußten ihre Bosheit unter einem gar einfachen Gewand, und unter einem großen Schein von Frömmigkeit zu verbergen." Betrachten wir dieses Urtheil mit unpartheiischen Augen, so sagt es uns, daß jene Leute unter Druck und Verfolgung lebten und wahre Jünger Jesu waren. Schon der Spottname Grubenheimer, oder Höhlenbewohner deutet darauf hin, daß sie in Höhlen und Wüsteneien jeweilen ihre Versammlungen halten mußten.

Noch hat man eine Vertheidigungsschrift von jenen böhmischen Waldensern, die sie an den König Wladislaus gerichtet hatten, und welche folgenden Titel trägt: „Dem durchlauchtesten Fürsten, König Wladislaus ꝛc. Die kleine Heerde von Christen, fälschlich Arme oder Waldenser genannt: Gnade sei mit Euch, von Gott, dem Vater, von Jesu, seinem Sohne u. s. w." In dieser Schrift widerlegen die böhmischen Waldenser all' die Verleumdungen, die man hier über sie ausstreute.

Sie hatten viel zu leiden unter der Regierung Sigismund's. Dieser Fürst, angereizt durch den päpstlichen Legaten, ließ sie verbrennen, würgen, ersäufen, ohne Rücksicht des Geschlechts und Alters. Unter Podiebrad dauerte die Verfolgung fort. Jeden Sonntag wurden sie excommunicirt und in fürchterlichen Ausdrücken verwünscht. Hierauf löschte man die Wachskerzen aus, begab sich aus der Kirche, das Kreuz auf das Kleid genäht, den Dolch unter dem Kleide, und mordete alles, was man von Waldensern auf dem Wege traf. Allein trotz dieser Verfolgungen nahmen sie eher zu, als ab. Merkwürdig ist, daß, so oft die Christen still duldeten, und Alles über sich ergehen ließen, ihre Zahl fort und fort sich mehrte; während sie nicht selten unter-

lagen, so bald sie unrechtmäßiger Weise zu den Waffen griffen. Ein waldensischer Pfarrer wurde in Wien lebendig verbrannt. Derselbe sagte im Verhör aus, daß mehr als 80,000 Personen in Böhmen und Oesterreich seinen Glauben bekennen.

Die Lehre der böhmischen Waldenser war durchaus dieselbe, wie die, welche ihre Brüder in Piemont bekannten. Dieß bezeugen ein Inquisitor und der bekannte Aeneas Sylvius, nachmals Papst Pius II. Ihr Leben und ihre Lehre stimmten mit Gottes Wort überein, und der Dominikaner Jakob von Liedenstein, welcher gegen sie schrieb, gibt ihnen das unwillkührliche Zeugniß: „Sie sind rechtschaffen in ihren Sitten und in ihrem Leben, wahrhaftig in ihren Reden, eines Sinnes in brüderlicher Liebe; nur ihr Glaube ist unverbesserlich und arg." Dieses Urtheil erinnert uns an das Urtheil eines katholischen Geistlichen und eines Officiers, mit welchen neulich ein Reisender, der die noch jetzt in Piemont wohnenden Waldenser besuchte, im Postwagen zusammentraf: „Die Waldenser," sagten jene beiden, „sind sehr brave Leute; aber ihre Religion ist eine abscheuliche Ketzerei."

Die Waldenser waren in den verschiedenen Theilen Europa's sehr eng miteinander verbunden. Diejenigen, welche in Mähren und Böhmen wohnten, sammelten zuweilen Beisteuern, um ihre Brüder anderwärts, namentlich ihre Lehrer zu unterstützen, welche in Piemont und in der Lombardei wohnten, und die Waldenser in Frankreich und Piemont vergaßen nicht ihre Mitverbundenen in Deutschland und Böhmen. Diese innige Gemeinschaft währte lange fort; da begab es sich aber, daß zwei wandernde Prediger der Waldenser, Danicius von Valence und Stephan von Molines, entweder aus Unklugheit oder Untreue von den Papisten verlockt, die Versammlungsorte ihrer Brüder verriethen, worauf sich eine fürchterliche Verfolgung gegen sie erhob. Wir beschließen für jetzt die Geschichte der Waldenser, und behalten uns vor, nach der glorreichen Reformation, welche von ihnen mit freudigem Jubelruf begrüßt wurde, das fernere Schicksal derselben zu erzählen. Bevor wir jedoch weiter gehen, müssen wir unsern Lesern noch etwas über ihr Leben, ihre Lehre und ihre Lehrer mittheilen.

Lehre und Leben der Waldenser.

Die unwissenden Menschen, bevor sie die Glaubigen genau kennen, lästern diese in ihrer Unwissenheit; allein manche, die sie dann näher kennen lernen, werden nicht selten für die Wahrheit gewonnen, die sie früher nicht gekannt hatten, und geben Gott die Ehre. Wiederum andere, welche einer genauern Bekanntschaft mit den Zeugen Jesu zufolge sie besser kennen lernen, bleiben doch Feinde, sind aber genöthigt, ihnen ein gutes Zeugniß zu geben, oder wenigstens von ihnen in ein oder anderer Beziehung die Wahrheit zu sagen. Wieder andere lästern, wie die Pharisäer; sie lästern anfangs wissentlich, nachher glauben sie ihre Lüge, und fallen in das Gericht der Verstockung. Zu den Zeugen, die wider Willen die Waldenser gelobt haben, gehört unter andern der Dominikaner Rainerius Sacchoni, der ohne Zweifel früher selbst ein Waldenser gewesen war. Er wurde Ketzerrichter, und in der Lombardei, und im mittäglichen Frankreich that er sein Möglichstes, um die Glaubigen mit Feuer und Schwerdt oder auch durch Schriften zu verfolgen. In dem Cataloge, den er (1250) herausgab, welcher die Irrthümer der Waldenser enthielt, liest man folgende Anklagen:

1) Sie verachten die kirchliche Macht.

2) Sie behaupten, sie seien die wahre Kirche Christi; sie haben die apostolische Vollmacht und die Schlüssel zu binden und zu lösen.

3) Sie halten die römische Kirche für die Hure. Offenb. 17, 1.

4) Sie verwerfen die katholischen Feste, die (gesetzlichen) Fasten, die Mönchsorden, die Weihungen, die katholischen Gottesdienste u. s. w. Sie reden wider die geweihten Kirchen, Kirchhöfe und andere Dinge der Art, und bezeichnen dieselben als Erfindungen geiziger Priester, die nur ihre Einkünfte vermehren, und dem Volk Gaben und Geld entwenden wollen.

5) Sie sagen, die Bischöfe, der Clerus und andere religiöse Orden seien nicht besser, als die Pharisäer und andere Verfolger der Apostel.

6) Sie leugnen, daß der Leib und das Blut Christi das wahre Sakrament seien (d. i. sie leugneten die Brodverwandlung). Sie feiern das heil. Abendmahl in ihren Versammlungen,

indem sie an ihrem (Abendmahls-) Tisch die (Einsetzungs-) Worte aus dem Evangelium wiederholen, und nehmen so allesammt an diesem Mahle Theil.

7) Sie verwerfen die letzte Oelung. *)

8) Die Waldenser sagen, fährt Rainerius fort, es gibt kein Fegfeuer, die Verstorbenen gehen aus dieser Welt unmittelbar in die Hölle oder in den Himmel.

9) Die Gebete der Kirche für die Todten sind ohne Wirkung. Diejenigen, welche im Himmel sind, bedürfen derselben nicht, die in der Hölle bekommen durch dieselben keine Erleichterung.

10) Die Waldenser verachten die Heiligenfeste und jede Handlung, durch welche wir den Heiligen unsere Verehrung beweisen.

11) Die Waldenser lassen diejenigen unter ihnen, welche Fähigkeit haben, Bibelsprüche auswendig lernen, und diese unterrichten dann wiederum Andere. Sogar Weiber unterrichten und verführen die (katholischen) Weiber, zu denen sie einen freieren Zutritt haben, und diese, wenn sie verführt worden sind, verführen dann wieder ihre (katholischen) Männer, gerade so, wie ehmals die Schlange die Eva, und diese den Adam verführt hat.

Rainerius sagt ferner von ihnen: „Unter allen Sekten, welche je existirt haben, und noch vorhanden sind, gibt es keine, welche der (römischen) Kirche gefährlicher ist, als die Wal-

*) Rainerius wirft ihnen auch Fleischeslust vor, als ob sie die Stelle des Apostels: Es ist besser heirathen, als Brunst leiden zur Beschönigung derselben falsch deuteten. Allein eine Stelle aus ihrer Vertheidigungsschrift widerlegt gründlich jene Beschuldigung. Die Waldenser sagen in derselben: „Dieses schändliche Laster (der Fleischeslust) verführte den David, seinen treuen Diener zu tödten, war Schuld, daß Ammon seine Schwester Thamar schwächte, und der verlorne Sohn sein Gut verpraßte. Bileam machte durch Hurerei die Israeliten sündigen, so daß 24,000 Menschen sterben mußten; dieselbe Sünde verblendete Simson, verursachte Salomon's Fall. Fasten, Gebet und Flucht sind die einzigen Mittel dieser Sünde zu widerstehen. Andere Sünden kann man bekämpfen, vor dieser muß man fliehen. Joseph gibt hierin ein Beispiel.“ Vielleicht meint Rainer mit seiner Beschuldigung die Vertheidigung der Priesterehe bei den Waldensern.

denserſekte, aus drei Gründen. 1) Sie iſt die älteſte Sekte, indem einige ſie von der Zeit des Papſtes Sylveſter, andere von der Apoſtel Zeiten herleiten. 2) Sie iſt die am weiteſten verbreitete Sekte; denn kaum gibt es einen Ort in der Welt, wo ſie ſich nicht eingedrungen hat. 3) Endlich iſt ſie durchaus verſchieden von den übrigen Sekten, welche bei denen, die ihre ſchändlichen Lehren hören, ſogleich einen Abſcheu erregen, durch die greulichen Läſterungen, welche ſie ausſtoſſen. Dieſe Sekte hingegen verführt die Leute durch einen gewiſſen Schein von Frömmigkeit. Die Waldenſer führen einen rechtſchaffenen Wandel vor den Menſchen, und ſie glauben in Bezug auf Gott alles, was man glauben ſoll. Sie nehmen alle Artikel des apoſtoliſchen Glaubens an; nur läſtern ſie die römiſche Kirche und ihre Geiſtlichkeit.“ „Sie ſind“, bemerkt derſelbe ferner, „in ihren Sitten ordentlich und beſcheiden, haben keine Koſtbarkeiten in ihrer Kleidung; die meiſten gehen ganz armſelig. Schuſter ſind unter ihnen Lehrer; ſie ſind zufrieden mit dem Nothdürftigen, ſie beſuchen keine Schenke, noch öffentliche Tänze; man bemerkt bei ihnen keinen Zorn; immer arbeiten ſie, lernen und lehren und beten (d. h. in äußerlichem Formelgebet, nicht wie die Phariſäer vor den Leuten; ſondern im Kämmerlein) deßhalb wenig.“ Ein anderes Zeugniß ſagt: „Ihre Frauen zeichnen ſich durch Beſcheidenheit aus; ſie fliehen Klatſchereien, leichtſinnige und närriſche Reden und Flüche. Ihre Rede iſt Ja oder Nein; nicht einmal gebrauchen ſie die Betheurungsformel: wahrlich oder gewiß u. dgl.“

Jakob von Riberia, ein anderer Inquiſitor, bezeugt, ſie ſeien in der Schrift ſo gut bewandert, daß er Bauern unter ihnen gefunden habe, welche im Stande geweſen ſeien, das ganze Buch Hiob herzuſagen, und andere, welche das ganze neue Teſtament auswendig gewußt hätten.

Was ihre religiöſen Gebetsübungen anbetrifft, ſo geben uns hierüber die alten Akten der Inquiſition folgenden Aufſchluß: „Sie fallen auf die Knie und bleiben in dieſer Stellung, ungefähr ſo lange, daß man dreißig oder vierzig Vaterunſer beten könnte. Sie thun dieß mit großer Andacht vor und nach dem Mittagsmahl, eben ſo vor und nach dem Abendeſſen, wenn ſie

zur Ruhe gehen wollen und des Morgens. Wenn sie sich zu Tische setzen, so betet der Aelteste unter ihnen: „Gott, der du die fünf Gerstenbrode und die zwei Fische in Gegenwart deiner Jünger in der Wüste gesegnet hast, segne auch diesen Tisch, und was darauf ist, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.“ Nach dem Essen betet derselbe: „Gott, der uns die zeitliche Nahrung gegeben hat, schenke uns das ewige Leben, er sei stets mit uns, und wir mit Ihm!“ Nach geendigter Mahlzeit unterrichten und ermahnen sie einander.“

Rainer erzählt: Ein Waldenser sei des Nachts mitten im Winter über einen Fluß geschwommen, nur, um eine Person vom römischen Glauben abwendig zu machen, und sie in der neuen Lehre, wie er sie nennt, zu unterrichten. Der katholische Geschichtschreiber Thuanus, sonst ein billig denkender Mann, obgleich als Papist ein Feind der Waldenser, sagt von denen, welche im Thale Fraissiniere wohnten, also: „Zu ihrer Kleidung haben sie Schaffelle, Leinwand kennen sie nicht. Sie bewohnen sieben Dörfer. Ihre Häuser sind von Feuersteinen gebaut, mit flachem Dache von Lehm; darin wohnen sie mit ihrem Vieh, welches jedoch durch einen Zaun von ihnen getrennt ist. Außerdem haben sie noch zwei Höhlen; wenn sie vom Feinde überfallen werden, verbergen sie sich in der einen, in der andern ihr Vieh. Sie leben von Milch und Wildpret; bei aller Armuth sind sie zufrieden, und leben von andern Menschen getrennt. Zum Erstaunen ist es, daß diese Leute, obgleich sie in so rohen, äußern Umständen sich befinden, doch so viel moralische Bildung haben. Alle können lesen und schreiben; sie verstehen das Französische, um ihre Psalmen und ihre Bibel lesen zu können. Kaum findet man einen Knaben unter ihnen, der nicht im Stande wäre, mit Klarheit Rechenschaft von seinem Glauben zu geben. Hierin sind sie ihren Brüdern in den andern Thälern vollkommen ähnlich. Sie entrichten ihre Abgaben gewissenhaft, und diese Pflicht ist in ihrem Glaubensbekenntnisse besonders bemerkt. Werden sie durch bürgerliche Kriege daran gehindert, so legen sie das Geld sorgsam beiseits, und bei der ersten Gelegenheit stellen sie es den königlichen Steuereinnehmern zu.“

Wir haben schon oben davon gesprochen, wie sie sich benahmen, wenn sie als Putzhändler in die Häuser kamen. Rainer erzählt ihr Verfahren umständlich: „Beim Eintritt fragen sie: Mein Herr, wünschen Sie einen Ring, einen Petschierstock, eine Kleinigkeit zu kaufen. Madame, wollen Sie nicht ein Halstuch, eine Stickerei mir abnehmen? Ich gebe es wohlfeil. Hatte man nun einen oder etliche Artikel von ihnen gekauft, und man frug den Kaufmann: Habt ihr noch etwas anders zu verkaufen? so erwiederte dieser: Allerdings habe ich eine noch weit köstlichere Waare, und ich will sie Ihnen gerne mittheilen, wenn Sie mich gegen die Geistlichen schützen wollen. Jetzt fuhr der Handelsmann fort: Das unschätzbare Kleinod, das ich meine, ist das Wort, durch das Gott seinen Willen den Menschen offenbart, und das ihr Herz zur Liebe für ihn entflammt. „Und nach sechs Monaten ward der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, genannt Nazareth." So beginnt der Kaufmann, und liest das ganze Kapitel, oder er liest im Evangelium Johannes, oder die letzten Reden Jesu, und, wenn die Zuhörer an dem Lesen Freude haben, so sagt er das 23. Kap. Matth. her, in welchem der Herr das Wehe über die Pharisäer und Schriftgelehrten ausruft. Jetzt frägt nun einer der Zuhörer: Gegen wen spricht wohl Jesus solches Wehe aus? und der Waldenser-Kaufmann antwortet: „Gegen die (römischen) Geistlichen und Mönche. Die Lehrer der römischen Kirche, prächtig in Kleidung und Lebensart, sitzen gern oben an bei den Gastmählern, in den Schulen; sie lassen sich Rabbi, Rabbi nennen; wir aber bekümmern uns nicht um solche Meister; sie sind unenthaltsam; wir leben in Keuschheit, jeder mit seinem eigenen Eheweibe. Sie sind reich und geizig, und zu ihnen sagt der Herr: Wehe euch, ihr Reichen, ihr habt euren Trost dahin; wir aber lassen uns genügen, wenn wir Nahrung und Kleider haben. Sie sind Wollüstlinge und verzehren der Wittwen Häuser; wir essen nur, um uns zu ernähren. Sie führen Krieg, und ermuntern dazu; sie befehlen, der Arme soll getödtet, verbrannt werden, ganz im Gegensatz mit dem Worte, das da sagt: Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen. Sie arbeiten nichts; sie essen ihr Brod in Träg-

heit; wir arbeiten mit unsern Händen. Sie maßen sich allein das Lehramt an, und wehe dem, der den Schlüssel der Wissenschaft nimmt, aber bei uns unterrichten Weiber und Männer; sobald jemand unterrichtet ist, so unterrichtet er einen andern. Kaum dürftet ihr unter ihnen einen Doktor finden, der im Stande wäre, drei Kapitel des neuen Testaments auswendig herzusagen; bei uns würdet ihr kaum einen Mann, eine Frau finden, die nicht das ganze neue Testament auswendig wüßten. Weil wir aufrichtig an Jesum Christum glauben, und weil wir ernstlich zu einem heiligen Leben ermahnen, so verfolgen uns diese Schriftgelehrten und Pharisäer bis auf den Tod, gerade so, wie einst ihre Vorgänger Jesum Christum verfolgt haben."

Dieß ist das Zeugniß, welches die Feinde von unsern Waldensern ablegen müssen, und jene Leute lebten lange vor der Reformation; dessenungeachtet fragen uns die Katholiken: „Wo war eure Religion vor dem 16ten Jahrhundert? Wo war eure Kirche, ehe eure sogenannten Reformatoren aufgestanden sind?" Antwortet ihnen: „Ehe Rom war, waren wir." Unsere Kirche ist erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Sie ist nie untergegangen; einzelne Zeugen in der römischen Kirche, die aber nicht römisch glaubten und nicht römisch lebten, und die friedlichen Waldenser gehörten ihr an; aber ihr Papisten habt eine neue Lehre aufgebracht, ihr seid die abgefallene Kirche, die der Herr bei seiner Zukunft zerstören wird. Die unsrige hat einen festen, ewigen Grund, der ist: Christus und seine Gerechtigkeit.

„Sie stehet fest und wanket nicht!
Wenn auch das All' zusammenbricht."

Zeugnisse, welche sich in den Schriften der Waldenser selbst finden.

Man kennt ungefähr zwölf bis dreizehn verschiedene symbolische Schriften oder Glaubensbekenntnisse der Waldenser, die schon vor der Reformation vorhanden gewesen sind. Leger führt eines ihrer ältesten Glaubensbekenntnisse an, das bis zum Jahr **1120** hinauf datirt wird, und wovon das Original in den Biblio-

theken von Genf und Cambridge sich befindet. Wir führen aus demselben einige Stellen an:

„Wir glauben fest den ganzen Inhalt der zwölf Artikel, des Symbols, das apostolische genannt, und achten alles für Ketzerei, was sich von demselben entfernt.“

„Wir glauben an Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist.“

„Wir kennen als kanonische Schrift, die Bücher des heiligen Bibelbuchs an.“ (Es sind dieß dieselben, welche die jetzige protestantische Kirche als solche annimmt.)

„Diese Bücher offenbaren uns einen allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott, welcher kraft seiner Güte Alles, was da ist, erschaffen hat. Er hat den Adam nach seinem Bilde und nach seiner Aehnlichkeit erschaffen; aber durch des Teufels Neid und durch Adams Ungehorsam, ist die Sünde in die Welt gekommen, und wir sind Sünder in Adam und durch Adam.“

„Christus ist unsern Vätern verheißen worden, welche das Gesetz empfangen haben, damit sie vermittelst desselben ihre Sünden, ihre Ungerechtigkeit und ihre Untüchtigkeit erkennen, und damit sie die Ankunft Christi wünschen, der für ihre Sünde genug gethan, und das Gesetz durch sich selbst erfüllt hat.“

„Christus ist unser Leben, unser Friede, unsere Gerechtigkeit, unser Hirt, unser Fürsprecher, unser Opfer, unser Hoherpriester, der gestorben ist für das Heil aller seiner Glaubigen, und auferstanden um ihrer Rechtfertigung willen. Wir glauben, daß es nach diesem Leben nur zwei Orte gibt, einen für die Seligen, und diesen nennen wir Paradies, den andern für die Verdammten, und diesen nennen wir Hölle. Wir verwerfen durchaus das Fegefeuer als eine wider alle Wahrheit erdichtete Träumerei des Antichrists.“

„Wir erkennen keine andern Sakramente an, als die Taufe und das heilige Abendmahl.“

„Wir sollen die weltliche Obrigkeit ehren, durch unsere Unterthänigkeit, unsern Gehorsam, durch unsere Willfährigkeit und durch Bezahlung der Abgaben.“

Flacius Illyricus gab mit mehreren gelehrten und frommen, lutherischen Theologen eine Kirchengeschichte, die magdeburgischen Centurien heraus, aus welchen wir folgende Bruchstücke

mittheilen, die dem Glaubensbekenntniß der Waldenser entnommen sind:

„In Glaubenssachen gehört das höchste Schiedsrichteramt der heil. Schrift an, welches die alleinige Richtschnur unsers Urtheils ist: Alles, was nicht mit ihr zusammenstimmt, muß verworfen werden. Die Beschlüsse der Väter und der Kirchenversammlungen dürfen nur da angenommen werden, wo sie mit dem Wort Gottes übereinstimmen.“

„Das Fegfeuer ist eine Erfindung der Menschen, denn die, welche glauben, gehen ins ewige Leben, und welche nicht glauben, in die ewige Verdammniß ein.“

„Die römische Kirche ist Babylon, die Hure. Das ist die Kirche Christi, welche die reine Lehre des Heilandes annimmt, seinen Geboten gehorsamt, wo sie auch wohnen mag.“

Die schon angeführte heilsame Lehre (La noble leçon), ein Gedicht in waldensischem Dialekt, ist noch älter, als obige Bekenntnisse. Folgender Auszug wird uns eine Vorstellung des einfachen Inhalts desselben geben:

„Brüder, höret die heilsame Lehre:
Laßt uns wachen und fleißig dem Gebet obliegen;
Denn die Welt ist nahe ihrem Ende.
Das Laster nimmt zu, die Tugend nimmt ab;
Dieß ist das Unglück, wovon die Schrift redet,
Wovon das Evangelium spricht, und welches Paulus verkündigt.
Die Schrift sagt's, und wir sollen's glauben;
Alle Menschen in der Welt werden wandeln auf zwei Wegen,
Die Frommen gehen zur Herrlichkeit, die Gottlosen in die Qual.
Wer diese Scheidung (partage) nicht glauben will,
Der lese die Schrift von Anfang an,
Da wird er finden, hat er anders Verstand,
Daß Wenige selig werden, und Viele es nicht sein werden.
Aber derjenige, welcher gute Werke thun will,
Fange damit an, Gott zu verehren;
Er flehe um den Beistand seines verherrlichten Sohnes, flehe an den Sohn der heil. Maria,
Um den heil. Geist, der uns den Weg zeigt.
Diese Drei sind die heilige Dreieinigkeit,

Der einige Gott, der angerufen werden soll,
Voll Allmacht, Allweisheit und Allgütigkeit.
Zu dem müssen wir oft beten, ihn anrufen,
Damit er uns stärke gegen unsere Feinde,
Die Welt, den Teufel und das Fleisch;
Und damit er uns verleih' Weisheit und Gnade (bonté),
Um zu erkennen den Weg der Wahrheit.
Wollen wir Jesum Christum lieb haben, und seine Lehre kennen lernen,
So lasset uns wachen und der Schrift folgen,
Da werden wir finden, wenn wir sie lesen,
Daß Jesus nur verfolgt wurde, weil er Recht gethan.
Viele noch in gegenwärtiger Zeit,
Obgleich von Wenigen gekannt,
Verlangen zu lehren den Weg Jesu Christi;
Allein sie werden sehr verfolgt, so daß sie nur wenig thun können;
So viel sind der falschen Christen, verblendet, durch Irrthum.
Mehr, als alle andern die, welche Hirten (pasteurs) sind,
Mißhandeln und tödten die rechtschaffenen Leute,
Und lassen leben im Frieden die falschen Christen und die Betrüger.
An diesem Kennzeichen sieht man, daß sie keine guten Hirten sind.
Sie lieben die Schafe nur um des Felles willen."

Folgende Stelle wiederholt sich öfters in diesem Gedicht:

„Gibt es einen braven Mann, der Gott liebt und seinen Christus,
Der nicht will afterreden, noch schwören, noch lügen,
Noch ehebrechen, noch tödten, noch stehlen,
Noch sich rächen an seinen Feinden; da sagt man gleich:
Das ist ein Waldenser, man muß ihn tödten.
Man erdichtet Lügen, um ihm die Frucht seiner verdienten Arbeit zu rauben.
Allein ein solcher mag sich trösten; wer verfolget wird um der Gottesfurcht willen,
Weiß, daß ihm das Himmelreich bereitet ist."

Die heilsame Lehre begreift einen Abriß der Kirchengeschichte bis auf die Zukunft Christi, einen Inbegriff des Evangeliums, eine Vergleichung zwischen Gesetz und Evangelium, und eine Widerlegung der Irrthümer der römischen Kirche.

Der Catechismus der alten Barben, verfaßt zum Behuf des Jugendunterrichtes in den Thälern, wird ungefähr in die gleiche Zeit der heilsamen Lehre gesetzt. Er enthält im Allgemeinen die Lehren der Catechismen, die zur Zeit der Reformation verfaßt worden sind. Folgendes ist ein Auszug desselben. (Perrin 3ter Thl. pag. 158.)

Frage. Was ist der Glaube?

Antwort. Der Glaube ist nach dem Apostel Hebr. 11, 1. eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.

Fr. Wie viele Arten des Glaubens gibt es?

Antw. Zwei Arten: einen lebendigen und einen todten Glauben.

Fr. Was ist der lebendige Glaube?

Antw. Derjenige, welcher durch die Liebe thätig ist.

Fr. Was ist der todte Glaube?

Antw. Der Glaube, welcher ohne Werke ist, ist todt, sagt der heil. Jakobus.

Fr. Wie lassen sich alle Gebote zusammen fassen?

Antw. In zwei Hauptgebote: du sollst Gott lieben über Alles, und deinen Nächsten, wie dich selbst.

Fr. Wer kann uns Kraft geben, dieselben zu erfüllen?

Antw. Der Herr, Jesus Christus, von dem der Apostel sagt: 1 Cor. Niemand kann einen andern Grund legen, als den, der schon gelegt ist, nemlich Jesus Christus.

Fr. Wie kann der Mensch ihm nahe kommen?

Antw. Durch den Glauben; St. Petrus sagt: Siehe da, ich lege einen auserwählten, köstlichen Eckstein in Zion: wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden. Und der Herr selbst sagt: Wer glaubt, der hat das ewige Leben.

Fr. Glaubest du an die heilige Kirche?

Antw. Nein, denn sie ist eine Creatur; aber ich glaube, daß es eine solche gibt.

Fr. Was glaubst du von der heiligen Kirche?

Antw. Daß die heil. katholische (wohlverstanden! nicht die römische) Kirche alle Erwählten Gottes von Anfang der Welt bis an das Ende begreift, welche durch Gottes Gnade durch Christi Verdienst auserwählt, durch den heil. Geist gesammelt, zum ewigen Leben verordnet sind; nur derjenige, der sie erwählt hat, kennt ihre Zahl und ihre Namen.

Fr. Was ist die Hoffnung?

Antw. Eine gewisse Erwartung der Gnade und der zukünftigen Herrlichkeit.

Fr. Was hältst du von der seligen Jungfrau Maria?

Antw. Die selige Jungfrau war und ist voll Gnade in sich; aber nicht, um sie Andern mitzutheilen; ihr Sohn allein ist voll Gnade, um sie mitzutheilen. „Aus seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade.“

In der Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses führen sie unter anderm bei der Erklärung der Kirche folgende Stelle an: „Gott hat sich eine Kirche erwählet, die da sei herrlich, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des Etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich, nach den Worten des Allmächtigen: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; denn nichts kann in's Reich Gottes eingehen, das da dem Greuel und der Lüge sich ergibt; sondern nur die, welche im Buche des Lebens eingeschrieben sind, wie wir in der Offenbarung Johannis lesen.“

In der Erklärung der zehn Gebote beweisen sie, daß sie das Gesetz Gottes in seinem tiefen, geistigen Sinn wohl auffaßten:

„Alle diejenigen,“ sagen sie, „welche das Geschöpf mehr lieb haben, als den Schöpfer, halten das erste Gebot nicht. Wem einer mehr dient, als Gott, das ist sein Gott. So sagt der heil. Chrysostomus: „Das Böse, dessen Sklave der Mensch ist, wird sein Gott.“ Was der Mensch wenig liebt, dessen Verlust erträgt er gern; was er mehr liebt, das bewahrt und besorgt er sorgfältig.“

Samuel sprach zum Hause Israel: Wenn ihr zum Herrn von ganzem Herzen zurückkehret, und wenn ihr aus eurer Mitte

alle fremden Götter thut, so wird er euch von der Hand der Philister erretten. Darum lasset uns unsere Liebe gegen Christus beweisen, der zur Rechten Gottes ist.

Es wird uns untersagt, den Namen unsers Gottes unnütz im Munde zu führen, oder aus Gewohnheit zu schwören.

Diejenigen, welche den Sabbath der Christen halten, d. h. den Tag des Herrn heiligen wollen, müssen vier Dinge sorgfältig beobachten. 1) Sie müssen sich aller weltlichen Handarbeit enthalten. 2) Sie müssen alles Sündliche vermeiden. 3) Sie müssen nicht träge in Verrichtung guter Werke sein. 4) Sie müssen solche Dinge thun, welche die Wohlfahrt der Seele befördern.

Die Erklärung der zehen Gebote schließt mit folgenden Worten: „Die erste Gnade des Heils ist die Erkenntniß der Sünde. Laßt uns daher unsere Fehler erkennen, uns vertrauensvoll dem Gnadenthron nahen, und Gott unsere Sünden bekennen, denn er ist getreu und gerecht, daß er uns unsere Sünden vergibt, uns von aller Untugend reiniget, und uns zu dem Leben seiner Gnade führet. Amen.“

Die alten Waldenser hatten ein gemeinsames Sündenbekenntniß, in welchem sich der Sünder in folgenden Ausdrücken zu Gott wandte:

„Ich kann, o Herr, mich nicht entschuldigen! du hast mir gezeigt, was gut und bös ist. Es war mir bewußt, deine Macht, deine Weisheit, deine Gerechtigkeit, deine Güte. Alles Böse, das ich demnach gethan habe, kommt allein von meiner Bosheit. Herr! vergib mir, denn ich habe dich verschmähet durch meinen großen Unglauben. Ich habe dem Hochmuth Gehör gegeben, und die Demuth verlassen: vergibst du mir nicht, so bin ich verloren, so tief ist die Lust in meinem Herzen gewurzelt. Ich liebe den Geiz, ich hasche nach Lob, ich habe wenig Liebe zu denen, die mich durch ihre Güte sich verbunden haben. Wenn du mir nicht vergibst, so bin ich verloren. Der Zorn herrscht in meinem Herzen, und der Neid nagt an mir; ich habe keine Liebe. Ich bin träg das Gute, und behend Böses zu thun u. s. w. Ich habe dir, o Herr, nicht gedanket für das Gute, das du mir gethan hast durch deine Liebe. Herr, vergib mir!

Ich habe zu sehr meinem Leibe und meinem Willen gefröhnt durch manche eitle Gedanken und böse Wünsche, an denen ich Gefallen fand. Erbarme dich meiner, und schenke mir Demuth! Mein Ohr lieh ich der Verleumdung, aber dein Gesetz zu hören, langweilte mich. Herr, vergib mir, und schenke mir ein solch Vertrauen am Tage des Gerichts, daß ich weder den Teufel, noch sonst etwas fürchte; nimm mich auf zu deiner heiligen Rechten! Amen."

Die Waldenser waren sehr fleißig im Krankenbesuch; die Kranken wurden ermuntert, auf Jesum, das Muster der Geduld zu sehen, der für uns litt und starb; sich auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu verlassen, ihm Leib und Seele anzubefehlen; endlich nur das Heil bei Christo zu suchen, und seine Verheißungen zu erwägen, die er denen gibt, die ihn aufrichtig anrufen.

Die Waldenser hatten ferner eine sehr strenge Kirchenzucht, welche in allen ihren Gemeinen beobachtet wurde. Die brüderliche Bestrafung erfolgte nach der Regel unsers Herrn, wie er sie Matth. 18, 15—18. ausspricht und nach dem Ausspruche Gal. 6, 1. Was offenbare Sünden anbetraf, so wurde nach dem apostolischen Befehl verfahren: „Wer öffentlich sündigt, den strafe vor allen, auf daß sich auch die Andern fürchten."

Der offenbare Sünder, sagt die Disciplin der Waldenser, muß gestraft werden, was der Apostel selbst bestätigt: 1 Cor. 5. „Ich zwar, als der ich mit dem Leibe nicht da bin, doch mit dem Geiste gegenwärtig, habe schon als gegenwärtig beschlossen über den, der solches also gethan hat, in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi, in eurer Versammlung mit meinem Geiste, und mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi, ihn zu übergeben dem Satan, zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu. So jemand ist, der sich lässet einen Bruder nennen und ist ein Hurer, oder ein Geiziger, oder ein Abgöttischer oder ein Lästerer, oder ein Trunkenbold, oder ein Räuber; mit demselben sollt ihr auch nicht essen. Thut von euch hinaus, wer da bös ist."

In Bezug auf weltliche Vergnügungen waren sie sehr streng. Die waldensische Disciplin nannte die Schenke eine Quelle von

Sünden, eine Satansschule, und den Tanz eine Prozession des Teufels. „So viel Schritte einer beim Tanze thut", sagt sie, „so viel Sprünge thut er in die Hölle."

Antichrist. Fegfeuer. Heiligenanrufung.

Der Traktat der Waldenser, der von dem Antichrist handelt, ist sehr alt, und sein Datum wird schon in das Jahr **1120** gesetzt.

„Der Antichrist", sagt diese Schrift, „ist die Falschheit selbst, er bedeckt sich und schmückt sich mit der Schrift, den Sakramenten, und mehreren andern Dingen."

„Der Antichrist ist jener Mensch der Sünde, der sich gegen alles, was Gott ist, erhebt, der im Tempel Gottes sitzt, und sich für Gott selbst ausgibt. Er ist zur Verführung aller derer gekommen, welche verloren gehen, und weil er in der That gekommen ist, so dürfen wir ihn nicht mehr erwarten, denn er ist nach Gottes Zulassung schon alt, aber er nimmt ab, und seine Macht ist vermindert. Schon tödtet der Herr diesen Gottlosen durch den Geist seines Mundes. Der Antichrist maßt sich für sich und seine Handlungen, für die elende, vernünftige oder unvernünftige, todte oder lebendige Creatur den Gottesdienst an, der nur Gott angehört."

„Er raubt Christo sein Verdienst und die ganze Fülle der Gnade, der Rechtfertigung, der Wiedergeburt, der Sündenvergebung, der Heiligung, der Befestigung, der geistlichen Nahrung, um dieses alles seiner Autorität, einer Form von Worten, seinen eigenen Werken, den Heiligen und dem Fegfeuer beizulegen."

„Gleichwohl hat er einige anständige Eigenschaften, die über seine Greuel einen Schleier werfen, z. B. das äußere Bekenntniß zum Christenthum, die Ueberlieferung, Verzeichnisse von bischöflicher Succession, lügenhafte Wunder, äußere Heiligkeit, gewisse Sprüche von Christo selbst, die Verwaltung der Sacramente, wortreiche Predigten gegen das Laster, das tugendhafte Leben einiger, die in Babel wirklich für Gott leben, welche jedoch der Antichrist zu verhindern sucht, alle ihre Hoffnung auf Christum zu setzen. Diese Dinge sind ein Mantel, womit der Anti-

christ seine Bosheit zudeckt, damit er nicht, wie ein Heide verworfen werde. Da wir diese Dinge erkannt haben, so scheiden wir uns vom Antichrist, nach der ausdrücklichen Ermahnung der heil. Schrift. Wir vereinigen uns mit der Wahrheit Christi und mit seiner Braut, so gering sie auch scheinen mag. Der Christ hat die Pflicht, sich vom Antichrist zu trennen; denn der Herr sagt: Jes. 52. Weichet, weichet, ziehet aus von dannen, und rühret kein Unreines an, gehet aus von ihr, reiniget euch, die ihr des Herrn Geräthe traget; denn ihr sollt nicht mit Eilen ausziehen, noch mit Flucht wandeln, denn der Herr wird vor euch herziehen, und der Gott Israels wird euch sammeln. Und Jer. 50. Fliehet aus Babel, und ziehet aus der Chaldäer Land." Folgende Stellen sind in jenem Traktat angeführt: 4 Mos. 16, 21. 26. 2 Mos. 34, 12. Offenb. 18, 4. 5. Ephes. 5, 7. 8. 2 Thess. 3, 6. 7. Matth. 10, 35. 36. Joh. 11, 52. In diesen Stellen fanden die Waldenser eine Aufforderung, eines Theils aus Rom aus zu gehen, und die kirchliche Gemeinschaft mit demselben zu meiden; andern Theils, sich in eine Kirche oder Gemeine des Herrn zu vereinigen. Auf das eine folgte nothwendiger Weise das andere. Wer Christi Geist hat, sucht seines Gleichen, verbindet sich in einer Gemeinde mit den Gläubigen nach der Regel und Richtschnur des Wortes Gottes. War es ihre Pflicht, Rom, das sie als Babel erkannten, zu verlassen, so trieb die Ausgetretenen der Geist Gottes, der ein Geist der Gemeinschaft ist, sich unter sich enger und fester zu verbinden, und so entstanden die waldensischen Gemeinden. Es war nichts von Menschen Gemachtes, keine menschliche Kirchenfabrikation, wie manche in unsern Zeiten aus menschlichem Gutmeinen Sekten stiften; sondern ein Werk Gottes.

Die Schriften über die Träumerei des Fegfeuers und der Anrufung der Heiligen, sind aus derselbigen Zeit, aus welcher der Traktat über den Antichrist stammt.

Die Schrift über die Anrufung der Heiligen enthält zugleich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, von dem Mittleramt Christi u. s. w. Die Heiligen, heißt es in derselben, werden nur selig durch Christi Mittleramt, und ihr Danklied erschallet noch jetzt auf der Erde: Offenb. 5, 9. „O Herr! Du

bist würdig zu nehmen das Buch und aufzuthun seine Siegel, denn du bist erwürget, und hast uns Gott erkauft mit deinem Blut, aus allerlei Geschlechter und Zungen, und Volk und Heiden, und hast uns unserem Gott zu Königen und Priestern gemacht!" Die Waldenser kannten nur einen Mittler, zwischen Gott und Menschen, nämlich Christum; von einer Vermittlung der Heiligen wollten sie nichts wissen.

Außer den Schimpfnamen und Lästernamen, die man ihnen beilegte, wurden noch mancherlei Verleumdungen gegen sie aufgebracht: Man gab ihnen Schuld, sie hielten die Ehe nicht heilig, sie verließen ihre Frauen, um sich mit andern zu verbinden; sie lehren Güter- und sogar Weibergemeinschaft. Dagegen schrieben sie eine Apologie (1508) und übergaben dieselbe dem König von Böhmen Wladislas, bei Veranlassung einer furchtbaren Verfolgung, die sich gegen sie erhoben hatte. Zur Widerlegung jener Beschuldigungen führten sie die Schrift an: 1 Cor. 7, 10—12. „Das Weib scheide sich nicht von dem Manne, und der Mann scheide sich nicht von dem Weibe. Jeder habe sein eigenes Weib, und jede ihren eigenen Mann. Der Mann liebe sein Weib, gleichwie Christus geliebet hat seine Gemeinde." Was die Gütergemeinschaft betrifft, so antworteten sie, sie sei der Art, daß es niemand verwehrt sei, ein gesetzliches Eigenthum zu besitzen. Die Verleumdung, als ob sie die Eidesleistung verweigerten, wiesen sie durch Anführung der Schriftstellen Hebr. 6, 16. 5 Mos. 6, 13. 1 Mos. 26, 28. 31. 54. zurück. Man beschuldigte sie ferner, auf eine lügenhafte Weise, sie rächten sich selbst. Ihre Antwort hierauf ist wiederum eine biblische: „Der Herr sagt allerdings: Hütet euch vor den Menschen; aber nirgends befiehlt er den Seinigen, zu tödten; im Gegentheil ermahnt er seine Jünger: „Liebet eure Feinde!" und als die Jünger ihn fragten: „Sollen wir Feuer vom Himmel fallen lassen, das sie verzehre?" so antwortete er ihnen: „Wisset ihr nicht, wessen Geistes Kinder ihr seid?" und zu Petrus sprach er: „Stecke dein Schwerdt in die Scheide ꝛc." „Wir sind," fügen sie hinzu, „die Tenne des Herrn, um gleich dem Korn gedroschen zu werden, das man von der Spreu trennet." Gegen die Beschuldigung, daß sie ihre Pfarrer zur körperlichen Arbeit

verpflichteten, antworten sie: „Wir halten es nicht für nothwendig, daß unsere Pfarrer arbeiten, um sich ihr Brod zu erwerben; sie könnten besser dem Unterricht obliegen, wenn wir im Stande wären, sie zu unterhalten; allein unsere Armuth erlaubt es uns nicht."

Welche Einfalt! welche ungeheuchelte Frömmigkeit, welcher Glaube, welche Geduld der Heiligen spricht aus allen diesen Zeugnissen. Die Waldenser waren gewißlich die Elenden in der Welt, von denen so oft der Psalmist redet. Sie waren die Sanftmüthigen, die das Erdreich besitzen, das Volk Gottes, das Erbe des Herrn, das er durch sein Blut zu seinem Eigenthum sich erworben hat.

Auf Felsengrunde festiglich
Stehn Gottes sel'ge Schaaren,
Sie haben, treuer Heiland, dich
Und deine Gnad' erfahren.

Noch ein Wort über die Lehrer der Waldenser.

Die Pfarrer der Waldenser hießen Barben, das heißt in ihrem Dialekt, Oheim, Vetter, und ist ein Ehrenname, so wie man in manchen Gegenden des würtembergischen Schwarzwaldes die Ortsvorsteher: „Vetter Schultheiß" anredet. Dieser Titel blieb im Gebrauche bis ins Jahr 1630. Die Geistlichen, welche man damals von fern her kommen ließ, hießen dann: „Herren" *) und von nun an kam jener Name Oheim außer Gebrauch.

Leger sagt von den alten Barben: „Sie waren im Allgemeinen fromme Männer, sanft und friedsam, einfältig im Glauben, rein im Leben, fleißig und emsig in ihrem Amte; sie hatten ein wachsames Auge auf ihre Heerden, die ihnen anvertraut waren. Sie arbeiteten mit Treue im Weinberg des Herrn, widmeten ihre Zeit und ihre Gaben der Bekehrung der Seelen, setzten sich Schimpf, Schmach, Verfolgungen und jeder Art von Unbill, dem Tode selbst aus, wenn es galt, die Wahr-

*) In der Schweiz gilt der Ausdruck: „Ich gehe zum Herrn" soviel, als ich gehe zum Pfarrer in den Confirmanden-Unterricht.

heit zu bezeugen. Sie verschmähten jede Art von Glanz, Eitelkeit, Pomp, Reichthum, Wollust und Ehre, welche die Welt ihnen anbot. Sie erfüllten genau die Pflichten eines Bürgers der menschlichen Gesellschaft."

Einige unter den Barben verehlichten sich; andere blieben ledig; allein keineswegs, weil sie den ehelosen Stand als eine höhere Stufe der Heiligung betrachteten, sondern weil sie als Verkündiger des Evangeliums keinen festen Aufenthalt hatten. Sie zogen von einem Ort zum andern, von einer Stadt zur andern, um ihre Glaubensgenossen zu besuchen, zu trösten, zu stärken im Glauben an den Herrn und in der Treue gegen ihn. Sie reisten umher in Gascogne, in der Provence, in der Dauphine, in Languedoc, bis nach England, Calabrien und Böhmen dehnten sie ihren Wirkungskreis aus. Ueberall, wohin sie kamen, wurden sie beherbergt und unterstützt. Oft kamen sie in Lebensgefahr; allein, keine Mühe, keine Arbeit, keine Gefahr konnte ihren Eifer hemmen. „Oft wurden die Barben," sagt Perrin, „ins Gefängniß gesetzt und hingerichtet durch die mönchischen Ketzerrichter, welche ihnen, selbst in den hohen Alpen nachspührten, wenn sie von einer Heerde zur andern zogen. Obgleich ihre Feinde sich alle Mühe gaben, sie gänzlich zu vertilgen, so hat der Herr doch stets seine Ernte mit Arbeitern versorgt, so oft er derselben bedurfte, so daß noch jetzt in der Dauphine allein und in der Provence mehrere Tausende sich befinden, welche es sich als Ehre anrechnen, von jenen alten Waldensern abzustammen, und sie rühmen sich mehr, deren Eifer und Gottseligkeit geerbt zu haben, als ihre irdischen Güter, deren sich ihre Verfolger bemächtigten." Die Barben waren es allein, welche die Taufe und das Abendmahl verwalteten, und regelmäßig das Evangelium verkündigten. Außerdem beschäftigten sie sich mit dem Abschreiben der Bücher der heil. Schrift, zur Zeit, als noch keine Buchdruckerkunst erfunden war, um so die Bibel in recht viele Hände zu bringen. Andere, da die Aerzte in den Thälern sehr selten waren, gaben sich auch mit der Heilkunde ab; wieder andere trieben mechanische Künste. Ihre Hauptbeschäftigung jedoch bestand im Unterricht der Jugend, besonders derjenigen unter derselben, die sich künftig der

Predigt des Evangeliums widmen wollten. Diese lernten das Evangelium des Matthäus und des Johannes, die Briefe der Apostel, einen bedeutenden Abschnitt der Bücher Salomo's, Davids und der Propheten auswendig; waren sie tüchtig vorbereitet, so weihten sie dieselben zum Dienst am Evangelium ein, durch Auflegung der Hände. Von allen Seiten her strömten ihnen Jünglinge zu, welche zu jener Zeit der Finsterniß das Licht des Lebens suchten. Rom selbst ist hievon unterrichtet, nach einer Stelle, die Flacius Illyricus anführt: „Sie haben die Gewohnheit von Böhmen nach der Lombardei zu reisen, zu ihren waldensischen Lehrern, wie auf eine Akademie oder Schule, um die Gottesgelahrtheit zu studieren"; und die Geschichte der Märtyrer fügt hinzu: „Die Waldenser aus dem Elsaß schickten ebenfalls ihre Söhne, welche zum Predigtamt bestimmt waren, in die Thäler, um sie dort studiren und bilden zu lassen."

Gegenwärtig noch ist die Grotte vorhanden, welche den Barben als Schule diente; sie befindet sich in jenem berühmten Pré-Du-Tour in der Gemeinde Angrogne.

Jährlich hielten die Barben bestimmte Synoden, und zwar wie Basnage bemerkt, im Monat September. Auf einer solchen waren einmal in Pragela 140 Barben versammelt. Jene Kirchenversammlungen dienten dazu, das Wohl der Kirche zu berathen, und die kirchlichen Angelegenheiten zu besorgen. Zur Zeit großer Verfolgungen kamen sie zur Winterszeit zusammen, weil sie dann vor ihren Feinden in ihren mit Schnee bedeckten Alpenthälern weit sicherer waren.

Nein, sie verstummen nicht die Zeugen,
Und wenn der Menschen-Zungen schweigen,
Wenn sich erfrecht der Feinde Dräuen,
So müssen todte Steine schreien.

Sechstes Kapitel.

Zeugen in der römischen Kirche aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert: Der Bischof Robert Großhead von Lincoln, Hildegard und Joachim.

Als der päpstliche Hof seine Gewalt fort und fort mißbrauchte, da widersetzten sich ihm lange Zeit hindurch die Hohenstaufen; allein der Papst ruhte nicht, bis der letzte Sprößling jenes Kaiser-Hauses, (1268) Conradin auf dem Blutgerüste sein Leben verblutet hatte. Rom kennt ja keine Gnade, als für den, der sich ihm unbedingt unterwirft. Siegreich ging es aus dem Kampfe hervor, und die Waffen der Hohenstaufen vermochten nichts gegen seinen eisernen Arm. Dessenohngeachtet konnte der Papst doch nicht verhindern, daß je und je eine Stimme selbst in der Kirche sich erhob, und das kirchliche Verderben an Haupt und Gliedern strafte. Eine solche war

Der Bischof Robert Großhead von Lincoln, in England.

Er war ein Mann von wissenschaftlicher Bildung. Einst wurde er wegen eines Streites mit seinen Chorherren veranlaßt, eine Reise nach Rom zu machen (1250). Vorher mochte er noch eine gute Meinung von dem Papste und seiner Umgebung hegen; aber in der Nähe durchschaute nun der fromme Bischof das ganze Verderben des päpstlichen Hofes; daher hielt er eine freimüthige, gewaltige Rede und schonte weder Geistlichkeit, noch Papst. „Die Hirten," sagte er, „seien Schuld an dem Unglauben, an den Spaltungen und Irrlehren, so wie an dem gottlosen Leben der ganzen Welt. Das höchste Werk Christi, warum er in die Welt gekommen, sei das Heil der Seelen, das Hauptwerk des Satans sei das Verderben der Seelen. Wenn nun die Hirten, im Fall auch ihr Leben nicht gerade lasterhaft sei, das Wort Gottes nicht verkündigen, so seien sie der Anti-

christ, der Satan, der sich in einen Engel des Lichts verkleide. Die Schuld von Allem falle auf den römischen Hof zurück, 1) weil er dem Uebel nicht abhelfe, und 2) weil er das Unheil durch Anstellung von schlechten Hirten befördere, und die Seelen, für die Christus gestorben sei, dem Verderben überliefere. Wer dem Papste, der seinen Verwandten zu Liebe, oder des weltlichen Interesses wegen, dem Willen und Gebot Christi zuwider etwas verordne, gehorche, der trenne sich durch solchen falschen Gehorsam offenbar von Christus und seinem Leibe, der Kirche. Wenn dem Papst im Allgemeinen solcher unbiblische Gehorsam geleistet werde, dann komme der wahre und vollkommene Abfall (die Zeit des Antichrists)." In diesen Worten liegt eine Weissagung der Reformation; nur irrte Großhead darin, daß er den Abfall noch erwartete, während er schon vorhanden war. Dieser Zeuge der Wahrheit spricht sich eben so entschieden dagegen aus, daß der Papst mit weltlichen Waffen Krieg führe, wenn er sagt: „Diejenigen, welche um das Heil des römischen Stuhls bekümmert seien, fürchten sehr, es dürfte das drohende Wort des Herrn an demselben in Erfüllung gehen: Wer das Schwert nimmt, wird mit dem Schwerte umkommen.

Nach England zurückgekehrt, übertrug er einem Andern die Sorge für die äußern Angelegenheiten seines Sprengels, und wartete des Amts, das die Versöhnung predigt. Er hielt eine Kirchenvisitation, predigte überall, und stellte nur tüchtige Seelsorger an. Einst wollte ihm der Papst Innocens IV. einen seiner Günstlinge, einen Knaben, der nur italienisch verstand, als Geistlichen aufdringen; allein der fromme Bischof weigerte sich standhaft, den Befehl des Papstes zu erfüllen, indem er erklärte, apostolischer Befehl und Auftrag sei nur das, was mit der Lehre der Apostel und des Herrn Jesu Christi übereinstimme. Es gebe keine abscheulichere Sünde nächst der Sünde des Satans und des Antichrists, als durch Untreue im Hirtenamt die Seelen in's Verderben zu stürzen. Mit einem Worte, die Meinung Großheads ist, man dürfe nur in so fern dem Papste gehorchen, als seine Gebote mit der Lehre Christi übereinstimmen. Gern hätte der Papst den freimüthigen Großhead sogleich greifen

lassen, allein seine Cardinäle hielten ihn zurück; denn ihr böses Gewissen ließ sie befürchten, es möchten sich noch andere Stimmen der Unzufriedenheit erheben, wenn ein solch geachteter Mann um der Wahrheit willen mißhandelt würde. Matthäus von Paris, ein englischer Geschichtschreiber erzählt, der Papst habe die Gebeine des Bischofs wollen ausgraben lassen, aber in der Nacht sei ihm derselbe mit drohender Miene erschienen und habe ihm seinen Hirtenstab in die Seite gestossen; da sei der Papst auf andere Gedanken gekommen, habe aber bis an seinen Tod keine Ruhe mehr gehabt, und sei von mancherlei Strafgerichten verfolgt worden.

Diese Sage von jener Geistererscheinung zeigt uns die öffentliche Meinung, welche das Volk von den Päpsten hatte. Auch die Päpste sollen nach der Volkssage nach ihrem Tode wieder gekommen sein und gespuckt haben, was eben so bezeichnend, wo nicht bezeichnender ist.

Unter dem Volke Israel, wenn dasselbe von Gott abfiel, erweckte Gott Propheten, welche mit mächtiger Stimme vom Götzendienst abmahnten, dem ehebrecherischen Volk Strafgerichte ankündigten, und den Bußfertigen Gottes Gnade verhießen. Wenn nun zwar seit der Gründung der Kirche Christi nach dem Heimgang der Apostel keine Propheten im Auftrag des Herrn mehr auftraten, so ließen sich doch je und je Stimmen vernehmen, die zur Zeit großer Verderbniß in fast prophetischem Geiste die Sünden straften, nnd wenn auch jene Prophetie keine reine, göttliche war, weil sie eben nicht in Erfüllung gegangen ist, und weil die Werkzeuge selbst nicht in der rechten, evangelischen Freiheit standen, so zeugt sie wenigstens von dem tiefen Verfall der Kirche und besonders der Geistlichkeit.

Die Aebtissin Hildegard geboren **1098**, gestorben **1199**, Stifterin des Ruprechtklosters zu Bingen, hielt den Geistlichen nachdrückliche Strafpredigten wegen ihrer Sittenverderbniß, wegen ihrer Herrschsucht und ihres Geizes, wegen ihres Handels mit geistlichen Dingen. Sie strafte sie wegen ihrer kriegerischen Beschäftigungen und wegen ihrer possenhaften Gesänge, indem sie sagte: „Oft seid ihr Soldaten, zuweilen Knechte, zuweilen Possensänger. Durch eure närrischen Beschäftigungen verjagt ihr

die Mücken im Sommer. Ihr duldet es nicht, daß eure Untergebenen über die Lehre Fragen an euch richten. Ihr antwortet ihnen: „Wir können nicht alles thun.“ Sie seien durch ihr schlechtes Leben, so fuhr sie fort, Schuld an dem Verderben des Volks, das nach seinen Lüsten lebe, des Volks, dem sie vielmehr, wie eine Feuersäule vorleuchten sollten. Hildegard verkündigte den Geistlichen ein göttliches Strafgericht; ihre Reichthümer werden ihnen zum Verderben gereichen; es werde ein Strafgericht kommen, das die Geistlichen läutern werde. „Eine vom Satan verführte und gesandte Schaar wird kommen,“ weissagte sie, „mit blassem Angesichte und einem Scheine von Heiligkeit, und diese werden sich mit den größern weltlichen Fürsten verbinden. Diese Leute werden die Ruthe sein, deren Gott sich bedient, euch zu züchtigen, und sie werden euch so lange verfolgen, bis ihr von euren Sünden gereinigt seid. Ist dieses geschehen, so werden die Fürsten das heuchlerische Treiben jener Verfolger der Geistlichkeit erkennen und über sie selbst herfallen; dann wird die Morgenröthe der Gerechtigkeit aufgehen, und die durch Drangsale geläuterte Geistlichkeit wird glänzen, wie das reinste Gold.“ Wir sehen, daß obige Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen ist, und daß Hildegard an eine Läuterung der römischen Geistlichkeit glaubt, und somit auch die Möglichkeit einer Bekehrung Roms annimmt, worin sich die fromme Aebtissin gar sehr irrte. Sie selbst hatte eben noch manchen Sauerteig römischer Werkheiligkeit in sich, und darum konnte sie zwar einzelne grelle, hervorstechende Schattenseiten erkennen, das ganze Verderben aber durchschaute sie nicht; doch daran hatte sie Recht, wenn sie glaubte, daß es so nicht bleiben könne, und daß ein Gericht kommen werde und eine bessere Zeit.

Auf ähnliche Weise wirkte der Abt Joachim in Corace in Calabrien, später in Floris, wo er einen eigenthümlichen Mönchsorden stiftete und zwischen **1201** und **1202** gestorben ist. Es klagte dieser mystisch fromme Mann in seiner Auslegung des Propheten Jeremias über die Erpressungen der römischen Kirche: „Die ganze Welt wird durch dieß Uebel befleckt. Es gibt keine Stadt, keinen Ort, wo die Kirche nicht ihre Bene-

fizien fordert, ihre Abgaben eintreibt. Ueberall will sie Präbenden, endlose Einkünfte haben. O Gott, wie lange zögerst du, das Blut der Unschuldigen zu rächen, die unter dem Altar des Capitols zu dir schreien?" Joachim nennt die römische Kirche das Haus der Buhlerin, wo alle Simonie treiben, beflecken und befleckt werden, wo jedem, der anklopft, geöffnet wird. Er greift die päpstlichen Legaten an, welche herumziehen, unverschämt predigen, Benefizien und Präbenden sich erwerben, die Würden der Prälaten an sich reissen. Er klagt darüber, daß man die römische Kirche also vergöttere, indem er sagt: „Einige haben die römische Kirche so sehr erhoben, daß man jeden für einen Ketzer hielt, welcher die Schwelle des Petrus nicht besuchte. Ist doch jeder Christ an jedem Orte ein Tempel Gottes, wenn er einen guten Wandel führt." Er spricht gegen Roms Ablaß: „Manche vertrauen so sehr auf den Ablaß der Kirche, daß sie nie daran denken, vom Bösen abzulassen, sondern immer mehr in das Schlechte sich versenken." Er eifert gegen die hochmüthigen und fleischlichen Cardinäle und Prälaten, weissagt das Strafgericht über den römischen Hof, weil derselbe in ärgerlichen und ränkevollen Erpressungen und Prozessen es allen andern Gerichtshöfen zuvorthue. Christus werde einst die Geißel ergreifen, und die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treiben. „Die Kirche Petri", sagt er, „die Kirche Christi, welche einst voll war, ist jetzt leer, und wenn sie auch voll Volks zu sein scheint, so ist dieß nicht ihr Volk; sondern ein fremdes. Es sind nicht ihre Söhne, die Bürger des himmlischen Jerusalems; sondern die Söhne Babylons. Was nützt der Name Christi, wo die Kraft desselben fehlt? die Kirche ist wie verwittwet; es gibt wenige oder keine Bischöfe, welche sich für die Gemeinden den Wölfen preisgeben. Jeder sucht das Seine, nicht das, was Christi ist. Wo ist mehr Streit, mehr Betrug, mehr Laster und Ehrgeiz, als unter den Geistlichen?" Joachim nennt die römische Kirche häufig B a b y l o n und sagt, sie solle sich nichts einbilden auf ihren Glauben, da sie den Herrn durch ihr Thun verleugne.

Nicht weniger ernst spricht Joachim von den Päpsten: den Papst Paschalis II. (1099--1118) nennt er den Verräther der

Kirche, der sie in Knechtschaft gebracht habe. Er klagt die Päpste an, daß sie um zeitlichen Vortheils willen die Kirche unter die Knechtschaft der Fürsten gebracht, daß sie Manches wiederum den weltlichen Fürsten auf unrechtmäßige Weise entrissen hätten. „Und wie jeder das Seine sucht," fährt er fort, „trifft Gewalt auf Gewalt; die Kirche greift den Staat an, die habsüchtigen Prälaten fassen nicht das Wort Christi: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist; so werden die alten Schläuche bersten, und der Papst wird nicht allein das Zeitliche, sondern auch alle geistliche Gewalt, die ihm nicht zukommt, an sich reissen. Er wird sich in den Tempel Gottes setzen, als ein Gott und sich überheben über Alles, was Gott heißt, d. h. über die Gewalt aller Prälaten. Als der Stuhl Petri aus Ehrgeiz das zeitliche Schwert zog und seine Söhne, wie die Schlachtschafe preisgab, bedachte er das Schriftwort nicht: Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Wenn gläubige Fürsten dem armen Christus etwas geschenkt haben, so muß der im Ueberflusse fett gewordene, geistliche Stand nicht übermüthig werden; sondern das Erübrigte den Armen austheilen, nicht den Riesen (Prälaten), die am Baue des babylonischen Thurmes mithelfen. Das Gold ist Christo dargebracht worden, damit er nach Egypten fliehen könnte; Myrrhen, als Hinweisung auf seinen Tod, Weihrauch, damit er Gott preisen, nicht, damit er sich gegen Herodes empören oder dem Pharao zur Last fallen sollte, nicht, damit er sich den sinnlichen Lüsten hingeben, oder die empfangenen Wohlthaten mit Undank vergelten sollte. Die Stellvertreter Christi der neuern Zeit suchen nur das Gold, um mit der großen Babylon den goldenen Becher zu mischen, und ihre Anhänger mit ihrer Unflätherei anzustecken."

Gleichermaßen bekämpft Joachim das Vertrauen auf äußere Dinge und führt zum lebendigen Christenthum zurück. „Mönche, Laien," sagt er, „glauben durch die Opfer und Gebete der Geistlichen geheilt zu werden, wenn sie Böses verüben. Aber umsonst helfen ihnen solche Götter. Ihr Weihrauch ist ein Greuel vor Gott. Warum wirst du, o Mensch, in Christo getauft, wenn du nicht rein sein willst? Warum wirst du in der Taufe begraben, wenn du in Sünden fortleben willst? Warum

nimmst du Theil am Leib Christi, der für dich hingegeben worden ist, wenn du nicht für Christo sterben willst, wo es nöthig ist. Die fleischlichen Menschen lassen sich durch die scheinheiligen Mönche täuschen, loben und preisen die Elenden, an denen nichts zu loben ist, indem sie hoffen, daß ihnen Vergebung der Sünden verliehen werde durch das Verdienst derer, deren Seele nach dem Tode in die Hölle geht."

Aehnlich, wie Hildegard kündigte auch er der verderbten Kirche ein großes Strafgericht an. Ein aus der Sekte der Patarener mit falscher Wundermacht ausgerüsteter Papst, wird sich vielleicht mit dem Antichrist der weltlichen Macht verbinden, diesen zu einem Angriff gegen die Gläubigen reizen, wie einst Simon der Magier, den Nero zur Verfolgung gegen die ersten Christen angetrieben haben soll. Der Antichrist ist der eingefleischte Teufel, im Vergleich mit dessen Angriff alle früheren Verfolgungen nur Vorbereitungen gewesen sind. Die Wuth des Satans wird um so größer sein, als seine Zeit kurz ist, und er dem nahen Gerichte eilend entgegen geht."

Joachim sieht das Verderben in der Kirche, er will eine Reformation derselben, und weissagt eine solche; allein sonderbar, er erwartet als Mystiker eine Erneuerung der Kirche vom Mönchsthume, das freilich auch erneuert werden solle. Keusche, heilige Mönche, die ein Leben aus Gott leben, auf irdischen Besitz verzichten, sich der theologischen Spitzfindigkeiten entschlagen, sollen eine Wiedergeburt in der Kirche herbeiführen. Es ging ihm, wie manchem, der einer bessern Zeit entgegen sieht; er wünschte eine Reformation, aber die Mittel und den Weg hiezu sah er in etwas ganz anderem, als in der Predigt von der freien Gnade, da er eben selber die Gerechtigkeit, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird, nicht genug kannte. Außerdem hatte er eine eigene Ansicht von der Offenbarung und der Geschichte. Die Zeit des Alten Bundes betrachtete er als dem Vater angehörend, in der sich Gott als der Allmächtige offenbarte durch Wunder. Im neuen Testament offenbarte sich Gott als das Wort in seiner Weisheit. Das letzte Zeitalter gehört dem heil. Geiste an; hier waltet das Feuer der Liebe in der Beschaulichkeit vor. So sind nach Joachim die drei Jünger

des Herrn, Petrus, Paulus und Johannes die drei Repräsentanten jener drei Zeitabschnitte. Diese Ansicht hängt mit dem Grade seiner mangelhaften Erkenntniß von der reinen evangelischen Lehre zusammen. Merkwürdig ist es indessen, daß die Reformation theilweise von einem Mönche ausgegangen ist. Trotz diesen Meinungen wirkte doch sein Zeugniß gegen das Verderben in der Kirche, so wie das Zeugniß Roberts und der Hildegard. Viele aufmerksame Gemüther fanden dasselbe wahr, und so waren diese Stimmen in gewissem Sinne jenen Wächterstimmen ähnlich, die eine Feuersbrunst von der hohen Zinne eines Thurmes herabverkündigen, aber die nicht recht anzeigen können, wo es brennt.

Siebentes Kapitel.

Zeugen in England.

Johann Wikliffe oder Wikleff und die Lollarden.

Seitdem die Inquisition aufgekommen war, wurden die evangelischen Glaubensboten der Waldenser in ihrer Wirksamkeit gehemmt; allein das Verderben in der römischen Kirche nahm fort und fort zu, und bei dem Mangel an der reinen Predigt des Wortes Gottes kamen mancherlei Ketzereien auf. In Böhmen lebten die Waldenser still und geräuschlos, weßhalb sie von den Taboriten getadelt wurden, auf welche sie wohl einigen Einfluß haben mochten. Auch auf die Lollarden in England waren sie wohl nicht ohne Einfluß gewesen, da sie ja der Sturm der Verfolgung nach allen vier Winden hin zerstreute. Allein, wenn es dem eisernen Arm des römischen Papstes auch gelang, die Gottesgemeinde der Waldenser durch Brennen und Foltern zu hemmen in ihrer Wirksamkeit, so konnte er doch den Geist nicht dämpfen, der aus Gott ist. Der Herr der Gemeinde rüstete zwei andere Werkzeuge aus, die ganz unabhängig von den Wal-

densern das Wort des Evangelium's in der Christenheit verkündeten. Mit ihnen dämmerte die Morgenröthe eines neuen Tages, dessen Ankunft zwar durch ein furchtbares Gewitter verzögert wurde, der aber doch endlich in vollem Glanze anbrach, und welcher von Tausenden als ein Tag glorreicher, evangelischer Freiheit begrüßt wurde. Jene zwei Männer waren Wikliffe und Huß, und die Geschichte des ersteren wollen wir nun unsern Lesern zuerst mittheilen.

Johann Wikliffe war geboren 1324 nahe bei Richmond in der Grafschaft Yorkshire in England. Er studirte zu Oxford, zuerst im Collegium der Königin, und später im Mertoncollegium. Außer den damaligen theologischen Fächern, studirte und las er die Schriften des Fitz-Ralph, des Primas von Irland und des frommen und gelehrten Grosseteft, Bischofs von Lincoln. Besonders aber beschäftigte er sich mit der heil. Schrift. Die Kirche in England war tief in Unwissenheit und Aberglauben versunken, und die Geistlichen selbst arbeiteten kräftig, nicht am Aufbau, sondern am Ruin derselben, indem sie erklärten, das Predigen sei unnütz. Die Franziskaner und Dominikaner predigten zwar noch; aber sie schwatzten dummes, albernes Zeug, das Volk war wie Schafe ohne Hirten, und es gab sogar Mönche, welche das Volk glauben machten, die Bibel, namentlich das Evangelium Johannes, enthalte Ketzereien. So ging Aberglauben und Unglauben Hand in Hand.

Im Jahr 1360 war Wikliffe Aufseher (Fellow) des Mertoncollegiums zu Oxford. Es walteten damals viele Streitigkeiten zwischen der Universität und den Franziskanern. Letztere bekamen von den Päpsten, deren Macht sie stützten, viele Vorrechte, und außerdem suchten sie überall, wo sie konnten, für ihren Orden zu werben, und die studirenden Jünglinge in Oxford zu verführen. Aus diesem Grunde wollten die Eltern ihre Söhne nicht mehr nach Oxford senden; daher zählte die Hochschule (1357) nur 6000 Schüler, während früher 30,000. Ferner setzten die Franziskaner ihre sogenannte Armuth sogar über Christi Verdienst. Gegen diese Anmaßungen traten schon Fitz-Ralph und sein Freund Nikolaus Hereford auf. Wikliffe aber griff die Bettelmönche mit Muth und Kraft an, und zwar

schrieb er gegen sie in englischer Sprache, und wurde so von jedermann verstanden. Er wirft ihnen vor, sie stehlen den Eltern ihre Kinder; er zeigt ihnen, daß weder Christus, noch die Apostel Bettler gewesen seien; ihre Armuth sei nur Schein; denn sie, die Franziskaner seien ungemein reich, darum gebühren die Almosen den Armen, nicht ihnen. Da außerdem der Papst sich in England allerlei Eingriffe erlaubte, welche das Ansehen des Königs schmälerten, so trat Wikliffe in die Schranken für den König und griff Rom's Anmaßungen an; daher wurde er **1370** von seinem Aufseheramte in Oxford vertrieben, durch eine Verordnung des Papstes Urban **V.**, welcher nur Mönche in das Collegium aufgenommen wissen wollte. Indessen nahm sich der königliche Hof Wikliffe's an; besonders trat der Herzog von Lankaster, Regent von England, als sein Beschützer auf. Er erhielt eine Pfründe zu Lutterworth, wurde **1372** Doktor der Theologie, und nun konnte er in Oxford frei über theologische Gegenstände lehren. Im Jahr **1374** war er Mitglied einer Gesandtschaft, welche der König Eduard **III.** an den Papst sandte, um gegen dessen Anmaßungen wegen Erpressungen zu protestiren. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Räuber und die Habsucht des römischen Hofes noch besser kennen, und nun sprach er sich noch freier und unverholener gegen die römische Kirche aus. Er nannte den Papst den Antichrist. Jetzt zogen die Mönche neunzehn Sätze aus seinen Reden und Vorlesungen, die sie als ketzerisch erklärten. Papst Gregor **XI.** sandte **1377** drei Bullen an den Erzbischof Simon Sudbury von Canterbury, an den Bischof Wilhelm Courtney von London, an den König und die Universität Oxford, und befahl die Einkerkerung und gerichtliche Untersuchung Wikliffe's. Wirklich ward durch den Betrieb des Erzbischofs von Canterbury ein geistliches Gericht in der Paulskirche zu London gegen ihn niedergesetzt (im Febr. **1378**). Am Tage der Vorladung erschien Wikliffe, begleitet von Johann von Gent, Herzog von Lankaster, und Lord Heinrich Percy. Die beiden Edelleute begegneten den Bischöfen so übel, daß sich die Versammlung, ohne einen Beschluß fassen zu können, auflöste. Hier erscheint allerdings Wikliffe nicht in ganz reinem Lichte, und er scheint bei dieser Gelegenheit zu viel auf fleisch-

lichen Arm vertraut zu haben. Während die Versammlung gehalten wurde, begann das Volk draußen einen furchtbaren Lärm, wahrscheinlich um die Bischöfe zu schrecken. Bei einer zweiten Versammlung in der Kapelle zu Lambeth, welcher der Lord Ludwig Clifford, ein Freund Wikliffe's beiwohnte, nahmen die Sachen einen ähnlichen Ausgang (im Juni 1378).

Im September desselben Jahrs brach das päpstliche Schisma aus. Die christliche Welt theilte sich jetzt und hatte, statt einen, zwei Päpste. Urban VI. herrschte in Rom, Clemens VII. zu Avignon in Frankreich. England erklärt sich für ersteren, obgleich es nicht recht wußte, welches der rechte Nachfolger Petri sei. Wikliffe setzte jetzt eine Schrift auf, in welcher er seine starken Sätze, die er früher ausgesprochen hatte, etwas milderte, jedoch nichts widerrief. In einer frühern Schrift nannte er den Papst den Antichrist, und die Prälaten, Söhne des Antichrists; er hatte ihnen ihre Simonie, ihren Geiz, ihre Schwelgerei vorgeworfen; er hatte ihnen gezeigt, wie sie im Begriff seien, alle Königsmacht zu untergraben, wie sie Alles an sich reissen; er sagte, sie hätten England öfters an die Fremden verrathen, ihre Anmaßungen hätten keinen Grund; er wollte eine Reformation der verderbten Kirche, die kein Recht habe, zu binden und zu lösen. Er forderte Volk und Fürsten auf, dem Elende Einhalt zu thun; allein er wollte keine Revolution, sondern eine ruhige, besonnene, auf das Wort der Wahrheit gegründete Reformation. Jetzt nun in der obengedachten Schrift hebt er mit der Versicherung an, er werde den christlichen Glauben bis zum letzten Hauch seines Lebens vertheidigen; doch will er sich der Kirche unterwerfen. Hier sehen wir allerdings einen Rückschritt bei Wikliffe, und das kommt gewiß daher, daß er sich zu viel auf die Großen des Reichs verlassen, und nicht allein auf den lebendigen Gott und Heiland, wie ein Luther und die Reformatoren, gebaut hatte. Richard II. und ein großer Theil des englischen Adels bestimmten Wikliffe so zu handeln, und Johann, Herzog von Lankaster, hatte seinen frühern Einfluß nicht mehr.

Die Bischöfe hatten dem Wikliffe verboten, seine ausgesprochenen Sätze weiter zu lehren; allein hier zeigte sich der

Knecht Gottes wieder, als solcher. Er lehrte und predigte fort mit erneuertem Glaubensmuthe, und niemand hinderte ihn.

Indessen ziehen gewisse Glaubensboten umher, welche mit noch größerer Entschiedenheit und Kraft das Wort vom Kreuze predigen und die römische Kirche angreifen. Man nennt sie Lollarden, und Wikliffe wird beschuldigt, er habe sie gesandt, weil sie in vielen Stücken gerade so, wie er selbst, lehrten. Wer waren wohl jene Leute, die in einfachem Gewande, arm und anspruchlos in apostolischer Einfalt niederreißen das alte Gebäude des Antichrists, und bauen Jesu Reich? Niemand anders, als die Nachkommen oder ein Zweig der Waldenser, die über das Meer herübergekommen waren, und in jenem Lande das Panier des Gekreuzigten aufpflanzten. Sie schonen Rom keineswegs, sie sagen frei heraus: „Der Papst ist der Antichrist, alle römischen Priester sind Ketzer, und die römische Kirche ist eine ketzerische Kirche.“ Sie verwerfen alle Tradition und bauen nur auf das Evangelium Christi. Wikliffe's Wirksamkeit wurde jetzt immer mehr eine reformatorische d. h. innerliche; er wirkte von innen heraus; denn was hälfe es, wenn alle Mißbräuche abgeschafft, und der innere Bau der Kirche vernachläßigt würde? Wikliffe fing jetzt an, die Bibel in die Landessprache zu übersetzen (1380), um sie dem Volk zugänglich zu machen, und der katholische Geschichtschreiber Knyghton stimmt ein Klagelied an, daß das Volk und selbst Frauen in der heil. Schrift besser bewandert seien, als gelehrte Geistliche. Er jammert, die Perlen werden jetzt vor die Schweine geworfen. Wikliffe selbst spricht sich über das Lesen und den Nutzen der heil. Schrift gegen die katholischen Priesterfürsten und Priester in folgender Weise aus: „Sie sind Ketzer, die da behaupten, da müßten die Laien glauben, was die Priester ihnen sagen würden aus der Schrift. Man muß dem Geistlichen nur glauben, wenn er sich auf die Schrift stützt. Aber manche Prälaten sind allzu unwissend in der Schrift; andere lassen die Stellen hinweg, welche von der Demuth und Armuth handeln. Sie sagen, eine englische Uebersetzung sei eine Ketzerei, und sie sagen damit nichts anders, als daß Jesus Christus ein Ketzer gewesen sei; er hat ja geboten, das Evangelium allem Volke zu predigen und hat es seinen Jüngern

verkündiget in der Sprache, in welcher sie es verstanden haben. Christus hat so seine Jünger das Vater Unser gelehrt. Wisset aber, daß er es weder lateinisch noch französisch, sondern in der damals gebräuchlichen und ihnen verständlichen Sprache gethan hat. Das ist die Regel, die für alle Christen Geltung hat, und ein Gott angenehmes Opfer ist, daß man das Gebet des Herrn und das Evangelium wisse, und sein Leben darnach einrichte; es werde nun lateinisch, oder englisch, oder französisch oder in irgend einer andern Sprache gelehrt, welche von dem Volke verstanden wird. Die Geistlichen sollten sich freuen, wenn das Volk das göttliche Gesetz kennen lernte, sie sollten auf alle Weise dahin arbeiten, daß das ihnen anvertraute Volk mit der Wahrheit bekannt werde."

Im Sommer **1381** trat Wikliffe mit seiner Lehre vom Sakrament des Altars hervor, und er bekämpfte kräftig die Brodverwandlungslehre. Er führte die Einsetzungsworte an: „das ist mein Leib, das ist mein Blut", und setzte hinzu: „Christus kann keine Lüge sagen, er sagts, es ist, Niemand kann es verwandeln. Indem aber hier Leib und Blut des Herrn ist, so ist es doch auch Brod und Wein, das Brod ist der Leib Christi, also ist es Brod, folglich bleibt es Brod, und so ist es zugleich der Leib Christi und Brod. Wie konnte Paulus es so oft das Brod nennen, wenn es nicht Brod bliebe? das Brod kann unmöglich Gott geworden sein, sonst müßte Gott alle Veränderungen mit erfahren, welche das Brod erfahren kann, welches zu glauben eine Lästerung wäre. Wie in dem Erlöser die göttliche und die menschliche Natur vereinigt waren auf eine den Menschen unbegreifliche Weise, so sind auch im Sakrament des Altars der Leib des Herrn und das Brod in einer Weise verbunden, welche das Fassungsvermögen des Menschen übersteigt. Die Gegenwart des Herrn aber in der Gestalt des Brodes ist mehr, als ein Zeichen; sie ist eine Wahrheit und ein Zeichen." Wir führen die übrigen Stellen hierüber, welche ziemlich fein und künstlich, dunkel und schwebend sind, nicht an, und bemerken nur, daß wenigstens ein Angriff auf jene Lehre zugleich ein Angriff auf das römische Priesterthum war; daher stellte sich fast die ganze Universität zu Oxford, der Kanzler, Wilhelm

von Berton an der Spitze, ihr entgegen, und verdammte dieselbe in Gegenwart Wikliffe's; ebenso theilte auch Johann von Gent in dieser Sache keineswegs seine Meinung.

Indessen empörten sich die Bauern in England unter Anführung eines gewissen Johannes Ball; der Erzbischof Simon von Canterbury wurde erschlagen, und seine Stelle nahm Wilhelm, bisher Bischof von London, ein 1381. Wikliffe sowohl, als die waldensischen Glaubensboten, trugen keine Schuld an jener Empörung; aber die Feinde der Wahrheit, die Priesterfürsten suchten Richard II. und die Großen seines Reichs zu bereden, Wikliffe sei Miturheber, und bewiesen, daß eine Reformation an Haupt und Gliedern den Umsturz des Staats herbeiführen würde. Das Volk schmachtete in tiefster Armuth und Knechtschaft, während Geistliche und Herren schwelgten; der Krieg mit Frankreich seit Eduard III. verursachte eine Kopfsteuer, die jede Person, welche das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, bezahlen mußte, und die Einforderung geschah mit grausamer Strenge; darum empörte sich das hart gedrückte Volk, dessen Wuth namentlich gegen die Geistlichkeit gerichtet war. Wikliffe hatte nur gelehrt, die Obrigkeit habe das Recht, den übergroßen Reichthum der Geistlichen einzuziehen und denselben zum Besten des Staates zu verwenden; weiter ging er nicht. Dessenungeachtet ging es nun arg über ihn her; jener Johannes Ball mußte sein Schüler sein; die Priester logen gegen ihn, er habe gelehrt, Fürsten, wenn sie sich vergingen, müssen vor dem Richterstuhl des Volks zur Rechenschaft gezogen werden; Gott müsse dem Teufel gehorsam sein u. s. w.

Wikliffe gab nun, nachdem seine Lehre vom Abendmahl in Oxford verdammt worden war, ein Glaubensbekenntniß heraus. Er wollte eine Reformation einleiten, und in dieser Einleitung überführte er die weltlichen Herren, daß es lügenhaft sei, wenn ihn die Geistlichen der Auflehnung gegen die Fürstenmacht beschuldigten. Im Jahr 1382 reicht er dem König und dem versammelten Parlament eine Schrift ein, in welcher er eine Reformation in der Kirche verlangt. Er wendet sich deßhalb an die Obrigkeit, weil sie von Gott eingesetzt sei, die Kirche zu beaufsichtigen und zu bewirken, daß das Evangelium gelehrt und

daß evangelisch gelebt werde. Er will: 1) Die Mönche sollen ihre Orden verlassen dürfen, und nach dem Beispiele Christi und seiner Apostel leben; das Mönchsthum sei widerchristlich. 2) Die Zehnten sollen nur zu denjenigen Zwecken verwendet werden, wozu sie ursprünglich bestimmt gewesen seien, nämlich für die Verkündiger des Evangeliums. 3) Die Lehre vom Sakrament des Altars solle nach der Schrift verkündigt werden. 4) Die Geistlichen sollen kein weltliches Gut besitzen; ihr Reichthum sei eben der Grund aller Simonie, Ketzerei, Trennung und Vernachlässigung des Evangeliums. Er gibt sich der Hoffnung hin, es werde dann alles andere schon besser werden. Er meinte ferner, die Prediger sollten, von Almosen lebend, frei umhergehen und das Evangelium verkündigen, und sich an einen festen Ort nicht binden.

Der König und das Parlament waren nicht geneigt, auf die reformatorischen Vorschläge Wikliffe's zu achten. Die Priester von ihrer Seite, säumten nicht, all' ihren Einfluß anzuwenden, um den König gegen Wikliffe aufzureizen, und es gelang ihnen. Richard II. ließ ein Gebot (1382) unter anderm auch an die Universität Oxford ergehen, wer Ketzereien lehre, die Wilhelm, Erzbischof von Canterbury, als solche erklärt habe, der solle verhaftet werden; wer ferner die Ketzer Johannes Wikliffe, Niklaus Hereford, Philipp Repyngton, Johannes Asshton aufnehme oder sie schirme, der solle sich vor dem Erzbischof in Canterbury reinigen. Die Bücher und Schriften jener Männer, so wie diese selbst, sollen dem Erzbischof eingeliefert werden. Wilhelm von Canterbury hatte schon im Mai 1382 eine Kirchenversammlung halten lassen, auf welcher zehn Artikel des Wikliffe als ketzerisch verdammt worden waren. Die Hochschule zu Oxford faßt 1382 noch einen Beschluß gegen Wikliffe; sie nennt seine Schriften des Feuers werth, und weiset zwölf Ketzereien in denselben nach; sie sandte ihre Beschlüsse an den Erzbischof, und wollte sich dadurch von dem Verdacht der Ketzerei, in dem sie bei jenem Kirchenfürst standen, reinigen. Dieselbe Universität stellte indessen im Jahr 1406 ein sehr günstiges Zeugniß für Wikliffe aus. So ist das Urtheil der Menschen beschaffen. Wohl dem, der nur den Beifall Gottes sucht!

Merkwürdig ist, daß gegen Wikliffe und seine Freunde nichts geschieht. Das Unterhaus widersetzt sich dem Edikt des Königs, und dieser widerruft es noch im gleichen Jahre. Man erzählt von Wikliffe unter anderm, er sei durch Anstrengung und Kampf ermattet in eine schwere Krankheit verfallen. Die Mönche erhoben darob ein Triumphgeschrei; zugleich hofften sie, wenigstens noch auf seinem Todbette einen Sieg über ihn davonzutragen, um seine Wirksamkeit durch einen Widerruf von ihm zu nichte zu machen; daher ging eine Deputation von Mönchen zu ihm. Sie fanden ihn im Bette liegen, und wünschten ihm, höflich genug, eine baldige Genesung. Hierauf riefen sie ihm die vielen Beleidigungen, die er den Bettelmönchen angethan habe, in's Gedächtniß, und ermahnten ihn, da er nicht mehr lange zu leben habe, in ihrer Gegenwart zu widerrufen. Wikliffe rief seine Wärter herbei, und ließ sich durch dieselben im Bette aufrichten. Jetzt rief er mit starker Stimme: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und die bösen Thaten der Mönche verkündigen!" Beschämt zogen die Bettelmönche von dannen.

Wikliffe, des offenen Kampfes müde, zog sich jetzt auf seine Pfarrei Lutterworth zurück, und lebte für seine Gemeinde, welcher er das Evangelium von Christo predigte. Indessen blieb er doch nicht ruhig; sondern er vertheidigte sich gegen die lügenhaften Beschuldigungen, die wir oben schon angeführt haben. Er sagt unter anderm: „Eben die armen Prediger des Evangeliums sind es, welche der Empörung gegen die weltliche Obrigkeit wehren, und die Unterthänigkeit lehren. Auch ein sündiger Priester kann des Sakraments wohl recht warten, da er dasselbe nicht eingesetzt hat. Es kommt allen zu Gute, die es genießen, hm selber aber, dem Sünder, gereicht es zur Verdammniß."

Die Lehre, welche Wikliffe verbreitete, machte sich überall Bahn, und Knyghton sagt, kaum könne man mit zwei Menschen reden, wovon nicht der eine ein Wikliffit sei; daher war der Papst in Rom über das Umsichgreifen derselben unruhig, und Urban VI. citirte den Wikliffe vor seinen Richterstuhl. Wikliffe antwortet dem Papste, und entschuldigt sich, daß er nicht kommen könne, weil ihn die heilige Pflicht, das Evangelium zu

predigen, zurückhalte; zugleich gibt er ihm und seinen Cardinälen einige ernste Ermahnungen, daß sie das Evangelium lehren und nach demselben leben möchten. Nikolaus Hereford, der Freund des Wikliffe, entschließt sich endlich nach Rom zu gehen, um die Sache Gottes zu vertheidigen. So groß ist ihre Einfalt oder ihre Unwissenheit, daß sie meinen, in Rom habe man noch ein Ohr für Wahrheit und Gottes Wort. Hereford wird sogleich verhört und verdammt. Er wird ins Gefängniß gesetzt, und gern hätte man ihn verbrannt, allein man fürchtet König Richard **II.** Es begab sich, während der arme Hereford im Gefängnisse schmachtete, daß die Römer sich gegen den Papst empörten, und die Gefängnisse öffneten, und so gelang es dem Gefangenen zu entkommen, und in seine Heimath zurückzukehren. Wikliffe verlebte fortan im Stillen seine letzten Tage in Lutterworth. Er starb im Frieden eines natürlichen Todes den **31.** December im Jahr **1384.** Die Römlinge dichten wieder allerhand Lügen über seinen Heimgang und seine letzten Lebensjahre. Sie sagen, er habe zwei Jahre vor seinem Tode die Sprache verloren; Andere behaupten: „Es starb am Tage des heil. Thomas (von Becket) des Blutzeugen, dieses Glied des Teufels, dieser Feind der Kirche, dieser Volksverführer, dieser Spiegel der Heuchler, dieser Urheber der Spaltungen ꝛc.; er wurde urplötzlich von einer Lähmung befallen, als er gerade sein Gift gegen den seligen Thomas*) ausspeien wollte. Der Mund, welcher Gott, seinen Heiligen und die heilige Kirche lästern wollte, verdrehte sich erbärmlich, und gab den Anwesenden ein furchtbares Schauspiel. Seine Zunge blieb unbeweglich, sein Haupt zitterte, und er zeigte deutlich, daß der Fluch Gottes auf ihm ruhe.“ Wir sehen aus dieser giftigen und verleumderischen Nachricht, wie die römische Kirche unter einem heiligen Schein meisterlich lästern und schimpfen kann, wenn ihr das Brennen nicht gelingt.

---

*) Thomas von Becket, Erzbischof von Canterbury, brach den Eid der Treue, den er Heinrich II. von England geschworen hatte, hielt's mit dem Papste Alexander III., und wurde deßhalb 1170 auf Anstiften des Königs am Altar erschlagen; dafür ward er heilig gesprochen.

Die Schriften des Wikliffe wurden im Jahr 1410 zu Oxford verbrannt. Das Concil zu Constanz erklärte, er sei als ein halsstarriger Ketzer gestorben, und befahl, seine Gebeine sollten ausgegraben und zerstreut werden. Dieß geschah wirklich unter dem Papste Martin V. durch den Bischof Richard Fleming zu Lincoln 1428, also 44 Jahre nach seinem Tode. Nicht einmal im Grabe sollte er Ruhe haben; denn die römische Kirche kennt keine Nachsicht; selbst gegen die Todten wüthet sie. Die Gebeine Wikliffe's wurden verbrannt, und die Asche ward in einen nahen Bach gestreut.

Ehe wir von Wikliffe scheiden, müssen wir noch ein Wort über seinen Glauben, über seine evangelische Ueberzeugung sagen. Verschiedene Urtheile wurden über ihn gefällt, und allerdings war er ein Mensch, der seine Mängel und Fehler hatte; allein eines muß und darf von ihm behauptet werden: er war ein Christ, ein Kind Gottes, ein Jünger Jesu bei all' seinen Mängeln; ja, er war ein Werkzeug in Gottes Hand, ein Vorläufer der Reformation. Fuller, ein unpartheiischer Schriftsteller, sagt von ihm: „Ich will weder seine Fehler leugnen noch verhehlen, noch rechtfertigen, noch entschuldigen.“ Wir tragen diesen Schatz, sagt der Apostel, in irdenen Gefäßen; wer sich die Mühe gibt zu behaupten, ein irdener Krug sei ein goldener, gibt sich vergebliche Mühe. Ja, gäbe ich mir gar zu sehr Mühe, die Fehler Wikliffe's zu entschuldigen, dieser verklärte Heilige würde mich eher tadeln, als mir Dank wissen. Ein Mensch, war er dem Irrthum unterworfen; er lebte in einem finstern Jahrhundert, er wurde gereizt durch seine Gegner. Außerdem hat der Neid viele Verleumdungen gegen ihn aufgebracht. Schade, daß wir nicht seine Werke besitzen, um ihn selbst für sich reden zu hören. Besäßen wir alle, wir würden die Veranlassung, den Grund, die Verbindung, in der er dieß oder jenes aussprach, kennen. Manche Sätze, welche ketzerisch zu sein scheinen dem Laut nach, würden uns rechtglaubig vorkommen dem Sinne nach. Manche seiner Worte, die durch Bosheit vergiftet worden sind, dürften nur mit nöthiger Vorsicht dargestellt werden, sie würden uns als gesunde und treue Wahrheiten erscheinen. Viele seiner Ausdrücke würden uns als

solche erscheinen, welche zwar nicht der Wahrheit ermangeln; sondern der besonnenen Prüfung. Aber ach! zweihundert seiner Bücher sind verbrannt worden, und wir müssen bei seinen Gegnern, die seine Werke, wie Satan den Petrus, gesichtet haben, seine Behauptungen suchen, bei denen wir keinen Waizen, sondern nur Spreu finden."

Wikliffe hat in seinen letzten Lebenstagen ein Werk geschrieben, in welchem er als in einem Vermächtniß, seine Ueberzeugung niederlegte, dasselbe hat den Titel Trialogus (Dreigespräch). Im Ganzen sind seine Ansichten und seine Lehren folgende: Wikliffe will das Evangelium frei nach Gottes Wort gepredigt wissen, er will eine Reformation. Das Evangelium soll dem Volke verkündigt werden; die Reformation soll von der weltlichen Obrigkeit ausgehen. Anders steht freilich Luther da, der sich frei und unabhängig von Menschen nur unter Gottes Obhut stellte, von keinem Menschen, nur von Gott eine Aenderung hoffte. Wikliffe nennt zwar den Papst den Antichrist, seine Prälaten Söhne des Antichrists, die römische Kirche eine Satanssynagoge; jedoch hält er sie einer Besserung fähig; während die Lollarden und die Waldenser letzteres verneinten und behaupteten, kein Sakrament werde recht in derselben verwaltet. Die Kirche ist ihm indessen die Gemeinschaft aller Glaubigen, wo diese auch sein mögen, und somit hält er an der unsichtbaren, als der allein ächten fest. Im geraden Widerspruch gegen die römische Werkheiligkeit, stehend auf dem Grund des ewigen Wortes Gottes, sucht er die Seligkeit allein im Glauben, in der Gnade Gottes, in Christo, im Leben, Leiden und Sterben, in dem Versöhnungstode Christi, ohne welche keine Vergebung der Sünden möglich ist. Gegen diejenigen, welche behaupteten, daß unser Verdienst uns die Seligkeit zuwege bringe, antwortete er einfach mit dem kurzen Gebet: „Heile uns Herr aus Gnaden!" Den Bilderdienst verwarf er gänzlich, so wie die Anrufung der Heiligen. „Es gibt nur einen Mittler," sagt er, „welcher anzubeten ist, den Herrn und Heiland." Er nahm die Schrift mit den Reformatoren als die alleinige Richtschnur in Glaubenssachen an; sie allein kann uns in Dingen, die unser Heil betreffen, unterrichten, erleuchten und unsere Seelen nähren. Zugleich erkannte

er die natürliche Blindheit des menschlichen Herzens, und daß man das Wort Gottes nicht verstehen könne ohne Erleuchtung durch den heil. Geist. Er glaubte das natürliche Grundverderben des Menschen, und behauptete, daß, wenn wir selig werden wollen, Gottes Barmherzigkeit uns entgegen- und zuvorkommen müsse; sie müsse uns nachfolgen und uns in der Gnade bewahren; daher pflegte er auszurufen: „Heile uns, treuer Herr, wir haben kein Verdienst, gib uns zu erkennen, daß alle Gaben von deiner Güte allein kommen!" Er verwirft den Ablaß, die Ehelosigkeit der Priester und will, daß in der Kirche als Lehrer nur Pfarrer und Diakonen sein sollen. Ueber die Lehre von den Sakramenten ist er noch unklar; indessen verwirft er die Messe; das Fegfeuer läßt er noch stehen, und man sieht, wie seine Erkenntniß allmählig zunahm.

Mit dem Tode Wikliffe's starb das Evangelium keineswegs; das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit, es kann nicht gebunden werden. Von Seiten des Königs Richard II. geschieht nichts gegen die Wikliffiten oder Lollarden; sogar die Königin Anna, Tochter Kaiser Karls IV. liebte das Evangelium. Die Wikliffiten beginnen ihre eigene Kirche zu bilden, ihre Priester zu weihen. Evangelische Prediger ziehen fortan umher in einfacher apostolischer Kleidung, in einfach apostolischem Sinne. Sie lehren bald im Stillen, bald öffentlich, je nachdem es ihnen christliche Klugheit anräth. Hochgestellte Lords sogar schützen die Versammlungen. Unter den Glaubensboten sind die bedeutendsten jener Nikolaus Hereford, und jener Johann Asshton, ferner Johannes Perney, Johannes Parker, Robert Swinderly, Wilhelm Swindurby, Walter Disse, ein Karmeliter, der die greulichen Sünden der Klöster, ihre Sodomiterei und ihre Mordthaten ungescheut aufdeckte.

Der Bischof von Lincoln hat den Ketzer Wilhelm Swindurby 1382 vor seinen Richterstuhl fordern lassen; er will ihn verbrennen, allein er fürchtet den Herzog von Lankaster. Swindurby predigt nach wie vor. Der erzbischöfliche Stuhl erläßt 1383 einen Befehl gegen die Glaubensboten der Lollarden; allein sie predigen fort. Hie und da fängt man sogar an, die Bilder aus den Kirchen zu schaffen. Jetzt sucht der Clerus Einfluß

auf die Wahl der Mitglieder des Unterhauses zu gewinnen, und es gelang ihm 1387. Richard II. befiehlt, alle Schriften des Wikliffe und des Hereford an die königliche Kammer einzuliefern; die Versammlungen der Lollarden werden von Zeit zu Zeit verboten; allein es wird den Befehlen kein Nachdruck gegeben. Im Jahr 1390 wird darauf angetragen, die englische Bibel zu verbieten, aber Unter- und Oberhaus verwerfen diese Bill. Ja, Richard II. selbst setzt sich den päpstlichen Anmaßungen entgegen; er verbot streng, es solle keine päpstliche Bulle veröffentlicht werden, es sei denn, er, der König, gebe hiezu die Genehmigung (1389.) Das Parlament selbst hatte über die Steuern sich beschwert, welche der Papst in der römischen Kirche einsammelte, ohne sich um die englischen Gesetze zu bekümmern. Bonifacius IX. 1389—1404 sendet einen Legaten nach England, um zu unterhandeln; allein man nimmt fast keine Rücksicht auf ihn. Die Lollarden treten immer kräftiger auf, das Evangelium vom Reiche Gottes verkündend. Der Erzbischof von Canterbury war vom weltlichen Arm verlassen, er konnte nicht brennen lassen. Zwar citirte er die Ketzer, sprach den Bann über sie aus; aber es half ihm nichts, man fragte nicht darnach.

Die Lollarden reichen endlich 1394 einen Vorschlag zu einer Reformation an den König und an das Parlament ein in zwölf Artikeln. Sie bezeichnen in denselben das Verderben der römischen Kirche, und ließen die Thatsachen für die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation sprechen. Der Inhalt jener Artikel ist folgender: „Seitdem die englische Kirche ihrer Stiefmutter, der römischen, gefolgt ist, und den Geistlichen Macht und Reichthum gegeben hat, ist Glaube, Hoffnung, Liebe aus ihr gewichen. Das römische Priesterthum hat Christus nicht angeordnet; die römischen Gebräuche sind in der Schrift nicht begründet; mit solchen Sündern, wie die Geistlichen sind, kann Gott nicht sein. Das Gelübde der Enthaltsamkeit erzeugt die unnatürlichsten Sünden und Verbrechen. Das vermeintliche Wunder der Brodverwandlung ist ersonnen und erdichtet, und verleitet die Menschen zur Abgötterei. Die rechte Lehre vom Sakrament ist von Johann Wikliffe aufgestellt worden. Der Exorcismus, die Seg-

nungen des Oels, des Salzes, der Steine ꝛc. sind nicht Christenthum, sondern Zauberei. Die Wallfahrten, die Bilderanbetung und Verehrung des hölzernen Kreuzes ist reine Abgötterei, die (erzwungene) Ohrenbeichte und die Gewalt zu binden und zu lösen, ist ersonnen, um die Priestermacht zu erhöhen." Nun kamen noch einige Artikel, welche die Meinung auszusprechen scheinen, als ob der Krieg unerlaubt sei. Man weiß nicht gewiß, von wem diese Artikel herrühren. Höchst wahrscheinlich hatte John Oldcastle, Lord Cobham Theil an denselben, der schon 1389 im Parlament heftig gegen den Papst sprach, und in demselben 1395 auf eine Reformation antrug. Der Clerus war äußerst erbittert über jene Artikel und konnte doch nicht morden und brennen; aber er bittet 1394 den Erzbischof von Canterbury, daß er den König zu seinem Beistande aufrufe. Der Erzbischof thut's, und Richard thut allerdings einzelne Schritte für die römische Kirche gegen die lollardischen Lords Richard Stury, Ludwig Clifford, Thomas Latimer, Johannes Motacudo, aber nichts geschieht von Belang.

Inzwischen war Wilhelm Courtney, Erzbischof von Canterbury gestorben 1396, und Thomas Arundel, Bischof von York, ward an seine Stelle als Primas befördert. Richard II. bedeutet ihm 1397, sein Reich zu verlassen, indem er mit mehreren Edlen Englands des Hochverraths gegen den König verdächtig war. Roger von Walden wird Erzbischof; allein Richard II. wird gestürzt und Bonifacius IX., der Papst, setzt Arundel wieder ein. Eine Revolution wurde, nemlich von den Priestern ohne Zweifel, angeschürt, Heinrich, der verbannte Sohn des alten evangelisch gesinnten Johann von Gent, Herzog von Lankaster, wird aus seiner Verbannung zurückgerufen; denn er war ein Papist, und Richard II. ward abgesetzt. Der alte Herzog, der Freund der Lollarden und Wikliffe's, war vor der Revolution noch gestorben (3. Febr. 1399). Richard II. wird ins Gefängniß geworfen, und den 23. October 1399 in demselben erdrosselt.

Nun war keine Rede mehr von einer Reformation; die Lollarden wurden in ihrer Wirksamkeit gehemmt. Die Geistlichkeit tritt schon im zweiten Parlament Heinrichs IV. (1400) mit

dem Antrag auf: man müsse die Ketzer der Kirche vernichten, der weltliche Arm müsse eingreifen, dazu sei die höchste Zeit; die Kirche müsse das Recht haben, die Ketzer überall zu greifen, sie zu verhaften, so lange es ihr gut dünke; binnen vierzig Tagen sollen alle ketzerischen Bücher eingeliefert werden; man solle die Diöcese durchsuchen, die obrigkeitlichen Personen sollen schwören, daß sie die Ketzer ans Licht ziehen und der Kirche d. i. den Geistlichen überliefern wollen. Folgende Kennzeichen werden angegeben, an welchen man die Ketzer erkennen könne: „Wer nicht vor Heiligenbildern niederfällt, wer sie nicht küßt, wer aufrecht stehen bleibt, während andere vor dem Kreuze niederfallen; wer vor einer Procession kein Zeichen der Verehrung gibt; wer verdächtige Personen besucht; wer ein englisches Buch besitzt, wer es vorlesen hört; wer Bekanntschaft mit Leuten hat, welche verdächtige Bücher besitzen; der ist der Ketzerei verdächtig.“ Thomas Arundel (gestorben 1414) war ein blutdürstiger Tyrann. Unter ihm geht das Verbrennen wieder an. Leute werden verbrannt, nur, weil sie eine Bibel besitzen, und wenn sie dieselbe auch nicht gelesen haben. Viele, die nicht fest im Glauben an ihren Heiland begründet waren, widerriefen; aber auch manche gehen mit freudigem Glauben dem Tode und den Flammen entgegen. Wilhelm Savoutre war der erste, welcher den Tod in den Flammen fand. Er war Priester in London. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er dem Volke anrieth, die Bibel in der Muttersprache zu lesen, und daß er behauptete, ein Priester sei eher verpflichtet, das Wort Gottes zu predigen, als zu bestimmten Stunden des Tages, gewisse Gebete herzuplappern. Außer diesem wurden der Ritter Roger Akton, die Glaubensboten Wilhelm Tailor, Johannes Cleyton, Johannes Brown, Wilhelm Thorp, Johannes Beverley, Thomas Budby, theils unter Heinrich IV., theils unter Heinrich V. hingerichtet, und sie starben freudig den Märtyrertod.

Wilhelm Thorp war ein frommer, rechtschaffener Prediger der Wahrheit und Schüler des seligen Wikliffe. Er wurde mehrmals verhört; allein er vertheidigte sich so tapfer, und der Herr war so kräftig in ihm, daß die Bischöfe sammt dem Erz-

bischof Arundel zu Schanden wurden; denn Thorp war gegründet auf Gottes Wort, und die Römlinge wußten nichts, denn die päpstlichen Dekrete und die Kirchenlehrer vorzubringen und ihm entgegenzuhalten. Man suchte ihn durch Drohungen und Verheißungen, durch Poltern, Schimpfen und Schmeicheleien auf andere Gedanken zu bringen; allein der Herr war mit ihm, und nichts konnte ihn in seinem Glauben erschüttern. Crocius erzählt hierüber folgendes:

„Im Jahr **1407** führte man ihn aus dem Gefängniß vor Arundels Richterstuhl, und dieser fing beim Verhör folgender Maßen an: „M. Wilhelm, du hast nun über zwanzig Jahre her die benachbarten Länder und fast das ganze Königreich mit deiner schädlichen Lehre angesteckt. Dessenohngeachtet, weil uns der Apostel ermahnet, daß wir Friede haben sollen mit jedermann, so viel an uns ist, so sollst du einen gnädigen Herrn und freundlichen Erzbischof an mir haben, wenn du deinen Irrthum widerrufen, dich gehorsam den Kirchensatzungen ergeben wirst. Deßhalb kniee nieder, lege die Hand auf dieses Buch, und schwöre, daß du allem, was wir dir sagen und befehlen werden, Folge leisten wollest."

Thorp. „Da ich höre, daß ihr die Meinung von mir habt, ich sei ein Ketzer, so bitte ich um die Erlaubniß, von meinem Glauben Rechenschaft abzulegen."

Arundel. „Es sei dir erlaubt. Sag' und bekenne frei, wie dir's ums Herz ist."

Da hob Thorp an vom apostolischen Glaubensbekenntniß, und sagte die Artikel des christlichen Glaubens her, wobei er jeden besonders erläuterte und erklärte, und, als er an den Artikel von der Kirche kam, sprach er: „Ich unterwerfe mich billig der Kirche, die da ist in Christo Jesu, die da ist Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Beine. Ich unterwerfe mich, sag' ich, allen denen, an deren Glaubensfrüchten ich erkenne, daß sie Glieder jener Kirche sind. Auch bezeuge ich vor Euch, daß ich vor allen Dingen solcher Kirche zugethan zu sein begehre, und wünsche nichts mehr, denn daß die ganze Welt das von mir wüßte. Ferner glaube ich, daß die heilige Bibel, darin

das Gesetz und das Evangelium enthalten, und von Gott geoffenbaret ist, nöthig sei zur Seligkeit des menschlichen Geschlechts, daß auch dieselbe zur Seligkeit genugsam sei. Auch halte ich durchaus dafür, daß wir mit festem Glauben und kindlichem Gehorsam annehmen sollen, alles, was uns Gott darin verheißen und befohlen hat. So mich jemand in irgend einem Artikel strafen, oder mit Gottes Wort oder schriftmäßigen Sprüchen und Gründen der alten Kirchenlehrer überzeugen kann, will ich mich gerne weisen lassen; denn die Väter und Kirchenlehrer will ich nicht mit Unbedacht und ohne Ursache freventlich verwerfen, sofern ihre Lehre mit der Regel heiliger Schrift übereinstimmet. Aber eines begehre ich zu wissen und bitte, Herr Erzbischof, ihr wollet mir es sagen, aus was für einer Ursache soll ich meine Hand auf dieses Buch legen?"

Arundel. „Darum, daß du schwören sollst."

Thorp. „Ehrw. Herr, das Buch ist von Creaturen verfertigt, bei denen es sich nicht gebühret zu schwören, wie es denn die Schrift verbietet. Indessen bezeuge ich vor euch Geistlichen, daß ich es thun will, wenn ihr mir zuvor mit Grund göttlicher Schrift zeigen und beweisen werdet, daß es meine Pflicht sey; ferner wollet ihr mir auch die Ursache, um welcher willen ich schwören soll, anzeigen; dann will ich mich nicht weigern zu thun alles, was billig und recht ist."

Arundel. „Du sollst schwören, daß du nicht allein die Lehre und die Meinungen aller falschen Prediger, nemlich der Lollarden fahren lassen; sondern dich auch hinfort denen, welche die Kirche verwirren, kräftig widersetzen wollest, und so sich jemand halsstarrig in seiner Meinung erzeiget; so sollst du den Namen eines solchen sammt dessen Irrthum seinem Bischof und Official anzeigen. Endlich sollst du dich alles Predigens enthalten, bis wir vernehmen, du habest dich bekehret und gebessert."

Thorp. „Mein Herr, wenn ich euch hierin gehorsam sein, und beide, Männer und Weiber, den Bischöfen und ihren Officialen anzeigen sollte, so würde ich billig für einen schelmischen Kundschafter gehalten werden, wie Judas einer war. Ich finde in der ganzen heil. Schrift nicht, daß eine solche Verrätherei

einem Christen geziemt. Zudem würde ich dem Königreich großen Schaden zufügen; ich würde mein Gewissen beschweren, und verdiente die ewige Verdammniß, wofür mich der Herr aus Gnaden bewahren wolle."

Arundel. „Du hast ein verstocktes Herz, wie Pharao! Der Teufel hat deinen Verstand dermaßen verblendet und bezaubert, daß du weder die Wahrheit erkennen, noch unsere, dir angebotene Gnade annehmen kannst. Aber wisse, verfluchter Ketzer, du mußt entweder unsere Befehle und Beschlüsse bald annehmen, oder du wirst nach deinem Kameraden (Savoutre) verbrannt oder gebrandmarkt werden."

Ueber diese Worte bedachte sich Wilhelm Thorp und begehret in seinem Herzen nicht anders von Gott, denn daß er solch herrlich Ehrenkränzlein erlangen möchte. Was ihn indeß betrübte, war, daß man seinen Proceß nicht in Gegenwart seiner Brüder vornahm, sondern daß nur einige Wenige seine Vertheidigung hören konnten. Indessen bat er Gott von Herzen, daß er ihn aus Gnaden mit der Kraft seines Geistes stärken wolle, wider die Wuth und den Ungestüm seiner Feinde. Als er dieß bei sich bedachte, fragte ihn einer unter den Geistlichen: „Ueber was denkst du bei dir selbst nach? Thue, was dir der Erzbischof befohlen hat." Wilhelm Thorp war noch immer in Gedanken versunken, und antwortete nichts. Jetzt sagte der Erzbischof zu ihm: „Hast du noch nicht darüber nachgedacht, was du thun willst?"

Thorp, „Mein Herr! Als mich meine Eltern durch Drohungen dahin brachten, die priesterliche Weihe anzunehmen, so erbat ich mir von ihnen die Erlaubniß, daß ich mich durch diejenigen, welche in dem Rufe der heiligsten und gelehrtesten Leute standen, in den Dingen, die zu einem solch heiligen Amte gehören, unterrichten lassen dürfte. Meine Eltern gestatteten mir dieß gern, und gaben mir Geld für meine Reise. Hierauf zog ich aus, und wandte mich an die heiligsten und gelehrtesten Männer, die damals lebten, und blieb bei ihnen so lange, bis es mich dünkte, ich habe aus ihrem ehrbaren Wandel und ihrer christlichen Lehre einigen Nutzen geschöpft. Durch solche Muster angezogen, legte ich mich auf das Studium der

heil. Schrift. Wenn ich mich nun durch eure Drohungen von meiner Lebensweise und meiner Lehre, der ich seit zwanzig Jahren ergeben bin, abwendig machen ließe, so würde ich ganz gewiß den Tadel Aller verdienen, und viele frommen Christen würden sich hieran stoßen; ich würde hiedurch beweisen, daß ich die Kirche zerstöret und nicht erbauet hätte; ich wäre ein faules und nutzloses Glied und kein Prediger und Diener des Wortes Gottes. Das Beispiel einiger Schwachen belehrt mich genug, was ich zu fürchten habe, besonders das Beispiel des Thomas Britwel, des Nikolaus Hereford, des Johannes Purney und des Repyngton; denn wir sehen, wie sie die Kirche Gottes mit ihrem schändlichen Widerruf trennen, und wie arg sie die Gemeinde Gottes verwirren. Repyngton verführt nicht allein die armen Christen durch seine pharisäische Heuchelei, sondern verfolget auch die frommen und rechtschaffenen Christen bis zum Tode. Aber Gott wird solche Weisheit des Fleisches nicht ungestraft lassen, mit welcher sie den Weltkindern hofiren und heucheln."

Arundel. „Diejenigen, von denen du redest, waren ehmals Narren und Ketzer; aber nun erkennt man sie für Leute von großem Verstand. Nun sage uns, wer sind denn die herrlichen und heiligen Männer, die dich unterwiesen haben?"

Thorp. „Dr. Johann Wikliffe, ein zu seiner Zeit sehr lobenswerther Mann. Er war zwar mager von Leib, und von geringer, körperlicher Stärke und Kraft, aber übrigens von unsträflichem Leben und freundlichem Umgang. Deßhalb haben mehrere große Herren des Königreichs gern sich mit ihm unterhalten; sie liebten ihn außerordentlich; sie achteten ihn, zeichneten schriftlich auf, was sie ihn aussprechen hörten, und nahmen ein Beispiel an seinem christlichen Wandel. Noch jetzt gibt es einige von ihnen, welche von der Lehre Wikliffe's die Meinung haben, sie stimme ziemlich überein mit der Lehre der Apostel und der ersten Kirche. Zudem hat auch Meister Aiston dieselbe Lehre mündlich und schriftlich mit Eifer und Ernst verbreitet, und mit einem unsträflichen Wandel bis an das Ende seines Lebens bestätigt und bezeuget. Zu diesem kann ich noch rechnen Philipp Repyngton, da er noch Domherr in Leicester war, Nikolaus Hereford u. s. w. Bei ihnen habe ich eine Le-

bens- und Lehrweise gelernt, die ich bis zu meinem letzten Seufzer bewahren will. Und obgleich einige von ihnen gegenwärtig einander bestreiten, so ist doch die Lehre, welche sie damals nicht auf Moses, sondern auf Christi Stuhl gepredigt haben, die lautere Wahrheit, und hat einen gewissen und unbeweglichen Grund im Wort Gottes. Sie wollten lieber sich unter erheuchelten Worten entschuldigen, als Verfolgung mit dem Herrn, Jesus leiden."

Arundel. „Die Lehre, welche du die Wahrheit nennest, ärgert die heilige, römische Kirche, und sie hat sich hierüber öfters beklagt und beschwert, und obwohl dein Doktor Wikliffe von vielen für gelehrt und vollkommen gehalten wird, so hat sich doch die römische Kirche seine Lehre nie gefallen lassen; sondern dieselbe in vielen Artikeln verworfen und verdammt. Was den Philipp Repyngton betrifft, so ist er, seit er Bischof in Lincoln geworden ist, nicht mehr auf deiner Seite; sondern er verfolgt deine Parthei mehr, als andere Bischöfe und Prälaten. Aber warum hältst du uns so lange auf mit deinem Gewäsch? Willst du unsere Satzungen annehmen oder nicht?"

Thorp. „Die Furcht vor Gott erlaubt mir nicht, sie anzunehmen." Der Erzbischof ergrimmte und sagte zu einem seiner Priester: „Hole mir die Anklage, welche von Salop gegen die Ketzereien dieses Ehrwürdigen mir zugesandt worden ist." Der Priester brachte die Schrift und las sie laut vor. Dieselbe enthielt die Anklage, daß Thorp öffentlich gegen die Brodverwandlungslehre, die Bilder, die Wallfahrten gesprochen, ferner, daß er gesagt habe, die Priester haben kein Recht, den Zehnten einzufordern u. s. w.

Arundel wurde vor Zorn glühend und sagte: „Bösewicht! du hast die Leute von Salop so verwirret, daß sie mir, dem Erzbischof von Canterbury, Primas Englands und Reichskanzler darüber geschrieben haben. Gewißlich, ich werde nicht vergessen, was sie so ehrlich, ernstlich und löblich bei mir gesucht und begehrt haben."

Obgleich der Erzbischof also donnerte, so wurde doch der treue Diener Gottes keineswegs erschreckt. Er bekam noch mehr Muth, und antwortete: „Es ist nicht zu verwundern, wenn die

Leute in Salop eine solche böse Meinung von mir haben. Die Priester haben sie aufgeregt; kein Wunder also; hat ja der Sohn Gottes, unser Herr Jesus, Aehnliches von den Weisen Jerusalem's erlitten, so daß die Obersten der Synagoge von Nazareth ihn aus ihrer Stadt trieben und zwar um seiner Predigt willen, und seine Feinde sich vereinigten, ihn über einen Felsen hinabzustürzen."

Arundel. „Du siehst dich an, als einen Nachfolger Christi? Und würdest du dich unterstehen ohne die Erlaubniß eines Prälaten zu predigen? Paulus frägt ja: Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden? und ich habe dich doch nie gesandt. Deine gefährliche Lehre ist dermaßen durch das ganze Königreich England verbreitet, daß es keinen einzigen Bischof gibt, der dir einen Erlaubnißschein geben würde."

Thorp. „Was eure Erlaubnißbriefe betrifft, so bekümmern wir uns um dieselben nicht; sie enthalten Verordnungen, welche gänzlich mit der Reinheit des Evangeliums und mit dem Geist des Sohnes Gottes im Widerspruch sind. Die Herumläufer, welche nur von Lüge und Betrug leben, mögen dieselben benützen. Unsere Briefe sind die, welche wir unterrichten und das gewisse Zeugniß der ewigen Wahrheit Gottes; denn wir suchen keine Empfehlungsbriefe, geschrieben mit Dinte, noch das Zeugniß der Menschen; wir, die wir einfältig und umsonst das göttliche Wort Gottes verkündigen. „Wir bedürfen keine Empfehlungsbriefe", sagt Paulus, „denn ihr seid unser Brief im Herrn, geschrieben nicht mit Dinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes." Was den Gehorsam anbetrifft gegen die Vorsteher, so weigern wir uns nicht desselben, gegen diejenigen, welche uns mit gesunder Lehre und gutem Beispiel vorangehen, was aber den Befehl der (geistlichen) Tyrannen, der wider Gott streitet, anbelangt, so sage ich, es ist besser, zu sterben, als gehorsam zu sein."

Arundel. „Du redest sehr vermessen, da du glaubest nur ihr, du und deinesgleichen, seiet gerecht, und doch verwirfst du die Lehre des heil. Paulus, und glaubest, daß dir Alles erlaubt sei." Arundel wandte sich jetzt gegen die drei Geistlichen, welche dem Verhör beiwohnten, und sprach zu ihnen: „Diese

Ketzer haben immer die Gewohnheit, wenn sie irgend einen merkwürdigen Satz in der heil. Schrift finden, denselben gegen uns geltend zu machen, damit sie unter diesem Scheine ihre Meinungen und ihre Sekte vertheidigen können."

Der Erzbischof fragte Thorp weiter, „was die Kirche sey?" Thorp antwortete ihm: „Ich glaube, daß die Kirche die Gemeinschaft der Heiligen ist. Sie besteht aus zwei Theilen: der eine hat den Sieg über seine Feinde davongetragen und triumphirt jetzt in großer Herrlichkeit; der andere kämpft noch auf Erden, mit dem Schwert des Glaubens gegen die beständigen Anläufe des Satans, des Fleisches und der Welt. Es ist keine Gewalt so groß, kein Gepränge so stolz, kein Feuer der Verfolgung oder der Trübsal so heiß, keine Tyrannei so grausam, keine Gründe sind so widersprechend, keine Meinung so verschieden, welche die streitende Kirche vom rechten Wege des Glaubens und der heil. Schrift abbringen könnten; sie ist stark in Christo durch das Wort Gottes, und stehet fest, wie auf einem Felsen, der nicht wanket."

Hierauf redete der Erzbischof mit seinen Geistlichen und sprach zu ihnen: „Ihr sehet, wie dieser Elende härtnäckig ist, und wie der Teufel ihn verführet, um ihn in seinem Irrthum zu bestärken; ließen wir ihm den Zügel, er würde uns den ganzen Tag hinhalten." Jetzt wird Wilhelm Thorp über seine Meinung in Beziehung auf die Sakramente, die Bilder, die Wallfahrten, den Zehnten, das Kirchengut, die Ohrenbeichte u. s. w. befragt, und dieser Zeuge der Wahrheit bekämpfte alle diese papistischen Irrthümer mit dem Schwert des Wortes Gottes und mit jener edeln, heiligen Einfalt, die wir bei allen denen finden, die nur ihr eigenes Heil, das Heil ihrer Mitbrüder, und die Ehre Gottes suchen. Malveren, einer der anwesenden Geistlichen, sagte hierauf zu ihm: „Meister Wilhelm, kniee nieder zur Erde und bitte um Gnade, und versprich, du wollest nun beweisen, daß du ein Kind der Kirche bist."

Thorp. „Ich habe oft den Erzbischof um Christi willen gebeten, er solle alle Hindernisse wegräumen und mir nicht mehr im Wege stehen, in dem, was die Pflicht eines Christen

fordert. Ich wünsche auf der Welt nichts anders, als meinem Herrn getreulich in einem solchen Beruf zu dienen."

Arundel. „Unterwirf dich also den Verordnungen der Kirche."

Thorp. „Jesus Christus ist das Haupt der Kirche; ich protestire gegen den Gehorsam eurer Befehle, und zwar berufe ich mich auf die heilige Verordnung Jesu Christi und seiner Apostel."

Der Erzbischof außer sich vor Zorn, schlug hierauf auf den Tisch und sprach: „So wahr der Herr Jesus lebet, wofern du dich nicht ohne Umstände mit uns vereinigest, so werde ich dich in ein finsteres Loch einsperren, und zwar will ich dich so übel behandeln lassen, wie kein Mörder, kein Straßenräuber je behandelt worden ist. Bedenke dieß bald, und entschließe dich, was du thun willst." Hierauf stützte er sich an's Fenster.

Malveren nahm nun einen andern Priester zu sich, und versuchte alles Mögliche, um Thorp zu überreden; bald redete er ihm schmeichelnd zu, bald donnerte er, um ihn einzuschüchtern. Zuerst schilderte er ihm die Qualen, die er zu erdulden haben würde, wie man ihn vor dem Volke an den Pranger stellen, dann öffentlich seiner Würde entkleiden und endlich verbrennen würde; er drohte ihm mit der ewigen Verdammniß, wenn er nicht so bald, als möglich sich unterziehe; hierauf fügte er hinzu: „du kannst, wenn du dich dem Erzbischof, dem hochwürdigen Kirchenvater, dem dein Heil am Herzen liegt, Gehorsam erzeigen willst, diesen großen, leiblichen und geistlichen Gefahren entgehen. Um Gottes und seines Sohnes Christi Jesu willen, habe Erbarmen mit dir selber." Thorp blieb unerschütterlich.

Der Erzbischof befahl jetzt seinen Leuten, ihm keinen Rath mehr zu ertheilen, indem er sagte: „Sie haben sich zusammen verschworen, weder der Kirche, noch den Prälaten Gehorsam zu leisten. Ich werde nicht ruhen, bis ich England von dergleichen Sekten gereinigt habe, so daß nicht die geringste Spur mehr davon im Königreich zurück bleibt."

Thorp. „Jeremias sagte einst zu dem falschen Propheten Ananias: Wenn die Weissagung des Propheten wird erfüllt sein, alsdann wird man glauben, daß ihn der Herr gesandt habe." Jer. 28, 9.

Der Erzbischof knirschte mit den Zähnen, ging auf und ab und sprach: „Ich werde dich dermaßen in Eisen schlagen und peinigen lassen, daß du deine Meinung bald ändern und eine andere Sprache führen wirst." Hierauf geberdete er sich, wie ein Rasender gegen den guten Thorp, berief dann heimlich einen seiner Priester, die Schloßwache von Saltwood kommen zu lassen. Jetzt ging es fürchterlich mit Schimpfen, Drohungen, Wüthen, und Vorwürfen über den armen Thorp her; allein nichts vermochte ihn auf andere Gedanken zu bringen. Seine Seele ruhte in Gott, seinem Heilande. Während dieses greulichen Lärmens trat ein Meßpfäfflein hervor, wie ihn Crocius nennt, thut vor dem Erzbischof einen Fußfall, und bittet ihn, er möchte ihm doch erlauben, nur eine Messe mit Thorp singen zu dürfen, er hoffe ihn auf diese Weise herumzubringen. Wir übergehen das Uebrige und bemerken nur noch, daß die Wache den Wilhelm Thorp in ein stinkendes und unreines Gefängniß abführte. Hier angekommen, dankte er Gott, daß er ihn nicht nur von seinen gottlosen und ungeistlichen Feinden errettet; sondern ihn auch gestärket und erhalten habe, den Schmeicheleien und den Drohungen zu widerstehen, so daß er ihnen in keinem Stücke wider die Ehre Jesu Christi nachgegeben noch Beifall gegeben hätte. Wir theilen unsern Lesern eines seiner Gebete mit, das er im Gefängniß gehalten hat, welches uns einen tiefern Blick in sein inneres Leben eröffnet:

„O Gott, mein Herr", betete er, „gib, daß dieß Alles zu deines Namens Ehre gereiche, und daß wir Eins seien in deiner Wahrheit. Ich bitte dich von ganzem Herzen, daß es bald geschehen möge, auf daß alle die, welche meine Schriften gelesen nnd gehöret haben, dich als den unsterblichen Gott mit mir erkennen und preisen und dich im Glauben anrufen, ohne allen Zweifel. Du wollest auch meinen Widersachern, o Herr, nach deiner unaussprechlichen Gnade verleihen, daß sie deiner Lehre hinfort nicht mehr widersprechen, noch ihrem eigenen Heil widerstreben; sondern sich im Glauben, in der Hoffnung und in rechtschaffener Liebe mit uns vereinigen, damit wir nach deinem heiligen und guten Willen in Fried' und seliger Wohlfahrt leben mögen! Amen."

Endlich machte er sein Testament, oder sprach seinen letzten Willen aus, seine Seele empfahl er in demselben seinem Herrn Christo, seinen Leib überließ er dem Henker, der ihn peinigen möge, wie es dem Herrn gefalle. Er bat inbrünstig, die ganze Kirche der Gläubigen möchte Gottes Güte für ihn, als für einen elenden und von aller Welt verlassenen Menschen anrufen, damit er von oben Gnade und Weisheit überkomme, bis ans Ende in der Wahrheit Christi beharren könne, und so dem Herrn das Opfer eines guten Geruchs werden möge, zu Ehren seines heiligen Namens und zur Erbauung der christglaubigen Kirche. Wie Wilhelm Thorp sein Leben als Märtyrer geendet hat, davon berichtet uns die Geschichte nichts Gewisses. Einige sagen, er sei im selben Jahr (1407) im Monat August verbrannt worden, allein der Ort der Hinrichtung ist nicht angegeben: Andere behaupten, Arundel habe ihn im Gefängniß verhungern, oder durch den Henker erdrosseln lassen.

Er wollte sterben;
Er wollt' erwerben
Die Marterkron'
Sie glänzt ihm schon!

Johannes Baddy.

Die Kirche Roms kann nicht ruhen, nicht rasten, so lange sie irgend noch einen Gegner weiß; denn sie hat ein böses Gewissen, gleich einem Räuber, der fremdes Eigenthum im Besitz hat, und sich dasselbe nicht will entreissen lassen. Sie fuhr fort in England zu wüthen. Im Jahr 1410 wurde ein einfacher Handwerksmann Namens Johann Baddy ergriffen, und vor den Erzbischof Arundel gebracht. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, denselben zu überzeugen, das geweihte Brod werde materiell in den Leib Christi verwandelt. Baddy antwortete ganz einfach und vernünftig: „Wenn jede geweihte Hostie der (materielle) Leib Christi wäre, so müßten in England 20,000 Götter vorhanden sein.“ Es mag vielleicht manchem unserer Leser scheinen, es sei doch die Hartnäckigkeit etwas zu weit getrieben wenn man um einer solchen Meinung oder Ueberzeugung willen sterben könne; allein zur Zeit der Verfolgung werden die unbe-

deutendsten Dinge wichtig, denn an einem sogenannten kleinen Irrthum hängt eben eine Menge anderer falscher Lehren. Gibt man z. B. zu, daß die Hostie materiell der Leib Christi sei, und somit derselbe täglich vom Priester geopfert werde, so schmälert man das einmalige und allein gültige Opfer Christi, man leugnet das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen, insofern dem Meßpriester eine fast göttliche Würde und Macht beigelegt wird, der den Leib und das Blut Christi schaffen könne. Johann Baddy, um es kurz zu sagen, wurde um seiner Ueberzeugung willen, die er vom Abendmahl hatte, zum Feuertode verdammt.

Man schloß ihn in ein Faß ein, damit er in demselben langsam unter großen Qualen verzehrt werde. Als das Feuer ihn ergriff, so schrie er auf einmal: „Barmherzigkeit!“ Heinrich, Prinz von Wales, welcher der Hinrichtung beiwohnte, hielt dafür, daß er die Gnade seiner Richter anflehe, und ließ sogleich das Feuer löschen. „Willst du der Ketzerei entsagen und dich dem Glauben der heil. Kirche fügen?“ fragte er den christlichen Märtyrer, „thust du das, so sollst du aus der königlichen Kasse jährlich eine Pension bekommen.“ Baddy kannte einen bessern Schatz, nach dem er sich sehnte, den Schatz, den weder Motten noch Rost fressen; daher widerstand er den Anerbietungen des Prinzen. Dieser befahl nun, man solle ihn ohne Hoffnung auf Gnade wieder in's Faß einschließen und immerhin verbrennen. Der Scheiterhaufen wurde wieder angezündet, und der Wahrheitszeuge endigte sein Leben mit großer Glaubensfreudigkeit.

Sir John Oldcastle oder Lord Cobham.

Im Jahr 1413 starb Heinrich IV. Sein Nachfolger Heinrich V. trat in seine Fußstapfen; er schützte die römische Kirche, welche ja seinem Hause emporgeholfen hatte, und verfolgte die Lollarden. Damals nun lebte ein Mann, welcher der römischen Kirche sehr verhaßt war; dieses ist der Ritter Johann Oldcastle, genannt Lord Cobham. Derselbe eiferte bei jeder Gelegenheit gegen das Papstthum. Er sammelte Wikliffe's Schriften, ließ sie vielfältig abschreiben, und unter das gemeine Volk verbreiten; auch unterhielt er eine Menge reisender Prediger, welche

dem Volk das Evangelium verkündigten. Cobham war sowohl beim Könige, als beim Volk beliebt; daher mußte Arundel mit Klugheit zu Werke gehen. Sein erster Schritt war, daß er einen königlichen Befehl auswirkte, die Ketzerei in Oxford zu untersuchen und dieselbe dort zu unterdrücken. Der Bericht über diese Untersuchung wurde einer Synode vorgelegt, und derselbe lautete in Bezug auf die Universität sehr unerfreulich. Da nun Cobham als der hauptsächlichste Beförderer der Ketzerei angesehen wurde, so wurde er ohne Verzug, als ein Ketzer belangt. Nun wurden die Werke des Wikliffe öffentlich verbrannt. Indessen wollten die Prälaten doch klüglich noch vorher die Zustimmung des Königs haben, ehe sie den Lord Cobham angriffen; daher begab sich Arundel an der Spitze einer Deputation zu Heinrich V., und bat ihn, nachdem er ihn von der Ketzerei des Cobham unterrichtet hatte, diesen gerichtlich belangen zu dürfen. Der König gab hiezu seine Erlaubniß, befahl jedoch der Synode, in Betracht seiner hohen Geburt, des militärischen Rangs und seiner Verdienste, ihn gelinde zu behandeln. Er wünschte nämlich, ihn ohne Strenge wieder mit der Kirche zu versöhnen. Er selbst machte einen Versuch, den Lord auf eine andere Ueberzeugung zu bringen. Cobham erwiederte dem König: „Euch bin ich immer bereit zu gehorchen, weil Ihr der bestellte Diener Gottes seid, und das Schwert führet, die Uebelthäter zu bestrafen, was aber den Papst und seine Hierarchie betrifft, so bin ich ihm keinen Gehorsam schuldig und werde ihm auch keinen leisten; denn so wahr Gottes Wort die Wahrheit ist, ist es mir völlig klar, daß der Papst von Rom der große Antichrist ist, der in der heil. Schrift geweissagt worden ist, der Sohn des Verderbens, der offenbare Feind Gottes, und der Greuel, der an heil. Stätte steht.“ Heinrich V., der sehr unwissend in religiösen Dingen war, wandte sich voll Zorn von Cobham weg und überließ ihn der Bosheit seiner Feinde. Der grausame Arundel, der königlichen Unterstützung jetzt gewiß, schickte Cobham eine Vorladung in das Schloß Cowling, in welchem der Lord wohnte. Der hochherzige Ritter, der seine Vorrechte kannte, ließ den Boten nicht vor sich kommen. Hierauf ließ Arundel die Vorladung an die großen Thüren der Cathedral-

kirche zu Rochester anschlagen; aber Lord Cobham versagte ihr alle Achtung. Hierauf that ihn der Erzbischof in den Bann, und forderte die weltliche Macht auf, ihn in Verhaft zu nehmen. Cobham setzte jetzt ein Glaubenskenntniß auf, übergab es dem Könige, und dieser übersendete es dem Erzbischofe. Cobham machte den Vorschlag, er wolle hundert Ritter stellen, die seine Unschuld und die Reinheit seines Lebens und seiner Glaubensüberzeugung darthun würden. Vergeblich; nun bot er nach den damaligen seltsamen, ritterlichen, freilich nicht evangelischen Begriffen sich an, die Wahrheit, nach dem Gesetze der Waffen zu beweisen, was abermal nicht angenommen wurde. Er wurde jetzt festgenommen, in den Thurm von London gebracht und kam ins Verhör. Fox gibt hierüber folgende Nachricht:

Am bestimmten Tage, als der Erzbischof Thomas Arundel, an Caiphas Stätte im Capitelhause der Paulskirche saß, nebst den Bischöfen von London und Winchester, führte der Ritter Robert Morley den Lord Cobham zum Verhör und ließ ihn allda. Arundel bot ihm die Lossprechung an, wenn er auf geziemende Weise, d. h. durch Unterwerfung darum bitte. Der Lord las als Entgegnung ein von ihm selbst verfaßtes Glaubensbekenntniß vor und überreichte es dem Erzbischofe. Der Inhalt desselben war: „1) Das ehrwürdige Sakrament des Altars ist der Leib Christi in Gestalt des Brodes. 2) Wer selig werden will, muß die Sünde lassen, und für die begangenen Sünden mit wahrer, aufrichtiger Reue Buße thun. 3) Bilder können uns an das Leiden Christi und an sein Leben und den Tod der Märtyrer erinnern; aber wer todten Bildern göttliche Verehrung erweiset, der versündigt sich schwer durch Abgötterei. 4) Ein Mensch kann sein ganzes Leben mit Wallfahrten zubringen und doch verloren gehen." Arundel legte dem Ritter Cobham nun ein römisches Glaubensbekenntniß vor, worin 1) die Brodverwandlungslehre, 2) die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte bei einem römischen Priester, 3) die Göttlichkeit des Papstthums, 4) die Wallfahrten, Reliquien- und Heiligenbilderverehrung ausgesprochen war. Am folgenden Montag bot ihm Arundel abermal die Lossprechung an, wenn er in gehöriger Form, wie es die Kirche verlange, Abbitte thun wolle. Cobham entgegnete: „Ich habe nie gegen

euch gesündigt, und bedarf eurer Lossprechung nicht." Hierauf kniete er nieder, hob seine Hände gen Himmel und sagte: „Ich beichte dir, ewiger, lebendiger Gott, daß ich ein großer Sünder bin. Wie oft habe ich dich in meiner leichtsinnigen Jugend betrübt, durch meine unbändigen Leidenschaften, durch Stolz, böse Begierden und Unmäßigkeit! Wie oft habe ich mich durch leidenschaftlichen Zorn zu schweren Versündigungen verleiten lassen, und wie viele meiner Mitmenschen habe ich nicht dadurch beleidiget! Mein guter Herr und Gott, ich flehe demüthig deine Barmherzigkeit an; deiner Lossprechung bedarf ich." Mit Thränen in den Augen stand er auf und rief mit lauter Stimme aus: „Ihr guten Leute, sehet, dieß sind eure Führer. Merket es euch wohl; nicht wegen Verletzung irgend eines Gebotes Gottes, haben sie mich in den Bann gethan, sondern um ihrer willkührlichen Satzungen und Ueberlieferungen willen, behandeln sie mich und Andere so grausam. Mögen sie bedenken, daß das Wehe, welches Christus gegen die Pharisäer ausgesprochen hat, in volle Erfüllung gehen wird." Dieses würdevolle Benehmen brachte die Richter in Verwirrung; allein der heuchlerische Arundel ermannte sich bald, und begann nun das Verhör: „Glaubet ihr," fragte er, „daß nach den Worten der Weihung irgend materielles Brod vorhanden ist?" Cobham. „Die heilige Schrift sagt hievon nichts; ich glaube, daß der Leib Christi vorhanden ist unter der Gestalt des Brodes. Im Sakrament ist beides der Leib Christi und das Brod; das Brod sehen wir mit den Augen, der Leib Christi wird blos mit dem Glauben gesehen." Hierauf riefen die Geistlichen: „Ketzerei! Ketzerei!" Einer der Bischöfe sagte mit großer Heftigkeit, es sei eine schwere Ketzerei, es Brod zu nennen. Cobham ironisch: „Der Apostel Paulus war wohl so weise und ein so guter Christ als ihr, und doch nennet er es Brod, wenn er sagt: Das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi. Kurz und gut, ich glaube der heiligen Schrift von ganzem Herzen; aber ich habe keinen Glauben an eure abgeschmackten Gesetze; ihr gehört nicht zur heiligen Kirche Christi, wie eure Thaten deutlich beweisen. „D. Walden, ein Carmeliter-Prior schrie nun: „Was für verwegene und verzweifelte Menschen sind nicht diese

Wikliffe?" Cobham. „Ich bekenne vor Gott und Menschen feierlich, daß ich von der Sünde nicht abließ, bis ich den Wikliffe kennen lernte; aber da ich mit jenem Manne und seiner verachteten Lehre bekannt wurde, da wurde es mit mir anders. So viel Gnade konnte ich in euren prahlerischen Schriften nicht finden." Walden. „Das wäre doch schlimm, wenn ihr bei so vielen gelehrten (katholischen) Lehrern nicht Gnade finden konntet, euer Leben zu bessern, bis ihr den Teufel (d. h. Wikliffe) predigen hörtet." Cobham. „Eure Väter schrieben die Wunder Christi dem Beelzebub und seine Lehren dem Teufel zu; fahret nur fort, und schreibet, wie sie, alles Gute dem Teufel zu; fahret fort, und nennet jeden einen Ketzer, der euer lasterhaftes Leben tadelt. Welches Recht habt ihr zu der Handlung, die ihr jetzt vorhabt? Wo sagt das Gesetz Gottes, daß ihr über das Leben eines Menschen Gericht halten könnet? Ja, ihr werdet vielleicht den Hannas und Kaiphas anführen, die Christum und seine Apostel verdammten?" „Ja," sagte ein Doktor der Rechte, „und auch Christum, denn er richtete Judas." Cobham. „Das hab ich nie gehört; Judas richtete sich selbst, denn er hub sich davon und erhenkte sich selbst. Christus sprach allerdings ein Wehe gegen ihn aus, wegen seines Geizes, so wie er es auch gegen euch thut, die ihr Nachfolger des Judas seid." Wir übergehen das lange Verhör und führen nur noch Einiges an: Ein Mönch fragte ihn, was er von der Anbetung des (hölzernen) Kreuzes Christi halte? Cobham. „Wo ist es?" der Mönch. „Nun, gesetzt es wäre in diesem Augenblicke hier?" Cobham. „In der That, ein weiser Mann, mir eine solche Frage vorzulegen, ohne zu wissen, wo das Ding ist. Aber sagt mir, was für eine Anbetung bin ich ihm schuldig?" Einer von den Versammelten erwiederte: „Diejenige, deren St. Paulus gedenkt: Es sei ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi." Cobham, die Arme ausstreckend. „Ganz recht, das ist das rechte Kreuz, besser, als euer Kreuz von Holz." Der Bischof von London: „Ihr wißt sehr wohl, daß Christus an einem materiellen Kreuz gestorben ist." Cobham. „Wahr! und ich weiß auch, daß unsere Seligkeit nicht von diesem materiellen Kreuz herrührt, sondern von dem,

der an demselben gestorben ist; ferner weiß ich auch, daß St. Paulus sich keines andern Kreuzes rühmte, als des Leidens und Todes Christi, und seiner eigenen Verfolgungen und Leiden um derselben Wahrheit willen, die Christus mit seinem Tode besiegelt hat." Heuchelei und Verstellung ist der Charakter aller pfäffischen, römischen Geister, der Wolf im Schafspelz das treffendste Bild, das der Herr selbst auf jene Brut anwendet. Arundel war Meister in jener Kunst. Mit sanftem, mildem Tone, mit mitleidiger Geberde bat er den Lord, in die katholisch-römische Kirche zurückzutreten, und, als er sah, daß sein Bemühen fruchtlos war, so sprach er das Endurtheil aus, wobei er abermal Schmerz und Mitleiden erheuchelte: „Der Tag ist beinahe vorüber, wir müssen einen Schluß fassen," sagte er. Er bat sodann den Lord zum letzten Mal, die Sache wohl zu überlegen: „Ihr müßt euch entweder den Ordnungen der Kirche unterwerfen," sprach er, „oder euch die Folgen gefallen lassen, die aus eurer Weigerung entstehen." Cobham antwortete mit Würde und Heiterkeit der Seele: „Ob ihr gleich meinen Leib verurtheilt, der nur ein elendes Ding ist, so bin ich doch gewiß, daß ihr meiner Seele so wenig schaden könnet, als Satan der Seele Hiobs schaden konnte. Ich habe keinen Zweifel an meiner Seligkeit. Was meinen Glauben anbelangt, so werde ich bis in den Tod durch die Gnade des ewigen Gottes dabei bleiben." Hierauf wandte er sich zum Volk und rief mit lauter Stimme: „Ihr guten, christlichen Leute! um der Liebe Gottes willen, hütet euch vor diesen Menschen; sie betrügen euch und werden euch blindlings mit sich in die Hölle führen!" Hierauf fiel er auf die Kniee, hob Hände und Augen zum Himmel und betete: „Ewiger Herr Gott, ich bitte dich nach deiner großen Barmherzigkeit, meinen Verfolgern zu vergeben, wenn es dein heiliger Wille ist!" Der Ritter Robert Morley brachte ihn hierauf in den Thurm zurück.

Die Verfolgung eines solchen Mannes konnte indessen bei einem großen Theil des Volks und selbst des Adels großen Unwillen erregen; daher geht Arundel zum Könige und bittet ihn, dem Ketzer noch eine fünfzigtägige Bedenkzeit zu geben. Während dieser Zeit gelang es dem Lord aus dem Tower zu ent-

kommen. Unter dem Schutz der Nacht entging Cobham seinen Verfolgern, und gelangte nach Wales, wo er vier Jahre lang in Verborgenheit lebte. Die Geistlichen geriethen hierüber in sichtbare Unruhe, und sie waren außerordentlich geschäftig, ihren gefährlichen Gegner aufzuspüren; auch unterließen sie nicht, den König Heinrich V. auf alle mögliche Weise zu bearbeiten; sie stellten ihm den Cobham mit den Lollarden als einen Aufrührer dar, und, da der König auf einem Throne saß, den das Lankaster'sche Haus durch Empörung erobert hatte, so gab er in seiner Eifersucht solchen Einflüsterungen leicht Gehör. Die Geistlichen wirkten beim Könige eine Proklamation aus, welche alle Versammlungen verbot, die irgend eine gegen die Regierung übelgesinnte Richtung nehmen könnten. Allein die Lollarden kamen dessenohngeachtet in kleinern Gesellschaften nach Art der ersten Christen, und oft mitten in der Nacht zusammen. Hiezu benützten sie die Felder von St. Giles, (damals ein Gebüsch, jetzt ein Theil London's.) Es begab sich einmal, daß die Lollarden den 6. Januar 1414 bis spät in der Nacht daselbst beisammen zu bleiben beschlossen. Da brachte man dem König die Nachricht nach Eltham, einige Meilen von London, wo er sich damals aufhielt, Lord Cobham stehe an der Spitze von 20,000 Mann Lollarden in den Feldern von St. Giles, in der Absicht, den König zu ergreifen, seine Verfolger zu tödten, und sich zum Regenten des Reichs aufzuwerfen. Heinrich V. bewaffnet argwöhnisch, wie er war, einige Soldaten, greift das Häuflein der Lollarden an, tödtet zwanzig und nimmt achtzig gefangen, unter welchen letzteren der Prediger Beverley, Acton und Brown später hingerichtet wurden. Der Päpstler Walsingham beschuldigt die Lollarden des Hochverraths, während Fox alle ächten Quellen mit Fleiß untersucht und gefunden hat, sie seien durchaus unschuldig, für welche Behauptung auch der Charakter der Lollarden Zeugniß gibt. Wie konnte es auch hundert Lollarden mit ihren Predigern einfallen, eine Empörung zu beginnen, und wenn es auch wahr ist, daß einige jener Versammelten Waffen bei sich trugen, so war das zu jener Zeit, wo das Faustrecht galt, Sitte und fast jedermann trug Waffen bei sich, ohne in den Verdacht einer Empörung zu kommen. Viele Lollarden wurden

auf der Stelle, andere im Verfolge der Untersuchung, gefangen, und alle gehangen oder verbrannt.

Lord Cobham, gegen welchen Heinrich V. äußerst erbittert war, und auf dessen Kopf er einen Preis gesetzt hatte, zog noch lange nach jenem Vorfall im Verborgenen umher, von Ort zu Ort fliehend. Im Jahr **1416** ward er ergriffen und nach London gebracht. Er vertheidigte sich nicht, und bat nur, sie möchten's kurz mit ihm machen. Sie ersannen für ihn einen recht grausamen und langsamen Feuertod. Sie hingen ihn auf an einem gabelförmigen Galgen, und ließen ihn durch das Feuer von unten auf, langsam zu Tode braten.

Thomas Arundel lebte damals nicht mehr; er war schon **1415** eines schauervollen Todes gestorben. Thomas von Gasconien erzählt in seinem theologischen Wörterbuch folgendes hierüber: (bei Crocius) „Die Zunge ist ihm so dick geschwollen und aufgelaufen gewesen, daß sie ihm den ganzen Mund erfüllet hat, also, daß er etliche Tage vor seinem Tode nichts hat essen oder trinken, ja auch ganz und gar nichts reden können und ist in großer Verzweiflung und Angst, so zu sagen, Hungers gestorben. Und fromme Leute in England haben dafür gehalten, es sei der Sünden Straf gewesen, dieweil er die Zeit seines Lebens, so viel an ihm war, das heilige Wort Gottes zu binden, und mit seiner Tyrannei den Lauf des Evangeliums zu verhindern sich unterstanden hat."

Lord Cobham hingegen starb, wie er gelebt hatte, im Glauben an seinen Heiland, und in der Hoffnung des ewigen Lebens. Er erwählte viel lieber, mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.

Ja das Kreuz drückt Christi Glieder
Hier auf kurze Zeiten nieder,
Und das Leiden geht zuvor.
Nur Geduld! es folgen Freuden;
Nichts kann sie von Jesu scheiden!
Und ihr Haupt zieht sie empor.

Heinrich Chicheley listig, schlau und grausam, saß nun auf dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury. Die Großen des Landes waren bei der Verfolgung der Lollarden seine Hel-

fershelfer, und die Kirche Christi war so recht im Feuerofen der Trübsal. Unter denen, welche sofort der Wuth der Feinde Christi unterlagen, waren zwei Männer, welche vor der Welt keinen Namen hatten, aber sie gehörten zu denen, deren Namen im Lebensbuche angeschrieben sind. Sie hießen: Johannes Claydon, ein Schuhmacher, und Richard Turmyn, ein Bäcker. Sie wurden zu Smitfield hingerichtet.

Johannes Purney war ein Schüler des Wikliffe, ein Mann von ausgezeichneten Gaben, Professor der freien Künste. „Er hatte", erzählt der Martyrolog, „den Grund der wahren Religion wohl gefasset, so daß er mit seiner Lehre und gottseligem Wandel viele Schwache und verirrte Schäflein aus dem Rachen des Löwen gerissen, und wieder zum Schafstall Christi gebracht hat. Seine Feinde nannten ihn spottweise den Buchführer und Ausleger Wikliffe's. Er erkannte Rom für das Hurenhaus Satans, und die römische Kirche für die Hure mit Purpur bekleidet und mit Gold umhängt, mit welcher die Könige und Herren auf Erden so lange gehuret hätten und trunken worden wären vom Blut der Heiligen. Thomas Arundel ließ ihn schon 1396 in's Gefängniß werfen, und er wurde durch Folter und Marter zum Widerruf gebracht; allein als er wieder in's Gefängniß zurückgebracht worden war, so bereute er seinen Widerruf, und bekannte die Wahrheit von neuem und zwar unverrückt bis ans Ende. Er starb im Gefängniß 1421 unter dem Erzbischof Chichely."

Wilhelm Taylor, Professor der freien Künste in Oxford kam durch das Lesen der Schriften des Wikliffe zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit, und schrieb hierauf ein Buch gegen die Anrufung der Heiligen. Er starb auf dem Scheiterhaufen auf dem Platze Smitfield (den 2. März 1422) zu London.

Ungefähr um die nämliche Zeit bekannte sich Wilhelm Whyte (Weiß) für die evangelische Wahrheit; er heirathete eine gottselige Jungfrau Namens Johanna, und predigte fort und fort die Lehre von der freien Gnade. Die Hauptsätze seiner Lehre waren: 1) die Vergebung der Sünden ist allein bei Gott in Christo zu finden. 2) Das Verbot der Priesterehe ist ein Strick des Teufels, wodurch er die Geistlichen in sodomitische

Greuel stürzt. 3) Der Bilderdienst sollte abgeschafft werden. 4) Die Reliquien der Heiligen soll man nicht verehren. 5) Die römische Kirche ist der von Christo verfluchte Feigenbaum. 6) Die gekappten, beschornen, beschmierten Geistlichen sind des Lucifers Diener und Landsknechte, die Thüre des Reichs Gottes, wann Christus kommen wird, ist ihnen verschlossen, weil ihnen die Glaubenslampe erloschen ist. Wilhelm White erfüllte Norfolk mit dem guten Geruch des Evangeliums. Er ward ergriffen und verbrannt, und seine Wittwe, eine wahre Magd des Herrn hatte nach seinem Tode viel von dem Bischof zu Norfolk zu dulden.

So suchte die fleischliche Kirche fortan das Evangelium aufzuhalten und mit Feuer und Schwert dessen Bekenner zu vertilgen. Indessen blieben die Lollarden immer noch als ein Salz der Erde, und kein Feuer und kein Schwert vermochte sie auszurotten. Sie predigten und schrieben, und wenn auch ihre Glaubensboten nicht mehr so öffentlich hin- und herziehen konnten, so wirkte doch der gute Sauerteig fort unter der Masse. In ihren Schriften sind die Lehren über die Rechtfertigung durch den Glauben, über den Werth und Unwerth der guten Werke, über die Schrift und andere Dinge enthalten, die den ewigen Glaubensgrund betreffen. Die Kirche, so viel sie auch verbrannte, konnte doch dem Volk nicht alle diese Schriften entreissen, das eben begierig war, nach der lautern Milch des Evangeliums, und noch im 16ten Jahrhundert sind sie vorhanden; die evangelischen Märtyrer fallen immer noch unter dem Mordbeile Rom's. So wurde Johann Gooze lebendig verbrannt zu Tower-Hill 1473; der Richter, der ihn hinrichten lassen sollte, hatte Mitleiden mit ihm, und suchte ihn zur römischen Kirche zurückzubringen; allein vergebens, er ging mit Ruhe und Fassung seinem Tode entgegen. Im Jahr 1457 sehen wir sogar einen Bischof Reginald Prococe als Ketzer angeklagt vor dem Tribunale. Alles wird gegen die Gläubigen aufgeboten; selbst Dichter verfertigten Spottgedichte auf die Evangelischen. Die Gläubigen sind recht als Auskehricht geachtet; aber der Herr ist mit ihnen, und sie wissen, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an ihnen sollte offenbar werden. Das

Parlament klagt **1431**, die Kirche gehe ihrem Falle entgegen und die Ketzer tragen immer das Haupt hoch empor; so wenig vermögen die Feinde die Kirche Gottes zu zerstören. Zu Zeiten der Verfolgung halten sich zwar die Friedensboten still und ruhig; allein so bald der Herr den Sturm schweigen heißt, so treten sie wieder hervor, und es galt, wie der Dichter singt:

Lieblich sind die Füße
Seiner Prediger,
Hört! ihr Wort das süße,
Schallet weit umher:
„Friede, Friede, Friede!“
So klingt Anbeginn,
Mitt' und Schluß vom Liede:
„Nehmt den Frieden hin!“

„Ruft getrost, ihr Wächterstimmen!
Ruft getrost und schonet nicht!
Christus will ein Zeugniß haben;
Wenn's nun Prediger vergraben,
O, das ist ein groß Gericht!
Ruft getrost, ihr Wächterstimmen!
Ruft getrost und schonet nicht!“

Rom will nichts thun, als Stellen verkaufen, Steuern erheben; gehet Geld ein, so ist das Christenthum da; geht kein Geld ein, so ist seine Meinung: die Seelen gehen der ewigen Verdammniß entgegen, und die Priester schreien aus vollem Halse: „Ketzerei, Ketzerei!“

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Dieß Wort erfüllte sich an dem revolutionären Königshause in England, das dem Papst und seinen Helfershelfern so eifrig den Arm zum Verbrennen der Ketzer geliehen hatte. Unter der Herrschaft des schwachen Heinrich **VI.** stand Richard Herzog von York auf **1455**, sein Sohn ward König unter dem Namen Eduard **IV.** **1461**; allein die Glaubigen wurden nicht berücksichtigt, obgleich unter seiner Regierung wenige Lollarden verbrannt worden waren.

Unter dem Hause Tudor, welches mit Heinrich VII. 1485 Richard III. stürzt, wird die Kirche Gottes fortwährend verfolgt, und es bluteten eine Menge Lollarden für den reinen Glauben. Derselbe Fürst versuchte eine Reformation der Klöster im Jahr 1489. So nahte die Zeit, in welcher Heinrich VIII., von Herzen römisch gesinnt, ein Tyrann, die englische Kirche von Rom losriß aus unreinen Beweggründen; allein Heinrich VIII. gedachte es böse zu machen, d. h. er wollte alle Irrthümer der römischen Kirche beibehalten, und nur selbst Papst sein; aber der Herr selbst bereitete die Reformation vor, und machte Bahn seinem Worte.

Zum Schluß erzählen wir noch die Märtyrergeschichte des Johannes Brown, von Ashford in der Grafschaft Kent, welcher im Jahr 1511, kurz vor der Reformation hingerichtet wurde. Es hatte sich zwischen ihm und einem Priester, mit welchem er auf einem Marktschiffe nach Gravesend fuhr, ein kleiner Streit entsponnen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Priester an ihm Spuren von Ketzerei, und zeigte ihn dem Erzbischof Wilhelm Warham an. Er wurde festgenommen, und auf seinem Pferde nach Canterbury gebracht, indem man ihm die Füsse unter dem Bauche des Thieres zusammenband; er ward ins Gefängniß geworfen, und während vierzig Tagen wußten weder seine Gattin, noch seine Freunde, was aus ihm geworden sei. Endlich brachte man ihn nach seinem Wohnorte und legte ihn daselbst in den Stock; es war Abends spät. Eine seiner Mägde sah ihn von ungefähr und überbrachte die Nachricht seiner Gattin. Diese eilte zu ihm, saß die ganze Nacht neben ihm, und ließ sich von ihm seine Geschichte erzählen. Warham und der Bischof Fischer von Rochester hatten seine Füße auf glühende Kohlen setzen lassen, bis dieselben bis auf die Knochen durchgebrannt waren; allein er blieb standhaft, und sagte, während er seiner lieben Gattin dieß alles erzählte: „Die Bischöfe, meine gute Elisabeth, haben meine Füße dergestalt verbrannt, daß ich sie nicht auf die Erde setzen kann; sie wollten mich zwingen, meinen Herrn zu verleugnen, aber durch Gottes Gnade wird es ihnen nie gelingen; würde ich ihn in dieser Welt verleugnen, so würde er mich ja jenseits auch verleugnen; daher

bitte ich dich, fahre fort, wie du thust, und erziehe deine Kinder in der Furcht Gottes; denn dein Mann wird bald auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Er wurde am Vorabend vor Pfingsten wirklich verbrannt. Während die Flammen seinen Leib verzehrten, erhob er seine Hände gen Himmel, betete inbrünstig, und rief mit dem Psalmisten aus: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du treuer Gott!“ Fox, der diese Geschichte erzählt, meldet, die eigene Tochter Brown's habe sie ihm mitgetheilt.

Ein römisch-katholischer Schriftsteller legt folgendes Zeugniß, das er freilich als ein Zeichen von Ketzerei ansieht, von den Wikliffiten ab: „Die Anhänger Wikliff's sind Menschen von einem ernsthaften und bescheidenen Betragen; sie vermeiden Hoffart in Kleidung, mengen sich wenig in weltliche Geschäfte, und klagen über die Ausschweifungen der Menschen. Sie erwerben sich ihren Unterhalt durch Händearbeit, verachten den Reichthum und sind mit dem Nothwendigsten zufrieden. Sie sind keusch und mäßig, nie findet man sie in Schenken oder bei Lustbarkeiten. Dennoch sind sie immer beschäftigt; sie lernen und lehren. In ihren Gebeten sind sie kurz, andächtig und tadeln eine geistlose Weitschweifigkeit. Sie schwören nie, reden wenig und in ihren Predigten legen sie den Nachdruck auf die Liebe.“

Lobt den Herrn! Er hat verheißen
Gnädig seinem Volk zu sein.
Seine Pflanzung soll es heißen,
Ewig soll sein Werk gedeihn!
Singt dem Herrn in Zion's Gassen,
Mag die Höllenbrut auch rasen!

Achtes Kapitel.

Wahrheitszeugen in Böhmen, vor Huß. Conrad Stieckna, Johann Miliez, Matthias von Janow. Johannes Huß und Hieronymus von Prag.

Auch in Böhmen gab es Männer, welche vom Geiste Gottes getrieben, das Wort vom Kreuze verkündigten und dem herrschenden Verderben einen Damm entgegen setzten. Dahin flüchtete sich schon Peter Waldo; dort fanden die Waldenser-Gemeinden eine Zufluchtsstätte. Die böhmische Kirche war von der griechischen aus gegründet worden, und daher hatte Rom nicht die unbedingte Anerkennung daselbst, wie anderswo; denn erst im 14ten Jahrhundert setzte das Papstthum sich daselbst fest. Damals (1348) ward die Universität in Prag gegründet und mit Bettelmönchen besetzt. Allein dessenohngeachtet verstummte das Wort Gottes nicht ganz vor dem Geschrei jener Römlinge. Drei Männer sind es besonders, welche im 14ten Jahrhundert als Werkzeuge in Gottes Hand die Gnade in Christo an sich selbst erfahren hatten und dieselbe auch andern predigten.

Der erste unter ihnen, Conrad Stieckna oder Conrad von Oestreich, war Pfarrer im Teyn zu Prag. Er predigte gewaltig, und rief viele Menschen zur Buße und Bekehrung. Er sprach unverholen gegen das herrschende Verderben, namentlich gegen die Bettelmönche. Sein Zeitgenosse, Benessius von Weitmil sagt von ihm: „Stieckna wurde unter die größten Kanzelredner gezählt; er sprach mit göttlichem Eifer, besonders gegen die Wucherer, und gegen diejenigen, welche unrechtes Gut besaßen, eben so gegen die Hoffart, und gegen den Verkauf geistlicher Aemter; daher mußte er von einigen Mönchen Schweres erdulden; aber er ertrug alles mit Gleichmuth; er war eben ein Mann von außerordentlicher Liebe. Es ist noch ein Werk von ihm handschriftlich vorhanden, in welchem er die Bettelmönche

angreift und ihre Antworten und Einwürfe widerlegt. Diejenigen, welche seine Werke gelesen haben, bezeugen, er habe ohne Schonung und mit bittern Worten die Prälaten und den hohen Clerus bestraft. Er konnte keiner Ketzerei überwiesen werden, und starb (im Jahr 1369) im Frieden. Der zweite aus jenem Dreigestirn, Johann Milicz aus Kremsier in Mähren, wirkte noch eine Zeitlang mit Conrad Stieckna. Er war Archidiakonus in Prag, und predigte das reine Evangelium, mitten unter dem unartigen und argen Geschlechte. Er bekleidete damals ein hohes, geistliches Amt; denn als Archidiakonus stand er nur unter dem Erzbischof und hatte 10 Decane, 360 Pfarrkirchen zu beaufsichtigen. Allein er fühlte sich in seiner Wirksamkeit gehemmt, oder vielleicht erkannte er, daß ein so hohes Amt ihm zum Fallstrick werden könnte; daher legte er dasselbe nieder, und wurde Sakristan an derselben Kirche. Jetzt predigte er ohne alle Rücksicht in einfältigem Sinne Buße und Glauben und sein Eifer ging so weit, daß er auch das Deutsche lernte, um den Fremden das Wort vom Kreuze predigen zu können. Anfangs wurde er verspottet; bald aber gewann er aller Herzen; der Geist Gottes wirkte mit, und öffnete die Herzen der Menschen; die hartnäckigsten und größten Sünder wurden durch seine Predigten erschüttert und thaten Buße. In Prag befand sich ein Bordel, in welchem eine große Anzahl schlechter, unzüchtiger Weibsleute lebten; Milicz predigte denselben Buße und Vergebung der Sünden, und das Hurenhaus ward in ein Bethaus und in ein Haus des Friedens umgewandelt. Milicz sagte von jenen Magdalenen, sie übertreffen alle Nonnen der Christenheit durch ihren frommen und werkthätigen Sinn. Sie blieben zusammen und lebten von der Arbeit ihrer Hände. Er mochte ungefähr fünf bis sechs Jahre in dieser Weise als Bußprediger gearbeitet haben, während welcher Zeit er von frommen Gaben lebte, die er noch mit den Armen theilte; darnach zog er sich in die Stille zurück, um sich in seinem Gott zu sammeln. Nach jener Ruhezeit fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb in sich, das Wort vom Kreuze auch in Rom zu predigen. Dieser Gedanke schon zeugt davon, daß er die Meinung hatte, Rom sei der Hauptsitz des Verderbens. Der Papst

Urban V. residirte damals in Avignon, und es war die Rede davon, er solle wieder nach Rom zurückkehren, allein er kam nicht; daher wollte Milicz auch ohne den Papst in Rom (1367) predigen. Er bereitete sich durch vieles Gebet und Studium der Schrift hiezu gehörig vor, und wollte nun seinen ersten Vortrag in der dortigen Peterskirche halten. Er machte dieß durch einen öffentlichen Anschlag bekannt; allein die Mönche standen gegen ihn auf, bevor er noch gepredigt hatte, und er wurde in einem Franziskaner-Kloster eingekerkert. Indessen war man doch etwas neugierig, und wollte den wunderlichen Mann, der eine so große Reise unternommen hatte, um nur in Rom predigen zu können, hören. Man holte ihn aus seinem Gefängniß, und er durfte jetzt predigen. Die Kraft des Geistes, und die schlichte Einfalt des gewaltigen Redners ergriff die Zuhörer dermaßen, daß viele derselben ergriffen, andere milder gegen ihn gestimmt wurden, und jetzt erhielt er ein erträglicheres Gefängniß; denn ganz frei geben wollte man ihn nicht, weil man seinen Einfluß fürchtete; indeß, als der Papst ankam, ward er seiner Haft entlassen. In Rom, das sah er nun wohl, war seines Bleibens nicht mehr, und so kehrte er wieder nach Böhmen zurück, wo er sein Predigtamt fortsetzte. Die Bettelmönche waren damit nicht zufrieden, denn als sie seine Gefangennehmung erfahren hatten, verkündigten sie schon frohlockend in ihren Predigten: Milicz werde nicht mehr heimkehren, man werde ihn in Rom gewiß verbrennen. „Jetzt“, erzählt sein Biograph, „hetzte der böse Geist die Prälaten, den Pöbel, die Mönche dergestalt gegen ihn auf, daß sie ihm mehr als einmal das Predigen untersagten, und ihn einen Ketzer schalten. Sie mißhandelten ihn mit vielen Schimpfreden; unter anderm sagten sie zu ihm: „Seit du bei uns predigest, haben wir keine Ruhe mehr, sondern wir fühlen uns mannigfach gequält.“ Sie nannten ihn einen Begharden, einen Heuchler, einen Sodomiten; allein Milicz ließ sich keineswegs abhalten; er predigte fort, und sammelte um sich einen Verein frommer Studenten, die sich unter seiner Leitung, unter Schmach und Verfolgung für das Predigtamt vorbereiteten. Die Wuth seiner Feinde nahm zu, und sie setzten zwölf Artikel gegen ihn auf, und sandten dieselben nach Rom.

Der Papst Gregor XI. erließ ein grimmiges Schreiben nach Böhmen an den Erzbischof und die Geistlichkeit, und rief Carl IV. an, ihm seinen Arm zur Unterdrückung des Ketzers zu leihen. Er schrieb an den Kaiser: „Durch mehrere glaubwürdige Zeugen ist uns die Nachricht zugekommen, daß ein gewisser Priester, Namens Milicz, ehmals Chorherr in Prag, unter dem Schein von Heiligkeit, stolz und verwegen, indem er sich das Recht zu predigen anmaßt, was ihm nicht zukommt, viele, nicht nur arge und gottlose, sondern auch ketzerische, die Einheit störende, und den Gläubigen gar ärgerliche und besonders für die Einfältigen, gefährliche Irrthümer verbreitet und öffentlich in deinem Reiche Böhmen predigt, und in andern dir angehörigen Ländern zu predigen sich anmaßt. Er hat schon mehrere Personen beiderlei Geschlechts zu seiner Sekte, die er auf eine verdammungswürdige Weise begonnen hat, in abscheuliche Irrthümer und zu verwerflichen Handlungen verleitet, wie dieselben in einigen beigefügten Artikeln, die wir hier angeschlossen haben, verzeichnet sind.“ Milicz ward verhört; allein er hatte ein gutes Gewissen, und seiner gerechten Sache sich bewußt, machte er sich abermal auf den Weg nach Rom, um sich daselbst persönlich zu rechtfertigen. Es gelang ihm, den Papst zu beschwichtigen, und nun reiste er wieder nach Böhmen zurück. Indessen überhob ihn sein Herr und Meister neuer Kämpfe, die ihm bevorstanden; er durfte Feierabend machen und sein Haupt zur Ruhe niederlegen, nachdem er einen unverweslichen Saamen ausgestreut hatte, der bald in kräftigem Wuchse emporsproß. Er starb 1374, und der katholisch-römische Carl IV. nennt ihn in einem Diplom „den verehrten Milicz guten Andenkens, weiland unser andächtiger Geliebter.“

Der dritte Zeuge der Wahrheit in Böhmen zu jener Zeit war Matthias von Janow. Er hieß Magister von Paris, weil er sich neun Jahr lang in jener Stadt aufgehalten hatte. Er wirkte und predigte mit feurigem Geiste das reine Wort, und strafte ohne alle Scheu die Gebrechen und den Abfall der herrschenden Kirche und der Geistlichkeit. Er war Doctor der Theologie zu Prag, Beichtvater Kaiser Carls IV. Er hielt eine Reformation für durchaus nothwendig, und wandte deßhalb

sich an den Kaiser; dieser aber wollte nichts ohne den Papst vornehmen, und fragte hierüber bei demselben an. Die Antwort des sogenannten heil. Vaters war, wie man sie erwarten konnte, er nannte den Janow einen frechen Ketzer, und derselbe wurde vertrieben. Er kam zwar wieder aus seiner Verbannung zurück; allein er lebte jetzt in der Stille bis an seinen Tod, der im Jahr **1394** erfolgte. Matthias von Janow schrieb ein Werk (**1392**) über den abscheulichen Greuel der Verwüstung der Kirche durch die Mönche und Priester, ferner einen Traktat über den Antichrist, sodann eine Schrift über die Offenbarung Christi und des Antichrists. Was jene erste Schrift betrifft, so liest man in derselben folgende Stelle: „Deutlich sagt hier der Prophet Hos. 5, 7. die Priester seien ein Strick zu Mizpa d. i. der Wache des Volks Gottes geworden, und jener abscheuliche Greuel geschieht im Tempel. Diejenigen, die das Volk bewahren sollten, damit es nicht in Götzendienst und Sünden falle, sind ihm ein Fallstrick geworden, und diejenigen, welche das Volk aus dem Fallstrick herausziehen sollten, verstricken es noch tiefer in denselben. Wehe, wehe denen, welche das Volk mit allerhand Verheißungen gängeln, und für die Sünder allerlei Rechtfertigungsmittel ersinnen und erfinden. Hiezu gehören die Verheißungen von allerlei Ablaß an Festen und bestimmten Oertern; hiedurch suchen sie sich einen Namen zu machen, den Zulauf des Volks und dessen Beifall zu bewirken. Hiezu gehören ferner das Versprechen der Freiheit von Strafe und Schuld, die Brüderschaften, allerlei Gebete und Messen, welche die Mitbrüder (Geistlichen) verrichten. Sie sind selbst nicht gewiß, ob solche Dinge Gott angenehm sind; ja Gott hasset dieselben vielmehr. Es sei denn, daß ich eines bessern belehrt werde, so halte ich dafür, bei dem gekreuzigten Jesus, meinem sanftmüthigsten Herrn, daß alle jene Dinge damals ihren Ursprung nahmen, als der apostolische Herr (Papst) alle Güter und Aemter der Kirche an sich zog, und sie nach Gutdünken verwaltete; als er anfing sich mit der Verwaltung der Beneficien der Kirche zu beschäftigen, durch Vertheilung zeitlicher Güter sich selbst zu beschweren, mancherlei Rechtsame auszuspenden, einer grosen Zahl von Personen (Mönchen) den Gehorsam zu

erlassen, (nur damit sie selbst ihm allein unterworfen seien, und ihren über sie gesetzten Prälaten nicht zu gehorchen hätten.) Diese haben eine Gewalt über fremde Kirchgenossen, Beichte zu hören; sie haben das Recht zu predigen, was sie wollen, daher auch die rechtmäßigen Pfarrer zu hemmen, das verordnete heil. Predigtamt in Verwirrung zu bringen, dadurch, daß sie immer neue Regeln aussinnen. Der Satan hat die Christen von ihrer ursprünglichen Würde und Heiligkeit abgeführt, zu einer gewissen wunderlichen Heuchelei, zu einem Leben hingeführt, das Gott ein Gräuel, und das aus Lastern und Scheinheiligkeit, aus einer Scheinreligion und Scheintugenden zusammengesetzt ist. Also, sage ich, hat er sie nach und nach von den so schönen und köstlichen Tugenden, von jenem Ernste zur Eitelkeit des Lebens, zu einer argen Lauheit verführt, die in (äußerlichen) Gebräuchen und Ceremonien in der römischen Kirche sich kund geben. Sie fallen in die Augen, aber sie sind in Wahrheit vor Gott todt, und haben mit dem Geist des gekreuzigten Heilandes keine Gemeinschaft, so daß alles, was bei den Christen sonst lieblich und wohl lautete, jetzt einem schönen, äußerlich gemalten Bilde gleicht, das aber ohne Geist und Leben ist, und in nichts als in einer eigenen menschlichen Gerechtigkeit besteht, die von Gottes Gerechtigkeit allzuweit entfernt ist. „Der Satan verführte das Christenvolk dergestalt, daß gegenwärtig alles Schändliche und alle Laster, welche bei den ersten Christen verabscheut wurden, Sitte geworden sind, und entschuldigt werden. Nicht allein das, sondern im Gegentheil, diejenigen, welche sich ernstlich von solchen Sünden und Gräueln losmachen, weil sie den Herrn Jesum fürchten und lieben, werden bald von den gewöhnlichen Christen dieser Welt beschimpft und verleumdet, und mit dem schändlichen Namen von Ketzern und sonderbaren Menschen gebrandmarkt; daher werden solche fromme Menschen, welche das meiden, was der heillose Pöbel verübt, Beghar den oder Turlupinen, oder mit andern lästerlichen Namen benannt. Die Kirche Gottes kann zu ihrer frühern Würde nicht zurückgeführt, noch reformirt werden, wenn nicht vorher Alles neu wird. Ich glaube, daß bereits schon ein neues Volk sich erhebt, das nach dem neuen Menschen gebildet,

nach Gott geschaffen ist, aus welchem neue Geistliche und neue Priester hervorgehen und erwählt werden, welche allesammt den Geiz und die Herrlichkeit dieses Lebens hassen werden, indem sie ihrer himmlischen Berufung entgegengehen. Ja fürwahr! der allerheiligste Herr, Jesus Christus, beginnt dieses Werk der Erneuerung seiner Kirche schon bereits zu unsern Zeiten d. i. seit 50 oder 70 Jahren mit Ernst zu betreiben, indem er seine Gerichte offenbar in der Christenheit auf dem ganzen Erdkreis ausführt. Damit man Gott dienen und doch den Frieden und die Annehmlichkeit dieses Lebens genießen könne, so vervielfältigt der Teufel die äußere Religiosität in der Kirche, in den Versammlungen, bei den Personen, und folglich vervielfältigt er allerlei Heiligkeit, Schein der Frömmigkeit und Prunk in Worten und in der äußern Tracht; aber alles dieß ist äußerlich, auf handgreiflichen Schein berechnet, und ohne den Geist des gekreuzigten Jesus. Außerdem hat er (der Satan) allerlei Pomp und äußern Anstand bei den Kirchendienern vermehrt, oder wenigstens alles jenes sich angeeignet, um vermittelst desselben die Christen zur Liebe dieser Welt zu verführen. Ebenso hat derselbe in der Kirche Gottes unzählige Verheißungen und viele und mannigfache Arten von menschlichen Rechtfertigungen für die Sünder und Liebhaber dieser Welt vermehrt, oder dieselben benützt, um desto mehr täuschen zu können. Die Christen schmeicheln sich daher durch dieselben, setzen ihre Hoffnung der Seligkeit auf sie, haben keine treue Liebe zu Jesu, dem Gekreuzigten, noch zu ihrem Nächsten und führen durchaus einen fleischlichen Lebenswandel. Ebenso hat der Satan es erlaubt oder dahin gewirkt, daß neue und ersonnene Wissenschaften aufkamen, die auf gleiche Linie mit göttlicher Wissenschaft und noch höher gesetzt wurden, welche ein furchtbares und außerordentliches Ansehen haben. Ferner sind menschliche Ceremonien und Menschengebote ins Unendliche vermehrt worden, und dieselben werden gepredigt und gelehrt und mit großem Ernst befohlen, damit man sie so groß und mit gleichem Ansehen betrachte, wie die Befehle des höchsten Gottes. Es sind ferner viele ungewisse, äußerliche Dinge vervielfältigt worden, welche keine Kraft in sich haben, kein Heil wirken, keine Heiligkeit

des Geistes Jesu, kein Ansehen vor Gott oder in der Schrift haben. Dieselben, da sie an sich neu und ungewohnt sind, vor Menschenaugen glänzen, gleichsam in Erstaunen setzen, außerordentlich angepriesen, empfohlen oder verbreitet werden, nimmt der Pöbel allzueifrig an, verehrt sie, betet sie an, zittert vor ihnen, schreibt ihnen eine große Kraft und Hülfe zu und meint, durch solche äußerlichen Dinge müsse Gott verehrt und gesucht werden. Die Heuchler und vorzüglich die Priester, die da Freunde dieser Welt sind, haben jene Sitte, daß sie die Heiligen Gottes im Himmel überaus hoch erheben und preisen, die heiligen, armen und demüthigen Christen hingegen, die noch mit ihnen hienieden wallen, verachten und verfolgen sie. Die Gebeine der Heiligen im Himmel zieren sie mit großen Kosten, mit Gold, umhängen sie mit Seide, aber die armen Heiligen, die noch mit ihnen auf Erden leben, lassen sie Hunger und Durst, Blöße, Kälte und Frost leiden. Das ist ihre gewöhnliche Art, daß sie die berühmten Männer und verstorbenen Heiligen loben und über die Maaßen rühmen, die berühmten Heiligen aber, die bei ihnen leben, tadeln und ihre rechtschaffenen Handlungen durch Verleumdung in Schatten stellen. Ganz natürlich schätzen die heuchlerischen, weltlichen Priester so gar sehr die Heiligen im Himmel und erheben sie aus dem Grunde, weil sie in deren Namen so viele und bedeutende Güter von dem Christenvolk überkommen, z. B. fette Pfründen, Altäre, allerlei Geschenke, zahlreiche Feste, und eine Menge Gaben anstatt und im Namen der Heiligen besitzen. Aus gleichem Beweggrund erweisen sie den Seelen im Fegfeuer so viele Dienstleistungen und bestimmen das Volk Gleiches zu thun." Matthias von Janow versteht unter dem Weib (Offenb. 17, 6.), das vom Blut der Heiligen trunken ist, die Menge der Heuchler, welche gewöhnlich damals Religiose oder Mönche in der Kirche genannt wurden. „Niemand frißt", fährt er fort, „im eigentlichen Sinn des Worts mehr die Sünden des Volks, als sie; sie essen und werden trunken. Darin zeigt sich deutlich, daß sie trunken sind vom Blut, insofern sie die Sünden des Volks essen und trinken, insofern sie ein müßiges und träges Leben führen, und vielerlei Geschenke und große Gaben für die Sünden in Empfang nehmen, insofern sie

nicht wagen, den Sündern ihre Sünden vorzuhalten, und schwer zu machen; ja sie haben vielmehr mit den Sünden Nachsicht und entschuldigen dieselben; denn sie können nicht wohl den Menschen mißfallen wollen, wenn sie nur darauf Bedacht sind, daß ihnen aus purer Gnade vom Volk etwas zugeworfen werde. Vermöge der gleichen Nothwendigkeit werden sie genöthigt, die Wahrheit und Kraft des gekreuzigten Jesus bei dem Volke zu schänden, und zwar um eine Handvoll Gersten und um ein Stück Brod. Dieß kann dem ordentlichen Priester nicht so leicht begegnen, welcher von einer bestimmten Gemeine seinen Unterhalt, Nahrung und Kleidung empfangen kann. Außerdem müssen sie über jeden Schein von Andacht und Frömmigkeit z. B. über ihre Tempel wachen, die mit großem Aufwand mit allerhand schönem und dem Volk ergötzlichem Geräthe ausgeschmückt sind, so daß alles hübsch und ordentlich vor den Menschen aussieht, damit sie gleichsam vielfältigen und verführerischen Anlaß haben, um vom Volke noch mehr Geschenke, mannigfaltige Gaben zu bekommen. Ferner müssen sie häufige Gebete sprechen, in ihren schönen Tempeln recht prächtig singen, die Messen vermehren rc. Daher finden sich auch bei ihnen prunkvolle Festlichkeiten den Heiligen im Himmel zu Ehren, eine Menge Reliquien von Heiligen, prächtige Gemälde und Bilder, und diese thun große Zeichen und Wunder. Dann ist nicht zu vergessen, daß alles dieß mit vielen Erdichtungen unter dem Volke verbreitet und ausgeschrieen wird, damit die Christen erfahren, wo und wie sie für ihr Heil sorgen können; denn es werden allen Zuströmenden verheißen: großer Ablaß, große Gnaden, die allen Glauben der Menschen übersteigen, die so ächt sein sollen, daß sie von den apostolischen Herren (Päpsten) durch Zeugen und Bullen bekräftigt sind, und somit kann kein Mensch mehr hierüber im Zweifel sein. Wer da widerspricht, oder nicht glaubt, der ladet sich den Zorn Gottes auf; und offenbar würde ein solcher mit Plagen gestraft werden, wie schon Manche, sagen sie, wegen ähnlichen Unglaubens gestraft worden sind. Solcher Dinge sind allzu viele und in bedeutender Menge in der ganzen Kirche Gottes, und dieselben riechen nur nach der Volksgunst; sie haben keine Kraft der Verheißung und der

Frömmigkeit. Jene Menschen treiben mit der Gottseligkeit ein Gewerbe ꝛc.“

Matthias von Janow soll ferner sich für die alte apostolische Sitte und für die Einsetzung des Herrn selbst, daß man dem Volk auch den Kelch beim Abendmahl reichen solle, ausgesprochen haben. Wir sehen jedenfalls, daß das angeführte Kleeblatt wirklich ernste und fromme Männer Gottes gewesen sind, die manche Irrthümer der Kirche kannten und tief betrauerten. Sie suchten auch den rechten Balsam, das alleinige Heilmittel im Evangelium von Christo, dessen Kraft sie an ihrem eigenen Herzen erfahren hatten, und wenn sie auch noch den tiefen Abfall Roms nicht in seinem Umfang erkannten, so sind sie nichts desto weniger als ächte Vorläufer der Reformation und zunächst als Vorläufer eines Glaubenszeugen Huß anzusehen, dessen Geschichte wir nun betrachten wollen.

Johannes Huß.

Wenn Gott irgend etwas Großes in seiner Kirche oder in der Welt ausrichten will, so braucht er nicht selten Werkzeuge von niedriger Herkunft, damit durch diese Wahl hervorgehe, daß der Ruhm allein Ihm, dem Herrn angehöre. So war Luther der Sohn eines armen Bergmann's, ja die Apostel waren meist arme Fischer; auch derjenige Mann, dessen Geschichte wir erzählen wollen, war von geringem Stande. Johannes Huß war geboren den 6. Juli 1373 zu Hußinetz, das nicht weit vom Harzwalde entfernt war. Aus seiner Jugend und Kindheit ist nichts bekannt; seine spätere Bildung erhielt er auf der Universität in Prag. Im Jahr 1396 wurde er daselbst Magister und im Jahre 1398 Professor der Philosophie. Schon frühe zog ihn der Herr mit starken, kräftigen Gnadenzügen zu sich, und er selbst spricht sich (1413) hierüber folgendermaßen aus: „Auch ich war einst in dem süßen Schlummer weltlicher Sicherheit versunken, bis es dem Herrn Jesus gefiel, mich elenden Knecht meiner Begierden, wie einst den Loth, mitten aus dem Feuer Sodoms, wider meinen Willen zu retten, und mich einzuführen in die Wohnung der Leiden, der Schmach und der Verachtung. Da erst wurde ich arm und zerknirscht;

ich betrachtete das Wort Gottes mit Furcht und Zittern, und fing an, die darin liegenden Schätze der Weisheit zu bewundern. Da erst erkannte ich, wie sehr Satan auch den Hohen dieser Welt die Augen verschlossen habe. Nun wurde mein Herz durchdrungen von einem neuen, gewaltigen, beseligenden Feuer, das bis jetzt in mir fortwirkt und desto mehr entzündet wird, je mehr ich im Gebet zu Gott und zu dem gekreuzigten Herrn Jesus mich erhebe." Huß gehörte demnach zu den Armen am Geiste, die ihren ganzen Reichthum bei Gott in Christo suchen und finden. Das Wort Gottes war ihm die einzige Quelle der Gotteserkenntniß; in ihm fand er die große Lehre, daß wir gerecht sind im Glauben an Christum Jesum. Wie wir oben hörten, war Böhmen ein, im Vergleich mit andern Gegenden, reich gesegnetes Land. Die drei Vorläufer Hussen's hatten einen unvergänglichen Samen ausgestreut, der in fruchtbaren Boden gefallen war. Ein Hunger und Durst nach dem Brod und dem Wasser des Lebens war erwacht in tausend Herzen. Es war eine liebliche Frühlingszeit und der Gesang der böhmischen Nachtigall tönte lieblich in den Ohren der Hörer. Der Tag des Herrn fing an zu grauen, und das Gnadenlicht von Golgatha her blickte in die schwarze Nacht herein. Ein frommer Kaufmann zu Prag, Namens Kreuz, der bei Christi Kreuz Frieden gefunden hatte, und ein königlicher Rath, Johann von Mühlheim, ein Mann, wie der Rathsherr Joseph von Arimathia, stifteten eine Kapelle, welcher sie den Namen Bethlehem (Brodhaus) gaben, mit der Bestimmung, es sollte in derselben das Brod des Lebens angeboten und den hungrigen Seelen ausgetheilt werden. Wer war geschickter, das Wort zu predigen in jener Kapelle, als Huß? Er wurde wirklich als Prediger an derselben angestellt (1402), und er verwaltete sein Amt auf eine, einem Knechte Gottes würdige Weise, mit Eifer und Treue. Zugleich wählte ihn Sophia von Baiern, die Gemahlin des Königs Wenzel zu ihrem Beichtvater. Huß war ein Mann von großen Gaben, von bedeutender Beredtsamkeit, und von rechtschaffenem Leben. Dieses Zeugniß gibt ihm selbst Aeneas Sylvius (später Papst Pius II.), und Balbinus, ein Jesuit sagt von ihm: „Seine strengen Sitten, sein ernstes Leben, fern von

allem Genusse, gegen welches Niemand klagen konnte, sein trauriges, abgezehrtes Gesicht, sein, gegen jeden, auch gegen den Geringsten, zuvorkommendes Wohlwollen, predigten gewaltiger, als alle Beredtsamkeit der Zunge."

Ungefähr ums Jahr **1400** geschah durch eine besondere Gnadenheimsuchung Gottes eine große Erweckung in Prag und unter den Böhmen; das Fünkchen wurde zur Flamme, und nun regte sich auch das Gewürm der faulen Kirche. Dazu kam, daß ein gewisser Hieronymus Faulfisch, der in England erweckt worden war, Wikliffe's Schriften und reinere Erkenntniß mit sich nach Prag gebracht hatte. Ein dritter Streiter, Jakob von Misa, welchem der Geist Gottes ebenfalls das Herz gerührt hatte, schloß sich der Sache Gottes an, und so bildete sich ein neues Kleeblatt von Männern, die vereint im Herrn für den Glauben und gegen Rom ankämpften. Hieronymus, ein äußerst begabter, beredter Magister, wirkte, nach dem Beispiel der Apostel, besonders unter dem Volke. Er verfertigte Lieder, welche Schriftwahrheiten und Angriffe gegen das Papstthum enthielten; das Volk lernte sie auswendig, und wurde so bekannt mit der göttlichen Wahrheit. Obgleich nicht Priester, wußte er doch, daß, besonders in Zeiten des Abfalls, jedermann zeugen dürfe von dem Evangelium Christi, und die Seelen zur Buße rufen, und daß jeder Glaubige ein geistlicher Priester vor Gott, eine göttliche Weihe und göttlichen Ruf und göttlichen Beruf habe, Seelen zu retten. Deßhalb zog er in Böhmen und Mähren umher und predigte vor Adel und Volk, sogar einmal in Ungarn vor dem Könige Sigismund, vor dessen Hofe und vor vielen hohen Geistlichen. Hierauf besuchte er die Universitäten in Paris und Heidelberg, wo er ebenfalls die Wahrheit, die er erkannt hatte, frei und öffentlich verkündigte. Widersacher erhoben sich gegen ihn; aber, eingedenk des Worts seines Heilandes, entzog er sich den Nachstellungen der Römlinge durch die Flucht. Im Jahre **1409** ist er wieder in Prag, und **1410** finden wir ihn in Krakau und Ungarn, überall das Wort und Wikliffe's Lehre predigend. Der Bischof von Krakau will ihn fangen lassen; aber er flieht. Indessen bannt ihn Sbinko, der Erzbischof von Prag; Sigismund setzt ihn fest, entläßt ihn wieder, und auch

in Wien entkommt er der Haft. Sbinko, dem der böhmische König Wenzel den Arm zur Ausrottung der Ketzerei nicht leihen mag, geht zum König Sigismund nach Ungarn, um Hülfe zu holen; allein er stirbt unterwegs. Im Jahr **1411** predigte Hieronymus mit großem Ernst gegen die unverschämten Ablaßkrämer des Papstes Johann XXIII. in Böhmen. Er griff den Ablaß, den Heiligendienst, die Priesterschaft, den Papst ohne Scheu an; aber er baute auch immerwährend den Tempel des Herrn durch die Predigt von der freien Gnade. Wir brechen hier ab, um seine Geschichte später wieder aufzunehmen, und geben noch eine kurze Nachricht von Jakob Misa.

Jakob Misa, gewöhnlich Jakobel genannt, stammte aus einem kleinen Städtchen in Böhmen; er war Priester an der St. Michaelskirche in Prag. Er predigte gegen die verderbte Geistlichkeit und er war es besonders, der die Kelchentziehung verwarf und das heil. Abendmahl **1414** unter beiderlei Gestalt austheilte. „Die römische Kirche sieht er als das Antichristenthum an und das deutliche Zeichen des Antichrists," sagt er, „sei, wenn man die apostolischen Gesetze und Einrichtungen ändern wolle; das Evangelium sei der Grund und der Halt von allem, was in der Kirche sich finde." „Wenn bei der Sittenverbesserung," schreibt Jakobellus gegen das Constnitzer Concil, „dem Evangelium Christi nicht geglaubt wird, so weiß man nicht, wem man anders eher glauben soll. Ausflüchte sind es, Entschuldigungen sind es, wenn man den Glauben nicht einfältig bewahren, von Verbrechen sich nicht losreissen will. Denn, wenn alle Engel, wenn die Geister mit aller Welt Zungen predigen, wenn alle Todten, begabt mit Redner-Gabe und Kraft, zum Leben auferweckt würden, wenn dem Auge des Menschen himmlische und irdische Güter angeboten würden, größer, als dieses Alles, ist Christus, ihm muß vor Allem Glauben geschenkt werden." Sein Grundsatz war: „Die Schrift ist die Richtschnur des Glaubens." Er will eine Reformation auf dem Grund der Schrift; aber er will eine solche allmählig durch reine Lehre und Gottesdienst herbeiführen. Die jetzige Priesterschaft, das erkennt er vor Gott, ist eine abgefallene, und er sagt von ihr: „Die ganze Masse von Heuchlern wirkt unter einem Scheine von Religiosität nur zer-

störend, damit die Glaubigen nicht Eins seien in Christo durch die Nachfolge seines Lebens; sie haben über sich ein Haupt, und bilden den Antichrist. Die wahren Priester ziehen nicht Reichthümer ein, das Werk Gottes treiben sie allein. Ein gottloser Priester kann nicht binden und lösen; niemand soll ihm gehorsamen, wenn er wider Gottes Gebot etwas gebietet. Es gibt einen falschen Frieden in der Kirche und dieser besteht da, wo die Priester schwelgen, reich sind und Gewalt ausüben. Im Evangelium ist der wahre Friede, und dieser zerstört den falschen. Jakobel verwirft die katholische Ueberlieferung und das Ansehen, womit die Priester die Wahrheit deuteln und verdrehen. Nur das Evangelium, das vom Herrn und Heiland kommt, soll fest stehen bis an's Ende der Tage, nichts soll an ihm geändert werden. Die Legenden enthalten viele thörichte und alberne Dinge, die man fliehen soll, wie Gift. Indessen läßt Jakob von Misa noch die Verehrung der Heiligen stehen; nur will er, man solle sie auch nachahmen; auch glaubt er noch an die Brodverwandlung, doch mit dem Unterschied, daß er sagt, nur der Glaubige genieße das Abendmahl zum Segen. „Einige Heilige," sagt er ferner, „leben in dieser Welt nach der Weise der Menge; sie erheben sich aber im Geiste und essen und trinken zuweilen auf englische Art den Leib und das Blut Christi geistig und sakramentlich." Dieser Mann Gottes hatte demnach noch manche römische Irrthümer nicht abgestreift; aber im Ganzen war er doch ein Knecht des Herrn, der namentlich das falsche, heuchlerische, blutdürstige Priesterthum durchschaute. Laßt uns nun wiederum zu unserm Huß zurückkehren.

So lange Johannes Huß im Allgemeinen die Wahrheit predigte, und die Geistlichkeit nicht antastete, so ließ man ihn gewähren; er hatte sogar bei einer gewissen Veranlassung den Erzbischof Sbinko auf seiner Seite. In Wilsnack nemlich, in der Priegnitz hatte im Jahr 1383 ein Ritter eine Kirche zerstört, und es blieb noch mitten in den Ruinen ein Altar stehen. Auf demselben wollte jemand drei mit dem Blute Christi gefärbte Hostien gefunden haben. Die Kunde hierin erscholl in der ganzen Umgegend, und nun strömte das Volk aus vielen Gegenden Deutschlands, aus Böhmen, Dänemark, Schweden,

Polen, Ungarn rc. herbei, um das Wunder zu sehen. Natürlich geschahen noch fortwährend Wunder, wie die Römlinge vorgaben. Sbinko sandte **1403** einige Männer hin, unter welchen Huß sich befand, um die Sache zu untersuchen, und diese erklärten sich gegen solche falschen Wunder. Huß wurde durch solch' nähere Bekanntschaft mit Rom's Greueln mehr und mehr in seinem Glauben bestärkt, und sprach sich in einer Schrift, die er über das verklärte Blut Christi abfaßte, unter anderm also aus: „Das größte Wunder, welches das Blut Christi verrichtet, ist, daß es das genugsame Lösegeld für die ganze Menschheit geworden ist, daß er in der ganzen Welt die Macht des Satans besiegt und die Glaubigen von derselben befreit hat." Wir haben bereits gehört, daß der Ritter Hieronymus von Faulfisch Wikliffe's Schriften (**1402**) nach Böhmen gebracht habe, und so ward Huß mit demselben befreundet, auch mit Wikliffe bekannt worden; allein Huß ging seinen eigenen, ihm von seinem Herrn vorgezeichneten Gang. Er prüfte Alles, behielt das Gute; sein innerer Gang war der Gang eines Jüngers Jesu. Eine Wahrheit schloß sich ihm um die andere auf, und, hätte ihn das Concil in Constanz nicht verbrannt, so wäre er gewiß zur ganzen, vollen Wahrheit, gleich einem Luther, durchgedrungen. Im Jahr **1404** kamen zwei junge, eifrige Theologen, Wilissiten nach Prag, und lehrten mit großem Ernste Wikliffe's Lehren; allein es erhob sich gegen sie eine Verfolgung von Seiten der römischen Parthei. Was thaten sie nun? Sie stellten in ihren Wohnungen eine Reihe von Gemälden auf. Auf der einen Seite war der Einzug Christi nach Jerusalem abgebildet, wie er, sanftmüthig und von Herzen demüthig auf einem Esel, als Zions König und Messias durch die Thore der Stadt einzog und seine Jünger ihm barfuß in armer Gestalt folgten. Auf der andern Seite war der Papst abgebildet, wie er in kostbarer Kleidung, mit Pomp und Pracht in Rom einzieht, begleitet von seinen Cardinälen. Hier Christus, mit der Dornenkrone, dort der Papst mit seiner dreifachen Krone. Nichts konnte gewaltiger Wikliffe's Lehre vom Papst, dem Antichrist, und die Lehre Christi predigen, als jene sinnbildliche Darstellung. Man strömte herbei, sah die Gemälde an, erzählte, was man ge-

sehen, und andere Neugierige kamen, und der Eindruck, den diese einfache, aber wahrhafte Darstellung verursachte, war gewaltig. Alles nahm Partei, die einen für, die andern wider, und Huß, der sonst seinen stillen Pfad, ernst und ruhig wirkend, wandelte, mußte sich nun auch aussprechen und Wikliffe gegen die harten Angriffe vertheidigen. Wie Huß, so urtheilte der größte Theil der Böhmen auf der Prager Hochschule; allein die Deutschen waren anderer Meinung. Nun war die Prager Universität in vier Nationen getheilt: Böhmen, Baiern, Sachsen und Polen. Letztere waren meist Schlesier, und jede Nation hatte bei den Beschlüssen, welche man faßte, eine Stimme. Daher erschien **1408** ein Universitätsbeschluß, welcher **45** Sätze, die man aus Wikliffe's Schriften gezogen hatte, geradezu verdammte. Hiedurch sahen die Böhmen ihre Selbstständigkeit gefährdet, und Huß, Hieronymus und die Böhmen, namentlich die böhmischen Adeligen, brachten den König Wenzel dahin, daß er ein Edikt ausgehen ließ, nach welchem die Böhmen drei Stimmen, und die Deutschen zusammen, nur eine haben sollten. Die Deutschen hierüber aufgebracht, verließen Prag, sowohl Lehrer, als Studenten (**1409**). In bedeutender Anzahl zogen sie nach Deutschland, und veranlaßten die Gründung der Hochschule zu Leipzig. Nun stand Huß an der Spitze der Böhmen und trat immer entschiedener hervor. Sbinko seinerseits trat nun gegen Huß auf, und beschuldigte ihn, der nun auch wikliffitische Schriften übersetzte, er leugne die Brodverwandlungslehre. Allerdings hat er sich gegen die abergläubischen Mährchen von der Erscheinung des Bluts Christi ausgesprochen; aber er leugnete nie die wirkliche Gegenwart des Leibes und Bluts Christi. Ferner griff er die weltliche, verderbte Geistlichkeit, und das kirchliche Verderben an, und das war es eigentlich, was ihm zum Haupt-Verbrechen angerechnet wurde. Sbinko klagte in Rom, und Papst Alexander V. (**1409—1410**) ließ im December **1409** eine Bulle nach Böhmen ausgehen des Inhalts: Der Erzbischof solle alle Schriften Wikliffe's sammeln, über seine Anhänger ein Gericht niedersetzen, und alles Predigen in Privatkapellen verbieten. Sbinko war froh hierüber, und verbrannte im Juli **1410** über zweihundert wikliffitischer Schrif-

ten, worunter auch manche von Huß und Jakobel waren, in seinem Palaste. Zugleich verbot er Hussen alles Predigen in seiner Bethlehems-Kapelle, und das hieß nun Oel in's Feuer gegossen. Das Volk verspottete den Erzbischof, und machte sich über seine Unwissenheit lustig. Beim Antritt seines Amtes nämlich mußte er erst noch lesen lernen, und deßwegen war er nicht einmal im Stande, den Inhalt der von ihm verbrannten Schriften zu untersuchen. Es wurde daher ein böhmisches Verslein über ihn von einem witzigen Kopfe gedichtet und unter das Volk in Umlauf gebracht, das, deutsch übersetzt, also lautet:

„Sbinek greift die Ketzer an,
Er, der kaum buchstabiren kann,
Läßt ihre Schriften schon verbrennen,
Eh' er ein Wort hat lesen können."

Huß ließ sich nicht irre machen, er fuhr fort, die Wahrheit zu predigen und erklärte: er werde um ein Stücklein Brodes willen, oder aus Menschenfurcht die Wahrheit, die ihm Gott geoffenbaret habe in seinem Worte, nimmermehr verlassen; sondern, in Hoffnung auf des heil. Geistes Hülfe, dieselbe bis in den Tod vertheidigen. Er hatte somit geweissagt, und ob er gleich noch nicht wissen konnte, was seiner wartete, so mochte er es doch ahnen. Huß setzte indessen seinen Predigerberuf in seiner Kapelle fort, und glaubte, dem Erzbischof Sbinko nicht gehorchen zu sollen. Die Bekehrung so vieler in der Irre herumlaufender Schafe, die nur von Miethlingen gehütet wurden, lag ihm vor allen Dingen am Herzen, und er hatte die völlige Ueberzeugung; wer die Predigt des theuren Evangeliums, die ihm Gott anbefohlen habe, unterlasse, blos, weil er von Menschen gebannt sei, den habe Gott aus seiner Gemeinschaft ausgeschlossen, der Diener Christi müsse der Stimme des Geistes Gottes gehorchen, und den menschlichen Bann geduldig tragen. Einmal wollte man von ihm Wunder fordern, um die Glaubwürdigkeit seiner Sendung zu erweisen; allein er brachte ja keine neue Religion,*) keine neue, noch nicht geoffenbarte Lehre,

*) Wer eine neue Wahrheit des Glaubens auf die Bahn bringt, von dem kann man dreierlei fordern: 1) Seine Lehre muß rein sein,

er predigte Christum, den Gekreuzigten, welchen die Apostel verkündigt hatten; daher erwiederte er treffend: „Die Wahrheit bekennen, und Christo nachfolgen, ist das kräftigste Zeugniß göttlicher Sendung.“ Huß fuhr fort, zu beten, zu dulden und zu zeugen in aller Demuth und mit allem Ernste. Die Gegner der Wahrheit traten ihm entgegen, und er appellirte an den Papst Alexander V., und, nachdem dieser gestorben war, an Johann XXIII. und zwar von dem übel berichteten an den besser zu unterrichtenden Papst. Der Kardinal Colonna citirte ihn nach Rom; allein Huß entschuldigte sich wegen Mangel an Sicherheit, und sandte einen Sachwalter an seiner Statt dahin, der aber kein Recht fand, sondern, nach einem Aufenthalt von anderthalb Jahren, ins Gefängniß gesetzt wurde. Colonna hatte die Excommunikation über den Huß ausgesprochen; allein der König und die Königin, sowie der Adel und die Universität nahmen sich Hussen's an, und nun befahl der Papst eine zweite Untersuchung. Huß unterdessen vertheidigte sich und Wikliffen in mehreren Schriften, indem er sagte: die Bücher der Ketzer seien nicht zu verbrennen, sondern zu lesen, wenn in ihnen die Wahrheit enthalten sei. Der Erzbischof Sbinko selbst wurde durch die gewaltigen Bewegungen eingeschüchtert, oder aber überzeugt, von seinem übereilten Verfahren, und er fand sich bewogen, seine Vorwürfe wegen Ketzerei zurückzunehmen. Im Juli 1411 verstanden sich Huß und Sbinko, sich einem Schiedsgerichte zu unterwerfen, das der König ernannte. Dieses entschied unter anderm, daß der Erzbischof dem Papst Bericht geben solle, es finden sich keine Ketzereien und keine Irrthümer in Böhmen. Sbinko faßte daher ein Schreiben an den Papst ab, das der König Wenzel genehmigte. In demselben heißt es: „Ich kenne keine ketzerischen Irrthümer im Königreich Böhmen, in der Stadt Prag und in Mähren, noch ist jemand irgend einer Sache überführt, weßwegen er eine kirchliche Strafe verdiente. Ich und der Magister Johannes Huß sowohl, als die übrigen Doktoren und Magister der Prager Universität haben uns über

---

er muß die Rechtfertigung durch den Glauben lehren, 2) sein Leben muß musterhaft sein und 3) er muß Wunder thun können.

einige Mißverständnisse und Streitigkeiten, die unter uns entstanden waren, durchaus verständigt. Deßwegen wünsche ich, heiligster Vater, den löblichen Ruf genannten Königreichs, meiner Hirtenpflicht gemäß, zu bewahren, und nehme zu der Gnade Eurer Heiligkeit meine Zuflucht, mit der Bitte, die Excommunication und die daher entstandene Untersuchung aufzuheben." Dieses Schreiben, das Sbinko wahrscheinlich aus Furcht vor dem König abgefaßt hatte, ging indessen nicht ab, da Sbinko schon den 28. September 1411 starb. An seine Stelle trat Albik, der bisherige königliche Leibarzt, der sich um den Streit nicht bekümmerte.

Papst Johann XXIII. war damals in einen Krieg mit Ladislaus, dem König von Neapel, verwickelt, und bei dieser Veranlassung verhieß er in einer Bulle vollkommenen Ablaß allen denjenigen, welche die Waffen gegen denselben ergreifen würden. Unverschämte Ablaßverkäufer zogen umher und verkauften das Himmelreich auch denen, die nur Geld gaben. Huß und Hieronymus, sowie auch andere Männer, waren über dieses Unwesen empört und sogar Paletz, ein Freund, später ein Feind Hussen's, sprach sich entschieden gegen den Ablaß aus; allein bald fing dieser, so wie auch andere, an, bedenklich zu werden, und zog sich zurück. Huß aber kehrte sich daran nicht; sondern hielt eine öffentliche Disputation gegen den Ablaß, während Hieronymus dem Volke predigte, und vor demselben das Unwesen des Ablasses angriff. Die Studenten verhöhnten den Ablaßkrämer öffentlich und rissen ihm seine Waaren aus den Händen. Hierauf verkleideten sie einen aus ihrer Mitte als öffentliche Dirne, hefteten ihm vorn auf die Brust die päpstliche Bulle, setzten ihn auf ein Wägelein und zogen so durch die Stadt. Der verkleidete Student streckte seine Hände aus, als ob er das Volk segnen wollte. Hierauf verbrannten sie auf dem Marktplatz von Prag die Bullen und andere Briefe der Prälaten. Der Papst hielt mit Unrecht den Johannes Huß für den Anstifter dieser unwürdigen Beschimpfung des päpstlichen Ansehens, und drohte, ihn dafür gehörig zu züchtigen. Albik, der Erzbischof dankte jetzt ab (1412) und sein Nachfolger, der bisherige Bischof von Olmütz, Conrad von Vechta ward von

mehrern Seiten, sogar von Gerson aufgefordert, die Ketzerei in seinem Sprengel auszurotten. Hiebei kam ihm der Papst bald selbst zu Hülfe und 1413 verdammte er Wikliffe's Schriften. Es erschien eine päpstliche Bulle, welche über Huß den Bann sprach, und seinen Aufenthalt mit dem Interdict belegte. Als Huß sah, wie ungerecht man gegen ihn verfuhr, appellirte er feierlich von dem ungerechten Richterstuhl des Papstes an den allein gerechten, unbestechlichen Richter, an Jesum Christum, der durch kein falsches Zeugniß getäuscht werden könne. Damals schrieb er auch sein Buch über die Kirche. In demselben sagte er: „Die Kirche bedarf keines andern Oberhauptes, als allein Christi. Die Kirche ist die Gemeinschaft der Erwählten und alle diejenigen, die Christum durch ihren Wandel und durch ihr Bekenntniß verleugnen, welche nicht mit dem heil. Geiste versiegelt sind, gehören nicht zu dieser Kirche." In dieser Schrift greift Huß das ganze römische, verderbte Priesterthum an, und spricht demselben alle Würde ab, das Amt, das die Versöhnung predigt, auf evangelische Weise verwalten zu können. Ja, er faßt nur die unsichtbare Kirche, die ohne Flecken und Runzel ist, in jener Schrift ins Auge, und berücksichtigt nicht genug das Unkraut, das ja auch mit dem Waizen aufwächst, und die faulen Fische, die mit demselben Netz des Evangeliums gefangen werden. Allein wir müssen wohl bedenken; er stand in keiner protestantischen Gemeinde; sondern mitten unter einem furchtbar verderbten Clerus, in einer Kirche, die von der reinen Lehre ganz abgefallen war und die kaum noch einen Schein des gottseligen Lebens an sich hatte.

Inzwischen machte der neue Erzbischof das Urtheil des Papstes bekannt, und vollzog dasselbe. Huß, welcher sich wohl an die Spitze seiner Freunde hätte stellen und trotzen können, wollte lieber um Christi willen sein Ungemach tragen in stiller Geduld; daher verließ er Prag 1413, zog auf das Schloß Kozi in der Nähe des nachmaligen Tabor, und von da begab er sich später in seine Heimath nach Hussinetz. Des Papstes Bann und eines solchen Papstes, wie Johann XXIII. einer war, konnte er nicht achten. Er predigte daher oft auf dem freien Felde, im großen Tempel der Natur, dem Volke, das herbei-

strömte, um das Wort des Lebens zu hören. Er schrieb eine Postille über die Bibel und zwar in böhmischer Sprache, sandte ermunternde, tröstende Briefe an seine theure Gemeinde, worin sein fester Glaube, seine Freudigkeit im Herrn und sein kindlich Gott ergebener Sinn sich lieblich kundgibt. In einem jener Briefe sagt er in prophetischem Geiste: „Weil die Gans*) ein zahmes Thier ist, das sich mit seinem Fluge nicht hoch erheben kann, ihre Schlingen durchbrochen hat, so werden nach mir Falken und Adler kommen, welche durch das Wort Gottes und ihr heiliges Leben sich höher im Fluge hinauf schwingen, und Viele zu dem Herrn Christo fortreissen werden. Das ist die Natur der Wahrheit, daß sie, je mehr man sie verdunkeln will, desto heller leuchtet, je mehr man sie zu unterdrücken sucht, desto stärker sich erhebt."

Inzwischen nahte das Concil von Constanz heran, auf welchem auch die Angelegenheit Hussens entschieden werden sollte. Wir können nicht umhin, die Worte des Märtyrologen Crocius hier anzuführen, welcher den Hergang der Sache beschreibt:

„Im Jahr nach der Geburt Christi 1414 haben Kaiser Sigmund und Papst Johann XXIII. ein Concilium im Schwabenland zu Constanz angesetzt und verordnet. Und hat gemeldter Kaiser etliche Böhmische vom Adel, so bei ihm am Hofe waren, in ihr Vaterland abgefertigt, mit dem Befehl, daß sie Johann Hussen, der heil. Schrift Baccalaureus, mit kaiserlichem, sicherm Geleite gen Costnitz bringen sollten, zu dem Ende, daß er sich daselbst vor dem Concilio verantworte der Anklagen wegen, die über ihn ergangen waren. Um größerer Sicherheit willen, verhieß ihm der Kaiser nicht allein frei sicher Geleit, gen Costnitz zu kommen; sondern auch ohne Gefahr und Hinderniß wieder nach Böhmen zu ziehen. Er verhieß ihm ferner, er wolle ihn in seinen und des heil. römischen Reichs Schutz und Schirm aufnehmen. Darum er ihm denn solch kaiserlich frei Geleit zuschickte in lateinischer und deutscher Sprache, wie folget:

---

*) Huß heißt auf böhmisch eine Gans.

„Wir, Sigmund von Gottes Gnaden, römischer König rc. entbieten allen und jeden Fürsten, geistlichen und weltlichen, allen Herzogen, Markgrafen, Grafen, Freien, Edeln, Herren, Rittern und Rittermäßigen, Knechten, Hauptleuten, Obrigkeiten, Statthaltern, Vorstehern, Vögten, Zöllnern, Rentmeistern und jeglichen Amtleuten der Städte, Flecken, Dörfer, allen ihren Gemeinden und Vorgesetzten, und allen andern des heil. Reichs Unterthanen, Lieben und Getreuen, welchen unsere gegenwärtige Schrift vorkommt, unsere königliche Gnade und alles Guts rc. Ehrwürdige, Durchlauchte, Edle, Lieben und Getreue! Da der ehrsame Johannes Huß, der heiligen Schrift Baccalaureus, und Meister der freien Künste, Vorzeiger dieses gegenwärtigen Briefs, aus dem Königreich Böhmen auf das allgemeine Concilium, so in der Stadt Constanz gehalten werden soll, nächster Tage verreisen wird (den wir auch in unsern und des heiligen Reichs Schirm und Sicherheit aufgenommen haben), so wollen wir denselben Euch allen und jedem insbesondere aus ganzem Gemüth empfohlen haben. Wir begehren von Euch, daß Ihr denselben M. Johann Hussen, so er zu Euch kommen wird, williglich aufnehmen, günstiglich halten und ihm in allem, so zu seiner Sicherheit und Förderung auf den Weg dienen mag, zu Land und zu Wasser, Euren geneigten und guten Willen erzeigen wollet und sollet; auch sollet Ihr ihn mit seinen Dienern, Knechten, Pferden, Wägen, Troß, sammt allen andern ihm zugehörigen Dingen, durch alle Päſſe, Häfen, Brücken, Länder, Herrschaften, Aemter, Gerichtsbezirke, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser und durch alle andere Eure Oerter, ohne einige Bezahlung der Schatzung, des Geleits, Fußgelds, Zolles, Tributs oder anderer Beschwerden, welchen Namen sie haben mögen, frei und ohne Hinderniß durchziehen, stehen, wandeln, still liegen, und frei wieder heimziehen lassen, auch ihm und den Seinen, wo es die Noth erfordern würde, zu freiem, sicherm Geleit verhelfen und sie damit versorgen; Alles zu Ehren und Achtung unserer Majestät. Gegeben zu Speier, im Jahr des Herrn **1414** den **18.** Oktober.“

„Als nun Johannes Huß solche Zusage und so viel Versicherung gesehen und gehöret, hat er dem König wiederum

schriftlich geantwortet, daß er gern und willig zu gedachtem Concilio gen Costnitz kommen wolle. Solches hat er auch am Sonntag nach Bartholomäi zu Prag an allen Kirchthüren der Pfarrkirchen, Stifte und Klöster durch seine angeschlagenen Briefe öffentlich Jedermann in lateinischer, böhmischer und deutscher Sprache verkündet, wie er in allewege bereit sei, gen Costnitz auf's Concilium zu ziehen, und daselbst männiglich seiner Lehre und seines Glaubens Rechenschaft zu geben, mit ernstlicher Vermahnung, wo jemand wäre, der ihn eines Irrthums oder Ketzerei vermeinet zu beschuldigen, derselbe solle sich auch an genannten Ort verfügen, er wolle ihm zu jeder Zeit genugsamen Bericht und Antwort geben.

„Um dieselbe Zeit sandte Johann Huß Boten zum Bischof von Nazareth, der damals vom römischen Stuhl zum Ketzermeister verordnet war, und bat ihn, wenn er jemals einigen Irrthum oder Ketzerei an ihm gespüret habe, so möchte er es ihm öffentlich sagen. Darauf antwortet derselbe Bischof: Er sei öfters mit ihm umgegangen, und habe mit ihm gesprochen, aber ihn nie anders als einen aufrichtigen Mann und frommen Christen befunden. Und davon hat er ihm ein schriftliches Zeugniß mitgetheilt. Darnach, als alle Freiherren der Krone Böhmens versammelt waren im Kloster zu St. Jakob, dabei auch der Erzbischof von Prag war, des Königs Nothdurft zu bedenken, hat Johannes Huß den Freiherrn eine Supplication übergeben, und unterthänig gebeten, sie möchten bei dem Erzbischof anhalten, wofern er ihn einiges Irrthums oder einiger Ketzerei verdächtig hielte, so solle er ihm dasselbe rund unter Augen sagen, er sei erbötig, sich unterweisen und strafen zu lassen, so er aber nichts Strafwürdiges an ihm finde, so möge er ihm ein Zeugniß seiner Unschuld mittheilen, damit er um so sicherer gen Costnitz ziehen könne. Da sprach der Erzbischof vor allen Freiherren, er wüßte Johann Hussen keines Lasters zu beschuldigen, sondern seine Meinung wäre, er sollte gen Costnitz gehen, und sich vom päpstlichen Bann lösen lassen. Endlich haben sich auch alle Prälaten und Geistlichen der Stadt Prag in des Erzbischofs Hof versammelt. Diesen übergab Johann Huß gleichfalls eine Supplication und bat: Wenn jemand unter ihnen, ihn einiges

Irrthums beschuldige, so möchte er entweder selbst oder sein Procurator gehört werden; allein er bekam in dieser Versammlung keine Audienz.

„Nach solchen ergangenen Geschichten hat gemeldter Johannes Huß seinen Weg gen Costnitz zu ziehen sich vorgenommen, am 15. Oktober, an St. Gallen Abend, und sind mit ihm gezogen, als seine verordneten Geleitsleute, die edeln Herren Wenzel von Teuben und Johann von Chlum.*) Als nun Johann Huß auf die Straße kam, ins Concilium zu reisen, da hat er in allen Städten, sonderlich in den vornehmsten, die etwas Namens hatten, öffentlich seine Briefe anschlagen und männiglich seiner Gegenwärtigkeit und seines Erbietens verständigt, durch lateinische und deutsche Schriften, wie er auch zuvor in Böhmen gethan hatte, ehe er ausgezogen, damit er Jedermann vor seinem Abschied genug thun möchte. Wir theilen die Abschrift der Kundmachung, die er in den Städten, durch welche er zog, öffentlich anschlagen ließ, so wie sie in Crocius steht, unsern Lesern hiebei mit. Sie lautet also:

„Johann Huß zieht jetzt gen Constanz, und will da seinen Glauben bekennen, den er bisher gehalten hat und noch hält, und mit dem Beistand des Herrn Christi bis in den Tod halten will. Darum, wie er durch das ganze Reich Böhmen durch seine angeschlagenen Briefe männiglich kund gethan hat, daß er in gemeiner Versammlung des erzbischöflichen Hofes zu Prag seines Glaubens Rechenschaft geben, und vor seinem Abschied (Abreise) einem jeden, der etwas wider ihn vermeinet zu haben, zu Willen sein und genug thun wolle, so thut er auch in dieser löblichen Reichsstadt zu wissen, so ihm Jemand einigen Irrthum oder Ketzerei auflegen oder zumessen will, der mag sich in's Concilium verfügen; denn M. Joh. Huß ist bereit, einem jeglichen, der sich wider ihn setzet, in demselben Concilio seines Glaubens Rechenschaft zu geben."

„Wo nun Huß in die Städte einritt, sonderlich in den deutschen Städten, da lief das Volk mit Haufen herzu, ihm

---

*) Mehrere böhmische Edeln riethen ihm ab, und boten ihm seinen Schutz, allein Huß achtete nicht darauf.

entgegen, als wollten sie ein Meerwunder sehen. Er wurde auch überall, bei den Gastwirthen, von den Bürgern, zuweilen auch von den Pfarrherren und Gelehrten so freundlich empfangen, besucht, gehalten und abgefertiget, daß Huß in seinem Sendschreiben meldet und bekennet, er habe nirgends größere Feindschaft erfahren, als in Böhmen. Und als er Freitags nach St. Gallen-Tag mit gedachten Herren, seinen Begleitern, gen Nürnberg kam, begehrten etliche Pfarrherren heimlich sich mit ihm zu unterreden. Allein er antwortete; er wolle lieber öffentlich mit ihnen von seinem Glauben reden, denn er begehre sein Bekenntniß nicht zu verbergen, noch heimlich zu halten. Derohalben kamen nach der Mittagsmahlzeit etliche Magister zu ihm, unter denselben auch M. Albert, Pfarrer zu St. Sebalden, deßgleichen ein Doktor aus dem Rath zu Nürnberg, sammt vielen ehrlichen Bürgern. Sie hielten mit Johann Hussen bei vier Stunden lang ein Gespräch; endlich aber bekannten und sagten die meisten, ausgenommen ein Doktor vom Carthäuser-Orden und der Pfarrer zu Sebalden, denen solches nicht gefallen wollte: „Fürwahr M. Johann, was wir von euch jetzt gehört haben, ist recht und christlich; wir haben's auch von viel Jahren her also gelehrt und gehalten, halten's auch, und glaubens noch also. Darum, wo nicht andere Dinge gegen euch sind, werdet ihr gewiß mit Ehren vom Concilium wieder heimziehen.“ So schieden sie wieder freundlich von ihm.

„Am zwanzigsten Tag nach seiner Ausfahrt von Prag kam Huß sammt den Seinen gen Constanz. Daselbst wohnte er in der St. Gallen-Gasse bei einer Bäckerin (allernächst bei der Taube), die war eine Wittwe; da ruhet Huß mit den Seinen. Er hatte ein eigen Wägelein, darin er fuhr mit M. Johann, Pfarrer zu Javonitz, seinem Mitbruder; auch ritten die Freiherren, die Begleiter Hussen's so stark, daß sie zusammen bei dreißig Pferde hatten. Nach drei Tagen, als Huß nach Costnitz gekommen war, nemlich den 6. November, begaben sich Herr Johann von Chlum und Herr Heinrich Latzenbock, des Hussen Begleiter, zu dem Papst in die Pfalz, und verkündigten ihm, daß Huß zugegen sei, mit der Anzeige, wie sie ihn in freiem, versiegeltem Geleit des römisch-ungarischen Königs Sigmund

gen Costnitz zu dem allgemeinen Concilium gebracht haben, mit demüthiger Bitte, daß er daran sein wolle und verschaffen, hochgemeldtem König zu Ehren, daß oftgemeldter M. Johann Huß, ohne Beleidigung frei und sicher, ungehindert und ohne alle Fährlichkeit zu Constanz sein und wohnen möchte. Der Papst Johann XXIII. gab zur Antwort: „wenn gleich Johannes Huß seinen leiblichen Bruder erwürgt hätte, so wollte er dennoch, so viel in seiner Macht und in seinem Vermögen stände, keineswegs gestatten, daß ihm einige Schmach oder Unbill sollte widerfahren, so lange er in der Stadt Costnitz wäre, darum sollte er sich nichts, denn aller Sicherheit getrösten und versehen."

„Als nun die zwei ärgsten und grimmigsten Feinde Hussen's, Stephan Paletz aus Böhmen und Michael de Causis von Rom, gen Costnitz kamen (ein dritter M. Stanislaus starb an einem bösen Geschwür, ehe er die böhmische Grenze verließ), vereinigten sie sich wider Hussen, zogen etliche Artikel aus seinen Büchern, liefen von einem römischen Cardinal zum andern, zeigten solche Artikel den Bischöfen, Mönchen, Pfaffen und allen andern, die ihres Anhangs waren, mit dem Bemerken, sie hätten noch viel schwerere Stücke wider ihn vorzubringen, die er gegen den Papst und die römische Kirche geschrieben und öffentlich gepredigt hätte. Auf diese Weise entzündeten sie leicht die Gemüthe aller derer, die sonst Hussen für einen Ketzer verschrieen, und seine Vertheidigung nie gehört, noch gelesen hatten. Hiemit fing der Hohepriester an (besonders weil der König noch nicht in Costnitz angekommen war, und sie alle müssig waren) zu rathschlagen, wie sie Johann Hussen mit seiner Lehre unterdrücken und vertilgen möchten.

„Bald hatten sie einen Rath gefunden auf folgende Art. Den 28. Nov. 1414 verordneten die Cardinäle, welche damals zu Costnitz waren, auf ernstliches Anhalten des Paletz und Michael de Causis, die zwei Bischöfe von Augsburg und von Trient, den Bürgermeister von Costnitz, Heinrich von Ulm und den Ritter Hans Podin ꝛc. Diese kamen zu Mittag um die Essenszeit in die Herberge Hussens, erzählten ihm, wie sie auf Befehl des Papstes und der Cardinäle zu ihm gesandt wären, ihn zu verhören; darum sollte er vor ihnen erscheinen. Huß antwortete

und sprach: „Ich bin nicht darum hieher gekommen, daß ich mit dem Papst und seinen Cardinälen wolle heimlich meine Sache verhandeln; sondern in ganzer, voller Versammlung des Concils; doch will ich mich nicht weigern, vor den Cardinälen zu erscheinen; werde ich von ihnen übel empfangen, so vertraue ich meinem Herrn Jesu Christo, er werde mir Gnade geben, daß ich lieber um seiner Ehre willen den Tod leiden und sterben kann, als daß ich sollte die Wahrheit, die ich in der heiligen Schrift gelernt habe, verleugnen."

Als nun die Bischöfe mit ihrem Begehren ernstlich anhielten, und sich in allewege freundlich erzeigten, (wiewohl heimlich viel gewappnete Männer in die Häuser nächst herumgelegt, ja auch in des Hussen's Haus versteckt wurden) so saß Johannes Huß auf ein kleines Pferdlein, das er bei sich hatte, und sammt Herrn Johann Chlum, folgte er den Bischöfen in die Pfalz nach zu dem Papst und den Cardinälen. Als Huß in das Collegium kam, und die Cardinäle freundlich gegrüßet hatte, redeten sie ihn an und sprachen: „Meister Hans Huß, wir haben gar viel von dir gehört, welches, so es wahr ist, mit nichten zu dulden wäre; denn man sagt, du habest die allergrößten und offenbarsten Irrthümer wider die Lehre der wahren Kirche gelehret und durch das ganze böhmische Reich verbreitet. Darum haben wir dich hieher, vor uns berufen lassen, um mit dir zu reden, ob dem also sei, wie man sagt." Hierauf gab Johannes Huß zur Antwort und sagte: „Hochwürdige Väter, E. W. soll wissen, daß mein Herz also stehet, daß ich lieber wollte sterben, denn daß ich eines einzigen Irrthums, geschweige vieler, wissentlich sollte beschuldigt werden. Ich bin darum desto lieber auf das allgemeine Concilium gekommen; denn ich bin bereit, wofern ich eines Irrthums in Wahrheit kann überwiesen werden, demüthig Strafe zu leiden und mich zu bessern." Da antworteten die Cardinäle und sprachen: „Wohlan deine Rede gefällt uns wohl." Mit diesen Worten gingen sie wieder fort, und ließen Huß allda unter den Gewappneten und Geharnischten allein, und Johann Chlum bei ihm.

„Unterdessen stellte man heimlich einen Barfüßer Mönch an, einen verschmitzten Kopf und boshaften Heuchler, der kam zu

Huß mit verstellter Demuth und Einfalt, und begehrte von ihm zu wissen, ob er nicht gelehrt hätte, daß im Sakrament des Altars nach der Einsegnung natürlich Brod übrig bliebe? Er war mit einer Antwort nicht zufrieden, und wiederholte eine Frage etliche Male. Darüber wird Johann von Chlum ungeduldig und straft den unverschämten Heuchler. Aber er ließ sich das nicht anfechten; sondern legte Hussen eine andere Frage vor, mit Bekenntniß seiner Einfalt und Unwissenheit: Er fragte ihn nämlich über die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo. Da wendet sich Johannes Huß zu Herrn v. Chlum und sagt auf Böhmisch zu ihm: „Fürwahr, der Mönch ist nicht so dumm, als er sich stellt: denn er legt mir eine sehr schwere Frage vor." Er wendet sich deßhalb zum Mönch und spricht: „Bruder, du sagst, du seiest schlecht und einfältig; aber, wie ich höre und verstehe, so bist du nicht einfältig, sondern ein zwiefacher Schalk." „Ach, mein lieber Herr," sprach der Mönch, „das däucht euch nur so." Huß antwortete: „Ich will Dir's beweisen, daß dem also sei: zur Einfalt des Menschen in Dingen des äußerlichen und innerlichen Lebens gehört, daß der Verstand, das Herz und der Mund übereinstimmen. Das aber kann ich bei dir nicht finden; denn mit dem Mund nimmst du eine große Einfalt an, indem du sagst, du seiest ein unwissender Tropf; in der That bezeugst du offenbar, daß du einen subtilen, hohen und verschmitzten Verstand hast, dieweil du mir eine sehr schwere Frage vorlegest." Deßwegen erklärte ihm Huß kurz seine Meinung und ließ den Heuchler hinziehen. Als der Mönch weggegangen war, sagten die geharnischten Männer, der Mönch hieße M. Didacus und werde für den größten Theologen in der Lombardei gehalten. Johann Huß und Joh. von Chlum wurden in Verwahrung gehalten bis gegen Abend um vier Uhr. Da kamen die Cardinäle wiederum zusammen in des Papstes Hof, um zu berathen, was mit Huß zu thun sei. Es waren mit ihnen Paletz und Michael de Causis, Hussens größte Feinde und Ankläger. Diese hielten gar ernstlich und allewege an, daß man Huß nicht wieder ledig lasse. Gegen Huß selbst betrugen sie sich wie Unsinnige, lachten seiner und sagten: „Ha, ha, ha, jetzt haben wir dich in unserer Gewalt und in unsern Händen,

daraus du nicht entkommen wirst, bis du auch den letzten Heller bezahlst." Bei angehender Nacht auf den Abend ward des Papstes Hofmeister zu Johann von Chlum gesandt, ihm zu sagen, er möge jetzt nur wieder in seine Herberge gehen; denn mit Huß werde man etwas anders vornehmen. Johann von Chlum ward zornig, tief bewegt und betrübt, daß sie den frommen, unschuldigen Mann mit erdichteten, falschen Worten in solche Gefahr geführt hätten. Er eilt zu dem Papst, ermahnt ihn seiner Zusage eingedenk zu sein; ferner soll er das freie, sichere Geleite des römischen Königs nicht also liederlich brechen &c. Der Papst entschuldigt sich und sagte zu Johann von Chlum: „Was ist's, daß ihr mir die Schuld geben wollet, so ihr doch wisset, daß ich selbst in dieser Cardinäle Gewalt bin?" Johann von Chlum ging traurig fort, und beklagte sich vergeblich manchen Tag über die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit des Papstes." Bis hieher Crocius.

Huß ward nun in dem Hause des Domherrn des hohen Stifts zu Constanz in Verwahrung gehalten, doch die Haft war anfangs ziemlich gelinde. Es durften seine böhmischen Freunde ihn besuchen und es war ihm möglich, Briefe nach Böhmen zu schreiben; er konnte Schriften verfassen, und er zeigte im Anblick des Märtyrerthums einen großen Glaubensmuth, und wenn auch zu dem noch körperliche Leiden, welche das Gefängniß ihm verursachte, ihn niederdrückten, so war und blieb er getrost in seinem Gott und im Glauben an seinen Heiland. Gleich zu Anfang seiner Haft verfiel er in eine schwere Krankheit, allein er hatte immer noch Glaubens-Kraft genug, um die Seinen zu trösten, und liebende, ermunternde und ermahnende Briefe schrieb er seinen geliebten, verwaisten Böhmen. Er schrieb ihnen, sie sollten nicht ihn hören, nicht auf ihn bauen; sondern auf die Schrift, von der in ihr geoffenbarten Wahrheit sollten sie nicht lassen, wenn auch die Welt das Wort des Heils verfolge, es sei zu allen Zeiten verfolgt worden, besonders von falschen Priestern und Pharisäern. Die Barone ermahnt er, sie sollten die falschen Priester meiden, die evangelischen schützen und schirmen. Der Glaube solle thätig werden in ihrem Leben, und sie sollen sich erinnern, was sie von ihm gelernt hätten, denn er

habe, so viel ihm bewußt sei, nie etwas gesagt, was wider Gottes Wort sei. Zugleich rühmt er, daß allerdings der Glaube schon seine Früchte im Lande Böhmen getragen habe, denn es herrschen dort bessere Sitten, als anderwärts. Er dankt allen für die ihm erwiesene Liebe, besonders dem König, der Königin und den Baronen..

Michael de Causis, ein feiler Mensch, welcher wegen verübter Betrügereien aus Böhmen verjagt worden war, hatte dem noch schlechteren Papst, Johann XXIII. eine Schrift eingegeben, welche die Ketzereien des Huß enthalten sollte. Sie bestanden aus folgenden Sätzen: „1) Die Kirche besteht nicht aus dem Papste, den Cardinälen und den Bischöfen; sondern aus denen, welche die Schrift die Auserwählten nennt. 2) Die Kirche solle keine weltliche Macht besitzen; man solle ihr dieselbe entziehen. 3) Die apostolische Gewalt ist etwas ganz anders, als das, was Rom dafür ausgibt. 4) Alle Priester sind einander an Würde gleich; niemand kann die Predigt verbieten. 5) Huß leugnet die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sakrament des Altars,“ was indessen eine Unwahrheit war.

Es wurde kurz nach seiner Gefangennehmung eine Untersuchungs-Commission, aus drei Bischöfen, niedergesetzt, welche Stellen aus Hussen's Büchern, besonders aus seinem Buch „über die Kirche“ sammelten. Ein Vertheidiger oder Anwalt, den sich Huß erbeten hatte, ward ihm verweigert. Endlich traf Sigismund in Costnitz ein. Er hatte schon früher den Befehl gegeben, man solle Huß frei geben, und, im Verweigerungsfalle von Seiten seiner Feinde, den Kerker erbrechen; allein die Priesterfürsten suchen ihm zu beweisen, daß man einem Ketzer kein Wort zu halten verpflichtet sey; Sigismund glaubte ihren listigen, gewissenlosen Grundsätzen, und opferte den gerechten Mann seinen Feinden, weil er hoffte, wenn er den Pfaffen etwas nachgebe, so werden sie die Einheit in der Kirche, (denn es regierten ja damals drei Päpste) wiederherstellen und ihm die Kirche reformiren helfen; aber er täuschte sich. In Böhmen war man indessen nicht still. Es liefen drei Schreiben von böhmischen und mährischen Rittern und Baronen an Sigismund ein. Bitter klagten sie, daß er sein königliches Wort gebrochen habe, und

den Johannes Huß im Gefängnisse schmachten lasse; sie fordern, daß man ihn frei lasse, und ihn öffentlich verhöre; allein die Kirchenversammlung ergreift nur um so strengere Maaßregeln*) und Huß wird in dem Dominikaner-Kloster eingeschlossen zu Anfang

---

*) Das Concil war nicht nur zusammengekommen, um die Ketzer auszurotten, sondern auch um die Kirchenspaltung aufzuheben und die Kirche zu reformiren. Damals war nemlich die christliche Welt unter drei Päpste getheilt, unter Gregor XII., Benedikt XIII. und Johann XXIII. Letzterer, welcher Huß hatte einkerkern lassen, war ein abscheulicher Mensch. In seiner frühsten Jugend hatte er sich durch Unfläthereien, Hurerei, Lügen, Betrug und Ungehorsam gegen seine Eltern einen Namen gemacht. Später war er Seeräuber, dann Student in Bologna, wo er, anstatt etwas zu lernen, ganze Nächte in wilder Zügellosigkeit zubrachte. Später machte ihn der Papst Bonifacius IX. zum Oberhelfer. Als solcher verkaufte er Kirchengüter, beging allerlei Betrügereien, spottete der Beraubten und Geplünderten und trieb Wucher. Hierauf kaufte er mit seinem Gelde, das er mit Betrug erworben hatte, die Cardinalswürde, wurde Legat von Bologna, belagerte die Stadt, die sich damals gegen den Papst empört hatte, nahm sie ein, uud ließ eine ungeheure Menge Menschen hinrichten, blos weil sie Geld hatten, trieb eine Steuer von Huren ein, nothzüchtigte mehr, als zweihundert Nonnen, Weiber und Jungfrauen, trieb sein hurerisches Leben in Rom fort, lebte im Ehebruch mit der Gattin seines leiblichen Bruders, vergiftete seinen Vorgänger, den Papst Alexander V., so wie dessen Arzt. Er wurde nun Papst durch Bestechung; er verschacherte jetzt die Kirchen-Aemter an seine unehlichen Kinder und an Laien. Er war ein Gottesleugner, und glaubte an keine Unsterblichkeit; er war einer der verruchtesten Menschen, die je die Sonne beschienen hat. Als Johann auf das Constanzer-Concil zog, so fiel der Schlitten auf dem Arlenberg in Tyrol mit ihm um, und der saubere heil. Vater ward unsanft in den Schnee geworfen, da rief er aus: „Hier lieg' ich ins Teufels Namen! Warum bin ich nicht in Italien geblieben.“ Hierauf kam er in ein enges Thal. Er rief abermal: „So fängt man die Füchse.“ Das Concil setzte alle drei Päpste ab. Johann XXIII. floh, wurde aber wieder eingefangen. Das Concil wollte auch reformiren; aber es blieb bei leeren Worten. Verbrannte man doch den Mann, der im rechten Sinne reformiren wollte. Man sollte zwar meinen, eine Kirchenversammlung von 1800 Priestern, 22 Cardinälen, 3 Patriarchen, 20 Erzbi-

des Jahres 1415. Hierauf folgt abermal ein scharfes Schreiben böhmischer Edeln an Sigismund. Sie fragen den König, was aus Treue und Glauben, aus seinem fürstlichen Worte werden solle, wenn er Huß nicht frei gebe. Auch polnische Edle in Costnitz nahmen sich Hussen's an. Die Commission hatte inzwischen in Hussen's Schriften siebenundvierzig Ketzereien gefunden, und Huß wird oft von Deputirten besucht; man macht ihm Versprechungen, wenn er widerrufe; allein Huß wollte lieber sterben, als eine Ehrenstelle mit Verletzung seines Gewissens erkaufen. Im Monat April 1415 wird er durch Johann XXIII. auf die Festung Gottleben gebracht, wo später derselbe Papst gefangen saß, und immer härter behandelt. Die Synode, welche sich jetzt als oberste Richterin und Behörde in der Kirche erklärt hatte, verdammte auf's neue Wikliffe und seine Lehre. Unterdessen verlebte Huß jetzt eine schwere, prüfungsvolle Zeit in seinem Gefängnisse. Er hatte allerlei schwere Träume, das Concil verlangte von ihm, er solle jeden seiner Lehrartikel einzeln widerrufen; allein er will von seinen Feinden Schriftbeweise und diese können sie nicht vorbringen. Paletz besuchte ihn oft, um ihn umzustimmen und andere Besuchende suchten Geld bei ihm; wiederum Andere, wie der Cardinal von Ostia gingen milder und sanfter zu Werke; allein nichts, nichts konnte ihm einen Widerruf abzwingen, und der Herr war seine Stärke. Die böhmischen Edeln, besonders Johann von Chlum, dringen darauf, man solle Huß öffentlich verhören, und sie hoffen noch, es möchte Gerechtigkeit und Billigkeit bei der Kirchenversammlung obwalten, allein sie täuschten sich; denn man kannte nur zwei Worte: „Widerrufe oder stirb!“ Huß sollte Alles widerrufen, was man gegen ihn klagte, und wenn es auch nicht in seinen Schriften stand. Endlich wurde ihm doch ein öffentliches Verhör zugestanden, obgleich die

---

schöfen, 92 Bischöfen, 124 Aebten und vielen Doctoren hätte doch etwas reformiren sollen; aber das Einzige, was sie thaten, war, daß sie das Concil über den Papst hinaufsetzten. Man bedenke ferner, was für ein Geist die meisten Glieder jener Versammlung beherrschte, wenn die Geschichte berichtet, es seien auch 346 Schauspieler und Gaukler und nicht weniger, als 700 Huren daselbst gewesen.

Prälaten dasselbe zu umgehen und zu verhindern suchten; denn Sigismund wollte es; der Gefangene wird nach Costnitz gebracht. Vier Bischöfe, begleitet von den Baronen Chlum und Dubna, begaben sich zu Huß, und suchen abermal einen unbedingten Widerruf von ihm zu erhalten. Sogar Chlum ermahnt ihn, er solle nachgeben; wenn er sich eines Irrthums bewußt sei; wenn er aber der Ueberzeugung sei, er habe die Wahrheit bekannt, so soll er fest auf seiner Meinung beharren. Huß entgegnete seinem treuen Freunde mit Thränen: „Habe ich etwas gelehrt, was wider die Schrift streitet, so will ich gern widerrufen." Einer der Bischöfe schrie im Zorn: „Er will also klüger sein, als das ganze Concil!" Huß entgegnete mit Würde: „Dem Niedrigsten im Concil will ich mich unterwerfen, so bald er mich mit der Schrift widerlegt." Der Bischof wußte nichts zu sagen als: „Wie hartnäckig ist er doch in seiner Ketzerei." So endigten die Ereignisse dieses Tages. Erst am folgenden Tage fand das Verhör Statt. Chlum und Dubna begleiteten ihren Freund Huß, und der Kaiser selbst war zugegen. Es wurde ihm ein Artikel über das Abendmahl vorgelesen. Auf einmal erhob sich ein wilder Lärm und ein furchtbares Toben und niemand verstand sein eigenes Wort. Eine saubere Versammlung, und doch hatte man, wie dieß bei Eröffnung eines Concils der Fall ist, den heil. Geist über die Versammlung angerufen. Huß suchte zu reden, aber er wurde überschrieen; jetzt schwieg er, und nun schrieen sie: „Sehet, der Ketzer schweigt, er ist überwiesen; was bedürfen wir weiter Zeugniß?" Dem Tumult machte endlich Sigismund ein Ende, indem er Ruhe gebot.

Des andern Tages, den 7. Juni herrschte etwas mehr Anstand, aber doch noch viel Verwirrung. Man wirft ihm vor, er lehre über das Abendmahl, wie Wikliffe. Huß verneint dieß, und man läßt endlich diesen Artikel fallen. Da fängt ein böhmischer Priester, Johannes Protiwa, an zu schreien: Huß habe den heil. Gregor einmal einen Narren gescholten; man wollte wieder einen rechten Lärm beginnen, damit nichts untersucht werden könnte; indessen gelingt es dieß Mal nicht.

Der Cardinal von Florenz las nun den Artikel vor, Huß habe die wikliffitischen Ketzereien in Böhmen gelehrt; denn er

habe ja die Verbrennung der Bücher Wikliffe's nicht gebilligt. Huß erklärte sich folgender Maßen: Allerdings habe er die Verdammung mehrerer wikliffischen Sätze nicht gebilligt, weil sie rechtgläubig seien; hiezu gehören die Sätze: Der Papst sei keine weltliche Macht, ein unwürdiger Priester vollziehe das Sakrament zum Schaden seiner Seele rc. Huß konnte selten aus reden. Er habe, fuhr er fort, immer darauf bestanden, die angeblichen wikliffitischen Ketzereien sollten aus der Schrift erwiesen werden; wegen der Freiheit der Predigt habe er an den Papst Alexander V. und an Johann XXIII. appellirt, und nachdem seine Procuratoren in Rom zwei Jahre auf ein Verhör gewartet und keines erhalten hätten, so habe er an Jesus Christus selbst appellirt. Da fuhren die hochweisen Herren auf, und fragten, ob man denn an Christus selbst appelliren könne? Huß sagte: „Ja, denn Christus ist der oberste Richter der christlichen Welt.“ Hierauf erhob sich ein schallendes Gelächter im Saale. Huß sprach von dem jenseitigen Leben und meinte, Wikliffe werde wohl nicht unter den Verdammten sich befinden, und er hoffe auch dahin zu kommen, wo derselbe sei. Da lachten die ehrwürdigen Leute wieder aus vollem Halse. Sie beschuldigten Huß, er habe gesagt, es seien zur Bekräftigung der Wikliffe'schen Lehre Wunder in England geschehen, er habe das Volk zu den Waffen gegen den Clerus gerufen, er sei Schuld an dem Streite zwischen Sbinko und Wenzel gewesen, er sei Ursache, daß die Deutschen Prag verlassen haben. Dabei führen sie meist an, es habe dieß Jemand gesagt, und wenn man fragte, wer dieser Jemand sei, so hieß es: „Er ist gestorben.“

In einem zweiten Verhör versuchen sie abermal den Huß zum Widerruf zu bringen; allein vergeblich. Der Kaiser ist ganz gegen ihn eingenommen, er opfert ihn dem Haß seiner Feinde auf, er will die Sache schleunig zu Ende bringen, will keinen Krieg mit den Pfaffen; daher verschließt er sein Ohr gegen die Wahrheit und unterdrückt die leidende Unschuld. Er hält selbst eine Rede an Huß, und befiehlt ihm, sich den Priesterfürsten zu unterwerfen, dann werde er sorgen, daß er mit einer leichten Strafe davon komme; wo nicht, so werde er seines Irrthums und seiner Hartnäckigkeit keineswegs schonen, sondern mit seinen

eigenen Händen eher das Feuer anzünden, als daß er seinen Starrsinn länger dulden werde. Huß erwiederte demüthig, er sei ja nicht hartnäckig; sondern sei nur deßwegen auf die Kirchenversammlung gekommen, um belehrt zu werden. Huß äußert sich über diesen Tag hoffnungsvoll: „Zwei Artikel", sagt er, „hat man fallen lassen, und ich hoffe von Gottes Gnade, man werde noch mehrere fallen lassen. Sie schrieen allesammt, wie die Juden gegen Jesum. O, würde man mich nur hören wollen, damit ich auf ihre Beweise, womit sie die in meinen Traktaten enthaltenen Artikel bekämpfen, antworten könnte; ich glaube, viele Schreier müßten schweigen!" Den Tag darauf wird Huß abermal verhört; allein es geschah nichts. Paletz sucht mit ihm zu streiten, kommt aber nicht weit. Andere hören ihn, aber widerlegen ihn nicht; sondern achten ihn der Ketzerei überwiesen, und die ganze Sache abgethan. Die Kirchenversammlung hatte Auszüge aus Hussen's Schriften verfertigen lassen, namentlich aus seinen Schriften über die Kirche gegen Stephan Paletz und Stanislaus Znoyma. Die sogenannten Ketzereien wurden an verschiedenen Stellen mit andern Worten wiederholt, damit ihrer recht viele werden, und damit das Volk erfahre, wie groß der Ketzer sei, den man mit Recht verbrennen müsse. Dießmal wird nur einige Male getobt; denn man sah Huß nun als besiegt und überwiesen an, und, ob man ihn gleich nicht überführt hatte, so schrie man ihm doch am Schlusse des Verhörs zu: „Du bist überwiesen! widerrufe!"

Die Artikel, welche als Ketzereien aus Hussen's Schriften gezogen worden waren, waren zum Theil verdreht, und es wurden ihm, unter anderm, Irrthümer Schuld gegeben, welche er gar nicht hatte. Sie betrafen die Papstgewalt, welche allerdings Huß verwirft, und die Geistlichkeit, von der unter anderm der Artikel vorgelesen wird: „Wer nicht auf dem Wege des Herrn wandelt, wen Geiz und Habsucht beseelt, wer die Heerde plündert, der ist nicht ein Nachfolger des Herrn, sondern Judas, der Verräther." Die saubern Väter brechen hiebei in ein lautes Gelächter aus. Ein anderer Artikel hieß: „Cardinäle, welche nicht apostolisch leben, sind die Nachfolger der Apostel nicht." Der achtzehnte: „Ketzer sollen nicht verbrannt

werden." Hiebei bemerkte Huß: „Die Priester waren Pharisäer, welche die Fürsten drängten, Unschuldige zu verbrennen." Nun wurde wieder getobt. Es sollte Huß gelehrt haben, ein Prälat, ein Fürst, welcher eine Todsünde begangen habe, sei kein solcher mehr. Huß nannte dieß eine Verdrehung, und erklärte sich dahin: „So wie der nur ein rechter Christ sei vor Gott, welcher nicht der Todsünde schuldig sei, so sei auch der Prälat oder Fürst nur ein wahrer und christlicher Prälat oder Fürst vor Gott, der sich nicht der Todsünde ergeben habe." Paletz erwiederte, „man brauche gar kein Christ zu sein, und man könne doch ein rechter Prälat oder Fürst sein." Der letzte Artikel stellte als Ketzerei Hussen's Meinung auf, daß die Verbrennung der Bücher Wikliffe's gegen die Vernunft und das Recht sei. Als Huß gegen die Papstgewalt sprach, führte er einmal an: „Sehet die Kirche hat jetzt keinen Papst, und doch hält sie der Herr zusammen," da brachen sie wieder in ein gellendes Gelächter aus.

Nachdem nun dem Zeugen der Wahrheit diese Artikel vorgelesen worden waren, so stand der Cardinal von Cambray auf und sprach: „Zwei Wege stehen ihm offen: Unbedingte Unterwerfung unter das Concil, oder weitere Untersuchung. Er warnt ihn vor letzterem Wege; allein Huß verlangt letzteres und wünscht belehrt zu werden. Hierauf schreit das Concil: „Sehet den Ketzer, er verlangt Belehrung! Nicht belehrt sollst du werden, sondern zurechtgewiesen!" Huß antwortete: „Sie mögen's nennen, wie sie wollen, Belehrung oder Zurechtweisung; nur die Sache wolle er, Untersuchung." Allein niemand will ihn zurechtweisen; man will jetzt nur Widerruf, selbst Sigismund. Andere schrieen: „Die Ketzergesetze erlauben keinen Widerruf eines Ketzers; verbrennen solle man ihn ohne weiteres." Huß weigert sich des Widerrufs, und nun meint Sigismund, er müsse verbrannt werden. Huß wird ins Gefängniß abgeführt. Sein bis in den Tod treuer Gefährte Johannes von Chlum eilte ihm nach und drückte ihm die Hand. „O, wie stärkte es mich", schrieb er an Chlum, „daß ihr mir, dem vor der ganzen Welt verabscheuten Ketzer in Ketten, die Hand zureichtet!"

Nun gönnte ihm der Herr, sein Heiland, einige Ruhezeit,

in welcher er sich auf seinen nahen Märtyrertod vorbereiten konnte. Dieser Stillstand kam daher, weil Sigismund sich noch nicht recht entschließen konnte, den Ketzer verbrennen zu lassen. Der Herr stärkte Huß, und gab ihm den Trost, dessen er bedurfte in seinen Leiden. Schon früher hatte er einen tröstlichen Traum, der ihn ahnen ließ, daß die Wahrheit doch noch glorreich siegen werde. Es träumte ihm nämlich, der Papst habe alle Bilder Christi und der Apostel in seiner Bethlehems-Kapelle vernichtet; allein am folgenden Tage habe eine große Anzahl Maler andere mehrere und weit schönere Bilder gemalt.

Johannes Huß erwartete nun nichts anders mehr, als den Tod. Er bestellte daher sein Haus; nahm von seiner geliebten Gemeinde brieflich Abschied. Er bat sie, nicht im Schlechten ihm nachzufolgen, so sie solches von ihm gehört und gelesen hätten; sondern Gott um Vergebung für ihn zu bitten. Auch seinem geliebten Schüler, dem Magister Martin, schrieb er und ermahnte ihn väterlich mit den Worten: „Fürchte den Tod nicht, wenn du mit Christo leben willst.“ Den Lehrern und Studenten in Prag empfahl er, nur Gottes Ehre im Auge zu haben, einander herzlich zu lieben, für sein theures Bethlehem zu sorgen. Zugleich spricht er die Ueberzeugung aus, wie er die Wahrheit aufrichtig gewollt habe, allein weit entfernt von der Meinung sei, als könne er nicht irren. Den böhmischen Rittern, seinen Freunden und Beschützern, gibt er folgende Ermahnung: „Bei der Barmherzigkeit Jesu Christi sagt euch los von den Eitelkeiten dieser Welt, und dienet dem ewigen Könige, dem Herrn Christus.“ Alles wurde versucht ihn zum Widerruf zu bringen. Wohlmeinende Männer bitten und dringen in ihn; er aber bleibt fest. Ein frommer Abt kam zu ihm, und gab zu, er glaube allerdings, man habe ihm Vieles aufgebürdet, was er nie gedacht habe; allein er solle sich doch in allen Stücken dem Concil unterwerfen. Huß antwortete: „Weil ich an Christus, den mächtigsten und gerechtesten Richter appellirt, und ihm meine Sache vertraut habe, so stelle ich es seinem heiligen Richterspruche anheim; denn ich weiß, daß er nicht nach falschen Zeugnissen, nicht nach irrthumsfähigen Kirchenversammlungen, sondern nach Wahrheit und Verdienst die Menschen richten wird.“ Auch

Paletz kam wieder zu ihm in seinen Kerker, und drang in ihn, er möchte widerrufen und sich dessen nicht schämen. Huß erwiederte: „Verurtheilt zu werden und auf dem Scheiterhaufen zu sterben, ist doch gewiß eine größere Schande; aber wie könnt ihr mir rathen, etwas gegen mein Gewissen zu thun?" Paletz weinte und ging. Seine alte Liebe zu Huß scheint wieder in seinem Herzen rege geworden zu sein; und sein Gewissen mag ihn angeklagt haben über seine Sünde gegen seinen alten Freund.

Am schönsten erhellt die Gesinnung des Johannes Huß aus seinen Briefen. Da sieht man, wie nicht der Rausch einer schwärmerischen Begeisterung, eines falschen Eifers, eines unzeitigen Durstes nach dem Märtyrerthum ihn beseelten, sondern ruhiger, besonnener Glaubensmuth gepaart mit einer Demuth, die jeder Belehrung aus der Schrift sich offen zeigt, und bereitwillig ist, Schriftgründen sich zu unterwerfen. Huß schrieb damals den 23. Juni: „Des Herrn Macht ist nicht verkürzt, der den Petrus durch einen Engel aus dem Kerker führte. Aber immer geschehe des Herrn Wille! der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem soll ich mich fürchten? Selig seid ihr, so euch die Welt hasset, groß ist dann euer Lohn im Himmel: ein Wort des Trostes, leicht zu verstehen; aber schwer im Leiden zu erfüllen. O theuerster Christus, ziehe uns Schwache dir nach, denn, wenn du uns nicht ziehst, so können wir dir nicht folgen. Verleihe mir einen starken, willigen Geist, und wenn das Fleisch schwach ist, so komme deine Gnade uns zuvor; sie begleite, sie folge; denn ohne dich können wir nichts thun, und am wenigsten in den grausamen Tod gehen." Im Angesicht des Todes schreibt er noch an seinen jungen Freund Peter von Mladonowitz:

„Der allmächtige Gott sei mit Euch, und gebe Euch seinen reichlichen Segen für alle die mir so oft erwiesenen Wohlthaten. Laßt es nicht zu, daß der edle und tapfere Ritter Johann (Chlum), mein bester und allergetreuster Freund, um meinetwillen, der ich ohnehin nach dem Fleisch schon todt bin, auf die eine oder die andere Weise Gefahr laufe. Um dieses wollte ich besonders dich, mein lieber Peter, recht inständig gebeten haben. Lebe nach den Vorschriften des Wortes Gottes; seid rechtschaffen und haltet Gottes Gebote, wie ich euch gelehrt habe, und wozu

ich Euch schließlich ermahne. Dem König, meinem allergnädigsten Herrn, danke ich für seine mir mildreichst erwiesenen Gutthaten. Grüßet in meinem Namen all' euer Hausgesinde und die übrigen Freunde, die ich allhier nicht nenne; weil Ihr sie ohnehin kennet. Meine Lieben! Betet für mich, so wie ich für Euch zu Gott bete. Durch ein solches gemeinschaftliches Gebet werden wir hoffentlich alle, mittelst der Gnade von oben in das Reich Christi kommen. Amen! Geschrieben im Kerker, da ich das Todes-Urtheil stündlich erwarte. Ich werde um des Wortes Gottes willen leiden, und ich leide recht gern. Doch wollte ich Euch, und zwar um Gottes willen, gebeten haben, alle Eure Mühe anzuwenden, damit die Heiligen d. h. die würdigen Diener des göttlichen Wortes nicht verfolgt und tyrannisch behandelt werden. Dieß ist das letzte, um was Euch bittet

Magister Huß,

in der Hoffnung ein Knecht Christi.

Peter, mein allerliebster Freund! behalte den Pelz zum Andenken. Du aber, Heinrich, lebe wohl sammt deiner Hausfrau, ich danke Euch für alle Gutthaten mit verbindlichstem Herzen. Gott wird es dir ersetzen, und dich reichlich dafür segnen. Lebet wohl!"

Am 6. Juli, dem Geburtstag des Johannes Huß, wurde er aus seinem Kerker in die Domkirche geführt, und an einen erhabenen Ort gestellt. Die ganze Kirchenversammlung nebst Kaiser und Reichsfürsten waren anwesend; damit alles das Ansehen einer heil. Handlung erhalte, las man zuvor die Messe. Jakob, der Bischof von Lodi, predigte über Röm. 6, 6. „Auf daß der sündliche Leib aufhöre." Huß lag indessen auf den Knieen und betete still. Der Bischof sprach über die arge Ketzerei: „Zerstöret die Ketzereien und Irrthümer", sagte er, „und hauptsächlich jenen hartnäckigen Ketzer," indem er mit dem Finger auf Huß zeigte. Nach der Predigt wurden die ketzerischen Artikel wieder vorgelesen. Huß wollte reden und sich vertheidigen, Manches erläutern; aber man gebot ihm Schweigen. Hierauf erhob er seine Hände gen Himmel und rief laut: „Ich bitte euch im Namen des allerhöchsten Gottes, hört mich ruhig an, daß ich mich wenigstens um der Umstehen-

den willen von dem Vorwurf der Ketzerei befreien kann.“ Man hieß ihn abermal schweigen. Da fiel Huß nieder und befahl seine Sache Gott, dem gerechten Richter im Himmel. Unter den Ketzereien, die man ihm Schuld gab, war die Lüge: „er habe sich für die vierte Person in der Gottheit gehalten.“ Es wurde ihm wiederholt seine Appellation an Christus vorgeworfen, weil er dadurch das Ansehen der Kirchenversammlung verspottet hätte. Huß erwiederte hierauf: „Siehe, mein guter Jesus, was du den Deinen befohlen hast, das wird von meinen Feinden verdammt. Ja, ich sage es standhaft, daß man am sichersten an dich appellirt, weil dich niemand durch Geschenke bestechen, noch durch falsches Zeugniß, noch durch List täuschen kann.“ Hierauf blickte er den Kaiser Sigismund an und sprach: „Ich habe mich freiwillig zum Verhör gestellt, unter Treue und Glauben des hier anwesenden Kaisers.“ Sigismund wurde roth, wußte aber nichts zu erwiedern. Das Urtheil lautete nun dahin, daß Huß als ein unverbesserlicher Ketzer seines Priesteramtes entsetzt und dann der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben werden solle. Nun betete er laut: „Herr Gott, ich bitte dich um deiner Barmherzigkeit willen, verzeihe meinen Feinden, denn du weißt, daß ich ungerecht angeklagt und verdammt worden bin.“ Sieben Bischöfe entkleideten ihn hierauf des priesterlichen Gewandes, das man ihm vorher angezogen hatte. Bei der Entkleidung zankten sie noch unter einander, ob sie die Priesterglatze auf seinem Kopf mit einem Rasiermesser oder einer Scheere vernichten wollten, und Huß bemerkte: „Darüber sind sie einig, daß sie grausam sein wollen, aber darüber nicht, in welcher Weise.“ Die Entkleidung geschah unter besonderm Fluchen. Den Abendmahlskelch riß man ihm mit den Worten aus der Hand: „Verdammter Judas, wir nehmen diesen Kelch von dir, worin das Blut Christi dargebracht wird.“ Er antwortete laut: „Ich aber vertraue der Barmherzigkeit Gottes, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nehmen, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reiche davon trinken werde.“ Zuletzt setzte man ihm eine papierne Mütze in Form einer Krone, welche mit drei Teufeln bemalt war, auf das Haupt; sie hatte die Inschrift: Häresiarcha (Erzketzer).

Man sprach die Worte: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln.“ Huß antwortete: „Mein Herr hat für mich eine Dornenkrone getragen,“ und: „Ich empfehle meinen Geist in deine Hände, o Christe mein Erlöser!“ Die Synode ließ nun folgendes Urtheil sprechen: „Die heilige Synode von Costnitz erklärt, daß Johann Huß der weltlichen Macht zu überliefern ist und er wird demnach als überliefert angesehen, so daß die Kirche Gottes nichts mehr mit ihm zu thun hat.“ Sigismund übergab ihn jetzt dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz zur Verbrennung.

Er wurde nun auf den Richtplatz geführt. Auf dem Wege dahin sah er seine Schriften verbrennen; er lächelte hierüber. Als er beim Pfahl angelangt war, kniete er nieder und betete mit solcher Inbrunst, daß einige Anwesende äußerten: „Was dieser vorher gethan haben mag, wissen wir nicht, aber das hören wir, daß er vortreffliche Gebete zu Gott thut.“ Er wollte noch zum Volke reden, aber der Churfürst ließ es ihm nicht zu und befahl sogleich seine Verbrennung zu veranstalten. Von seinen Freunden nahm er Abschied, und seinen Gefangenwärtern dankte er noch für ihre Dienste. Jetzt wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden, der Körper mit sechs feuchten Stricken an einen Pfahl befestigt, und der Hals mit einer Kette angeschmiedet. Zum letzten Male forderte ihn Ludwig zum Widerrufe auf. Huß erwiedert: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich all' mein Predigen, Lehren und Schreiben und all' mein Thun dahin gerichtet habe, die Seelen von der Gewalt des Teufels zu retten. So will ich denn dasselbe freudig mit meinem Blut versiegeln.“ Die papierne Krone fiel ihm vom Haupte, und die Henkersknechte setzten sie ihm wieder auf, indem sie sagten, sie müßte mit den Teufeln, denen er gedient hätte, verbrannt werden. Huß sagte den 31sten und 52sten Psalm betend her, und wiederholte oft die Worte: „Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Das erbarmte viele Zuschauer, und sie baten einen Constanzer Kaplan, der ganz nahe zu Pferde saß, er möchte ihm die Beichte abhören. Der Kaplan verweigerte es, weil Huß ein Ketzer sei. Der Märtyrer hörte es und sprach: „Es ist nicht vonnöthen.“ Als das Feuer anfing zu

lodern, sang Huß: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner!“ Dreimal sang er dieselben Worte, da erstickte der Rauch seine Stimme. Allein mitten durch die Flamme sah man, wie seine Lippen sich bewegten, und wie er betete, bis zu seinem letzten Augenblicke, wo seine Seele hineilte zu dem, dessen treuer Zeuge und Nachfolger er gewesen war, und dessen Tugenden er verkündigt hatte. Caspar Royko, Professor in Prag, schrieb 1784 eine Geschichte der Costnitzer Kirchen-Versammlung. Nachdem er Hussen's Tod erzählt hatte, fügt er hinzu: „Allhier entfällt mir eine Thräne, die ich über den heldenmüthigen Tod dieses frommen Priesters gern vergieße, und wünsche, bei meinen Lesern dem Huß ein Andenken zuwege zu bringen, welches der Tugendhafte verdient.“ Auch mir ergeht es so, mein lieber Leser, während ich den Heimgang des edeln Zeugen der Wahrheit erzähle. Ob ich gleich mehr als einmal jenen rührenden Auftritt gelesen habe, immer werde ich tief in meinem Innern bewegt, und ich freue mich unter den Tausenden von Blutzeugen, auch den verherrlichten Johannes Huß einst sehen zu dürfen vor dem Thron dessen, der auch mein Gott und mein Heiland ist.

Nachdem Hussen's Körper zu Asche verbrannt worden war, wurde dieselbe in den Rhein gestreut. Es entstand in der Folge eine Sage, die indessen keinen geschichtlichen Grund hat; Huß habe vor seinem Ende geäußert: „Ihr bratet heute eine Gans, aber aus meiner Asche wird in hundert Jahren ein Schwan emporsteigen, den werdet ihr nicht braten können.“

Der Herr hat durch Huß ein heiliges Feuer angezündet, das die Priester in ihrer Wuth nicht löschen konnten; es brannte, jenes heilige Feuer, unter der Asche fort, bis es in hellen Flammen in der gesegneten Reformations-Periode hervorbrach, und Licht und Kraft und Segen verbreitete über die Christenheit.

Die Waldenser, Taboriten,
Wiclef, Hieronymus
Lachen aller Schwerdter Wüthen,
Und die Flamm' verspottet Huß.

Band und Striemen sind uns Kronen,
Unser Schmuck und Eigenthum,
Und die Kerker sind wie Kronen,
Schmach und Schande unser Ruhm!

Hieronymus von Prag oder von Faulfisch.

Wir haben oben bei der Geschichte Hussen's unsern Lesern bereits Einiges von Hieronymus mitgetheilt, und wir setzen nun hier dessen Geschichte fort, die so genau mit dem Schicksale des Glaubenszeugen Huß, seines Freundes zusammenhängt. Als Hieronymus (1415) vernommen hatte, daß sein Freund Huß in Costnitz so übel behandelt worden sei, machte er sich auf, trotz Hussen's Abmahnung, um denselben zu vertheidigen. Er kam den 4. April in Costnitz an. Als er aber Gefahr merkte, so begab er sich in das nahe Ueberlingen, eine Reichsstadt, und schrieb von da an den Kaiser und die Prälaten, man möchte ihm ein freies Geleit bewilligen, damit er ohne Gefahr nach Costnitz kommen könnte. Sigismund schlug ihm dieß ab; und nun machte er sich wieder auf den Weg, da ihm die Gefahr immer deutlicher wurde, um nach Böhmen zurückzukehren. Allein er wird in Hirschau in der Oberpfalz von dem Diener des Sohnes Herzog Johannes Clemens verrätherisch gefangen, und nach Sulzbach geführt. Hier wird er vom Herzog verwahrt, bis ihn der König und das ganze Concilium nach Constanz rufen ließ. In Constanz angekommen, wird er in Ketten geschlagen und in das Barfüßer-Kloster gesperrt. Hier waren die Hohenpriester und Schriftgelehrten versammelt, und nun fragte ihn ein Bischof, warum er entflohen sei? Hieronymus antwortete: „Weil ich vom römischen Könige und von euch kein Geleit bekommen habe.“ Nun fingen die Versammelten an, allerlei Klagen gegen ihn vorzubringen. Der Kanzler Gerson von Paris, ein gelehrter Mann, der auch für Hussen's Tod gestimmt hatte, warf ihm vor: „O Hieronymus, da du zu Paris warest, hast du die ganze Universität in Unruhe versetzt, und unter das gemeine Volk falsche Lehren verbreitet.“ Hieronymus verneinte dieß bestimmt. Ein Doktor von Cöln trat auf und sprach: „Wahrlich, deine Rede, die du einst in Cöln hieltest, war voll Irrthum, und

noch ist sie daselbst nicht vergessen.“ Hieronymus wollte Beweis haben, worin der Irrthum bestehe. Da sagte der Cölner: „Die Beweise wollen mir jetzt nicht einfallen.“ Hierauf stand ein Meßpfaff von Heidelberg auf und sprach: „Als du bei uns warest, lehrtest du mancherlei Gotteslästerungen, sonderlich von der heil. Dreieinigkeit, indem du einen Schild maltest, und die heil. Dreieinigkeit dem Wasser, Schnee und Eis verglichen hast.“ Hieronymus erwiederte: „Wenn ihr's verlanget, so will ich noch einmal lehren, schreiben und malen, was ich damals gelehrt, geschrieben und gemalet habe, und so ihr etwas Falsches daran findet, so will ich's mit Demuth widerrufen und mich eines Bessern belehren lassen.“ Da fingen die Umstehenden an zu rufen: „Verbrennt, verbrennt den Ketzer!“ Hieronymus antwortete: „Ihr lieben Herren, habt ihr so große Lust und Verlangen nach meinem Leben, so geschehe des Herrn Wille.“ Hierauf sagte der Erzbischof von Salzburg mit heuchlerischer Miene: „Ei nein, Hieronymus, so muß man's nicht machen. Es steht ja geschrieben: Ich habe nicht Lust am Tode des Sünders; sondern, daß er sich bekehre und lebe.“ Nachdem sie ihn lange Zeit mißhandelt hatten, wurde er in einen Thurm bei dem Kirchhof der St. Paulskirche geführt. Hier wurde er an Händen und Füßen gebunden, und zwar so, daß er nicht sitzen konnte, und das Haupt zur Erde kehrte. Zuweilen bekam er nur Brod und Wasser als Nahrung. Er fiel in eine sehr schwere Krankheit, und konnte nur mit Mühe einen Beichtiger bekommen.

Indessen waren die Prälaten in ihrer Gesinnung getheilt, die einen wollten, wo möglich, mit dem Verbrennen inne halten; denn man hatte allerlei Bewegungen unter dem Volke wahrgenommen. Es war doch nicht möglich, die Wahrheit ganz zu verbergen; Andere waren durch den Tod Hussen's noch blutdürstiger geworden, und gleich einem reißenden Tiger forderten sie nur Tod und Vernichtung; weil sie diesen Weg als den leichtesten erkannten, um der Ketzerei ein Ende zu machen.

Am **11.** September **1415** ward Hieronymus vor einen Ausschuß des Concils geführt, und hier ließ er sich leider bewegen, da ihn das Gefängniß, die grausame Behandlung und seine Krankheit wankend gemacht hatte, einen Widerruf zu thun.

Er erklärte Wikliff's und Hussen's Lehre für Ketzerei, bekannte, er stimme mit der römischen Kirche in allen Dogmen, Instituten und Bräuchen überein. Am 23. September widerrief er in öffentlicher Versammlung. Hier mußte er ferner erzählen, wie er in die Ketzerei gerathen sei; wie er Huß in der Kirche und auf der Schule gehört, ihn für einen frommen Mann gehalten habe; jetzt aber erkenne er ihn, so wie Wikliffe für einen Ketzer und müsse alle ihre Anhänger verdammen. Er wurde abgeführt und nun wurde die Haft etwas milder; aber los kam er nicht.

Jetzt war die Synode wiederum unter sich gespalten; die einen wollten den Mann frei lassen, andere hingegen, besonders Michael de Causis und Stephan Paletz verlangten das Gegentheil; sie zeigten, wie gefährlich Hieronymus der Priestermacht gewesen sei; er habe nur aus Furcht vor dem Tode und in der Hoffnung, frei zu werden, widerrufen u. s. w. Auch waren Mönche von Böhmen gekommen mit neuen Klagen; diese schrieen was sie konnten gegen den Gefangenen. Ein gewisser Doktor Naso wandte sich an die Cardinäle mit den Worten: „Hochwürdige Väter, es nimmt mich Wunder, daß ihr euch des verfluchten Ketzers also annehmet, um welches willen die ganze Geistlichkeit in Böhmen so viel erlitten hat, und um welches willen ihr noch viel werdet leiden müssen. Was mich betrifft, so kommt es mir vor, ihr habt euch von diesem Ketzer oder vom König in Böhmen bestechen lassen. Auch Gerson bewies mit großer Spitzfindigkeit, wie Hieronymus dennoch ein Ketzer sei, und stellte solche Grundsätze auf, nach denen man eigentlich jedermann, wenn man nur will, zum Ketzer machen kann.

Die strengere, blutdürstige Partei gewann die Oberhand und Hieronymus wurde den 27. April 1416 abermal verhört. Anfangs trat er ängstlich auf, und suchte seine Lehre in einem mildern Lichte darzustellen. In seinem Gefängnisse aber ging der Herr mit ihm ins Gericht, und er fing an, seine Sünde einzusehen und seine Verleugnung der Wahrheit zu bereuen. Man sandte zwei Abgeordnete zu ihm, um ihn über die neuen Klagepunkte zu verhören; aber er gab ihnen keine Antwort, sondern verlangte öffentlich gehört zu werden; er wollte seinen

Widerruf öffentlich zurücknehmen, wie er öffentlich ihn gethan hatte. Er erschien daher den **25.** Mai wieder vor dem Concil. Er ward ins Münster geführt, und es wurden ihm hundert sieben Klageartikel vorgelegt. Er sprach vom Morgen an bis zum Mittag, und widerlegte vierzig Artikel mit solcher Gewandtheit unter Gottes Gnade und mit solcher Kraft, als hätte er nie Gefängniß und Marter ausgestanden. Die eigentlichen Erdichtungen und Lügen, die gegen ihn vorgebracht worden waren, beantwortete er einfach mit Nein. Er setzte seine Verantwortung Dienstags den **26.** Mai fort, und nun wurde er immer mehr von seinem Gott gestärkt, nannte den Johannes Huß einen frommen, ehrwürdigen Mann, welcher der Wahrheit nie untreu geworden sei; er redete von dem Verderben, in welches die Kirche gerathen sei. Ebenso widerrief er auch, was er gegen Wikliffe ausgesprochen hatte. Von Huß sagte er: „Dieser Lehrer hat dadurch, daß er gegen die Mißbräuche und Geistlichen und den Stolz der Bischöfe geeifert hat, nicht gegen die Kirche gesündigt.“ Er erklärte ferner, er hoffe seine Ankläger einst wieder zu sehen, und dieselben werden von dem höchsten Weltrichter zur Verantwortung gezogen werden. Er warf der Synode ihre Ungerechtigkeiten vor, und sagte, „seine Richter säßen auf dem Stuhle der Pestilenz.“ „Ich kam nach Costnitz“, fuhr er fort, „um den Huß zu vertheidigen, weil ich ihm gerathen habe, hieher zu gehen; ich hatte ihm versprochen, ihm zu Hülfe zu kommen, so bald er unterdrückt würde. Ich bekenne und zittere, wenn ich daran denke, daß ich aus Furcht vor dem Feuer des Scheiterhaufens niederträchtiger Weise und gegen mein Gewissen die Verdammung Wikliff's und Hussen's gebilligt habe.“ Hierauf nahm er seinen Widerruf feierlich zurück, und bezeugte, er sehe ihn als das größte Verbrechen an, dessen er sich je schuldig gemacht habe, und er sei entschlossen, bis zu seinem letzten Athemzuge, den Grundsätzen dieser beiden Männer treu zu bleiben; denn ihre Ueberzeugung und ihre Grundsätze seien eben so rein, als ihr Leben untadelhaft und heilig gewesen wäre. Nur in Bezug auf die Brodverwandlungslehre erklärte er, stimme er der römischen Kirche bei, und weiche von Wikliffe ab.

Der gelehrte Florentiner Poggio hatte der Sitzung beige-

wohnt, und kann es nicht genug beschreiben, wie groß und herrlich Hieronymus seinen Feinden widerstanden hätte. Es war kein Verrath, den er begangen hatte, wie Judas, es war eine Schwäche. Wie Petrus hatte er verleugnet, aber wie Petrus beweinte er auch bitterlich seinen Fall. Man suchte ihn abermal zum Widerruf zu bringen, aber er blieb fest und unerschütterlich. Am 30. Mai wurde Hieronymus abermal vor die Synode geführt. Noch einmal ward ihm hart zugesetzt und ein Widerruf gefordert; aber er wies die Zumuthungen seiner Feinde ernstlich zurück und sprach: „Ich nehme Gott, meinen Herrn und euch alle zu Zeugen, daß ich keine ketzerischen Meinungen hege, noch vertheidige; sondern ich glaube und halte alle Artikel des christlichen Glaubens, wie die heilige allgemeine, christliche Kirche*) daran hält, und glaubt. Nimmermehr aber werde ich euer Urtheil unterschreiben, womit ihr im Schwindelgeist die heiligen und christlichen Männer verdammt habt, darum, weil sie in ihren Schriften euer gottloses Wesen an's Licht gebracht haben. Obschon ich weiß, daß ihr mich um dessetwillen zum Tode verurtheilen werdet, so werde ich dennoch nichts gegen jene frommen Männer wider mein Gewissen reden; von denen ich gewiß überzeugt bin, daß sie von euern Lastern und Menschensatzungen die Wahrheit geschrieben und gesagt haben.“ Hierauf bestieg der Bischof von Lodi die Kanzel und predigte über die Worte: „Er schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit.“ Er ermahnte den Beklagten, seine Hartnäckigkeit fahren zu lassen, er hob die Sanftmuth, womit die Synode ihn behandelt habe, hervor und zeigte, daß er, so er auf seiner Meinung beharre, des Todes würdig sei.

Als Hieronymus bemerkte, daß man im Begriff war, das Urtheil über ihn zu fällen, sprach er: „Ihr seid willens, mich unschuldig zu verdammen und hinzurichten. Aber das sage ich euch, ich werde nach meinem Tode in euerm Gewissen einen Stachel zurücklassen und einen nagenden Wurm, dessen ihr nicht

---

*) Er versteht unter dieser Kirche wohlverstanden! nicht die römische; sondern die Auserwählten.

los werden möget. Ich appellire an den höchsten Richter aller Welt, vor dem ihr erscheinen müsset, um euch zu verantworten."

Nachdem das Todesurtheil über ihn gesprochen worden war, wurde er dem weltlichen Arm übergeben. Die papierne, mit Teufeln bemalte Krone setzte er sich selbst auf und sprach: „Mein Herr Jesus hat, da er zum Tode ging, für mich elenden und armen Sünder, eine viel härtere und schwerere Krone getragen; deßhalb will ich auch gern ihm zu lieb mit dieser Krone in's Feuer gehen." Hierauf wurde er zur Hinrichtung abgeführt. Auf dem Wege zum Richtplatz sang er das apostolische Glaubensbekenntniß und einige Kirchenlieder mit heller Stimme und mit gen Himmel gerichteten Augen. Beim Pfahl angekommen, kniete er nieder und betete still. Nachdem er an den Pfahl gebunden war, erhob er seine Stimme und sang noch das Lied, das nach einer alten Uebersetzung also beginnt:

Also heilig ist der Tag,
Daß ihn niemand mit Lob erfüllen mag.
Denn Christus, der Sohn Gottes die Höll' überwunden
Und den Himmel gewaltig hat eingenommen.

Er redete zu dem Volke und sprach, nachdem er das apostolische Glaubensbekenntniß gesungen hatte: „Meine lieben Kinder, so und nicht anders glaube ich, und nur deßhalb sterbe ich, weil ich nicht habe zugeben wollen, daß Huß mit Recht verdammt sei; denn ich habe ihn gut gekannt, als einen wahrhaften Prediger des Evangeliums." Ein Bäuerlein kam keuchend mit einer schweren Bürde Reiser herzu, und legte sie auf den Scheiterhaufen. „O heilige Einfalt," sagte Hieronymus lächelnd, „wer dich betrügt, der hat deß tausendfältige Sünde!" Der Scharfrichter wollte den Scheiterhaufen von hinten anzünden; allein Hieronymus rief ihm zu: „Komm nur hieher und zünde das Feuer vor meinen Augen an." Er blieb ungefähr eine Viertelstunde in den Flammen lebendig, aber er hielt die Qual mit einem bewundernswürdigen Glaubensmuth aus. Er betete fort und rief endlich auf böhmisch: „O Herr Gott, allmächtiger Vater, erbarme dich meiner und vergib mir meine Sünde; denn du weißt, Herr, daß ich ein Liebhaber deiner Wahrheit gewesen bin!" Der Wind theilte nun die Flamme, und man

sah seinen Körper voll von großen Blasen; aber seine Lippen bewegten sich fort, und seine Seele war bis zum letzten Athemzuge im Gebet mit seinem Gott beschäftigt, in dessen Hände er seinen Geist übergab. Hierauf wurden seine Bücher, sein Geräthe und sein Bette herbeigeschleppt, verbrannt und die Asche in den Rhein gestreut.

Neuntes Kapitel.

Die Hussiten.

Mit dem Tode der beiden Märtyrer der Wahrheit, konnte die Ketzerei in Böhmen nicht ausgerottet werden. Zwar ist es zu bedauern, daß Huß nicht länger am Leben blieb; er hätte seinen Freunden, Anhängern und Schülern mit der Zeit eine gründlichere auf Gottes Wort begründete Glaubenslehre hinterlassen; er hätte namentlich den Volksunterricht befördern und begründen können; denn in einem tüchtigen, biblischen Religionsunterricht liegt die Gewähr für das Bestehen der Wahrheit und des Evangeliums unter einem Volk. Ja auch die gelehrteren Anhänger Hussen's waren im Unklaren in manchen wesentlichen Lehren. Jakob von Misa, von dem wir schon oben Einiges mittheilten, oder Jakobellus, war es, welcher schon, während Huß noch als Gefangener in Costnitz lebte, den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl vertheidigte. Peter von Dresden,*) ein Waldenser, hatte ihn hierüber belehrt, und ihm namentlich die Stelle Joh. 6, 53. als Beweis angeführt. Huß wurde von Böhmen aus durch Johann von Chlum über seine Meinung befragt, und er gab am 31. Mai 1415 die

---

*) Peter von Dresden war ein Freund von Johannes Huß. Er mußte aus seinem Vaterland fliehen und begab sich nach Deutschland, wo damals eine allgemeine Verfolgung ausgebrochen war. Er kehrte wieder nach Böhmen zurück, und starb 1440.

Antwort: die Austheilung des heil. Abendmahls unter beiderlei Gestalt sei durchaus schriftmäßig, und es sei in der alten Kirche immer den Laien auch der Kelch gereicht worden; indessen rathe er ihnen nicht stürmisch sich dieses Rechts zu bedienen; sondern den Papst anzugehen, er möchte ihnen den Gebrauch des Kelches gestatten. Zugleich verfaßte er eine kleine Schrift über diesen Punkt, die den Titel hatte: „Ueber das Blut Christi, das unter der Gestalt des Weins von den Laien empfangen werden darf." Die Kirchenversammlung in Costnitz aber war darüber erbittert; denn sie wollte auch nicht das Geringste von ihren Mißbräuchen fahren lassen, und daher verordnete sie den 15. Juni 1415: „Obgleich die erste Kirche das heil. Abendmahl unter beiden Gestalten ausgetheilt habe, so habe dessenohngeachtet die Kirche das Recht, nach Belieben zu ändern, was sie für gut befinde; daher sei jeder als Ketzer zu bestrafen, der sich den Beschlüssen der Kirche und des Concils in dieser Sache nicht unterwerfen wolle." Gerson selbst vertheidigte die ketzerische Lehre der Kelchentziehung, und nannte den biblischen Gebrauch eine Ketzerei.

Sowohl diese Maaßregel, als namentlich das grausame Verfahren der Synode gegen Huß und Hieronymus erregten unter den Böhmen eine furchtbare Erbitterung. Wenzel selbst warf seinem Bruder Sigismund offen den Bruch des Geleites vor. Wenzel war zwar nicht der Mann, welcher eine solche Aufregung leiten und ihrer Herr sein konnte; er ließ sich mit dem Strome fortreissen, und war im Grunde immer auf Seiten der Hussiten, die sich immer mehr zusammenthaten. Schon früher hatten vierhundert zweiundfünfzig Personen vom Bürger- und Adelstande in einem Schreiben protestirt, und behauptet, daß keine Ketzerei in Böhmen gelehrt werde. Das Concil verdammte jene Männer als Ketzer.

Jakob von Misa führte den Kelch in Prag ein; die Stadt und die Universität gaben ihre Zustimmung; die Geistlichkeit erhob ein furchtbares Geschrei gegen diese Neuerung, der Erzbischof Conrad an ihrer Spitze. Sie griffen die Professoren der Prager-Universität an. Jakobel vertheidigt sie mit kräftigen Waffen. „Sie gehen nicht in Stiefeln einher", sagt er unter anderm, „tragen keine bunten Röcke; sie machen sich keine weiten

Kutten und Kaputzen, so daß sie kaum ihre Pferde und Maulthiere tragen können. Sie sind im Gegentheil demüthig und einfältig, wie ihr Vorgänger, Jesus Christus und jene Männer, von denen Hebr. 1, 11. geschrieben steht. Jene dicken und fetten Doktoren aber gleichen jenen Leuten, von denen der heil. Hieronymus sagt: Ist es nicht eine Schande, Jesus den Gekreuzigten zu predigen mit einem von Fett strotzenden Leib, zum Fasten zu ermahnen mit weinrothen Lippen und mit einem fetten Gesicht.“ Als jenes Verdammungsurtheil gegen diejenigen, welche den Gebrauch des Kelchs vertheidigten, bekannt gemacht wurde, so erhob er seine Stimme gegen das Concil und sprach offen und furchtlos folgende Worte: „Wenn Jesus Christus gegenwärtig nach Constanz käme, und seine erste Gemeinde mit ihm, mit ihrem apostolischen Leben und ihrer evangelischen Weise; wenn er in Constanz, wie einst in Capernaum aufträte mit den Worten: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohns nicht esset, und sein Blut nicht trinket, so habt ihr kein Leben in euch,“ wenn er das heil. Abendmahl halten wollte, wie er es eingesetzt hat; glaubt ihr, er würde unter den gegenwärtigen Umständen beim Concil Gehör finden? Ich glaube nicht. Anstatt hinter sich zu gehen, wie die zu Capernaum thaten, (Joh. 6.) würden sie Jesum Christum für einen Ketzer erklären, und ihn mit den Worten verdammen: „Wir haben keinen solchen Gebrauch!“ Jakobel redet ferner von der Weise, wie die sogenannten Väter zu Costnitz die Ketzer oder vielmehr die Glaubigen behandelten. „Zuerst“, sagte er, „verleumden sie den Jünger des Herrn, dann wird er vorgeladen; hierauf sprechen sie über ihn den Bann aus; endlich wird er ergriffen, seiner Priesterwürde beraubt, mit Leib und Seel' verflucht, so viel sie können, und dem weltlichen Arm überliefert. Und, wie die Juden sagten: „Lässest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht,“ so sagen sie: „Du, Obrigkeit, dieser Mensch gehört jetzt deinem Gericht an; die Kirche hat nichts mehr mit ihm zu schaffen.“ Jakobel starb 1429, und wurde auf dem Gottesacker der Bethlehem'skirche begraben. Sein Grab hatte folgende Inschrift: Hier liegt Jakob von Misa, Magister, Baccalaureus der Theologie, gründlicher Ausleger der heil. Schrift, und ausgezeich-

neter Verfechter des heil. Abendmahls." Indessen wurde die Stimmung in Böhmen immer bedenklicher gegen die römische Katholicität.

Vierundfünfzig böhmische und mährische Großen schrieben an die Costnitzer Kirchenversammlung, und machten ihr die bittersten Vorwürfe. In jenem Schreiben liest man unter anderm Folgendes: „Wir wissen nicht, welcher Geist euch beseelt hat, daß ihr unsern geliebten Johannes Huß, den ihr nicht gesetzmäßig überwiesen habt, blos auf falsche und ungerechte Klagen seiner und unsers Reichs Feinde hin, als einen hartnäckigen Ketzer verdammt, und ihn grausam und schändlich hingerichtet habt zur ewigen Schmach unsers christlichen, böhmischen und mährischen Reichs und unser Aller. Wir haben dieß schon früher dem durchlauchtigsten Fürsten und Herren, dem Herrscher Sigismund nach Constanz geschrieben. Unser Brief wurde in euern Versammlungen öffentlich vorgelesen, und wie wir berichtet worden sind, habt ihr unser Schreiben zu unserer Schande und Verachtung dem Feuer übergeben. Auch mit diesem Schreiben bezeugen und bekennen wir öffentlich mit Herz und Mund, daß M. Johannes Huß ein durchaus rechtschaffener, gerechter und katholischer Mann war, der seit vielen Jahren in unserm Reich durch seinen Wandel und durch seine Sittenreinheit sich als solcher bewährt und erprobt hat. Er hat ferner uns und unsere Untergebenen im evangelischen Gesetz ächt katholisch *) unterrichtet, mit Verwerfung der Irrthümer und Ketzereien. Damit waret ihr noch nicht zufrieden; ihr habt auch den verehrten M. Hieronymus von Prag unüberwiesen, auf gleiche falsche Anklagen hin ergriffen, eingekerkert; ja vielleicht schon grausam hingerichtet, wie ihr dem Johannes Huß gethan habt. Ueberdieß haben wir gehört, es haben einige Verleumder uns fälschlich beschuldiget, es herrschen in den genannten Reichen Böhmen und Mähren verschiedene Irrthümer, und wir haben uns durch dieselben verführen lassen. Wir bekennen, wer da sagt und be-

*) Unter dem Wort katholisch verstanden die Böhmen natürlich nicht die römisch-papistische Lehre; sondern die Lehre, wie sie Huß biblisch vortrug auf apostolisch-katholische Weise.

hauptet, daß in den genannten Reichen Irrthümer und Sekten aufgekommen seien und uns verführt haben, der lügt auf seinen Kopf; er ist ein Nichtswürdiger, ein arger Verräther, und gewiß der gefährlichste Ketzer. Indessen werden wir die Lehre unsers Herrn Jesu Christi, so wie die frommen, standhaften und demüthigen Prediger desselben, selbst mit unserem Blut vertheidigen und beschützen."

Huß und Hieronymus wurden als Märtyrer in Böhmen gefeiert, und das mit allem Rechte. Man setzte als Gedenktag ihres Märtyrertodes den 6. Juli fest, es war dieß der Todes- und Geburtstag*) des Johannes Huß. Die böhmischen und mährischen Großen schlossen einen Bund auf sechs Jahre zum Schutz und Trutz und zur Vertheidigung der reinen Lehre. Sie machten unter sich die Verordnung, das Wort Gottes dürfe in ihren Tempeln frei gepredigt und angehört, keinem Priester dürfe verwehrt werden, das Wort Gottes nach der Schrift zu lehren. Wer etwas gegen die Wahrheit lehre, solle bestraft und ihm nicht mehr gestattet werden, innerhalb ihrer Grenzen zu lehren. Wenn ein Bischof aus Haß gegen das Evangelium einen Priester, der keines Irrthums schuldig sei, ungesetzmäßig und heimlich strafen wolle, so dürfe der Angeklagte nicht von dem Bischof, sondern solle von dem Rektor, den Doktoren und Magistern der heil. Schrift gerichtet werden. Die Wahrheit müsse nach der heiligen Schrift ermittelt werden. Kein Bann solle gültig sein, der von fremden auswärtigen Geistlichen verhängt werde; nur den Bischöfen des Reichs stehe ein solcher zu. Sollten aber auch die Bischöfe ihrer Herrschaft einen ungerechten Bann gegen Gottes Wort aussprechen, so soll man denselben nicht gehorchen."

Das Costnitzer-Concil, anstatt zur Vernunft zu kommen, fuhr in seinem rachgierigen, lügenhaften Geiste fort, die Wahrheit zu verfolgen. Es citirte jene böhmischen Edeln, die ihnen in aller Aufrichtigkeit fest und bieder die Wahrheit gesagt hatten, vor seinen Richterstuhl. So anmaßend und so blind waren die

*) Ein schönes Zusammentreffen. Feierte man ja in der alten Kirche den Todestag der Märtyrer als den Geburtstag des seligen, ewigen Lebens.

Costnitzer-Herren. Die Hussiten hatten keine Lust nach Constanz zu ziehen und sich verbrennen zu lassen. Ja die Nachricht von der Hinrichtung des Hieronymus erhöhte noch die Erbitterung derselben. Die Universität in Prag indessen that auch einen Schritt; sie erklärte, das heilige Abendmahl müsse nach der Schrift unter beiderlei Gestalt ausgetheilt werden, und daß man dem Volk den Kelch entziehe, sei gegen Gottes Wort. Fast ganz Böhmen erklärte sich für diese Lehre. Das Concil in Constnitz erließ jetzt eine Anweisung in vierundzwanzig Artikeln, wie die böhmischen Ketzer sollten mit Gewalt unterdrückt werden.

Der König Wenzel benahm sich ziemlich gleichgültig und unentschieden bei diesem Kampfe; allein die Katholiken, die noch römisch und papistisch gesinnt waren, säumten nicht, im Sinne des Concils zu handeln. Der Papst sandte zwei Legaten nach Böhmen zur Ausrottung der Ketzerei. Man nahm den Hussiten ihre Kapellen, verjagte oder tödtete ihre Pfarrer. Man beschloß die gewaltsame Ausrottung aller Hussiten. Indessen sammelten sich auch die Hussiten ihrer Seits, und so standen in Kurzem die beiden Parteien, die Hussiten und Papisten einander gegenüber. Zwei Edelleute, Nikolaus von Hussinecz, schon **1420** gestorben, und Johannes Ziska waren die Anführer der Hussiten. Letzterer hieß auch Johannes von Trocznow und war Kammerherr des Königs Wenzel. Man erzählt von ihm folgende Anecdote: Eines Tages wandelte er, in sich gekehrt, auf dem Hofe des Palastes in Prag umher. Der König fragte ihn, warum er in so tiefes Nachdenken versunken sei. Ziska antwortete: „Die blutige Schmach, die man unserm Königreich durch die Hinrichtung des Johannes Huß angethan hat, beschäftigt meine Gedanken.“ Von Stund an brütete Ziska über einen Plan, wie er jene Schmach rächen könnte. Der Calixtiner Brzezyna erzählt von dem weitern Erfolg der Sache Folgendes: „Im Jahr des Herrn **1419** beschimpften die Priester mit ihren Vikarien nahe bei der Bechiner-Festung diejenigen, welche (unter beiderlei Gestalt) das Abendmahl hielten, und jagten dieselben als Irrgeister und Ketzer aus ihren Kirchen fort; daher begaben sich die Pfarrer mit dem Volk, das ihnen ergeben war, auf

einen hohen Berg, welcher oben eine große Ebene hatte, und schlugen auf der Spitze desselben ein Zelt von Tüchern, nach Art einer Kapelle auf. Hier hielten sie ihren Gottesdienst, und theilten dem herbeiströmenden Volke, von niemand gehindert, das heilige Abendmahl feierlich aus. Sie gaben dem Berg den Namen Tabor,*) und diejenigen, welche sich daselbst versammelten, hießen Taboriten. Davon hörten bald die umliegenden Städte- und Dorfbewohner; daher kamen die Pfarrbrüder der Umgegend an bestimmten Festtagen mit dem ihnen zugethanen Volke unter freudigem Gesang dahin, und feierten mit ihnen das heil. Abendmahl zur Befestigung der Brüder in der Wahrheit und zu ihrem Troste. Den Ankommenden gingen die Geschwister vom Tabor mit dem ehrwürdigen Sakrament des Altars entgegen, und empfingen sie so mit großer Freude. Sie verbrachten nun den ganzen Tag auf dem Berge, nicht in Ueppigkeit, sondern beschäftigten sich mit Dingen, welche auf das Heil ihrer Seele Bezug hatten. Die Pfarrer theilten sich in dreierlei Arten von Amtsverrichtungen. Die gelehrteren und beredteren unter ihnen verkündigten wechselsweise dem Volk, das sie in Klassen theilten, den Weibern und den Männern und den Kindern besonders, das Wort Gottes, und vorzüglich sprachen sie freimüthig von dem Stolz, dem Geiz und dem hochtrabenden Wesen der Geistlichkeit. Andere saßen und hörten beständig die Beichte an. Eine dritte Abtheilung theilte nach geendigtem Gottesdienste von Morgen bis zum Mittage dem Volke das Abendmahl unter beiderlei Gestalt des Leibes und Blutes des Herrn aus. So zählten die Priester am Tage der Maria Magdalena (22. Juli) 42,000 Weiber, Männer und Kinder, die auf jene Weise das Abendmahl empfingen. Hierauf begaben sie sich, um sich leiblich zu erquicken, an verschiedene Orte, welche auf dem Berge dazu bereitet waren, und genossen zusammen ein Brudermahl. Keine Ausgelassenheit, keine Unmäßigkeit, kein Leichtsinn, noch irgend eine Unordnung war da wahrzunehmen;

---

*) Tabor heißt auf böhmisch ein Zelt, ohne Zweifel liegt in dieser Benennung auch eine Anspielung auf den Berg der Verklärung.

sondern sie stärkten sich zu kräftigerem Dienst Gottes. Alle nannten sich Brüder und Schwestern. Der Reiche theilte seine Nahrung mit dem Armen. Nie wurde das Maaß bis zur Trunkenheit zu überschreiten erlaubt. Kein Tanz, kein Kegelspiel oder sonst ein leichtsinniger Zeitvertreib war gestattet, und das nicht nur bei Greisen; sondern auch bei Knaben. Endlich war daselbst jede Streitigkeit verpönt, kein Diebstahl, kein Getümmel mit Pfeifen, mit der Cither, ward gehört, sondern alle waren ein Herz und eine Seele, wie die Apostel. Sie thaten nichts, als was einen Bezug auf das Seelenheil hatte, und was dazu beitragen konnte, die Geistlichkeit in den Zustand der ersten Kirche zurückzuführen. Nachdem man eine leibliche Erfrischung zu sich genommen hatte, standen die Pfarrer und das Volk auf, um Gott ihren Dank darzubringen. Hierauf hielten sie einen feierlichen Umzug mit dem Sakrament des Altars um den Berg Tabor, die Jungfrauen voran, die Männer und Weiber in ihren Haufen hintennach; sie sprachen und sangen geistliche Gesänge. Jetzt nahmen sie gegenseitig Abschied von einander sammt ihren Pfarrern und gingen dahin, woher sie gekommen waren. Es begab sich aber, daß das Gerücht hievon weiter und weiter erscholl, und daß die Zahl der Kommenden von Tag zu Tag sich mehrte. Nicht nur von Pyska u. s. w. sondern auch von Prag u. s. w., ja von Mähren strömten Leute zu Fuße und zu Pferde nach dem Berge.

Daher fing der König Wenzel nebst einigen Feinden der Wahrheit an zu fürchten, es möchte jene Menge einen König und einen Erzbischof — so ging schon die Sage — zur Vertheidigung des göttlichen Gesetzes erwählen, und das Eigenthum ihrer Gegner mit unwiderstehlicher Gewalt angreifen und verheeren. Aus diesem Grunde war Wenzel äußerst besorgt und befürchtete, er möchte vom Thron gestossen, und Nikolaus von Hussinecz an seine Stelle gesetzt werden. Deßhalb verboten einige Edle ihren Untergebenen bei Todesstrafe und beim Verlust ihrer Güter die Wallfahrt auf den Berg Tabor. Allein dessenohngeachtet achteten die Landleute ein solches Verbot wenig oder gar nicht; sie verließen vielmehr alles, was sie besaßen,

und begaben sich auf den Berg Tabor. Es zog sie dahin, wie der Magnet das Eisen anzieht."

Es war dieß eine merkwürdige Bewegung; wäre sie von einem Manne, wie Luther, geleitet worden, wären die Hussiten vom blutigen Fanatismus frei geblieben, in der Schrift gründlich unterwiesen worden; welch ein schönes, evangelisches Leben hätte sich unter dem Beistand des Geistes entfalten müssen. Es war ein Hunger und ein Durst erwacht nach der Gerechtigkeit; dieser hätte sollen gestillt werden mit dem Brod und Wasser des Lebens; aber es kam ein anderes fremdes Feuer hinzu; dasselbe war nicht vom Altar des Herrn. Wer aber trug hievon die Schuld? Es ist die eiserne Hand des papistischen Rom's, die nicht heilen, nur zerschmettern kann, was sich nicht unbedingt unterwirft.

Je mehr die Hussiten von den Feinden bedrängt wurden, desto inniger schlossen sie sich an einander an, und so entstanden endlich aus den Zelten Wohnungen, und endlich erhob sich eine Stadt auf dem Berg. Freilich sah es unter den Taboriten, in Bezug auf die evangelische Erkenntniß, ziemlich bunt aus. Die einen hatten ein tieferes Gefühl von Wahrheit in ihrem Herzen, und gehörten zu den wahrhaft Armen am Geiste. Es waren dieß die wahren Nachfolger Hussen's; andere sahen im Gebrauch des Kelches das ganze Christenthum, und meinten, daran hänge Alles, um das Weitere brauche man sich nicht zu bekümmern; diese hießen Calixtiner oder Utraquisten. Unter diesen gab es wieder Leute, die eine Freiheit suchten, welche eine fleischliche war, nicht die evangelische, die da frei macht von den Ketten der Sünden durch den Glauben an Christum. Die Begeisterung war anfangs eine reinere, eine Begeisterung für Wahrheit und Recht, hervorgerufen durch die empörende Behandlung, die dem edeln Huß widerfahren war; aber in Constanz schüttete man immer wieder Oel ins Feuer. Auch in Prag ergriff man strenge Maaßregeln gegen die Hussiten. Als nach Auflösung des Concils der Cardinallegat Johann in Ragusa in Böhmen erschien, um die Gemüther zu besänftigen, hielten die Prager Umzüge vor seinen Augen mit dem Kelche. Wenzel verbot dieß durch den Magistrat und setzte Einige gefangen.

Da rückte den 30. Juli 1419 die Menge vor das Rathhaus der Neustadt, verlangte die Freilassung der Verhafteten, stürmte, als man aus einem Fenster mit Steinen warf, das Gebäude und stürzte dreizehn Rathsmänner nebst dem Stadtrichter in die Spieße der Bewaffneten, die unten standen. Aehnlich verfuhr man in Breslau. Der schwache Wenzel starb endlich den 16. August 1419 an einem Schlaganfalle. Sigismund, sein Bruder sollte sein Nachfolger werden, allein er war verhaßt; war er es ja, der dem Johannes Huß das Geleit gebrochen, ihn seinen Feinden preisgegeben, und als Henker des Concils das Todesurtheil an jenem Knechte Gottes vollzogen hatte.

Die Erbitterung von beiden Seiten wuchs immer mehr. Zu Kuttenberg hatten deutsche papistisch gesinnte Bergleute sechszehnhundert Hussiten in die Schacht geworfen. Sigismund hielt im December 1419 einen Landtag zu Brünn, setzte alle hussitischen Beamten ab und verhängte blutige Strafen über die Unruhestifter in Breslau. So ließ er hier den Prager-Rathsherrn Johann Crasa zur Stadt hinausschleifen und verbrennen, blos weil er die Kirchenversammlung in Constanz eine unkatholische genannt hatte. Die Prager, hiedurch gereizt, empörten sich aufs neue, befestigten unter Ziska den Berg Tabor. Ziska selbst nannte sich den Hauptmann der Taboriten in der Hoffnung Gottes. Der Berg Tabor hatte verschiedene hochgelegene Punkte, die sie Oreb, Oelberg, grünender Berg, Berg des Lammes, nannten. Die Begeisterung verwandelte sich jetzt in Fanatismus. Sigismund rückte mit einem Heere von hunderttausend Ungarn und Deutschen an (im Juli 1420). Die Prager und Taboriten vereinigten sich; Ziska schlug die Meißner, welche gegen den Berg Witkow (Ziskaberg) anstürmten (den 14. Juli) zurück, den 19. steckte ein hussitisches Weib das königliche Lager in Brand, und gegenseitig wetteiferte man, wer es dem andern an Grausamkeiten zuvor thun könnte.

Es mögen die Papisten den wahren, evangelischen Christen den Vorwurf machen, als ob sie gleicher Weise blutdürstig seien wie sie, die Römlinge, und könnten eben die Hussiten als Grund ihrer Behauptung anführen. Wir behaupten aber: daß die Hussiten also verfuhren, das haben sie nur von ihren

Feinden den Päpstlern gelernt; diese sind ihre saubern Lehrmeister gewesen. Jahrhunderte lang hat der Antichrist unschuldiges Blut im Namen Gottes vergossen; auf einmal aber setzt sich in verzweifelter Wuth der Unterdrückte zur Wehre, und vergilt, was er gelitten hat, dem Tyrannen. Wohl verstanden, wir wollen die Hussiten keineswegs entschuldigen, wir wollen keineswegs ihr Benehmen evangelisch nennen. Nein, es steht geschrieben, der Herr selbst sagt es: „Stecke dein Schwert in die Scheide an seinen Ort, denn, wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen." Es ist daher auch nicht der evangelische Geist, der die Hussiten in dieser Beziehung beseelt hat, obgleich manche edle Menschen unter ihnen leben mochten, die eben dem Fanatismus nicht widerstehen konnten. Die Hussiten sind einem Menschen ähnlich, auf den man immer fort hineinschlägt, und der endlich im Ingrimm seines Herzens sich umwendet und dem Tyrannen die Geißel aus der Hand windet und mit gleichem Maaße wieder mißt. Es war derselbe Fanatismus, der in Rom sein Wesen hatte und fort und fort hat, der in die Hussiten gefahren war; würgen im Namen der Religion; nur mit dem Unterschied, daß die Hussiten sich mehr vertheidigten, als angriffen, und daß Rom's*) und Sigismund's Grausamkeit an Huß verübt, jene allerdings wilde, unevangelische Rache hervorrief. Die Hussiten waren eine Geißel Gottes, womit er die Feinde des Evangeliums stäupte.

Die Grausamkeit der Papisten, mit einem Worte, rief die Grausamkeit der Böhmen hervor. Schon im November **1419** ward ein hussitischer Priester gefangen; man band ihn mit Stricken, die man ihm durch seine durchbohrten Hände zog, an einen Baum und verbrannte ihn. Ein ander Mal fanden kaiserliche Reiter den frommen Pfarrer Wenzel auf einem Streifzuge; sie schleppten ihn zur Armee. Er sollte vor dem Bischof und dem General abschwören, allein er widerstand und erklärte, daß es immer so die Weise der ersten Christen gewesen sei,

*) Wenn wir von Rom reden, so verstehen wir darunter bald den Papst selbst, bald die Päpstler, mit einem Worte jeden, der im blutdürstigen Sinne des Papstes handelt.

auch dem Volk den Kelch zu geben. „Löschet die Schrift aus,“ sprach er, „und verschlinget dieses Evangelium!“ Ein neben ihm stehender Soldat gab ihm einen Schlag ins Gesicht mit einem eisernen Handschuh, daß ihm das Blut über die Wangen herunterlief. Des andern Tages wurde er, sein Vikar, vier gläubige Kinder, nebst drei alten Bauern verbrannt. Der Pfarrer nahm die Kindlein in seine Arme und sang mit ihnen ein Loblied, bis sie, das eine nach dem andern, ihre Seele in die Hände ihres Heilandes übergaben.

Die Prager-Hussiten, die Kelchner oder Calixtiner wollten dem Krieg ein Ende haben und suchten zu unterhandeln. Sie stellten deßhalb vier Artikel auf, nach welchen vermittelt werden sollte: 1) Das Wort Gottes solle frei und ungehindert von den Priestern des Herrn im Reiche Böhmen verkündigt werden. 2) Das heil. Abendmahl solle unter beiderlei Gestalt, des Weines und Brodes, allen Christglaubigen frei und ungehindert nach der Einsetzung des Heilandes ausgetheilt werden. 3) Die weltliche Herrschaft über Reichthümer und irdische Güter, welche die Geistlichkeit gegen Christi Befehl zum Nachtheil ihres Amts und zum Schaden des weltlichen Armes im Besitz hat, solle derselben genommen und aufgehoben werden. Die Geistlichkeit selbst solle zur evangelischen Regel und zu einem apostolischen Leben, wie Christus mit seinen Aposteln gelebt hat, zurückgeführt werden. 4) Alle Todsünden, besonders öffentliche, und andere Unordnungen, die dem Gesetz Gottes zuwider sind, sollen bei jedem Stande gehörig durch diejenigen, denen dieß zukommt, verboten und bestraft werden. Diejenigen, welche solches verüben, sind des Todes würdig; nicht allein die, welche solches verüben, sondern auch diejenigen, welche denselben beipflichten. Jene Sünden unter dem Volke sind: Hurerei, Schwelgerei, Diebstahl, Mord, Lügen, Meineid, Zauberei, Geiz, Wucher. Unter dem Clerus aber: Simonie, Geldforderungen bei Taufen u. s. w. — gottlose und schlechte Sitten, als da sind: schändlicher Concubinat, Zorn, Balgereien, Streitigkeiten, Vorladungen einfältiger Personen, übermäßige Zinsen u. s. w. In Böhmen befanden sich auch damals die Begharden, hier Pikarden genannt, welche anderwärts verfolgt worden waren. Ja, wir wissen

aus der frühern Geschichte, daß sogar Waldenser in Böhmen sich befanden. In Prag war eine kleine waldensische Gemeinde, die sich mit den Taboriten später verband. Die Taboriten nun gingen weiter, als die Calixtiner. Sie sprachen ihre Lehre in vierzehn Artikeln (1420) aus. Sie sind folgende: 1) Keine Schrift, kein Wort sollen die Glaubigen halten, wofern sie nicht in der Bibel ausdrücklich geschrieben stehen; alle andern Bücher sind als eine List des Antichrists zu verwerfen. 2) Jeder, der die freien Künste studirt, oder einen Grad (als Magister oder Doktor) annimmt, ist ein eitler und heidnisch gesinnter Mensch; er sündigt gegen das Evangelium Jesu. 3) Keine Beschlüsse, keine Einrichtungen der heil. Väter, keine andern Gebräuche, keine menschliche Ueberlieferung soll beobachtet werden; dieß Alles sind Ueberlieferungen des Antichrists, wovon Christus und seine Apostel nichts wußten. 4) Kein sogenanntes heiliges Oel, kein Taufwasser, kein Kelch, kein Ornat soll eingesegnet werden. Keine kanonischen Stunden sollen hergebetet werden. Die Messe, Gesänge sollen als menschliche Ueberlieferungen abgeschafft werden. 5) Die Kindertaufe soll nicht mit dem Exorcismus zur Austreibung des Teufels und nicht im Beisein von Taufzeugen, nicht mit geweihtem Wasser, verrichtet werden. Die Kinder können in jeder frischen Quelle, wo es sein mag, getauft werden. 6) Alle Meßbücher, Gesangbücher, aller Priesterornat &c. soll vernichtet und verbrannt werden. Bauernröcke sind gut genug für Priester. 7) Die Ohrenbeichte soll abgeschafft werden; nur Gott soll man beichten. 8) Die Fasten darf niemand beobachten; sondern jedermann soll essen, was ihm beliebt. 9) Die Festtage, den Sonntag ausgenommen, brauchen nicht gefeiert zu werden. 10) Der Priester, welcher mit der Kopfglatze und im Ornat den Gottesdienst oder die Messe hält, ist jener Hure gleich, von welcher in der Offenbarung Johannes geschrieben steht; die Glaubigen sollen ihn verachten; das Sakrament des Altars muß mit lauter Stimme, um der Anwesenden willen, verwaltet werden. Es soll nicht in die Höhe gehoben, nicht auf den andern Tag aufbewahrt werden. 11) Die evangelischen Priester sollen kein zeitliches Vermögen besitzen. 12) Es gibt kein Fegfeuer. Thöricht und

vergeblich ist es, für die Todten zu beten ꝛc. 13) Die Anrufung der Heiligen ist verwerflich. 14) Die Bilder sollen verbrannt werden; denn es steht geschrieben 2 Mos. 20.: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen."

Die Prager-Calixtiner machten nun ihre vier Artikel bekannt, und nachdem dieß geschehen war, so sandten ihnen die Taboriten den 5. August 1421 zwölf Artikel zu. Dieselben sollten die Grundlage zu ihrer beiderseitigen Vereinigung werden. Wir führen von denselben nur einige an: 3) Offenbare Sünder sollen gestraft werden. 4) Saufgelage sollen unterbleiben. 5) Man soll keine kostbaren Kleider tragen. 6) In den Werkstätten und auf dem Markte soll man wachen, daß keine Spöttereien, kein Raub, kein Wucher, kein Schwören, kein Betrug vorkommen. 7) Heidnische Rechtspflege soll aufgehoben, und alles soll nach göttlichem Rechte gerichtet werden. 8) Die Geistlichen sollen sich nach göttlichem Rechte, wie die Apostel und Propheten aufführen. 9) Die Lehrer sollen sich dem göttlichen Recht unterwerfen, gleich den übrigen Christen; sie sollen ihre Verordnungen nach dem Willen Gottes einrichten. 10) Das Vermögen der Geistlichen soll zum gemeinen Besten verwendet werden ꝛc. 11) Die Feinde der Wahrheit soll man ausstoßen, und dieselben nicht aufnehmen. 12) Die ketzerischen Klöster soll man zerstören, ebenso unnöthige Kirchen, Altäre, Bilder, köstlichen Ornat, goldene und silberne Kelche; ferner die Simonie, jede ketzerische, antichristische Pflanze, die nicht vom Vater im Himmel gepflanzt ist.

Wir erkennen aus diesen Artikeln, wie zu der Wahrheit Fremdartiges sich gesellte, wie eben das ächt Reformatorische in den Hintergrund tritt, die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nicht berührt, nicht erkannt wird. Man wollte zwar niederreissen; aber es fehlte an weisen Baumeistern. Die Reformation kommt von innen heraus; sie beginnt mit der Lehre der Buße, des Glaubens und der Gnade in Christi Blut; allein die Hussiten blieben meist beim Aeußeren stehen, daher brachten sie zwar eine Revolution, aber keine Reformation zu Stande. Wir dürfen aber ja nicht vergessen; der Herr hatte unter ihnen aufrichtige Seelen, die, wie wir

später sehen werden, auf dem Heilsweg sich endlich zurecht fanden; aber ein Sturm ging dem lieblichen Sonnenschein der Gnade und Wahrheit voran.

Hiezu kam noch, daß gewisse Taboriten-Priester die Zukunft Christi dem Volk predigten. „Der Herr werde kommen," verkündigten sie, „wie ein Dieb in der Nacht; er werde kommen, und die Gottlosen vertilgen; keine Gnade werde er dann angedeihen lassen, sondern Rache üben an den Feinden. Das Wort des Herrn: „Alsdann fliehe auf die Berge, wer in Judäa ist," (Matth. 24, 16.) erklärten sie so: „Jedermann fliehe auf den Berg Tabor, wo das Volk Gottes versammelt ist, sonst ergreifen ihn die Plagen, die Gott über die Feinde seines Reiches verhängen wird. Sie hielten sich für die Engel Gottes, die den Auftrag haben, den frommen Loth aus Sodom zu führen, für das Heer Gottes, das von Christo ausgesandt ist, das Aergerniß aus dem Reiche Gottes auszurotten, für die streitende Kirche, die bestimmt ist, die Gottlosen von den Gerechten zu scheiden, Rache zu üben, die Feinde Christi zu vertilgen. Ferner lehrten jene Fanatiker, Christus werde in Kürze sichtbar vom Himmel kommen, und das große Mahl des Lammes, die Hochzeit mit seiner Braut, der Kirche, auf jenen Bergen halten. Bei der Ankunft Christi, vor dem Tage des Gerichts, werden keine Könige und Fürsten mehr sein; die Sünde wird nicht mehr herrschen, die Weiber werden ihre Kinder ohne Schmerzen und ohne Erbsünde gebären. (Jes. 66.) Alles dieß wird, meinten sie, in Bälde geschehen, so daß manche, damals noch Lebende, jene Zeit sehen werden. Die Heiligen Gottes werden auferstehen, und unter ihnen der M. Johannes; denn um seiner Auserwählten willen, wird der Herr den Tag der Rache abkürzen. Diejenigen, welche jene Zeiten noch erleben, werden sein, wie Adam und Eva vor dem Falle, und wie Enoch und Elias. Es wird sie weder hungern, noch dürsten. Keine Taufe wird mehr stattfinden; denn Gottes Geist wohnt in ihnen. Kein Abendmahl wird mehr gehalten werden; denn sie werden auf englische Weise nicht mehr zum Gedächtniß des Leidens, sondern der Gerechtigkeit Christi genährt." So erzählt Brezezyna, der freilich als Calixtiner von den Taboriten nur die Schattenseite

hervorhob. Indessen nahmen die Prager jene zwölf Artikel nicht an. Hierauf stürzte Ziska den Rath bis auf vier. Als er die Kirchen zerstören wollte, fand er heftigen Widerstand und zog mit dem größten Theile seiner Taboriten ab. Einige der Taboriten, die von den Uebrigen mit dem Ketzernamen Picarden belegt wurden, mußten den Tabor verlassen. Sie irrten von einem Ort zum andern, mehrere von ihnen verfielen in den Irrthum der Adamiten. Dieselben erklärten den ganzen äußern Gottesdienst für Abgötterei, verwarfen die Sakramente, und wollten im Stande der Unschuld, wie Adam und Eva vor dem Falle d. i. nackt, ohne Kleider einhergehen. Ziska verfolgte sie, und rottete sie (1421) aus, die Römlinge trugen jetzt ihren Namen auf die Taboriten über.

Die Taboriten fingen sogleich nach Wenzels Tode an, Kirchen und Klöster zu verbrennen, und die römischen Priester und Mönche zu Paaren zu treiben, als Sigismund mit seinem Heere heranzog. Calixtiner und Taboriten vereinigten sich jetzt, wie gesagt, gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, und vertheidigten sich siegreich gegen drei Kreuzheere, die gegen sie ausgesandt worden waren. Ja, sie fielen sogar in die benachbarten deutschen Länder ein, und verbreiteten Furcht und Schrecken um sich her. Fast ganz Europa brachte Sigismund gegen sie in Harnisch, und dennoch konnte er sie nicht bezwingen.*) Gott strafte ihn hart um seiner feigen Wortbrüchigkeit willen. Nicht einmal Prag konnte er gewinnen, und oft floh seine Armee schon ehe sie nur einen Feind gesehen hatte. Es war ein Schrecken Gottes, wie einst zu Gideon's Zeit über die Feinde gekommen. Die Böhmen hatten anfangs nicht einmal Waffen; sondern mit Dreschflegeln und andern Werkzeugen gingen sie auf den Feind los; daher nannte sie der Kaiser nur Flegler. Der päpstliche Gesandte Julian war zwei Mal Augenzeuge, wie die tapfersten Generale und Fürsten davon liefen, ohne daß sie einen Feind gesehen hatten. Einmal machten sie auf einer solchen Flucht Halt, und blickten um sich her. Plötzlich hieß es: „Der Feind

---

*) Die Soldaten schrieen: Ha! Ha! Huß! Huß! Katzer! Katzer! und wen sie erwischten, den verbrannten sie.

kommt!“ Sie ergriffen wieder das Hasenpanier, warfen die Waffen von sich, und konnten nicht mehr zum Stehen bewogen werden, bis sie sich wieder sicher glaubten. Julian stand da, weinte und sprach: „Ach, nicht unsere Feinde; sondern unsere Sünden jagen uns in die Flucht.“ Gleichermaßen bekannte die Kirchenversammlung in Basel: es müsse ein verborgenes Gericht an ihren Niederlagen Schuld sein. Andere hielten die Hussiten für Zauberer. Melanchthon meinte, die Engel Gottes haben für die Hussiten gestritten; die Papisten aber wollten nicht erkennen, daß die Vergießung des unschuldigen Bluts das verborgene Gericht sei, das über sie gekommen war.

Als der edle Nikolaus von Hussinetz, in Folge eines Sturzes vom Pferde, gestorben war, blieb Ziska alleiniger Heerführer der Hussiten. Im Juni **1421** verlor der einäugige Feldherr, durch einen Pfeilschuß, auch noch sein anderes Auge; allein er blieb immer noch der alte furchtbare Kriegsheld. Als Friedrich von Meißen im August mit dem Reichsheere Saaz belagerte, und als Sigismund im Dezember mit fünfzigtausend Oesterreichern, Ungarn und Mähren anrückte, war der Markgraf auf die bloße Nachricht, Ziska komme, wieder abgezogen. Der blinde Taboriten-General zog jetzt unter dem Geläute aller Glocken in Prag ein, und brachte bald darauf den **23.** December dem Könige, der wegen Hunger und Kälte nach Mähren ziehen wollte, eine gänzliche Niederlage bei.

Ziska starb endlich den **11.** Oktober **1424** an der Pest, und man erzählte ein Mährlein von ihm; er habe befohlen, man solle nach seinem Tode nur seine Haut auf eine Trommel spannen, so würden die Feinde, von ihrem Schall erschreckt, davon laufen. Er wurde in Czaslau in der Kirche begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben *) über seinem Grabmahl aufgehangen. Auf seinen Grabstein schrieb man die Worte: „Johannes Ziska, eine Festung des Vater-

*) Ein Kaiser wollte einst in jener Kirche sein Gebet verrichten. Er sah jene Keule auf seinem Grabmahl, und, als er vernahm, sie habe Ziska gehört, so eilte er fort mit den Worten: „Pfui, die Bestie erschreckt auch noch nach ihrem Tode die Lebendigen.“

landes, ein Schrecken des Papstes, eine Geißel der Pfaffen." Dieses Grab wurde 1623 auf kaiserlichen Befehl zerstört.

Die Taboriten theilten sich jetzt in zwei Heere; das eine hatte den großen Procopius zum Anführer, das andere nannte sich die Waisen, und wählte einen Kriegsrath, in welchem der kleine Procopius die erste Stelle einnahm.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1430 meinte der Churfürst von Brandenburg, die Hussiten seien so lange unüberwindlich, als man sie als Ketzer behandle; man solle den Weg der Güte versuchen. Der Papst Martin V. ward hierüber zornig, und verwarf jenen vernünftigen Antrag. Es wurde ein neuer Kreuzzug beschlossen. Man wollte zu diesem Behuf den gemeinen Pfenning erheben und Söldner werben. Sogleich eilten die Hussiten fünfzigtausend Mann zu Fuß, zwanzigtausend zu Pferd, mit dreitausend Streitwagen auf den Berg Tabor und stürmten verheerend nach Oesterreich, Ungarn, Meissen, Sachsen, Franken und Baiern. Im Februar 1431 ward auf Betrieb des Cardinallegaten Cäsarini zu Nürnberg ein neuer Kreuzzug beschlossen und ausgeführt. Das Heer bestand aus achtzigtausend bis hundertdreißigtausend Mann in fünf Abtheilungen. Während die Fürsten mit einander handelten, wer die Kriegskosten tragen solle, hieß es, der Feind sei im Anzug. Da gingen die Herzoge von Baiern in der Nacht nach Regensburg, Friedrich von Brandenburg rückte in den Frauenburger Wald. Das Kriegsvolk zerriß die Fahnen und lief auseinander. Der Cardinal sammelte einen Theil der Armee zwischen Tauß und Riesenberg. Procop der Große stürmt heran (den 14. August 1431). Die Feinde flohen durch die unermeßlichen Forste, in deren Klüften das Rufen der Treiber, das Angstgeschrei der Hülflosen, das Krachen der auffliegenden Pulverwagen mit schauerlichem Getöse wiederhallte und den Schrecken und die Verwirrung der Feinde erhöhte. Das ganze Lager, mehr als dreitausend Wagen mit Kriegsvorrath, hundertfünfzig Kanonen und elftausend Mann gingen verloren. Die Geschlagenen kehrten mit Schmach und Schande bedeckt, in ihre Heimath zurück. Sigismund's Biograph, Eberhard Windeck, sagt hievon: „Und geschah leider großen Schaden, wenn do bliben me (mehr), denn achttausend Wagen

mit Puchssen und Pfeilen, Pulver und Spiese und viel frummer, armer Leute und kommen die andern schemlichen heim."

Endlich erkannten die Papisten, daß mit Gewalt gegen die Hussiten nichts ausgerichtet werden könne. Es ward damals ein allgemeines Verlangen unter den Völkern nach einer Reformation rege, und der Papst Martin V. sah sich wider Willen genöthigt, die Kirchenversammlung nach Basel auszuschreiben. Er ernannte zum Präsidenten desselben eben jenen Cardinal Giuliano Cäsarini an seiner Statt, aber Martin erlebte die Unterhandlungen nicht mehr; er starb den **19.** Februar **1431** und Eugen **IV.** (**1431—1447**) kam an seine Stelle. Das Basler-Concil nun knüpfte Unterhandlungen mit den Hussiten an. Sie wurden in einem Schreiben (vom **15.** Oktober **1431**) eingeladen, sich vor dem Concil zu stellen. Schon früher hatte man sie auf dieses Concil verwiesen; aber von ihnen gefordert, sie sollten sich zum voraus demselben unterwerfen; allein die Hussiten waren durch den Vorgang mit Huß gewitzigt geworden und wollten sich nicht fangen lassen. Daher verheißt ihnen das Concil, es solle alles, was die Glaubenswahrheit betreffe, genau und frei behandelt werden; es solle ihnen erlaubt sein, sich frei auszusprechen. Ein zweites Einladungsschreiben vom März **1432** versichert die böhmischen Gesandten eines freien Geleites und zwar mit aufrichtiger und nicht erheuchelter Gesinnung. Zugleich stellte das Concil einen freien Geleitsbrief aus, schickte aber Gesandte nach Eger, um daselbst mit den Böhmen zu unterhandeln. Hierauf wurde denselben ein anderer Geleitsbrief auf ihr Begehren ausgestellt, der den Böhmen nicht nur alle Sicherheit gab; sondern ihnen auch gestattete, auf ihrem Wege, wo sie herbergten, den Gottesdienst ohne Hinderniß zu verrichten. Beim gemeinen Concil dürfen sie, was die vier Artikel betreffe, mündlich und schriftlich sich frei aussprechen, mit der heil. Schrift, oder mit den Kirchenlehrern jene Artikel beweisen, vertheidigen, wenn es nöthig sei, auch auf die Einwendungen der allgemeinen Kirchenversammlung antworten oder mit dem einen oder andern Mitglied des Concils über dieselben streiten, oder in Liebe verhandeln, und dieß ohne alle Gefährde, Schimpf oder Unbill.

Die Väter des Concils waren in dreizehn oder vierzehn Jahren etwas klüger geworden, nachdem sie erfahren hatten, es gebe noch einen Mächtigeren als sie, es lasse sich nicht alles mit Feuer und Schwert abmachen, seitdem Gott das Schwert gegen sie gewendet hatte. Indessen erschienen die böhmischen Gesandten, unter ihnen Rokyczana und der große Procop am 4. Januar **1433** in Basel. Man disputirte einige Zeit erfolglos, und die Böhmen zogen voll Mißtrauen wieder ab. Jetzt nahm man zur List seine Zuflucht. Bischof Philibert von Coutance war in Böhmen erschienen; er zog den katholischen Landesherrn Meinhard von Neuhaus auf seine Seite, gewann den Joh. Rokyczana, indem er ihm das Erzbisthum zu Prag verhieß. Er schloß mit den Calixtinern einen Vertrag, Compaktata genannt, den **30.** November **1433**, durch welche denselben die vier Prager-Artikel zugestanden wurden; allein es wurde auch an diesen Artikeln hin und her gedreht und geschoben, bis im Grunde nur noch der Kelch überblieb. Der Legat genehmigte den Artikel in Betreff des Abendmahls; allein er setzte noch hinzu, das Abendmahl solle auch unter einerlei Gestalt ausgetheilt werden dürfen und die Priester sollen den Communicanten jedesmal sagen, und es selbst glauben, daß der ganze Christus auch unter einerlei Gestalt vorhanden sei. Bei dem Punkt: „Das Wort Gottes solle von den Priestern des Herrn frei und treu gepredigt werden," fand der Legat das Wörtlein f r e i anstößig, und setzte hinzu: „es solle frei gepredigt werden, aber ohne dem Ansehen des Papstes, der in allen Dingen zuerst zu entscheiden habe, nahe zu treten" rc. Der vierte Artikel der Böhmen: „Es sei der Geistlichkeit nicht erlaubt, zur Zeit des Gesetzes der Gnade über zeitliche Güter weltlich zu herrschen," wurde ebenfalls eingeschränkt und hinzu gesetzt: „Die Geistlichen und Mönche dürfen zeitliche Güter besitzen und die Kirche könne und dürfe zeitliches Gut haben; nur müßten die Geistlichen die Kirchengüter treu verwalten." Sieht man nun diese Verhandlungen an, wie sie sind, so blieb im Grunde den Hussiten nichts, als der Kelch übrig, und die Erklärung, welche noch hinzugesetzt werden mußte, daß der ganze Christus unter einer Gestalt empfangen werde, schwächte auch diesen Artikel dergestalt, daß zu jeder Zeit ohne Anstand der Kelch wegfallen konnte.

Die Taboriten waren mit den Compactaten sehr übel zufrieden. Sie protestirten laut gegen dieselben, und griffen aufs neue zu den Waffen; allein den **30.** Mai **1434** wurden sie von ihren Feinden, unter die jetzt auch die Kelchchristen gehörten, bei Böhmischbrod geschlagen; die beiden Procope fielen, und nach einer zweiten Niederlage bei Lomnicze mußten die Taboriten alle festen Plätze, sogar den Tabor den Kelchchristen ausliefern.*) Die Calixtiner erkannten jetzt den Sigismund als ihren König an, nachdem die Compactaten in Iglau feierlich bestätigt worden waren **1436.** Im August zog Sigismund in Prag ein. Auf diese Weise hatte die List der Papisten die Hussiten zu entzweien gewußt und den Sieg davon getragen. Das Sprichwort: „Trenne und dann herrsche!" haben die Römlinge immer trefflich verstanden.

Bald wollten sich weder der Papst, noch der Kaiser an den Vertrag binden. Der Kaiser gab sich alle Mühe, trotz seinem Versprechen, die römischen Gebräuche wieder in die böhmische Kirche einzuführen. Rokyczana, den Sigismund als Erzbischof bestätigt hatte, mußte aus Prag fliehen, weil ihm Sigismund gedroht hatte, als er die Mönche, die der Kaiser wieder nach Böhmen kommen hieß, Dämonen nannte. „Er scheue sich nicht," hatte Sigismund gesagt, „das Blut des Rokyczana vor dem Altar sogar zu vergießen." Rokyczana hatte eine gute Erkenntniß der Wahrheit; aber er war stolz und geizig, und es war ihm um die Bischofsmütze zu thun; daher war er zufrieden, wenn nur der Kelch bleibe. Als aber der römische Katholicismus wieder ganz hergestellt werden sollte, so regte sich in ihm wieder jene alte Liebe zur Wahrheit. Hatte er früher ja erkannt, der Papst sei der Antichrist. „So lange wir dem Papst nicht durchaus den Gehorsam verweigern," hatte er gesagt, „sind wir ein elendes, verachtungswürdiges Volk. Das Gesetz Christi ist unser Gesetz. Alles ist befleckt, was vom Papst kommt, wir wollen nichts annehmen, als was die Apostel uns lehren."

*) Auf den Rath des Meinhard von Neuhaus lockte man den Ueberrest mehrerer Tausende alter Soldaten in eine Scheuer, mit dem Versprechen ihnen Dienste zu geben, und verbrannte sie.

Alles wollte dann doch Rokyczana nicht fahren lassen; darum widersetzte er sich. Er hielt sich elf Jahre in Hradeck auf bis zur Zeit der Statthalterschaft Georg Podiebrad's. Sigismund konnte indessen des Königsthums in Böhmen nicht lange genießen. Er starb im December 1437 und jetzt kamen die Partheien wieder in gewaltige Gährung. Die römischen Katholiken wählten Kaiser Albrecht II., und die Kelchchristen widersetzten sich dieser Wahl. Albrecht starb schon den 27. Oktober 1439 im zweiundvierzigsten Lebensjahre an der Ruhr, nach einem Feldzug gegen die Türken, und nach seinem Tode wählten die Böhmen, während der Minderjährigkeit des Ladislav, des Sohn Albrechts, zwei Regenten einen katholischen und einen kalixtinischen 1441.

Nachdem nun Georg von Podiebrad 1444 calixtinischer und 1450 alleiniger Regent geworden war, hatten die Calixtiner entschiedene Oberhand; allein sie hatten und bekamen keine Ruhe, und das aus dem einfachen Grunde, weil sie mit Rom vereinigt bleiben wollten. Rom ist nur deßwegen eine Vereinigung eingegangen, weil es auf diese Weise die Taboriten unterdrücken konnte, und dann hoffte, mit den Calixtinern schon fertig zu werden und diese wollten doch etwas reformiren, aber die Papisten wollten jene vier Artikel nicht mehr gelten lassen. Im Jahr 1441 den 11. Juni machten daher die Prager wieder neue Artikel: I. Die Compaktaten mit der Kirche sollen vor Allem heilig gehalten werden. III. Niemand solle sich unterstehen zu predigen, es werde unter einer Gestalt empfangen, was unter beiderlei Gestalt empfangen würde; dieß sei gegen diejenigen, welche unter beiderlei Gestalt communicirten. IV. Niemand solle es wagen, weder öffentlich, noch heimlich unter einerlei Gestalt das heil. Abendmahl auszutheilen. Eine Synode in Kuttenberg 4. Oktober 1441 gelobte dem Rokyczana, als Erzbischof, Gehorsam und entwarf ein Glaubensbekenntniß in zweiundzwanzig Artikeln, ein Gemisch von Papismus und reinern Grundsätzen. In denselben waren die sieben römischen Sakramente anerkannt, so wie die Brodverwandlungslehre. XVI. Das heilige Abendmahl dürfe nicht in einerlei Gestalt empfangen werden; auch dürfe man dasselbe auf Begehren der Eltern den kleinen Kindern reichen. XX. Die Priester

dürfen sich in die Ehe begeben, doch sei es besser, wenn sie ehelos bleiben, wie Paulus. Im Jahr **1444** war der Cardinallegat Carvajal in Prag, und Rokyczan hatte einen heftigen Streit über das Abendmahl mit ihm. Die Böhmen suchten indessen bei den Päpsten Eugen IV. und Nikolaus V. um die Bestätigung des Erzbischofs Rokyczana nach, und sandten **1447** eine Gesandtschaft nach Rom, und Carvajal erschien wieder in Prag **1448** und unterhandelte mit den Böhmen. Im Jahr **1451** kam Aeneas Sylvius, als Gesandter des Kaisers nach Böhmen und hatte eine Unterredung mit Podiebrad, die zu nichts führte. Bald nachher predigte der bekannte Franziskaner Johann von Capistrano im Auftrag des Papstes Nikolaus V. gegen die Böhmen. Er hatte zugleich die Vollmacht, alle diejenigen, welche unter beiderlei Gestalt communicirten und andern Ketzereien zugethan seien, wenn sie sich bekehrten, zu absolviren und wieder in die römische Kirche aufzunehmen.

Alle diese Dinge und Streitigkeiten, die Wortbrüchigkeit Rom's, die Treulosigkeit der römischen Kirche ermüdeten die Calixtiner, denen freilich wieder mit dem Maaß gemessen wurde, mit welchem sie den Taboriten gemessen hatten, und sie dachten darauf, sich mit der griechischen Kirche zu vereinigen. Man sandte Deputirte nach Constantinopel, und die griechische Kirche kam den Anträgen freundlich entgegen; allein Constantinopel fiel im Jahr **1453** durch die Ottomannen und somit hatten auch diese Verhandlungen ein Ende.

Ladislaus, der junge eifrige Römling, regierte kurze Zeit **1453—1457** und nun wurde Georg von Podiebrad der Calixtiner zum Könige gewählt. Um Frieden nach außen und Ruhe im Innern zu gewinnen, ließ er sich von katholischen Bischöfen krönen und gelobte Gehorsam gegen Kirche und Papst; allein hiedurch hielt ihn der Papst für verpflichtet, die Ketzer auszurotten. Die Calixtiner auf ihrer Seite blieben nicht müßig, und suchten ihre Gegner zu verdrängen; allein die römischen Breslauer besonders widerstanden ihnen so standhaft, daß selbst der päpstliche Legat, der die Macht der Kelchchristen fürchtete, ihnen auf eine feine, römische Weise, Duldsamkeit gegen anders Denkende predigte. Pius II. (Aeneas Sylvius) erklärte die

vier Artikel für ungültig 1462, und nur die Türkenfurcht hielt ihn ab, das Kreuz gegen die Calixtiner predigen zu lassen. Paulus II. (1464—1471) endlich sprach den Bann über Georg Podiebrad aus, und forderte zum Kreuzzug gegen ihn auf. Georg erließ eine Beschwerdeschrift an alle Könige und Fürsten (1466. 28. Juli). Er appellirte an ein allgemeines Concil und Georg von Heimberg verfaßte diese Schrift; eine große Anzahl gelehrter Männer, deutsche Universitäten und Fürsten erklärten sich gegen den schändlichen Papst, und die Gelehrten bewiesen an der Schrift, wie Eschenloer erzählt, daß man niemanden zum christlichen Glauben zwingen, und die Ketzer, welche Frieden wollen, nicht morden, sondern blos meiden solle. König Matthias von Ungarn ließ sich indessen vom Papste das Königreich Böhmen schenken, und nahm wirklich Schlesien, Mähren und die Lausitz; in Böhmen aber konnte Georg nicht verdrängt werden; er blieb im Besitz des Königreichs bis zu seinem Tode 1471. Wladislaus, ein polnischer Prinz, wird sein Nachfolger und 1490 wird er zugleich Nachfolger des Matthias Corvinus in Ungarn. Wladislaus, obgleich katholisch, war zu schwach, um die mächtigen Calixtiner verdrängen zu können. Er starb 1516. Die Calixtiner erhielten sich indeß später nur noch kümmerlich, und schon im sechszehnten Jahrhundert verschwanden sie ganz aus der Geschichte.

Nur Gottes Wahrheit kann bestehen,
Der Menschen Werk muß untergehen.

Zehntes Kapitel.

Die Gemeinde der Brüder des Gesetzes Christi, oder die böhmischen und mährischen Brüder (die Brüderunität).

Wenn es sollt' der Welt nach geh'n,
Blieb kein Christ auf Erden steh'n,
Alles würd' von ihr verderbt,
Was das Lamm am Kreuz ererbt.

Doch, weil Jesus bleibt der Herr,
Wird es täglich herrlicher;
Weil der Herr zur Rechten sitzt,
Ist die Sache auch beschützt.

Es schien Alles verloren, die Kirche Gottes und die Wahrheit mit ihr ward unterdrückt; der Papst herrschte auf seinen sieben Hügeln mit seiner dreifachen Krone und Rom, das eiserne, antichristische Rom zertrat, was sich ihm widersetzte. Die Taboriten selbst, als solche, waren als Partei vom Schauplatz verschwunden, als Georg Podiebrad **1453** ihre Stadt Tabor unterworfen hatte; sie wurden zerdrückt von den Römlingen und den Halbrömlingen, den Calixtinern und ihre Zahl war zusammengeschmolzen. Allein, als sie politisch vernichtet waren, siehe! da schwand auch jener schwärmerische, fanatisch papistische Geist, der sie beseelt hatte. Bei vielen unter ihnen, die vielleicht von vorn herein etwas Besseres gesucht hatten, und nur mit dem allgemeinen Strome fortgerissen worden waren, erwachte eine Sehnsucht nach Wahrheit, ein Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit; sie sahen jetzt ein, daß nicht das fleischliche Kriegsschwert die rechte Waffe sei, sondern das Wort Gottes; daher sammelten sie sich um das Panier des Evangeliums, das sie Huß gelehrt hatte, und suchten dasselbe durch fleißiges Bibellesen noch gründlicher kennen zu lernen; sie gingen in ihr Inneres zurück und nahten sich dem Gnadenthrone in aufrichtiger Buße und Glauben.

Schon im Jahr **1451**, also vor ihrem Verschwinden aus der Geschichte, machte Aeneas Sylvius die Bekanntschaft der Taboriten in Tabor, und fand sie als etwas andere Leute, als sie früher gewesen waren. Er wurde, wie wir oben berichtet haben, als päpstlicher Legat nach Böhmen gesandt, und als ihn ein Unwetter überfiel, nahm er die Gastfreundschaft der Stadt Tabor in Anspruch. Er beschreibt die Stadt, die Sitten und den Glauben der Bewohner. Ihr Glaube ist nach ihm, dem Römling „ein Abgrund der Verworfenheit"; denn sie verwerfen den Papst, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, die sieben Sakramente und nahmen deren nur drei an, die Taufe, das

Abendmahl und die Ehe; sie verwarfen die Brodverwandlungslehre; doch findet er das Gute an ihnen, daß sie dem Studium obliegen. Aeneas Sylvius meint, sie seien nicht einig im Glauben; jeder denke, was er wolle. Ihre Kirche ist ein bretternes Haus mit einem Altar, da wird täglich gepredigt und das Gesetz ausgelegt; jedermann muß beiwohnen, wer ausbleibt ohne Noth, wird mit Ruthenschlägen ins Gotteshaus getrieben; dieß ist wahrscheinlich eine Uebertreibung. Im Aeußern sehen sie noch wild aus; die einen seien halbnackt, andere seien bekleidet, der eine trage Schuhe, die andern nicht, dem einen fehle ein Auge, einem andern eine Hand. Die Priester tragen keine Glatze, und lassen den Bart wachsen; für dieselben tragen sie, jeder einen Theil des Ertrages von seiner Hände-Arbeit, in ein öffentliches Gebäude zusammen, welcher dann monatlich unter sie ausgetheilt wird; außer dem geben sie für jeden noch ein Schock Groschen monatlich, woraus sie sich Fische, Fleisch und Wein anschaffen. Ihre Zahl schätzt Aeneas Sylvius auf viertausend, welche das Schwert ziehen können. Im gleichen Jahre war derselbe noch einmal bei ihnen, und hielt mit ihren Priestern, namentlich mit Nikolaus, den sie ihren Bischof nannten, eine Disputation.

Aus den Taboriten zunächst trat jene Gemeinde des Herrn in Prag hervor, **1450**. Rokyczana selbst begünstigte sie, und näherte sich ihnen anfangs, ja man kann ihn sogar gleich zu Anfang zu den Protestanten zählen; allein er zog sich wieder zurück und wurde endlich ihr Feind. Sein Schwestersohn Gregor war einer der vornehmsten unter den Brüdern. In dem ersten Brief der Brüder an Johannes Rokyczana heißt es unter anderm: „Mit dankbarem Herzen und mit großer Freude vernahmen wir deine Predigten. Zuerst hast du uns fleißig ermahnt, die greulichen Irrthümer des Antichrists, der in diesen letzten Zeiten offenbart worden ist, zu fliehen; besonders hast du bezeugt, wie der Teufel den Mißbrauch der Sakramente eingeführt, und wie das arme Volk seine falsche Hoffnung auf dieselben gesetzt habe; du hast endlich gezeigt, auf welche Weise fromme Christen die Sakramente empfangen sollen. Kurz, du nanntest den Religionszustand einen sehr traurigen und bedauerns-

würdigen, besonders, als der junge König (Ladislas 1453) sich der Regierung bemächtigte. Wir selbst wurden bei diesen Nachrichten schmerzlich berührt und insbesondere wurden wir bestürzt, als wir sahen, wie so manche und mancherlei Lehren ausgestreut werden, so daß wir nicht wissen, ob wir diesen oder jenen beipflichten sollen. Du hast uns den Peter Chelezitius empfohlen, und wir haben endlich eine Unterredung mit ihm gehabt, seine Schriften gelesen und bald eingesehen, wie die meisten Dinge unter den Priestern, unter dem Volk schlecht und gegen die Ordnung gehen, so daß wir auch von dir keine gar gute Hoffnung faßten, da wir sahen, du vollbringest Dinge, welche dein eigenes Gewissen verdammt. Als wir uns mit dir über solches unterredeten, so hast du uns gesagt: „Ich weiß, ihr habt das Rechte, aber wenn ich eurer Sache beipflichte, so muß ich gleiche Schmähungen tragen, gleiche Schande auf mich nehmen, gleichen Schimpf erdulden.“ Wir sind genöthigt, ein Glaubensbekenntniß abzulegen, in welchem wir auseinander gesetzt haben, was wir vom Sakrament des Abendmahls des Herrn halten; (denn hievon hast du besonders unsere Meinung zu wissen verlangt). Du warfst uns nichts vor, außer daß wir einige kirchliche Gebräuche oder Ceremonien verändert haben.“

Rokyczana war ein Mann, der nicht die Schmach mit den Kindern Gottes tragen wollte; er hatte die Ehre vor den Menschen lieber, als die Ehre bei Gott. Er stand zwischen den römischen Katholiken und zwischen den Brüdern, verfolgten ihn jene, so war er ein Freund der Brüder, ließen sie ihn wieder gewähren, oder ging seine Sache gut, so war er wieder der Gegner der Taboriten. Oft kamen sie zusammen, und suchten sich zu vereinigen; allein immer wieder zerschlugen sich die Verhandlungen. Die Vereinigungsversuche wurden im Jahr 1444 besonders stark betrieben und Rokyczana näherte sich den Taboriten, war freundlich mit ihnen, und sagte, er werde sich auf diejenige Seite schlagen, auf welcher die Wahrheit sei. Man überredete die Taboriten, Schiedsrichter anzunehmen, und man sieht hieraus, wie sehr es ihnen um Vereinigung zu thun war. Sie nahmen die Schiedsrichter an, und diese gaben ihre Stimme dahin, daß die Wahrheit auf Seiten der Kelchchristen sei. Letztere ver-

sprachen den Taboriten, ihre Kirche weiter zu reformiren; daher schlossen sich die Taboriten an sie an; allein sie wurden getäuscht; daher zogen sie sich zurück, und brachen mit den Calixtinern. Hierauf nahm Georg Podiebrad Tabor, führte viele Priester in die Gefangenschaft, und die Taboriten erzählen, sie seien als Märtyrer in der Gefangenschaft gestorben. Abermal unterhandelte Rokyczana mit den Brüdern unter der Regierung des katholischen Ladislaus; allein der papistische Priester- und Pfaffengeist hatte ihn zu sehr beseelt, als daß er sich hätte ganz zu den Brüdern schlagen wollen.

Während dieses Kampfes, läuterten die ernsteren Gemüther immer mehr ihre Lehre und die Vereinigungsversuche bewirkten, daß sie immer mehr in der Schrift forschten, welches da sei die Wahrheit aus Gott. Wer mag die heißen Kämpfe, die verborgenen Gebete und Seufzer zählen, die im Stillen zum Thron der Gnade aufstiegen, um Licht und Wahrheit. Hussen's Geist, ja der Geist Gottes, ruhte auf ihnen und sammelte sie zu einer Heerde Christi, die unter seinem Hirtenstab frische Weide suchte und fand. So vereinigten sich jene Redlichen; sie trennten sich von den Kelchchristen und den Papisten und traten endlich 1457 unter dem Namen der Brüder des Gesetzes Christi, dann der böhmischen und mährischen Brüder, oder einfach der Brüder, oder Brüderunität hervor. Nun verschwindet der Name Taboriten gänzlich.

Bei dieser Gelegenheit schrieben sie in ihrem ersten Brief an Rokyczana: „Glaube nicht, daß wir wegen einiger Ceremonien oder wegen der von Menschen eingeführten Gebräuche uns von euch getrennt haben; sondern es geschah um der schlechten und verderbten Lehre willen. Hätten wir den wahren Glauben an unsern Herrn Jesum Christum in eurer Mitte bewahren können, gewiß wir hätten uns nie von euch getrennt; aber, als wir sahen, daß euere Pfarrer und euer Volk mit Sünden und Lastern sich beflecken, und daß ihr die Religion nicht rein und lauter bewahret; so wurden wir unsers eigenen Heils wegen genöthigt, uns von eurer Versammlung zu trennen, damit wir nicht die gleichen Verbrechen und Sünden, wie ihr, begehen, oder aber bei denselben gleichgültig die Augen zudrücken

möchten, und so endlich die ewigen Strafen mit euch erdulden müßten. Wir werden unaufhörlich auf die schändlichste Weise von den Meßpriestern verleumdet, indem sie sagen, wir haben den wahren Glauben vom Sakrament des Leibes Christi nicht, und so erregen sie den bittersten Haß des unerfahrenen Pöbels gegen uns. Du aber wisse, und ihr alle, daß wir einen solchen Glauben haben, wie ihn Christus mündlich und die Apostel schriftlich, und wie ihn die erste Kirche gelehret hat. Was aber gegen denselben erdacht, oder ihm hinzugefügt, oder einem andern Gebrauche angepaßt worden ist, das verabscheuen wir von Herzen."

Rokyczana war damals den Brüdern noch nicht abgeneigt; er bewog sogar Georg Podiebrad, ihnen das abgelegene Gebiet von Litiz bei Leutomischl im Riesengebirge anzuweisen. Uebrigens mißtrauten ihm die Brüder, und scheuten sich, mit ihm fortan sich zu verbinden, und daran hatten sie Recht, da sein zweideutiger Charakter sie für die Wahrheit fürchten ließ. Eine bedeutende Anzahl der Brüder zog von Prag nach Litiz, und zwar aus verschiedenen Ständen und von verschiedenem Gewerbe und Berufe, Gelehrte und Ungelehrte, Edle, Bürger und Ackerleute; sogar kam eine Anzahl Waldenser herbei, die aus Oesterreich vertrieben worden waren. Sie lebten in Höhlen und Wüsteneien, und nun, als eine Zufluchtsstätte sich öffnete, da kamen auch sie freudigen Herzens und schlossen sich an die Brüderkirche an. So ward Litiz ein Asyl für alle diejenigen, welche in Gewissensfreiheit ihrem Gott dienen wollten.

In Litiz angekommen, unterließen sie nicht, ihrem Gott und Herrn für seine Gnade, und für seine Hülfe zu danken. Sie baten ihn, in ihrer Mitte zu bleiben, ihr Lehrer, ihr Führer und ihre Zuflucht zu sein und Michael Bradazius war ihr Seelsorger. Unter sich liebten sie sich wie Brüder und waren ein Herz und eine Seele. Auch unterhielten sie eine innige, fortwährende Verbindung mit den übrigen Brüdern, die in den verschiedenen Städten Böhmens und Mährens wohnten. Sie beschlossen, nimmermehr die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen; sondern zu dulden, wie die Heiligen Gottes; sie hielten an am Gebet, trieben das Wort Gottes mit Freu-

den, und es breitete sich die Wahrheit nach allen Seiten hin aus.

Indessen blieben sie nicht lange in Ruhe. Satan, der Feind der Kirche Christi, schürte bald eine grausame Verfolgung gegen sie an. Die Calixtiner und Römlinge hatten nicht gewollt, daß sie sich ausbreiten und das Wort des Lebens nach allen Seiten hin verkündigen sollten. Ein Plätzchen hatte ihnen zwar Podiebrad gern angewiesen, aber da sollten sie sich ruhig verhalten und man hatte sie wahrscheinlich unschädlich machen wollen; allein sie stellten das Licht, das ihnen Gott geschenkt hatte, nicht unter einen Scheffel, sondern sie ließen es leuchten vor den Leuten, und das wollten die Feinde nicht leiden. Rokyczana, der, um seine Erzbischofsstelle zu behaupten, zu allem fähig war, war einer der ersten, welche zur Verfolgung aufforderten, und Podiebrad hatte sich ja dem Papst verpflichtet, die Ketzerei auszurotten. Die Brüder hatten daher Schweres zu erdulden. Stephan, einer ihrer Lehrer aus der Gegend von Olmütz, wurde mit seiner Heerde verjagt und Matthias, ein anderer frommer Pfarrer und treuer Hirte ward geviertheilt, Janicel, sein College, lebendig verbrannt. Die Brüder von Medsiric wurden mitten im Winter aus ihren Häusern vertrieben, die Kranken aus der Stadt geschleppt, unter freiem Himmel hingeworfen, und ein großer Theil starb unter der Folter; aber sie ließen sich eher Hände und Füße und ihre Gliedmaßen verstümmeln, als daß sie ihren Herrn verleugneten (**1460**). Man beraubte sie aller bürgerlichen Rechte, ließ sie im Gefängnisse sterben, allein sie blieben treu bis in den Tod, und der erste, alte Zeugengeist erwachte aufs neue unter ihnen. Die Aeltesten der Brüder bewiesen während dieser Trübsals-Zeit nicht geringe Treue und einen ausgezeichneten Muth; sie gingen den leidenden Brüdern nach, besuchten, trösteten sie in ihren Drangsalen, selbst mit Gefahr ihres Lebens.

Gregor, der Neffe des Rokyczana, den die Geschichte den Patriarchen der Brüder nennt, (erzählt Amos Comenius) begab sich einst (**1461**) nach Prag, um die Brüder zu besuchen, und sie in ihren Drangsalen zu trösten. Er versammelte sich mit einigen Freunden in einem Hause, um sich mit ihnen im

Worte Gottes zu erbauen, und das heil. Abendmahl zu halten. Der Richter wurde beauftragt, sich ihrer zu bemächtigen, und da er ihnen günstig war, ließ er ihnen heimlich sagen, sie möchten fliehen. Gregor stand sogleich auf, und wollte, ohne Speise zu sich zu nehmen, sich eilends entfernen; allein einige seiner Gefährten, junge, unerfahrene Studenten widersetzten sich, und meinten, wer da glaube, fliehe nicht, und so ließ sich auch Gregor bewegen, zu bleiben, und vorher mit Nahrung sich zu stärken. Während sie saßen und aßen, erschien der Gerichtsdiener unter der Thüre und rief ihnen zu: „Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden. Folget mir auf Befehl der Obrigkeit ins Gefängniß." Was geschah? Die meisten jener Prahler, welche gemeint hatten, die Folter sei ihnen ein Morgenbrod, und der Scheiterhaufen ein Mittagsmahl, verleugneten ihren Glauben, als sie die Folterbank ansichtig wurden; Gregor aber blieb standhaft. Er kam auf die Folter, und bald fiel er in eine tiefe Ohnmacht. Rokyczana, sein Oheim, wurde hievon benachrichtigt. Er eilte herbei, und, als er seinen Neffen gestorben glaubte, rief er aus: „Mein lieber Gregor, wollte Gott, ich wäre, wo du jetzt bist!" Sein Gewissen war wieder auf einen Augenblick erwacht, und die Stimme des Geistes Gottes sprach kräftig zu ihm, aber, als er wieder zu sich gekommen war, da vergaß der Erzbischof bald wieder jenen Ruf des Herrn. Indessen wurde Gregor auf seine Fürbitte in Freiheit gesetzt, und erzählte nachher, er habe in jener Ohnmacht ein Gesicht gesehen: Er sei nämlich auf eine lustige Wiese geführt worden; in der Mitte derselben sei ein Baum gestanden voll schöner Früchte, auf den Zweigen desselben saßen allerlei Vögel; die hüpften von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, sangen und aßen von den schönen Früchten des Baumes. Ein Jüngling mit einem Stab in der Hand, der den Erzhirten Christus vorstellte, leitete die Vögelein dergestalt, daß keiner aus seiner Ordnung wich. Drei Männer hüteten überdieß die Vögelein und den Baum, und Gregor erkannte in ihnen die drei Männer, die sechs Jahre später **1467** als Bischöfe der Brüderkirche erwählt wurden.

Die Rührung, welche Rokyczana während der Ohnmacht

seines Neffen hatte blicken lassen, gab den Brüdern wieder einige Hoffnung, ihn zu gewinnen für die Wahrheit, oder wenigstens durch seine Vermittlung einige Ruhe zu bekommen, aber er wich aus, und meinte, der Kluge müsse schweigen, denn es sei böse Zeit (Amos 5, 13.). Die Brüder aber erklärten ihm: „Du bist von der Welt, und wirst mit der Welt verloren gehen!" Podiebrad verbot jetzt den Brüdern den Gottesdienst ohne Ceremonien zu verrichten, und befahl, wer ihn von den Brüdern ohne Ceremonien halte, solle am Leben gestraft werden.

Bald (1461) nahm die Verfolgung eine andere Wendung; man peinigte und mordete sie nicht, sondern man verjagte sie, und ließ ihnen kein ruhiges Plätzchen mehr. Einige Feinde zwar wollten sie mit Feuer und Schwert vertilgen; allein Jodocus Rosenberg, Bischof zu Breslau widerrieth dieß, wie Comenius berichtet, indem er sagte: „Der Martertod ist ein halbroher Braten, aus welchem leicht Würmer wachsen;" (er wollte sagen, die Glaubigen vermehren sich nur durch die Marter) „besser und leichter werden sie zurechtgebracht, wenn man sie aller Orten vertreibt; denn, wissen sie nicht, wohin sich wenden, so werden sie sich schon eines Bessern besinnen." So geschah es, daß die Brüder in Gebirgen und Wäldern und Höhlen lebten. Aber auch da waren sie nicht sicher. Sie zündeten das Feuer nur Nachts an, um nicht durch den aufsteigenden Rauch verrathen zu werden. Da saßen sie um das Feuer her, lasen das Wort Gottes, und unterhielten sich mit gottseligen Gesprächen. Mußten sie bei tiefem Schnee sich Lebensmittel aus den Dörfern und Städten verschaffen, so ging der eine voraus, die Uebrigen traten in seine Fußstapfen, und der letzte schleppte einen großen Tannenast hinter sich her, um jede Spur zu verwischen, damit man glauben sollte, ein Landmann sei da durch gegangen und habe Holz geholt. Trotz dieser Maaßregel der Feinde, die Brüder nicht zu tödten, sondern sie mürbe zu machen, kamen doch auch andere grausamere Auftritte vor. Der Bischof von Olmütz ließ den Jakob Chulara verbrennen; dieser hätte kurz vorher entrinnen können, da die Thüre seines Gefängnisses offen stand; aber er wollte nicht; er wollte beständig bleiben, um die Krone des Lebens zu gewinnen. Suatonius in Chlator

wurde an Händen und Füßen verstümmelt; er hinkte auf Stelzen in die Stadt und rief: „Ihr habt Feuer und Wasser bei euch; thut alles mit mir, was ihr wollet, ich bin bereit, so wie ich schon gethan habe, ferner um Christi willen zu leiden und die größten Schmerzen zu erdulden.“

Während die Brüder von außen verfolgt und bedrängt wurden, verbanden sie sich um so enger unter sich selbst. Sie stellten Synoden an auf den Gebirgen Böhmens und Mährens; bei solchen Zusammenkünften stärkten sie sich durch Gebet und und Flehen, ordneten Fast- und Bettage an, suchten und ordneten für ihre Heerden Hirten und Lehrer. Eine solche Versammlung hatte im Dorfe Lhota 1467, unweit Kichnon, nahe an der Grenze, bei einem Bruder Namens Duschek Statt. Es kamen siebenzig Männer zusammen: Pfarrer, Edelleute, Gelehrte, Bürger und Bauern waren unter ihnen; nur noch ein unmittelbarer Schüler Hussen's, Namens Michael Zamberg war vorhanden. Die Versammlung wurde mit inbrünstigem Gebet und Flehen um den Geist der Gnade und der Gemeinschaft begonnen. Hierauf wurden zwanzig Personen gewählt, von welchen elf die Verhandlungen leiteten; von den übrigen neun sollte der Herr diejenigen anzeigen, welche er zu Bischöfen und Hirten seiner Gemeinde erwählt hätte; dieß erforschten sie durchs Loos. Sie machten zwölf Zettel, schrieben aber nur auf drei derselben das lateinische Wörtlein est „e r i s t s.“ Da nun noch neun leere Zeddel dabei waren, so konnte es geschehen, daß gar keiner erwählt wurde, indem jene neun Männer jene neun leeren Papiere hätten ziehen können; und, wäre dieß wirklich so gegangen, so hätten sie sich auch hier unter Gottes Willen gebeugt. Nachdem die Zettel zusammengewickelt und in ein Gefäß gethan waren, so ermahnte Gregor abermal zum Gebet. Sie baten nun den Herrn, daß er aus den neun Männern einen, zwei oder drei für seine Kirche erwählen wolle; sollte er aber nach seinem Willen keinen erwählt haben, so möge er es leiten, daß lauter leere Zeddel gezogen werden. Während sie beteten, zog ein Knabe neun Zeddel aus dem Topfe und legte sie in die Hand der neun Männer, und es geschah, daß die drei mit est beschriebenen Zeddel den Brüdern, Matthias

von Kunewalde, Thomas Przelaus und Elias Krenovius zu Theil wurden; es waren dieß dieselben Männer, welche Gregor im Gesicht oder Traume gesehen hatte. Sie gaben nun den drei Erwählten den Bundeskuß, gelobten ihnen als ihren Vorstehern Gehorsam, und versprachen, dem Herrn treu zu sein. Lobgesänge wurden angestimmt, und sie schlossen die Versammlung, die sie mit Fasten und Beten begonnen hatten, mit dem heil. Abendmahl.

Die Brüder wußten wohl, daß die sogenannte, apostolische Reihenfolge der Bischöfe, nach welcher die allein gültige Ordination in fortlaufender, ununterbrochener Linie von den Aposteln an und so fort auf die Bischöfe übergetragen werden soll, keinen biblischen Grund hat, und daß jede Gemeinde, so bald die herrschende Kirche vom Herrn und vom Grund des Glaubens abfällt, das Recht hat, sich selbst ihren Hirten und Lehrer zu wählen; allein, um den Widersachern den Mund zu stopfen, um der Einerlei-Regel und um der Ordnung willen, sandten sie den Michael von Bradacz und zwei andere bereits ordinirte Pfarrer zu dem Waldenser Bischof Stephanus, welcher sie unter dem Beistand eines zweiten Waldenser Bischofs und eines andern waldensischen Geistlichen zu Bischöfen weihte. Diese weihten nun jene drei obigen, durch's Loos Erwählten zu Presbytern oder Aeltesten, und darnach den einen von ihnen, Kunewald, zum Bischof. So ward das Amt des Worts bei den Brüdern in aller Form und Ordnung begründet. Daß die Waldenser so wenig, als die böhmischen Brüder eine papistische Priesterweihe annahmen, erhellt schon aus der Geschichte der Waldenser selbst. Diese antworteten in der Regel auf die Frage der Papisten, woher ihre Priester namentlich Peter Waldo ihre Weihe empfangen haben? mit den Worten: „Wie Moses im Alten Testament von keinem Menschen zum Priester geweihet worden, und doch ein Priester war, und andern das Priesterthum verlieh; wie gleicher Weise Paulus Priester und Bischof gewesen ist, wie auch die übrigen Apostel, und doch von keinem Menschen ordinirt wurden, so hat auch Waldo eine Ordination (vom Herrn) erhalten, und sie Andern mitgetheilt.“ Da die Brüder sich auf obige Weise immer mehr in Bezug auf ein ordentliches

Lehramt befestigt hatten, Zucht und Ordnung unter sich einführten, an Gnade zunahmen und an Erkenntniß in der reinen Lehre, so erwachte auf's neue der alte Verfolgungsgeist der Feinde. Unter diesen zeichnete sich jetzt wieder besonders der elende Rokyczana aus (1467). Sie mußten wieder in ihre Höhlen und Wälder fliehen, um sich zu erbauen; daher man sie mit dem Schimpfnamen Grubenheimer bezeichnete. Die Brüder suchten sich nun auch noch enger mit den Waldensern zu verbinden. Hatten und bekannten doch diese den gleichen Glauben. Nur eines warfen sie den Waldensern vor, nämlich eine gewisse Lauheit und Kreuzesflucht. Der alte Ernst derselben war erkaltet, und sie besuchten noch hie und da die römische Kirche, machten die papistischen Ceremonien mit, um auf diese Weise den Verfolgungen zu entgehen. Die Brüder sandten Abgeordnete an die Waldenser ab, welche den Auftrag hatten, ihnen ihr Begehren vorzulegen, sich mit ihnen zu vereinigen, und zugleich ihnen wegen ihrer Untreue Vorstellungen zu machen. Die Waldenser nahmen beides, sowohl den Antrag der Vereinigung, als auch die brüderliche Ermahnung mit Freude und Beugung auf. Bereits war man über den Tag der Zusammenkunft übereingekommen, an welchem man sich über die Vereinigung besprechen wollte, als durch die Unvorsichtigkeit einiger Waldenser, die die Vereinigung wegen Kreuzesflucht nicht wollten, der Plan veröffentlicht wurde. Jetzt begann wieder eine schreckliche Verfolgung. Der Waldenser-Bischof Stephan ward nach Wien abgeführt und empfing daselbst die Märtyrerkrone; er ward verbrannt. Eine große Zahl Waldenser starb auf dem Scheiterhaufen in der Mark Brandenburg. Mehrere unter ihnen kamen nach Böhmen, Mähren, und vereinigten sich mit den Brüdern. So hatte die allgemeine Noth die beiden Gemeinden vereinigt, und zwar ohne alle Statuten und papierne Formeln.

Wenn die Papisten die Gottes Kinder sengen und brennen so sagen sie freilich nicht, daß sie Kinder Gottes tödten; sondern sie erdichten allerlei Lügen und Verleumdungen gegen sie. Sie behaupten daher, sie verfolgen in ihnen ruchlose, gottlose, unreine Menschen, mit einem Worte, Pikarden, die keines Mitleids werth seien. Wenn die Brüder vor der Hostie nicht nie-

derknieen und dieselbe nicht anbeten wollten, so sagten die Papisten, sie verbieten, Gott knieend anzubeten. Wenn die Brüder sagten, die Kleidung der Menschen erinnere sie an den Sündenfall des Menschen; hätten Adam und Eva nicht gesündigt, so hätten wir keine Kleider nöthig gehabt, um uns gegen die Kälte zu schützen; da dichteten die Papisten den Brüdern an, sie hätten gesagt, man soll nackt umhergehen, wie Adam im Paradiese, und nannten sie Adamiten u. s. w. Es wiederholte sich bei ihnen dasselbe, was dem Herrn selbst widerfahren war. Gerade so wurden dem Heiland seine Worte hinsichtlich des Tempels seines Leibes verdreht.

Podiebrad, obgleich Kelchchrist, will doch vor dem römischen Papst Gnade finden; darum erläßt dieser neue Verordnungen gegen die Brüder **1468**. Es wird eine Verordnung gegen sie erlassen, daß jeder Edelmann auf seinen Ländereien, so viel Pikarden, als er könne, ergreifen, und nach Umständen bestrafen dürfe, damit die abscheuliche Trennung von der Kirche aufhöre. Zum Glück für die Brüder ist der König in einen Krieg mit dem ungarischen König verwickelt, den der Papst aufgeregt hat, und die Königin Johanna schützt die Brüder, wo sie kann. Dessenungeachtet müssen sie viele Leiden erdulden, wie uns Camerarius berichtet. Derselbe theilt einen Brief der Brüder an den Erzbischof Rokyczana mit, in welchem es unter anderm heißt: „Wir haben in den verflossenen Jahren die größten Leiden und die bittersten Quälereien ausgestanden, und sind genöthigt worden, ein Bekenntniß unsers Glaubens zu veröffentlichen.“ In jenem Bekenntniß, das sie an den Fürsten, an das Consistorium und an das Volk richteten, bekennen sie unter anderm Folgendes: „In Gegenständen, die unser Heil betreffen, nehmen wir an, und lehren das, was alle wahren Glaubigen lehren. Unsere Absicht ist, nur Gott zu gefallen, ein gottseliges Leben zu führen, unsern Wandel nur nach der heil. Schrift einzurichten. Unser Zweck ist ferner, durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum selig zu werden. Das ist unser aller Wunsch. Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß das Reich des Heilandes in unsere Gemeinde allein eingeschlossen sei, und daß wir die einzigen wahren Christen seien. Diese Meinung lassen wir der

römischen Kirche, welche meint, die allein wahre zu sein. Weit entfernt, die Ceremonien zu verwerfen, nehmen wir alle diejenigen an, welche zur Erbauung dienen. Von denjenigen aber, welche dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung schaden, halten wir, man kann und darf sie nicht annehmen."

In ihrer Vertheidigungsschrift protestiren sie gegen alle verleumderischen, lügenhaften Anschuldigungen, und wenn sie mit der öffentlichen Kirche gebrochen haben, so sei es nur deßwegen geschehen, weil sie dem Worte Gottes allein folgen wollen; sie bleiben dessenungeachtet vereinigt mit allen wahren Jüngern des Herrn.

Indessen wüthete die Verfolgung fort gegen sie. Die Gefängnisse waren hin und wieder, besonders in Prag mit Brüdern angefüllt. Matthias Dolanscius hatte bereits zehn Jahre gesessen, und endlich ward ihm das Urtheil gesprochen, er sollte Hungers sterben. Allein der Herr wollte seinen Diener erhalten und sandte ihm Hülfe. Höret nun, wie? Eine Dohle kam vor das Fenster seines Gefängnisses, ließ etwas aus ihrem Schnabel fallen, und flog wieder davon. Dolanz ging hin und fand eine goldene Münze, und nun konnte er sich wieder ernähren bis zum Tode des Königs, welcher im Jahr (1471) erfolgte, wo, nach altböhmischer Sitte, die Gefangenen frei gelassen wurden. Im gleichen Jahre starb auch Rokyczana, wie man sagt, mit innerlichen Gewissensbissen, in Verzweiflung. „Es schien," fährt Comenius fort, „als wollte es wieder ruhig werden, da Gott selbst die kleine Heerde wunderbar beschützt hatte, und also die Weissagung des schon vor hundert Jahren verstorbenen Matthias Janow erfüllt worden war, „daß nämlich ein unansehnliches Volk, ohne Schwert und äußerliche Macht aufstehen würde, welches die Feinde der Wahrheit nicht werden überwältigen können." Unter König Wladislaus von Polen, einem sanftmüthigen Fürsten, würde es ruhiger hergegangen sein, wenn ihn nicht die Widersacher, obschon lange vergebens, aufgehetzt hätten. Gott rührte die Herzen vieler Grafen und Barone, welche den Brüdern erlaubten, auf ihren Gütern Versammlungen zu halten. Man erzählt von Wladislaus, er habe Morgens und

Abends gebetet: „O Herr, gib, daß, so lang ich lebe, der Friede herrsche!“

Die Brüder wußten solche Zeit der Ruhe und Erquickung wohl zu benützen zur Befestigung ihrer Gemeinden in der Erkenntniß der Wahrheit und zur Förderung des Reiches Gottes. Sie wünschten zu wissen, ob nicht irgendwo ein Volk sich auf der Erde finde, außer den Waldensern, das, wie sie, den reinen Glauben und die Lehre von der freien Gnade in Christo bewahrt habe, ein Volk, das im Papste den Antichrist und in der Kirche Rom's die apokalyptische Hure erkenne, mit einem Worte, ein Volk, das mit ihnen geistig verwandt sei. Zu dem Ende sandten sie Boten im Jahr **1474** aus; der König gab ihnen Geleitsbriefe, und einige Edelleute nahmen die Kosten auf sich. Die Abgeordneten zogen zuerst nach Constantinopel. Daselbst trennten sie sich; Lucas reiste nach Griechenland und Italien; Maressa Cocoveccius besuchte Scythien, ging bis nach Moskau und in andere slavische Provinzen; Martin Cabatuik durchzog in Begleitung eines jüdischen Dollmetschers Palästina und Egypten; Caspar Marchikus bereiste Thrazien. Die Boten aber fanden nicht, was sie suchten; überall fanden sie ein geistlich verwüstetes Land, eine Christenheit, welche in Sünde und Unwissenheit versunken war. Sie brachten daher die Nachricht bei ihrer Rückkehr, es scheine die Christen haben sich unter einander verabredet, sich den schändlichsten Lastern zu ergeben.

Während die Boten mit ihrem wichtigen Auftrag beschäftigt waren, so suchte der Feind ein neues Feuer anzufachen (**1474**). Die römischen Priester gewannen einen gewissen Müller, Namens Leska (auf böhmisch Lügner), den sie bezahlten. Derselbe mußte sich für einen ehmaligen Pfarrer der Brüderkirche ausgeben. Er zog von Ort zu Ort, und kramte überall allerlei Verleumdungen gegen die Brüder aus. Dabei bat er mit heuchlerischer, demüthiger Geberde die Leute, sie möchten doch für ihn, einen so großen Sünder zu Gott beten, daß er ihm seine Sünden vergebe. Allein der Elende konnte seine Rolle nicht sehr lange spielen. Er selbst bekannte endlich öffentlich seine Betrügerei, und gestand, daß er nie in Verbindung mit den Brüdern gestanden sei, und nie eine ihrer Versammlungen be-

sucht habe. So mußte dieses teuflische Bubenstück nur dazu dienen, die Unschuld der Brüder in aller Augen recht offenbar zu machen. Ihre Zahl mehrte sich zusehends, und der Herr war mit ihnen. Eine abermalige Verfolgung vertrieb sie (**1481**) aus Mähren und viele Brüder mußten in die Moldau und Wallachei flüchten; allein nach sechs Jahren erhielten sie wieder die Erlaubniß zur Rückkehr. Im Jahr **1486** hielten die Brüder eine Synode, auf welcher sie sich berathschlagten, auf welche Weise sie vor Gott den Vorwurf einer Kirchentrennung von sich abwälzen könnten. Sie waren zwar ihrer Sache gewiß, wandelten einen nüchternen, evangelischen Glaubensweg, allein sie wollten auch ihren Nachkommen eine sichere gewisse Richtschnur hinterlassen, und von dem Vorwurf eines eigenmächtigen Verfahrens sich frei erhalten. Sie beschlossen daher aufs neue, Gesandte aus ihrer Mitte in verschiedene Länder Europa's auszusenden. Zwei Brüder, den obigen Lucas und Thomas Germanus sandten sie (**1489**) nach Frankreich und Italien, um in diesen Ländern Gemeinden aufzusuchen, die nach der Richtschnur des Evangeliums lebten und lehrten. Sie fanden allerdings hie und da einzelne redliche, gottesfürchtige Seelen, die im Stillen über den Abfall in der römischen Kirche und über den abgöttischen Gottesdienst seufzeten; allein keine Gemeinde Gottes. Als sie nach Frankreich kamen, wurden sie mit großer Liebe von den Waldensern aufgenommen, welche sie beherbergten, und mit denen sie sich im Geiste vereinigt fühlten. Sie hatten von jenen Glaubenszeugen einige mit Freudigkeit den Märtyrertod sterben sehen. Sie wandten sich hierauf nach Rom, allein hier in der Hauptstadt der papistischen Welt fanden sie den Sitz aller Laster, und die fürchterlichsten Greuel aller Art. Als sie heimgekehrt waren, versammelten sich die Brüder, und die Sendboten erzählten ihnen, was sie mit Augen gesehen und mit Ohren gehört hatten. Auf diese Nachrichten hin, sahen die Brüder wohl ein, es bleibe ihnen nichts anders übrig, als für die abgefallene Christenheit zu beten, und in Geduld und im Glauben zu harren auf das, was der Herr ferner zu verfügen für gut finde. — Zwei Religionsgespräche mit den Kelchchristen **1479** in Prag, bei denen Mich. von Szamberg und

Procopius zugegen waren, und **1486** in Glatz, hatten keinen Erfolg; denn die Calixtiner wollten nur etwas Halbes und nie die Wahrheit. Indessen hatten die Brüder doch wieder eine Zeitlang Ruhe und Frieden vor ihren Feinden, und sie nahmen zu an Gnade und breiteten sich aus, wie ein Baum, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen.

Die Grafen, Baronen und andere reiche Herren, die sich an sie anschlossen, bauten ihnen Kapellen und Schulen, und eröffneten auf ihren Gütern den Verfolgten eine Zufluchtsstätte. Ein Krieg, der damals ausgebrochen war, lenkte die Aufmerksamkeit der Feinde von ihnen ab und Regenvolscius sagte zu jener Zeit von den Brüdern: „Man denkt nicht mehr an die Elenden!“ Die Buchdruckerkunst war **1440** erfunden worden, daher benützten die Brüder jenen Ruhepunkt, übersetzten die Bibel (**1490**) in die böhmische Sprache, und ließen sie in Venedig drucken. Hierin thaten es die Böhmen, wie Comenius sagt, allen andern Völkern Europa's zuvor. Die heilige Schrift fand einen solchen schnellen Absatz, daß man sie zwei Mal in Nürnberg drucken ließ. Die Böhmen errichteten hierauf drei Druckereien in ihrem Lande, welche häuptsächlich für den Druck der Bibel verwendet wurden. Hundert Jahr lang gebrauchten sie jene Uebersetzung, welche später einer neuen zu Grunde gelegt wurde.

Allein auch diese Ruhezeit dauerte nicht lange, und bald kamen wieder neue Prüfungen über sie. Die römische Kirche kann es ja nicht ertragen, wenn das Leben aus Gott erwacht, und wenn die reine Lehre verbreitet wird. Bohuslaus, ein böhmischer Herr, ein geschworner Feind der Brüder, rieth dem König Wladislaus, dessen geheimer Rath er war, die Brüderkirche auszurotten, die durch ihre schnelle Verbreitung dem Reich furchtbar werde. (**1497**) Die Brüder zählten damals ungefähr zweihundert Gemeinden in Böhmen und Mähren. Wladislas widerstand lange; endlich aber gab er den Bitten seines blutdürstigen Günstlings, so wie der Bischöfe seines Reiches nach, und erließ ein Edikt **1503**, welches die sogenannten Picarden aller Ehrenstellen und Aemter verlustig und unfähig erklärte, und sie zu verschiedenen Strafen verdammte. Die Brüder hin-

gegen übergaben ihrem irregeleiteten Fürsten eine kräftige und rührende Vertheidigungsschrift, welche mit den Worten beginnt: „Wir unterdrückten Leute rc.“ (Nos homines depressi)

Der König wurde von ihrer Unschuld überzeugt, widerrief das Edikt, das er gegen sie veröffentlicht hatte; allein dieser Widerruf kam zu spät an. Der Baron von Szamberg hatte bereits sechs Personen verbrennen lassen, weil sie den Versammlungen der Brüder beigewohnt hatten. Im Augenblick, wo diese Märtyrer auf den Richtplatz abgeführt wurden, wollte der Richter dem einen aus ihnen ein Jahr Bedenkzeit anbieten. Nikolaus, so hieß jener Bruder, überlegte eine Weile; hierauf erklärte er: „Ich will lieber jetzt sterben in Gesellschaft meiner Brüder, als allein und erst lange Zeit nach ihnen.“ Als sie bereits auf dem Scheiterhaufen saßen, fragte sie der Baron von Szamberg, auf was für einen Glauben sie sterben wollten? „Auf den Glauben“, erwiederten sie, „der Jesus Christus zum Fundament hat, das einzige Versöhnopfer für die Sünde der Welt, die einzige Hoffnung, das einzige Heil aller derer, die an ihn glauben; ja, ja auf diesen Glauben gehen wir in den Tod.“ Wladislas ordnete eine Unterredung an, die Universität in Prag und das Consistorium sollten bei derselben die Pikarden durch die Schrift ihrer vermeintlichen Irrthümer überweisen, und sie hiedurch bestimmen, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Die Brüderunität sandte ihre Deputirten, und empfahl sie dem Gebet der Gemeinden.

Es ist noch ein Brief vorhanden, welchen der Baron Bohuscha Kostka, Herr von Postupitz an einen jener Abgeordneten Lorenz Krasonizky schrieb. In demselben heißt es: „Es ist uns natürlich, unser Leben zu lieben; aber du, mein Bruder, den Gott erleuchtet hat, bedenke, daß dein Leben ein mit Gott in Christo verborgenes ist. Damit du jenes Leben erlangest, so mußt du mit Christus sterben. Du weißt, an wen du geglaubt hast, und daß er mächtig ist, dir deine Beilage zu bewahren bis an jenen Tag. Sei stark in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke, damit du kämpfest den guten Kampf des Glaubens und die Krone des Lebens davon tragest. Du hast nicht nöthig, daß dich jemand unterweise, wie du kämpfen sollest,

aber es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, daß man dir dieß in's Gedächtniß rufe. Halte dich fest an den Herrn. Wir haben zwar Alles für eure Sicherheit gethan, und wir werden in Zukunft in dieser Beziehung nichts versäumen, aber, wenn die Wuth der Feinde wächset, wenn es Gott gefällt, daß ihr seinen Sohn durch euern Tod verherrlichen sollet, so seid bereit, mit Hiob zu sagen: „Der Herr hat uns dieses Leben gegeben, er nehme es uns, wenn es ihm so gefällt! Gott befohlen! mein Bruder.

Gegeben in Leutomischl den **26**. December **1503** am Gedächtnißtage Stephan's des ersten Märtyrers."

Die Brüder wußten wohl aus trauriger Erfahrung, daß man den Römlingen und Halbrömlingen keinen Glauben schenken dürfe; daher konnten sie das Schlimmste erwarten. Uebrigens befreite sie der Herr für jetzt auf eine bewundernswerthe Weise. Am Morgen des Tages, an welchem die Deputirten vor dem Consistorium erscheinen sollten, starb der Rektor der Universität, der ärgste Feind der Brüder. Dieses Ereigniß brachte die Feinde in Verwirrung, und weil die übrigen es nicht wagten, sich mit den Brüdern zu messen, so verschoben sie die Conferenz von einem Tag zum andern. Endlich wurde sie auf unbestimmte Zeit vertagt, und die Brüder wurden in ihre Heimath entlassen.

Allein die Feinde gönnten den Brüdern, so lange sie in Treue und Eifer vor dem Herrn wandelten, keine lange Ruhezeit. Nach drei Jahren **1506** suchten die Pfaffen den König Wladislas zu überreden, auf's neue die Brüder zu verfolgen, indem sie, wofern er ihrem Rath nicht folge, seiner Gemahlin, die gerade damals ihrer Niederkunft nahe war, Unglück prophezeiten. Diese selbst nun drang in den schwachen, gutmüthigen Gemahl, ein Verfolgungsedikt zu erlassen. Der König gab endlich nach, und überließ die Brüder der Wuth ihrer Feinde. Allein, innerlich von der Unschuld der Verfolgten überzeugt, begab er sich in sein Kabinet und bat Gott, er möchte den Rath seiner Feinde zu Schanden machen, und ihm diese Sünde nicht zurechnen. Der König ahnte freilich die Art und Weise der Erhörung seines Gebets nicht. Die Königin, froh darüber, daß

sie ihren Gemahl hatte bestimmen können, die Brüder zu verfolgen, freute sich schon zum voraus, nach ihrer Niederkunft nach Prag gehen und die Pikarden verbrennen sehen zu dürfen. Allein, was geschah? Sie starb, nachdem sie mehrere Tage in Geburtsschmerzen gelegen hatte. Auch das Kind, das vermittelst wundärztlicher Operation zur Welt gebracht wurde, folgte ihr in's Grab, und die Verfolgung der Brüder wurde auf der Stelle eingestellt. Auf einem Landtag, der **1508** gehalten wurde, trugen abermal einige Feinde darauf an, jenes Edikt, das jenes Gericht Gottes annullirt hatte, zu einem Reichsgesetz zu machen; aber dieser Antrag fand einen solchen kräftigen Widerstand, daß er nicht durchging.

Im Jahr **1510** brachten die Feinde es durch allerlei Ränke und Kniffe dahin, daß der obige Antrag wirklich angenommen wurde. Er wurde zum Reichsgesetz erhoben, und in dem Nationalarchiv als solches niedergelegt. Als die Nachricht von dieser Maaßregel den Brüdern zu Ohren kam, ordneten sie in allen ihren Gemeinden Buß- und Bettage an. Sie fasteten und flehten zum Herrn um Rettung. Während, wie weiland bei den Juden zu Ahasverus Zeit, Trauer und Sorge ihre Gemüther ergriffen hatte, jubelten die Feinde, daß die Zeit gekommen sei, wo sie zur gänzlichen Vertilgung der Brüder schreiten konnten. Die Brüder, die ihre Hoffnung auf den lebendigen Gott setzten, verzagten nicht, und ihr Glaube ward nicht zu Schanden. In ihren Herzen mochte das, was in jenem alten Liede steht, wiedertönen.

Auf! auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht;
Laß fahren, was dein Herze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Der Reichskanzler Colowrat ging nach dem Landtag, auf welchem jener blutige Beschluß gefaßt worden war, nach Krupka, begleitet von dem Baron von Kolditsch. Als sie zu Tische saßen,

erzählte Colowrat, mit einer zufriedenen Miene dem Herrn von Kolditsch, man habe endlich einmüthig den Beschluß gefaßt, die Pikarden auszurotten. Hierauf fragte Kolditsch seinen Bedienten, welcher ein Glied der Brüderunität war, und welcher gerade hinter ihm stand: „Simon, was sagst du dazu?" „O," sagte er, „es haben noch nicht alle eingewilligt!" Der Kanzler wurde ärgerlich und fragte: „Wer ist der Verräther, welcher sich den Reichsständen zu widersetzen wagt?" Simon hob den Finger gen Himmel und sagte: „Da droben ist Einer, der kann wohl euern Anschlag zu Schanden machen, wenn er nicht eingewilligt hat." Der Kanzler schlug mit der Faust auf den Tisch und schwur dazu, indem er sagte: „Gott soll mich nicht gesund von hier aufstehen lassen, wenn ich ruhe, so lange noch einer von den Pikarden übrig ist." Bei diesen Worten stand er auf, allein plötzlich bekam er ein Geschwür an seinem Bein; bald kam der Brand dazu, und, trotz aller angewandten ärztlichen Hülfe, starb er in wenigen Tagen. Gleicherweise schlug Gott andere Feinde der Brüder. Der Bischof Bisek war im Begriff nach Mähren zu reisen, um daselbst die königliche Verordnung bekannt zu machen; er hatte Pillen eingenommen, und wollte, da sie ihn trieben, aus dem Wagen springen; er blieb mit dem Fuß hängen und verletzte sich etwas im Leibe; er schwoll auf und starb wenige Tage nachher. Radozky fuhr auf einem Rennschlitten; er hatte neben sich zwei Spieße und eine Schleuder liegen. Als der Schlitten in Schwung kam, fuhr ihm der eine Spieß in den Leib, so daß er nach drei Tagen starb. Puta von Synechow verschloß sich, vom bösen Gewissen gefoltert, bei einem heftigen Donnerwetter in sein Kabinet. Nach einiger Zeit, als er nicht herauskam, erbrach man die Thüre. Vier der Anwesenden gingen hinein, aber die zwei ersten traten sogleich wieder, blaß vor Schrecken, zurück, ließen einen Sarg machen und ihn verpichen, so daß niemand wußte, was mit ihm vorgefallen war. Baron von Neuhaus fiel auf der Jagd aus seinem Wagen; der Jagdspieß fuhr ihm dergestalt in die Hüfte, daß er sterben mußte. Der Rechtsgelehrte Augustinus, welcher in einer verleumderischen, lügenhaften Schrift die Brüder angegriffen hatte, starb beim Nachtessen plötzlich dahin.

Diese schnell aufeinander folgenden Todesfälle machten ein solches Aufsehen und verbreiteten einen solchen Schrecken unter dem Volke, daß das Sprüchwort aufkam: „Wer des Lebens müde ist, der vergreife sich nur an den Pikarden, und er darf gewiß sein, er wird das nächste Jahr nicht mehr erleben.“ So erzählt Lenfant in seiner Geschichte der slavischen und waldensischen Kirche.

Diese Gottesgerichte hielten die Verfolgung auf, und es war gewiß, der große Gott im Himmel hatte seinen Beifall nicht zur Ausrottung der Brüder gegeben.

Laß das Trauern, laß das Weinen!
Zion, traue deinem Gott!
Seine Hülf' muß dir erscheinen
In der allertiefsten Noth.

Was die Lehre der Brüder betrifft, so war sie rein biblisch; es war die Lehre der Protestanten und Reformatoren. Erasmus gab ihnen das Zeugniß, als ihm die Brüder 1508 eine Vertheidigungsschrift an den König Wladislas mittheilten, er finde keinen Irrthum in ihrer Schrift, und in der Folge nennt er ihre Lehre rechtglaubig. „Wenn die Brüder,“ sagt er selbst, „ihre Lehrer wählen, so liegt hierin nichts, was gegen den Gebrauch der ersten Christen wäre. Wenn sie ungelehrte Leute wählen, so ist das zu entschuldigen, denn sie ersetzen den Mangel der Gelehrsamkeit durch ihr heiliges Leben. Wenn sie sich Brüder und Schwestern nennen, so liegt hierin nichts Tadelnswerthes. Wollte Gott, dieser Name, den die Bruderliebe aufbringt, bestände immer unter den Christen! Wenn sie ihren Pfarrern weniger Glauben beimessen, als der heiligen Schrift, d. h. wenn sie mehr Zutrauen zu Gott haben, als zu den Menschen, so haben sie Recht.“ Luther selbst, an den sie sich später wandten, entließ sie bei ihrem letzten Besuche, den sie bei ihm machten, mit den Worten: „Seid ihr Apostel der Böhmen; wir wollen Apostel der Deutschen sein.“ In der Lehre erkannte er durchaus eine Uebereinstimmung zwischen ihm und den Brüdern an; in der Kirchenzucht räumte er ihnen einen Vorzug ein. Die Brüder hatten nämlich, wie die Waldenser, eine evangelische

Bußzucht unter sich eingeführt. Lasterhafte, unbußfertige Glieder wurden ermahnt, und wenn sie sich nicht bessern wollten, ausgeschlossen, bis sie Buße thaten, und sie befolgten hiebei die Richtschnur, die der Herr selbst Matth. 18, 15—18. angibt. Beharrliche Sünder wurden zuerst von den weltlichen Aeltesten und den Geistlichen ermahnt; blieb aber die Ermahnung erfolglos, so wurden sie in einer Versammlung aller, der geistlichen und weltlichen Aeltesten, ausgeschlossen. Bei gänzlicher Ausschließung mußte die ganze Gemeine ihre Stimme abgeben. Zur gänzlichen Ausschließung kam es selten; öfters zur Ausschließung vom heil. Abendmahl. Man findet bei ihnen die drei protestantischen Hauptsätze: 1) Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. 2) Die alleinige Autorität der heil. Schrift in Glaubenssachen, und 3) das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen. In einem Schreiben an den König Wladislas 1508, das sie gegen zwei Briefe jenes Augustinus richten, bekennen sie eine wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi beim heil. Abendmahl; allein an einer andern Stelle leugnen sie durchaus die Brodverwandlungslehre, und die Anbetung der Hostie. Ebenso erklären sie sich fest und entschieden gegen die Heiligenverehrung und gegen das Fegfeuer. Das wahre Fegfeuer, sagten sie, sei in dieser, und nicht in jener Welt. Unnöthige, schädliche Gebräuche und Einrichtungen schafften sie ab. Sie sagen hierüber: „Deßwegen halten wir dieselben nicht, weil sie zum Irrthum, und zur Zerstörung des Glaubens führen, und weil diese Gebräuche dem Götzendienst, einer irrigen Hoffnung, einem elenden Aberglauben Vorschub leisten, und die Todsünden verdecken. Schlechten Priestern sind sie eine Ursache, ein unwürdiges Leben zu führen, dem Geiz zu fröhnen und ein Gewerbe mit dem Heiligen zu treiben. Das Volk führen sie zu Räubereien und verursachen ihm allerlei Lasten, indem sie Vieles auf Kleidung, Gebäude und äußern Glanz verwenden, was den Armen gegeben werden könnte. Aus diesem Grunde beobachten wir viele Dinge nicht, weil sie dem Wort der Gerechtigkeit, dem Gebet ꝛc. hinderlich sind, und weil das Gesetz Gottes hiedurch in Verachtung kommt. Ja man hält in der römischen Kirche auf menschliche Einrichtungen

und Verordnungen so viel, oder noch mehr, als auf das Gesetz Gottes."

Das Leben der Glieder ward von sogenannten Aeltesten überwacht. Es gab weibliche und männliche Aufseher. Von Zeit zu Zeit besuchten sie die Häuser und sahen nach, ob alles wohl stehe. Sie sorgten für Wittwen und Waisen und Kranke; sie waren bei Hochzeiten und sahen nach, ob alles anständig zugehe, daß nicht getanzt werde und jeder zur Zeit nach Hause gehe. Streitigkeiten entschieden sie selbst. Die Aufseherinnen mußten über die Keuschheit ihrer Pflegbefohlenen wachen. Manche erwählten den ledigen Stand, nicht etwa, um hiedurch einen besondern Grad von Heiligkeit zu gewinnen; sondern um besser für Kranke und Kinder sorgen zu können. Im Essen und Trinken beobachteten sie das Gesetz der Mäßigkeit; das Fasten kam oft vor; aber es war jedem frei gelassen. Freiheit und Ordnung hatten die Brüder schön und evangelisch zu verbinden gewußt.

Das Regiment der Kirche ruhte in der Regel in den Händen der Bischöfe und der Synoden. Bischöfe hatten sie vier an der Zahl; einer war in Polen, einer in Böhmen und zwei in Mähren. Die Synoden entschieden nach der Regel des Wortes Gottes; daher mußte sich ihnen jedermann unterwerfen. Es gab zweierlei Synoden: 1) solche, welche regelmäßig alle Jahre gehalten, und nur vom geistlichen Stand besucht wurden und 2) solche, die in längern Zwischenräumen gehalten wurden; auf diesen waren Geistliche und weltliche Aelteste anwesend. Der Bischof war der Vater der Kirche seines Sprengels; er visitirte die Kirchen und vertheidigte die Lehre gegen die Feinde. Jeder Bischof hatte zwölf oder zwanzig Presbyter, die auf den Synoden erwählt, und aus deren Zahl die Bischöfe ergänzt wurden. Der Presbyter oder Pfarrer hat der Predigt und der Sakramente zu warten. In ihren Häusern bilden sie junge Leute unter strenger Zucht für den geistlichen Stand heran, unterrichten sie in der Kenntniß und Erklärung der heil. Schrift. Doch verachten sie keineswegs die Gelehrsamkeit, wie Lasitius, ein polnischer Edelmann, berichtet (1580), der zu den Brüdern übertrat. Die Pfarrer treiben in der Regel ein Handwerk neben

ihrem Berufe, weil die armen Gemeinden sie nicht zu ernähren im Stande sind. Auch wegen der beständigen Verfolgung, denen besonders die Pfarrer ausgesetzt sind, bleiben viele im ehelosen Stande, und folgen in dieser Beziehung dem Beispiele Pauli. Der angehende Geistliche wird zuerst Akoluth und muß des Jugend-Unterrichtes warten. Hierauf wird er Diakon oder Helfer und ist Gehülfe des Presbyters.

So lebten die Brüder bis in die Zeit der Reformation hinein; sie wurden vielfach gedrückt, aber nie erdrückt; denn der Herr war mit ihnen, und ließ die Versuchung immer wieder ein Ende gewinnen. Leiden und Dulden war ihre tägliche Aufgabe; aber sie durften auch der Freuden viele im Herrn genießen und waren somit selig und weit glücklicher, als ihre Verfolger.

Elftes Kapitel.

Zeugen in der römischen Kirche. Religiöse Vereine. Die Brüder vom gemeinsamen Leben: Gerhard Groot, Florentius Radewins, Gerhard Zerbolt, Thomas von Kempen.

Alles, was die Welt Großes und Herrliches nennt, nimmt in der Regel einen großen Anfang, und ein kleines Ende, tritt mit prahlenden Geberden auf, und mit Schande ab von dem Schauplatz der Geschichte. Nicht also im Reiche Gottes. Da nimmt Alles einen geringen, unscheinbaren Anfang, wurzelt tief, und breitet sich dann mächtig aus. Das Reich Gottes auf Erden hatte einen solch unscheinbaren Anfang. Jesus, unser Heiland, fand keinen Raum in der Herberge; er wurde in einer Krippe geboren, er wurde in einem unscheinbaren, unbekannten Städtchen erzogen; er wählte zwölf Jünger aus der niedrigsten Volksklasse; bei seinem Heimgang zum Vater, bei seiner Him-

melfahrt waren es nur wenige, die sich zu seinen Anhängern zählten, und doch ist aus diesem geringen Anfang unter dem Segen des Herrn, unter dem allmächtigen Einfluß des Geistes Gottes eine Kirche erwachsen, die sich über die ganze Erde hin erstreckt, und die endlich alle Reiche einnehmen wird. Freilich wird nicht alles im Reiche Gottes so groß und bedeutend im Aeußern. Manche stille Pflanze des Reiches Gottes blüht im Verborgenen, wie das stille Veilchen, das von dem vorübergehenden Wanderer nicht bemerkt wird; manche Seele lebt still und verborgen in ihrem häuslichen Kreise in der Furcht des Herrn, und nur er kennt sie, ihr Meister und einige wenige gleichgesinnte Jünger; aber ihr Einfluß auf das Ganze ist nicht minder groß; ihr Gebet und Leben, ihr Glauben und Lieben verbreitet Segen und hat eine Wirkung, die nur dem Herrn bekannt ist. Eine solche stille Pflanze im Reiche Gottes war eine gewisse Brüderschaft in den Niederlanden und in Deutschland, welche man die Brüder vom gemeinsamen Leben nannte. Wessel, von dem später die Rede sein wird, war mit ihnen in Verbindung; Erasmus stand unter ihrem Einfluß in seiner Jugend und andere Männer der Reformation. Diese Brüderschaft wollte nicht mit äußerm gelehrten Gepränge in der Welt auftreten; nein, unter dem Volke, das nach Wahrheit sich sehnte, nach dem Himmelsbrode hungerte, das so sehr vernachläßigt wurde, wirkten sie, das Volk bereiteten sie vor auf die Reformation.

Der Stifter dieser Brüderschaft war Gerhard Groot, ein Mann von lebendigem Glauben, und frommem Leben, der mit großem Eifer und uneigennütziger Liebe sich ganz dem Dienst des Herrn hingab. Ohne nach großer Gelehrsamkeit zu streben, suchte er nur lebendiges Christenthum um sich her zu verbreiten.

Gerhard Groot war geboren im Jahr 1340 zu Deventer; sein Vater hieß Werner Groot und war Schöffe und Bürgermeister daselbst. In seiner Jugend, nachdem er einige Vorbildung sich angeeignet hatte, begab er sich nach Paris, und studirte daselbst. In seinem achtzehnten Jahre war er schon Magister; er kehrte nach Hause zurück und erhielt mehrere Beneficien und Präbenden, nachdem er zu Köln, theils durch

seinen Umgang mit Gelehrten, theils durch öffentliche Vorträge Beweise seiner Bildung gegeben hatte. Bis dahin bemerkte man in seinem Leben nichts besonders, das ihn vor seinen Zeitgenossen ausgezeichnet und bemerkbar gemacht hätte. Aber jetzt wurde er durch den Geist Gottes aus seinem Sündenschlafe erweckt, und das ging so zu. Einst sah Gerhard in Cöln einem öffentlichen Spiele zu, und während er sich ganz zu vergessen schien, tritt ein Mann zu ihm und sagte ihm mit ernster Miene: „Was stehst du hier, auf eitle Dinge gerichtet? du mußt ein anderer Mensch werden!“ Ein anderer Mann, der sein Beichtvater in Paris gewesen war, Heinrich Eger, ein Karthäuserprior zu Monichhausen bei Arnheim, redete ihm einst mit heiligem Ernst von der Nichtigkeit und Eitelkeit der Welt, vom Tod, Gericht und der Ewigkeit, und wies ihn hin auf das höchste Gut, das im Tode bleibt, und auf den Schatz, den weder Motten noch Rost fressen. Diese Ermahnungen machten einen solch tiefen Eindruck auf sein Herz, daß er von Stunde an seinen kirchlichen Einkünften und seinem väterlichen Vermögen, das nicht unbeträchtlich war, entsagte. Er lebte von nun an außerordentlich dürftig, begnügte sich mit dem Nothdürftigsten und begab sich in das Karthäuserkloster zu Monichhausen, um seinen Betrachtungen und geistlichen Uebungen ungestört leben zu können. Hier studirte er drei Jahre lang in stiller Einsamkeit die heil. Schrift. Nachdem er auf diese Weise in der Einsamkeit vorbereitet war, wurde er von den Karthäusern aufgefordert, dem Volk zu predigen. Er sah in diesem Rufe einen Wink vom Herrn, und gehorchte. Er bat den Bischof von Utrecht, Florentius von Wechelinchoven, um die Erlaubniß hiezu, und erhielt sie, und nun trat er auf, und rief mit gewaltiger Kraft und mächtiger Stimme die Sünder zur Buße. Er zog umher in armer Kleidung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und eine ungeheure Menge Zuhörer sammelte sich um ihn, die mit großer Begierde seine Predigt anhörten. Thomas von Kempen, welcher sein Leben beschreibt, sagt von ihm: „So groß war der Eifer unter dem Volk, das Wort Gottes zu hören, daß die Kirchen kaum die zusammenströmende Menge fassen konnten. Viele vergaßen Essen und Trinken und verließen ihre

Arbeit, so groß war der fromme Eifer, womit sie seiner Predigt zuströmten. Oft hielt er zwei Predigten an einem Tage und das Feuer seines Geistes war so groß, daß er drei Stunden lang und drüber in einem fort predigte." Allerdings predigte Gerhard Groot mehr Gesetz und Buße, als das süße, freundliche Evangelium; allein eben solche Predigten bereiteten die Herzen und Gemüther vor für das Wort von der Vergebung der Sünden. Seine Predigt floß aus einem demüthigen, bußfertigen Herzen und aus tiefer Erfahrung; sie ward faßlich und in der Volks- und Landessprache von ihm gehalten, darum hatte sie einen so großen Einfluß und verursachte eine so gewaltige Wirkung. In Deventer, Kampen, Zwoll, Utrecht, Leiden, Delft, Gouda und Amsterdam predigte er zuerst plattdeutsch. Bisweilen erhob er seinen Blick über die Umstehenden hin, um zu erforschen, welchen Eindruck sein Wort hervorgebracht habe, und richtete dann seinen Vortrag immer nach dem Bedürfniß seiner Zuhörerschaft ein. Seine durch ihn erweckten Schüler fuhren in seinem Geist und Sinne fort. Johannes Gronde predigte zu Zwoll in der Fastenzeit zuweilen sechs Stunden lang; hielt aber zuweilen in der Mitte der Predigt eine Zeitlang inne. Derselbe Gronde hielt oft auch bei Mahlzeiten sitzend Vorträge, eigentliche Erbauungsstunden. In gleichem Geiste predigte Johannes Binckerinck, der sich von Seiten der Welt Haß und Verfolgung zuzog. Zwei Hauptsätze seiner Reden, die man noch von ihm hat, lassen auf den Inhalt derselben schließen. Der eine ist: „Gott hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet." Der zweite: „Was soll ich dem Herrn geben für Alles, was er mir gegeben hat?" Es fehlte unserm Gerhard Groot bei all' seiner Taubeneinfalt die Schlangenklugheit keineswegs. Er kannte seine Feinde, und wußte, wie gern und leicht sie ihm seine Worte verdrehten, um eine Sache gegen ihn zu haben; daher hatte er, wenn er predigte, gewöhnlich einen Notarius und zwei Zeugen bei sich, um Rath und Hülfe zu haben, wenn er etwa angeklagt würde. Allein trotz dieser Vorsicht wurde er von den fleischlichen Bauchdienern bald genug angegriffen. Er war zwar keineswegs ein Feind des geistlichen Standes überhaupt, und er verehrte und schätzte die Würdigen unter den

Geistlichen, und wußte sie von den Wölfen in Schafskleidern wohl zu unterscheiden; aber er züchtigte auch mit schonungsloser Strenge den ausschweifenden und gottlosen Theil der Clerefei und noch ist von ihm eine Predigt vorhanden, die er gegen diejenigen Geistlichen hielt, die eine Beischläferin in ihrer Wohnung hielten. Diesen unwürdigen Gliedern, die sich eben nicht bekehren wollten, und sich durch den ernsten Sittenprediger in ihrer gottlosen Lebensweise gehindert und unangenehm berührt fühlten, gelang es, den sonst nicht übelgesinnten Bischof von Utrecht zu bewegen, daß er ihm die Lehr- und Predigtbefugniß wieder entzog. Gerhard hätte hier das Gebot des Apostels: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen," für sich in Anwendung bringen und trotz des Verbotes in seinem heiligen Beruf fortfahren können; ja, er hätte die Volksstimme sogar für sich gehabt; allein er unterwarf sich und sprach: „Es sind unsere Vorgesetzten; wir wollen, wie es sich geziemt, gehorchen." Diese Stille und Zurückgezogenheit benützte er dazu, seine Erkenntniß tiefer zu begründen. Seine Wirksamkeit in's Große hörte auf; allein er wirkte jetzt im Stillen unter einer kleinen Zahl von getreuen, wahrheitssuchenden Schülern. Es bildete sich ein kleiner Kreis von Vertrauten um ihn, in dem es jedem wohl war, der sein Heil in Christo suchte.

Gerhard machte eine Reise in Begleitung seines vertrauten Freundes Johann Cele, der, wie Thomas von Kempen sagt, mit ihm ein Herz und eine Seele war. Derselbe war Rektor der Schule zu Zwoll; auch ein anderer Laie begleitete sie. Sie besuchten den Mystiker*) Johann Ruisbroek, einen Mann, der mit dem innern Leben einen thatkräftigen Sinn verband, und der dem Kloster Grünthal bei Brüssel vorstand. Ruisbroek war ein hochbetagter Greis, und der Ruf seiner Frömmigkeit zog viele Männer aus den Niederlanden und den Rheingegenden herbei; unter andern besuchte ihn auch Tauler von Strasburg. Ruisbroek war ein heiterer und liebenswürdiger Greis, und unser Gerhard verweilte mehrere Tage bei ihm. Er unterhielt sich mit ihm über mehrere Bibelstellen, zeichnete

*) Siehe den Artikel „Tauler" über die Mystiker.

sich das Wichtigste der Unterhaltung auf, und schied von ihm mit der innigsten Verehrung für ihn erfüllt. In dem Kloster Grünthal herrschte ein inniger, frommer Geist; keine finstere Strenge, hinter welcher sich nur ein pharisäischer Hochmuth verbirgt; sondern ein stiller, heiterer Friede war über alle Mitglieder desselben verbreitet; sogar der Koch des Klosters zeichnete sich durch seinen Ernst und durch eine besondere Gabe der Ermahnung aus. Gerhard trug sich nun mit dem Gedanken, einen ähnlichen freien Verein zu stiften. Vor der Hand setzte er seine Reise mit Cele fort, besuchte Paris und kaufte daselbst manche Schriften an, die ihm für den Jugendunterricht dienlich waren. Nachdem er von seiner Reise wiedergekommen war, schlug er seinen Wohnsitz wieder in Deventer auf, und es sammelte sich ein Kreis von Schülern und jüngern Freunden um ihn, die er unterrichtete. Einige derselben widmeten sich dem geistlichen Stande, und besuchten zugleich die Schule der Stadt. Dieser nahm er sich im Leiblichen und Geistlichen besonders an; er las mit ihnen gute Bücher, erklärte ihnen das Gelesene, nahm sie an seinen Tisch, und verschaffte ihnen namentlich durch Bücherabschreiben Arbeit, damit sie etwas verdienen und ihren Unterhalt erwerben konnten. Wenn der Herr in seiner Kirche irgend einen Verein, eine Anstalt zur Ausbreitung seines Evangeliums und seiner Wahrheit stiften will, so geschieht dieß in der Regel ganz ohne allen Plan, ohne alle Projektenmacherei. Der Herr geht voran, bereitet alles vor, und seine Werkzeuge verhalten sich so, wie der Psalmist sagt: „Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren; wie die Augen der Mägde auf die Hände ihrer Frauen; also sehen unsere Augen auf den Herrn, unsern Gott.“ (Ps. 123, 2.) Sie gehen dem Herrn, so zu sagen, hinten nach. Die Planmacher laufen im eigenen Treiben voraus und suchen sich selbst, und darum geht ihr Werk über kurz oder lang zu Grunde, und sie bestehen mit Schanden. Nach der Regel des Worts und der Wege des Herrn wirkt zuerst der Geist des Herrn; ist dieser so recht wirksam, so schafft er sich eine Form. So begab es sich auch mit dem Verein der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Die nächste Veranlassung war folgende: Eines Tages trat einer jener jungen Männer,

der Nachfolger Groot's war der Vicarius Florentius Radewins, zu Gerhard und sprach zu ihm: „Lieber Meister, was könnte es schaden, wenn wir, die wir abschreiben, das, was wir wöchentlich verdienen, zusammenlegten und gemeinsam lebten? „Gemeinsam!“ erwiederte Gerhard, „das werden die Bettelmönche nicht leiden; die werden uns aus allen Kräften widerstreben.“ „Was hätte das aber zu sagen,“ sprach Florentius, „wenn wir es einmal versuchten? Vielleicht gäbe Gott guten Erfolg.“ Gerhard: „Nun, in Gottes Namen, fanget an, ich will euer Vertheidiger und treuer Beschützer sein gegen alle, die sich wider euch erheben.“ Dieß war der Anfang zur Bildung des Vereins. Es war ein religiöser, christlicher Bund, der in familienartige Abtheilungen zertheilt war, lebendig und kräftig im Innern, und vom Mönchsthum durch Freiheit unterschieden, indem kein Mitglied desselben zu lebenslänglicher Verpflichtung gebunden war. Sie hießen auch Brüder vom guten Willen wegen ihrer wohlthätigen, werkthätigen Liebe, Collatien-Brüder, weil sie das Volk mit geistlicher Speisung nährten, dadurch, daß sie religiöse Versammlungen hielten, in denen sie demselben das Wort Gottes erklärten. Diese Brüder lebten nun fortan gemeinschaftlich in einem Hause zusammen, aßen miteinander und trieben Handarbeiten, Handwerke und Künste, schrieben Bücher ab, und verdienten sich so, wie einst Paulus, als Zeltmacher, ihren nöthigen Unterhalt, ohne daß indessen freie Gaben ganz ausgeschlossen wurden. Der Bettel war untersagt. Sie hatten unter sich Gütergemeinschaft eingeführt, jedoch ohne allen Zwang, wie die Gemeinde in Jerusalem; später mag eine bestimmte Regel gegeben worden sein. Sie hatten unter sich zur Nährung des christlichen Sinnes fromme Andachtsübungen; es wurden gute Schriften und die Bibel vorgelesen. Sie bekannten einander gegenseitig ihre Sünden, und ermahnten einander in brüderlichem, evangelischem Geiste. So wie sie sich nach innen stärkten, kräftigten und erbauten, so wirkten sie auch nach außen. Die Bettelmönche hatten damals die Jugendbildung und den Jugendunterricht in den Händen; allein ihre Unterweisung war ihrem finstern, engherzigen Geiste angemessen, und die Schulen waren Pflanzstätten des Aberglaubens und der

Dummheit. Die Brüder des gemeinsamen Lebens hingegen, lehrten die Jugend wieder Gott fürchten, sie unterstützten die ärmern Schüler, sie verbannten die Mönchsfabeln aus den Schulen, und lehrten unentgeldlich nützliche Dinge, z. B. die Muttersprache, sie förderten das Studium des Lateinischen. Sie schrieben Theile der heil. Schrift und der besten Kirchenväter ab, verkauften diese Schriften um einen billigen Preis, oder verschenkten sie. Natürlich wurden sie von den Bettelmönchen vielfach angefeindet; allein ihr Werk ging doch unter Gottes Segen unter mancherlei Kämpfen fort. Das Wirken dieser ehrwürdigen Brüder, gesegneten Andenkens, dessen Erfolg und Inhalt, ist in dem Grundsatze Gerhard's ausgesprochen: „Alles, was uns nicht besser macht, oder vom Bösen zurückbringt, ist schädlich." Aus diesem Grunde mochte er auch nichts wissen von gelehrten Wortkämpfen, vom Erwerben der Doctor-Graden; er verbannte alles Unnütze aus seinem Lehrplan, und alles, was zur Vielwisserei führte, z. B. die Sterndeuterei und Magie. Die Bibel und das Evangelium legte er als Grundlage; hierauf baute er dann noch anderes Wissenwerthe, was Selbsterkenntniß, Sittlichkeit und frommen Sinn fördern konnte; hievon schloß er dann auch Auszüge aus Kirchenvätern und heidnischen Schriftstellern nicht aus; nur mußten letztere einen sittlichen Inhalt haben. Auf diese Weise geschah es, daß die Schulen der Brüder sich vor allen andern vortheilhaft auszeichneten, und in jener Zeit großen Aberglaubens, Unglaubens und der Sittenlosigkeit einen hellen Lichtpunkt am finstern Kirchenhimmel bildeten, und so entstanden an verschiedenen Orten in Holland, Geldern, Brabant, Friesland, Westphalen und Sachsen sogar, Brüderhäuser, welche alle in gleichem Sinne und Geiste wirkten.

Es gibt gewisse Knechte des Herrn, die einen Auftrag vom Herrn auszurichten haben, und, wenn sie ihn vollbracht haben, so werden sie heimgerufen ins Vaterhaus und ob ihre Lebenszeit auch kurz sein mag, so haben sie doch genug gelebt. So erging es auch mit unserm Gerhard Groot. Er starb an der Pest den 20. August zu Deventer im Jahr 1384, und hatte sein Alter nicht höher gebracht als vierundvierzig Jahre. Als

er sein Ende nahe fühlte, sprach er: „Siehe, ich werde vom Herrn gerufen, die Zeit meiner Auflösung ist da; Augustin und Bernhard klopfen an die Thüre." Diese beiden Kirchenlehrer waren seine Lieblingsschriftsteller. Nun wandte er sich zu seinen Schülern, und ermahnte sie zur Geduld und Festigkeit: „Wenn ihr einen guten Willen habt und Gott beständig dient, so könnt ihr ruhig sterben." Seinen geringen Nachlaß, der in ein paar christlichen Büchern, aus einigen alten Geräthen und etlichen Kleidungsstücken bestand, bewahrten seine Schüler auf, wie Reliquien. Nach seinem Tode besuchte man seine Zelle, wo das härene Gewand, das er auf bloßem Leibe getragen hatte, und ein Pelzkleid aufbewahrt wurden.

Gerhard starb ruhig und verehrt von seinen Zeitgenossen, zwar angefeindet von den Freunden der Finsterniß, aber doch geliebt und geachtet von Vielen. Das kam mitunter wohl daher, weil er die Kirche nicht als das erkannte, was sie schon zu seiner Zeit war, als das geistliche Babel; im Gegentheil hatte er eine Achtung vor dem Priesterstand, was ihn vor Verfolgungen schützte. Dessenungeachtet gehörte er doch unter die Zahl derjenigen, welche die Reformation vorbereiteten; half er ja bauen an der wahren Kirche des Herrn; er zog das Wort Gottes aus dem Staube hervor, und wird die wahre Kirche gebaut, so muß ja die falsche zusammenfallen über kurz oder lang.

Gerhard Groot war, wie ihn Thomas von Kempen beschreibt, ein Mann von besondern Geistesgaben; er besaß einen natürlichen Scharfsinn, ein gutes Gedächtniß und eine fließende Sprache. Sein ganzes Aeußere trug das Gepräge des Wohlwollens, der Bescheidenheit und Heiterkeit. Er war mäßig, streng gegen Laster und eifrig im Guten, fleißig und arbeitsam, und hatte, was die Hauptsache ist, Gott stets vor Augen und im Herzen. Er aß in der Regel nur einmal des Tages, nahm nie Einladungen an; aber lud bisweilen Freunde und ehrbare Bürger bei sich zu Tische ein. Gegenüber vom Speisetisch befand sich eine kleine Büchersammlung, aus der hie und da ein Buch genommen wurde, um aus demselben während der Mahlzeit zur Unterhaltung etwas vorzulesen. Seine Unterhaltung war belehrend, ernst und bisweilen witzig. Seine Kleidung war

sehr einfach von grauer Farbe und so schlicht, daß, wer ihn nicht kannte, ihn kaum beachtete, noch grüßte. Nur gute Bücher schätzte er, sonst hielt er auf nichts Aeußerliches. Zum Schlusse theilen wir noch einige Sittensprüche Gerhard's mit, die unsere Leser, die den Thomas Kempis kennen, unwillkührlich an dessen Büchlein, „die Nachfolge Christi," erinnern werden:

„Wende dein Herz weg von den Geschöpfen, auch mit großer Gewalt; wende es weg, damit du dich selbst überwindest, und richte dein Herz immer auf Gott. Es ist nothwendig, daß jeder Christ aus reiner Gesinnung sich selbst verlasse und sich Gott hingebe. Um keines Dinges in der Welt willen soll sich der Mensch beunruhigen lassen. Es ist etwas Großes, in denjenigen Dingen zu gehorchen, die dem Menschen zuwider und schwer sind, und das ist der wahre Gehorsam. Vor Allem und zu jeder Zeit übe dich in der Demuth, am meisten innerlich im Herzen, aber auch äußerlich vor den Menschen. Die größte Versuchung ist, nicht versucht zu werden. Der Anfang des eiteln Ruhms ist, sich selbst zu gefallen. Sprich kein Wort aus, das dich in den Schein großer Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit bringen könnte. Durch nichts wird der Mensch sicherer erkannt, als wenn er gelobt wird. Man studire keine Kunst, mache kein Buch, unternehme keine Reise, keine Arbeit rc., um seinen Ruf auszubreiten, um Ehrenstellen zu verdienen, oder um ein Andenken bei den Menschen zu hinterlassen. Disputire nur mit dem, der dich anhören mag und die Wahrheit einräumt. Mische dich nie in Streitigkeiten der Menschen, außer, um sie beizulegen, wenn dieß in der Kürze und ohne Lärm geschehen kann. Hoffe immer mehr auf die ewige Seligkeit, als daß du dich fürchtest vor der Hölle. Vor allen Dingen sei freudig im Geiste. Mit welchen Gedanken man zu Bette geht, mit solchen steht man auf; darum lese man Psalmen, bete und denke zu dieser Zeit nach. Alle Uebung im Lesen, Wachen und Beten stehe unter dem Gesetze des Maaßes. Wegen geringer Fehler werde nicht kleinmüthig. Sorget, daß ihr gut schlafet. Hüte dich vor dem schnellen und gierigen Essen. Bei großer Kälte magst du mehr essen; aber nach der Lehre des Hippokrates doch nur ein-

mal. Du kannst dann auch eine Stunde oder eine halbe länger schlafen. Wer auf würdige Weise in die Seelsorge eintreten will, der habe vor allen Dingen eine reine Absicht. Zur rechten Absicht aber wird erfordert, daß man als das Höchste die Ehre Gottes und das Heil der Seelen suche. Wenn der Geistliche jemand wüßte, der die Gemeinde besser leiten würde, so müßte er lieber diesen im Amte sehen, als sich selbst. Welcher Eifer um die Seelen kann in dem sein, der nicht vorher um sich selbst geeifert hat? denn aller wahre Eifer der Liebe fängt bei sich selbst an. Die Predigt desjenigen wird geringgeschätzt, dessen Leben verachtet wird. Es wird eine große Liebe von einem Seelenhirten erfordert; aber ein guter Hirte läßt auch sein Leben für die Schafe."

Florentius Radewins.

Dieser Mann war der unmittelbare Nachfolger von Gerhard Groot, der die begonnene Brüderschaft, ganz im Geiste ihres Stifters fortleitete. Er studirte in Prag, wurde Magister und kehrte dann in seine Heimath zurück. Er besuchte Gerhard's Vorträge und wurde durch dieselben zu einem Leben aus Gott erweckt. Der Herr hatte in ihm ein Feuer angezündet, und dieses Feuer zündete wieder bei Andern, da ja das Licht nicht verborgen bleiben kann, sondern andern leuchten muß. Mehrere seiner Altersgenossen, Jünglinge von ähnlicher Bildung, schlossen sich an ihn an, und mit ihnen trat er in eine freie Verbindung, die durch kein förmliches Gelübde zusammengehalten wurde. Er entsagte dem Amte eines Chorherren in Utrecht, ließ sich in Deventer nach dem Willen des Gerhard zum Priester weihen und wurde Vikar bei St. Lebuin. Vor ihm war keiner der Brüder vom gemeinsamen Leben Priester geworden. Florentius Radewins war ein edler Geist, demüthig und fröhlich in seinem Gott, angenehm und von feinen Sitten, so daß er besonders auf die Jugend einen ehrwürdigen Eindruck machte, und jedermann sich scheute in seiner Gegenwart nur ein ungeziemendes Wort auszusprechen. Thomas von Kempen, einer seiner Schüler, der ebenfalls sein Leben beschrieb, sagt von ihm: „So oft ich meinen Herrn Florentius im Chore stehen sah, wenn er auch nicht umherblickte, so scheute ich doch seine Gegenwart wegen

seiner ehrwürdigen Erscheinung so sehr, daß ich nicht zu sprechen wagte. Einmal stand ich in seiner Nähe im Chor; er wendete sich zu mir, um mit uns aus einem Buche zu singen; da er nun seine Hände auf meine Schultern legte, stand ich wie eingewurzelt und wagte nicht, mich zu bewegen, vor Erstaunen über die Ehre, die mir widerfuhr." Ein anderer seiner Bekannten sagte: „Es gibt keinen Mann, den ich so sehr liebe und zugleich so sehr fürchte, wie den Herrn Florentius." Seine Gegenwart war also keineswegs drückend, und er tadelte und ermahnte nur, wenn er mußte; geschah dieß aber, so wagte niemand zu widersprechen, oder Entschuldigungen anzubringen. Von Schmeicheleien war er ein großer Feind, weil er alles, was an ihm Gutes war, für Gnade hielt. Einen Brief, der allerlei Lobeserhebungen enthielt, warf er einmal mit den Worten weg: „Haben sie nichts anders zu schreiben? Davon hätten sie wohl schweigen können." Seine Kleidung war außerordentlich einfach, wo möglich noch schlichter und einfacher, als die des Gerhard Groot. Einst ließ er den Schneider zu sich kommen und fragte ihn: „Meister! könnt ihr auch ein schlechtes Kleid machen?" Wir wollen das zwar nicht gerade loben; da der Christ sich im Grunde weder in Hoffart und prächtiger Kleidung, noch in Nachläßigkeit im Anzuge auszeichnen soll. Der Heiland aß und trank, und kleidete sich, wie andere Leute. Uebrigens erzählen wir die Sache, wie sie ist, und überlassen dem Leser auch ein Urtheil. Lebten ja jene Männer in einer Zeit, in welcher Dinge der Art irgend eine Geltung in den Augen des Volks hatten, und es stand wenigstens ihr Inneres und Aeußeres miteinander im Einklang. Demuth war ein Hauptzug ihres Charakters. Florentius war reich an werkthätiger Liebe, und diese wollen wir nachahmen. Er sorgte unermüdlich für Arme und Nothleidende. Sein Haus war oft so von Menschen, die seinen Rath und seine Hülfe suchten, umringt, daß er kaum Zeit zum Essen und Beten fand. Er entließ keinen ohne Belehrung und Rath, oder, wenn die Zeit ihm nicht erlaubte solche zu ertheilen, ohne eine Stunde zur Besprechung mit ihm verabredet zu haben.

Zwei Jahre nach dem Tode Gerhard's 1386 stiftete er ein

Kloster für sogenannte, regulirte Chorherren, das den Mittelpunkt für die Männer- und Frauen-Vereine des gemeinsamen Lebens bilden sollte, zu Windesheim, und bald darauf, auf dem St. Agnesberge bei Zwoll und an a. O.; allein diese eigentlichen Mönchsklöster, ob sie gleich anfangs durch Abschreiben von heil. Schriften ungemein thätig waren, leisteten nicht, was Florentius und Gerhard, der hiezu schon den Plan gefaßt hatte, von ihnen erwarteten. Der Herzog Wilhelm von Geldern unterstützte das Unternehmen, und der Bischof von Utrecht bestätigte dasselbe, der nämliche, Florentius von Wevelinkhoven, der einst auf das Geschrei der Bettelmönche hin, dem Gerhard das Predigen untersagt hatte; aber, wie gesagt, die Sache gedieh nicht. Die Klöster gingen den Weg alles Fleisches; sie sanken in dasselbe Verderben, in welchem sich andere bereits schon befanden, und man erzählt, die Frage, die man an einen Novizen zuerst richtete, soll später die gewesen sein, ob er auch gut essen, gut schlafen und gut gehorchen wolle? Wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, Florentius und sein Lehrer Groot überschritten wohl die Grenzen, die ihnen Gott für ihren Wirkungskreis angewiesen hatte und vergaßen das Wort: „Ein jeglicher wie ihn der Herr berufen hat, also wandele er.“ Hiezu kam wohl auch noch, daß sie eben den Geist des Mönchsthums nicht mit dem klaren, hellen Blick durchschauten, wie später die Reformatoren. Desto lieblicher gedichen die Brüderhäuser, und es entstanden deren immer mehrere, die fortan dem Zweck der Volks- und Jugendbildung und des frommen Unterrichts getreu blieben. Hiezu gab der Herr der Gemeinde seinen Segen. In den Brüderhäusern hatte ein jeder sein Amt; es wohnten ungefähr zwanzig in einem Hause, und waren in Priester und Laien getheilt. Ihre Kleidung war grau, ohne Verzierung. Sie hatten Schneider, Barbiere, Köche, Kellermeister, Gärtner, Schreiber, Buchbinder, Bibliothekare und Vorleser. Das Ganze leitete ein Prior und Rektor, der aus der Mitte der Brüder gewählt wurde. Indessen herrschte doch, bei all' dieser Verschiedenheit, eine gewisse Gleichheit, so daß auch einmal ein Schreiber der Küche vorstehen und umgekehrt, der Koch den Schreiber machen konnte. Oft wurden auch in den Brüderhäusern Fabrikarbeiten

verfertigt, z. B. Meßgewänder, Chorhemden u. dgl. Andere trieben Weberei und Feldbau; dieß alles war Broderwerb und der Zweck des Jugendunterrichts blieb immer derselbe. Unbemittelte und Reiche fanden Aufnahme, wer nur arbeiten mochte und einen Geist der Hingebung zeigte. Die Liebe, das Band der Vollkommenheit, umschlang jene Familien. Starb der Vorsteher, so ernannte er in der Regel seinen Nachfolger selbst, allein ohne Zwang; denn in der Regel hatten die Brüder Ursache, mit der Wahl zufrieden zu sein. So sprach Gerhard Groot zu den um ihn her stehenden Brüdern, als er auf dem Todbette lag: „Und siehe, mein geliebter Schüler Florentius, auf dem der Geist des Herrn ruht, soll euer Vater und Rektor sein; ihn ehret, wie mich selbst, auf ihn höret, und gehorchet seinem Rath.“ Gleicherweise ernannte Florentius den Aemilius von Buren zu seinem Nachfolger.

Jenes Band der Liebe und des gegenseitigen Zutrauens, wurde insbesondere durch das freiwillige, nicht erzwungene, gegenseitige Sündenbekenntniß bewahrt. „Es ist bisweilen nützlich,“ sagte Florentius, „einem zuverläßigen und im Wege des Herrn erfahrenen Bruder seine Leidenschaften und innerlichen Verwirrungen zu offenbaren, und nicht blos auf seinem Sinn zu bestehen; sondern einem andern zu vertrauen und mit Demuth von ihm Rath anzunehmen.“ Dasselbe that einst Gerhard, als er mit zwei seiner Schüler auf einer Reise begriffen war: „Laßt uns einen jeden,“ sprach er, „seine Schuld aussprechen!“

Die Brüder suchten nicht junge Leute für ihren Verein anzuwerben, wie die Bettelmönche zu thun pflegten, und nur auf wiederholten und dringenden Wunsch hin fand die Aufnahme statt. „Wehe dem,“ sagte Florentius, „der in Gemeinschaft lebend, suchet, was sein ist, oder sagt, irgend etwas sei sein!“ Arme Jünglinge wurden frei gehalten, für Wohlhabende sandten zuweilen ihre Aeltern einen Beitrag. Die Brüder enthielten sich alles Strebens nach kirchlicher Gewalt, und nahmen keinen kirchlichen Ehrentitel an. Ihr Einfluß aber auf das Volk war um so größer, da sie nicht über die Schafe, die sich freiwillig unter ihre Leitung begaben, herrschen, sondern dieselben weiden und sie Christo zuführen wollten. Sie gewannen Freunde, ohne

sie zu suchen, unter allen Ständen; selbst Geistliche standen mit ihnen in freundschaftlicher Verbindung, und hielten, wie sie, Erbauungsstunden. In allen Dingen hielten sie auf eine bestimmte Ordnung, wie das bei einem Zusammenleben der Art ja nicht anders sein kann. Gewisse Stunden des Tages waren für das Schreiben bestimmt, und gewisse Stunden wurden zur Arbeit für die Armen verwendet; auch das Gebet und die Vorlesungen hatten ihre festgesetzten Stunden, und während des Essens wurde von einem Mitgliede abwechselnd etwas vorgelesen und die Aufsicht geführt.

Nach den gleichen Grundsätzen wurden auch Frauenvereine gebildet, die aber durchaus streng von den Brüderhäusern geschieden waren. Sie beschäftigten sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterricht und der Erziehung der weiblichen Jugend. Eine Pflegerin, Martha genannt, mit einer Untermartha, stand an der Spitze jedes Schwesternhauses, und eine Obermartha in Utrecht führte die Oberaufsicht über alle Vereine der Umgegend. Gerhard Groot selbst und sein Schüler Johann Binckerinck werden als Stifter derselben genannt. Es mögen hier für unsere Leser nur noch einige Weisheitsregeln des Florentius Radewins eine Stelle finden, ehe wir weiter gehen:

„Besser ist ein geringes Maaß des Geistes, als große Gelehrsamkeit ohne Frömmigkeit. Wenn du etwas Gutes thust, so thue es einfach und rein zur Ehre Gottes, und suche dich nicht selbst auf irgend eine Weise. Die Bewegungen und Gedanken, die in unserm Herzen aufsteigen, sind nicht in unserer Gewalt; aber unsere Sache ist es, etwas Gutes in unser Herz zu pflanzen durch Lesen, Beten und (frommes) Nachdenken, bis die unerlaubten Begierden besiegt sind und durch Gottes Gnade weichen. Jeder Arbeit schicke ein kurzes Gebet voran. Sage nie etwas Schlimmes von jemand, wenn du damit nicht ihm, oder einem andern nützen kannst. Tadle jeden mit lebendiger Theilnahme, als einen schwachen Bruder. Beneide keinen, weil er frömmer ist, oder mehr Ruf hat, als du, sondern liebe die Gaben Gottes in ihm, und sie werden deine sein. Dann wohnen wir auf eine rechte Weise beisammen, wenn wir Eines wollen, Eines denken, und Eine Sitte befolgen in dem Herrn. Wehe

dem, der in der Gemeinschaft über einen andern murrt, oder mit der Gemeinschaft in Widerspruch tritt, oder auf irgend eine Weise sie stört." Es versteht sich, daß Florentius eine Gesellschaft meint, die, wie die Brüderschaft, nach der Regel des Worts sich gebildet hat. Florentius starb im Jahr 1400 und hatte sein Alter nicht höher, als auf fünfzig Jahre gebracht.

Gerhard Zerbolt.

Gerhard Zerbolt oder Gerhard von Zütphen, ist nicht mit einem andern Gerhard von Zütphen zu verwechseln, welcher Lehrer in Köln war. Unser Gerhard besuchte in seiner Jugend mehrere Anstalten; besonders aber verdankte er seine Bildung der Schule in Deventer, wo er in Verbindung mit den Brüdern vom gemeinsamen Leben trat. Mit einem frommen und eifrigen Sinn für die Wahrheit des Evangeliums, verband er besonders eine außerordentliche Wißbegierde und hatte einen solchen Durst nach Erkenntniß, daß er es immer bedauerte, wenn die Unterrichtsstunden ausgesetzt wurden. Er schloß sich in der Folge Tage lang in sein Zimmer ein, ohne nur einmal frische Luft zu schöpfen. Er war so sehr in seine Studien vertieft, daß er auch die allerdings nöthige Sorgfalt für seinen Körper, der ja das Haus des Geistes ist, gänzlich vernachlässigte, auch dann, wenn er krank und unpäßlich war. Dieß ist nun nicht gerade an ihm zu loben; indessen waren die Bücher, mit denen er sich beschäftigte, stets von gutem und nützlichem Inhalt, und er sagte von ihnen: „Solche Bücher predigen und lehren mehr, als wir aussprechen können." Er brachte für die Brüder eine reiche Büchersammlung zusammen, die er selbst ordnete; doch wußte er, daß der Mensch nicht um der Bücher willen; sondern die Bücher um des Menschen willen da seien. Er hielt die Brüder an, auf die zweckmäßigste Weise Bücher abzuschreiben, verbreitete die Bibel und christliche Schriften in der Landessprache, die er immer mehr in Aufnahme zu bringen suchte. Er ging von dem Grundsatze aus, daß, so lange die lateinische Sprache blos gelehrt werde, das Volk keineswegs zur Quelle der Wahrheit gelangen und den Weg zum Evangelium finden könne. Diese Einsicht Zerbolts ist um so mehr zu schätzen, weil

die ausgezeichnetsten Lehrer seiner Zeit es für sehr gefährlich und wenigstens bedenklich hielten, dem Volk die Bibel in einer für dasselbe verständlichen Sprache in die Hand zu geben. Er verfaßte sogar ein Büchlein über den Nutzen des Bibellesens in der Landessprache. In demselben sagte er unter anderm: „Die heilige Schrift bildet und belehrt nicht blos einen besondern Stand; sondern sie unterweiset jeden in seinem Stande; denn bisweilen schreibt sie allen im Allgemeinen Lebens- und Glaubensregeln vor; an den meisten Orten aber wendet sie sich mit ihrer Lehre an diesen oder jenen besondern Stand. Bald belehrt sie die Anfänger, bald unterrichtet sie die weiter Fortgeschrittenen. Mithin ist die Schrift allen Menschen in allen Ständen gegeben, und zwar dazu, damit dieselben ihre Sünden erkennen lernen durch das Bild, das ihnen die Schrift vorhält. Welcher Vernünftige möchte nun sagen, die Laien sündigten, wenn sie die Schrift dazu gebrauchten, wozu sie von Gott gegeben ist, daß sie nämlich ihre Sünden erkennen, schmerzlich bereuen und meiden lernen. Warum sollen sie nicht auch des göttlichen Gesetzes, wie anderer allgemeiner Wohlthaten theilhaftig sein; da das Gesetz Gottes und die heil. Schrift unter allen göttlichen Wohlthaten die größte ist. Es dürfen also die Laien von dieser Wohlthat, von diesem göttlichen Trost, durch welche die Seele Nahrung hat, mit Recht nicht ausgeschlossen werden. Das Volk soll ja auch gesetzlich zu gewissen Zeiten in die Kirche kommen, um das Wort Gottes zu hören; wenn sie nun die heil. Schrift nicht wissen sollen, warum wird sie ihnen gepredigt? Und warum können sie dasselbe oder Aehnliches nicht auch in Büchern lesen? Wenn die Laien, ohne daß man es ihnen verbietet, oder sie nur tadelt, weltliche, oft schlüpfrige und verführerische Bücher und Gedichte lesen, wenn sie mit unnützen Dingen sich beschäftigen, wie mit dem trojanischen Krieg, dem rasenden Roland, der schönen Diana, so wäre es doch höchst unvernünftig, wenn man sie von der Schrift abhalten wollte, durch welche sie zur Liebe Gottes und zur Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande entflammt werden. Haben doch die größten Kirchenlehrer: Hieronymus, Augustin, Gregor, Chrysostomus das Volk stets zum Lesen der heil. Schrift

ermahnt; das aber würden sie nicht gethan haben, wenn sie es für schädlich oder unerlaubt gehalten hätten. Ursprünglich ist ja die ganze Bibel in der Sprache geschrieben, in welcher sie verstanden wurde von denen, für die sie bestimmt war. Das alte Testament für die Juden hebräisch, das neue Testament griechisch (weil damals jedermann griechich verstand). Die egyptischen Mönche studirten Tag und Nacht die Schrift; sie lasen dieselbe also in der egyptischen oder in einer verwandten Sprache. Die Juden haben die Bibel hebräisch, die Chaldäer chaldäisch, die Griechen griechisch, die Araber arabisch, die Gothen gothisch. Alle Völker haben sie in ihrer Sprache. Wenn nun die Bibel beinahe in allen Sprachen gelesen wird, die unter dem Himmel sind, warum sollte sie nicht eben so gut im Deutschen gelesen werden, wie im Arabischen und Slavischen? Das Bibellesen kann nie unerlaubt sein; sonst müßte es entweder etwas für sich Verwerfliches, oder etwas förmlich Verbotenes sein. Keines ist aber der Fall; denn das Bibellesen ist ein Hauptmittel, den Menschen im Guten und in der Ueberwindung des Bösen zu fördern. Statt also das Volk am Lesen guter, deutscher Bücher und der deutschen Bibel zu hindern, sollte man sie darin unterstützen; denn es wäre viel wohlthätiger, wenn sie ihre Zeit damit zubrächten, als mit unnützen Fabeln und Geschichten, oder mit Trinken in den Schenken.“ Zerbolt unterscheidet zweierlei Arten von Büchern in der Bibel, 1) solche, die schlichte, einfache und jedem verständliche Wahrheiten enthalten, und diese nennt er Milch, Trank oder Wasser; 2) tiefe und dunkle Abschnitte, die er mit fester Speise oder Brod vergleicht. Mit letzterem Theil der Schrift, meint er, sollen sich die Laien nicht zu viel beschäftigen.

Hören wir nun noch, was Zerbolt über das Gebet sagt: „Es gibt, äußerte er, im Gebet eine vierfache Art von Aufmerksamkeit des Gemüths. Zuerst eine oberflächliche auf den Wortlaut, wobei der innere Sinn wenig Nahrung empfängt; 2) eine Aufmerksamkeit auf den Wortverstand, wodurch die Seele Nahrung empfangen kann, wenn das Gebet etwas Andächtiges enthält; 3) eine geistige Aufmerksamkeit, wenn aus den Worten des Gebets ein geistiger Sinn entnommen wird;

4) wenn sich der Mensch zu Gott hinwendet und zu dem Gegenstand, für welchen er betet." Das Gebet in der Muttersprache ist nach ihm das fruchtbarste; nur muß es im Geist und in der Wahrheit geschehen. Das Volk wurde damals von den Geistlichen angehalten, sich lateinischer Gebetbücher zu bedienen, die es gar nicht verstand. Erst die Reformation reformirte auch in dieser Beziehung, und führte das Gebet auf jenen evangelischen Grund zurück, den der Heiland selbst angibt auf das Gebet im Geist und in der Wahrheit, auf das Gebet im Namen Jesu.

Auch Zerbolt erreichte kein hohes Alter; er starb schon im Jahr 1398 im einunddreißigsten Jahre seines Lebens, und wohl mag seine Lebensweise seinen so frühen Tod herbeigeführt haben, wenn wir menschlich urtheilen wollen. Er hatte eine Reise mit dem Abt von Dickeninghe gemacht, und wurde auf seinem Rückwege mit diesem nach Deventer von einer Krankheit befallen, die seinem irdischen Dasein ein Ende machte. Er war in jeder Beziehung, namentlich auch in Rechtssachen der Kirche wohl bewandert, und wurde oft zu Rathe gezogen; auch jene, seine letzte Reise hatte einen solchen Zweck; und Florentius, der ihn überlebte, achtete ihn, als seine rechte Hand in Geschäftssachen. Er wurde allgemein beweint und bedauert; aber der Herr nahm ihn bald hinweg, und wollte ihm die ewige Ruhe verleihen in der Heimath.

Aus der Reihe der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben heben wir unsern Lesern noch einen Mann hervor, den sie gewiß alle kennen werden; wir meinen

Thomas von Kempen.

Er hieß eigentlich Thomas Hamerken oder Hämmerlein und war geboren 1380 in Kempen, der berühmteste unter den Schülern des Florentius Radewins. In seinem dreizehnten Jahre fing er an, die Schule zu Deventer zu besuchen, wo er den Florentius kennen lernte. Dieser verschaffte ihm Bücher, Schreibmaterialien, Lebensunterhalt und Wohnung; hiefür war er sehr erkenntlich; er half emsig Bücher abschreiben im Brüderhause, und gab Alles, was er von seinem Verdienten übrig hatte, in die gemeinschaftliche Kasse. So beschäftigte er sich theils mit

eigenen Studien und frommen Uebungen, theils mit Bücherabschreiben sieben Jahre lang. Hierauf empfahl ihn Florentius an das neugestiftete Kloster der regulirten Chorherrn auf dem St. Agnesberge, wohin er sich nach Verfluß jener sieben Jahre begab. Vier Jahre beschäftigte er sich auf ähnliche Weise, und während dieser Zeit führte er sich musterhaft auf. Jetzt ließ er sich förmlich aufnehmen, und trat, nachdem er in der gewöhnlichen, vorgeschriebenen Zeit eines Novizen sich gehörig bewährt hatte, förmlich in diese Gemeinschaft ein. Still und sanft, wie ein stiller, klarer Bach, floß sein Leben dahin, und die Geschichte weiß keine großen Veränderungen von ihm zu berichten. Solche Seelen, wie Thomas von Kempen, haben eine Wirksamkeit, die ohne Rumor nach außen nur nach innen geht. Sein ganzes Wesen war sanfter Friede und innige Heiterkeit und Frömmigkeit. Er sprach nicht viel in Gesellschaft, wenn von gewöhnlichen Dingen des täglichen Lebens die Rede war; so bald aber das Gespräch eine andere Wendung nahm, und auf Gott und göttliche Dinge kam, so floß sein Mund über und seine Rede war unerschöpflich, wie ein lebendiger Quell. Wenn er sang oder betete, so war sein Angesicht wie verklärt. Uebrigens führte er wohl ein beschauliches, aber kein müßiges Leben; er wußte sich beständig zu beschäftigen; er verwendete ungemein viel Zeit und Mühe auf das Abschreiben der heil. Schrift und anderer guter Bücher; er schrieb sehr fertig und gut, und meinte, man müsse das Gute und Heilige auf diese Art schmücken und ehren. Noch lange nach seinem Tode wurde eine Bibel in vier Bänden und andere Bücher, die er geschrieben hatte, den Besuchenden gezeigt. Sein Geist und seine Frömmigkeit ist aus dem Buch: „die Nachfolge Christi“ betitelt, zu erkennen. Dieses Büchlein wurde so vielfach verbreitet und gedruckt, daß ein französischer Buchhändler Piget versicherte, er kenne 1800 verschiedene Ausgaben desselben. Da unsere Leser ohne Zweifel jenes Buch kennen, so enthalten wir uns, Stellen aus demselben anzuführen. Wir bemerken nur, daß innere Beschaulichkeit und Einkehr, Umgang mit Gott, inneres Ausgehen aus der Welt und aller Creaturliebe, den Inhalt jenes Buches bilden. Es ist mehr geeignet für solche Seelen, die bereits in

Christo ihre einzige Gerechtigkeit gefunden haben, als für Anfänger, weil die Lehre von der Rechtfertigung, allein durch den Glauben, Christus für uns, bereits vorausgesetzt werden muß, indem es dieselbe nicht hinlänglich vorträgt, ist aber im Uebrigen ein vortreffliches Büchlein.

Thomas von Kempen hatte eine Menge Schüler, von denen er manche zur Erlernung von alten Sprachen und andern Wissenschaften nach Italien sandte. Er selbst beschäftigte sich nicht blos mit Abschreiben; sondern verfaßte die Lebensbeschreibungen des Gerhard und Florentius, Zerbolt und mehrerer Anderer, namentlich beschrieb er auch das Leben eines frommen Koches im Hause des Florentius, der Johannes Cacabus hieß. Viele seiner Schüler sah er mit Segen wirken und er durfte so das Werk seiner Hände aufblühen sehen, noch bei seinen Lebzeiten. Einundsiebenzig Jahre verlebte der edle Greis auf dem St. Agnesberge, und wurde Subprior seines Klosters. Endlich rief ihn sein Herr und Meister in seinem zweiundneunzigsten Jahre (**1471**), zwölf Jahre vor Luther's Geburt, in die obere Heimath ab.

Schlußbemerkungen.

Man sollte glauben, Leute von solch' stillem, beschaulichen Leben, sollten keine Gegner gegen sich reizen können, seit Gerhard Groot von seinem Bußprediger-Amt sich zurückgezogen und in der Stille gelebt, und da die ganze Brüderschaft vom gemeinsamen Leben eigentlich doch keinen offenen Kampf mit der Kirche und gegen das kirchliche Verderben geführt hatte; allein dem war nicht also; waren doch jene Brüder Leute, die sich der Gottseligkeit beflissen, und die äußere Verdienstlichkeit, die die Kirche predigte, verschmähten; daher konnten die werkheiligen Verfechter der Kirche des Antichrists nicht ruhig zusehen, wie ihr Fundament im Stillen untergraben wurde. Die Bettelmönche erhoben zuerst ein Zettergeschrei, besonders deswegen, weil die Zahl ihrer Schüler abnahm, und die Schulen der Brüder immer fleißiger besucht wurden. Ein gewisser Bartholomäus, ein Mönch vom Augustiner-Eremiten-Orden, erhob sich zuerst gegen die neuen Anstalten, und sein Angriff hatte den

Erfolg, daß die Schöffen zu Kampen die Freunde und Anhänger der Brüder aus der Stadt verjagten, und der Rektor der Schule, Werner Keynkamp, auf zehn Jahre ganz aus dem Gebiet verbannt wurde.

Gerhard Groot schrieb bei dieser Gelegenheit Worte des Trostes an den vertriebenen Werner: „Ertraget nur die Gefahren äußeren Güterverlustes mit Gleichmuth. So haben die Heiligen auch gethan. Die irdischen Gefahren sind nichtig, wenn wir den himmlischen Lohn ins Auge fassen. Freuen wir uns, daß wir einigermaßen der Welt gekreuzigt sind, oder die Welt gekreuzigt haben. Unsere Sache ist rechtmäßig und heilig, möchten doch einige von uns dadurch zur Krone gelangen!“

Die Angriffe und Verfolgungen gegen die Brüder dauerten fort; man machte ihnen namentlich den Vorwurf, daß sie keinen Orden bilden und doch klösterlich beisammen leben, sie seien ein Zwittergeschlecht, zweideutige Leute, keine Laien und keine Mönche.

Gerhard Zerbolt vertheidigt in einer besondern Schrift die Gemeinschaft der Brüder, indem er sagt, ihre Vereine bilden weder einen neuen Orden, noch ein Collegium, noch eine Körperschaft, auch verdienen sie nicht den Namen der Conventikel; in solchen kommen Verschworene, Empörer und Ketzer zusammen, das aber seien sie nicht. Die Brüder leben nur in einem Hause beisammen, was die apostolischen Christen auch gethan. Diese Behauptung jedoch ist unrichtig; die ersten Christen kamen zwar hin und her in Häusern zusammen; aber wohnten nicht klösterlich bei einander. „Die Gütergemeinschaft,“ fährt Gerhard Zerbolt fort, „kann auch zwischen Brüdern statt finden, und ist den Laien wie den Mönchen erlaubt. Ebenso verhält es sich mit dem Gehorsam. Das Sündenbekenntniß kann als freier Herzenserguß auch bei einem Laien niedergelegt werden; denn dazu ist nicht (priesterlich römische und angemaßte) Schlüsselgewalt oder Gelehrsamkeit; sondern nur der rechte Geist und Erfahrung erforderlich. Außerdem haben die Brüder andere Gewohnheiten und Ordnungen, Handarbeit, die ja der Apostel Paulus empfiehlt; sie beten miteinander, stehen miteinander auf, legen sich zugleich nieder, und damit thun sie nichts, was in jeder wohl-

geordneten Familie nicht auch geschieht; ja in vielen Städten beginnen und endigen die Handwerker ihr Geschäft auf denselben Glockenschlag und sind doch deßwegen keine Mönche. Daher sind die Brüder vom gemeinsamen Leben weder innerlich noch äußerlich als ein Mönchsorden zu betrachten."

Trotz dieser Gründe fuhren die Bettelmönche, besonders aber diejenigen, die bei den Ketzergerichten thätig waren, fort, die Brüder auf's heftigste zu verfolgen; sie witterten eben bei ihnen einen bessern Geist, den Geist Christi, und darum benützten sie die Kirchenversammlung zu Constanz, um sie auf Tod und Leben anzuklagen, namentlich weil der Papst Innocenz III. 1215 die Gründung neuer Orden verboten habe. Der Prediger-Mönch, Matthias Grabow aus der Diöcese Merseburg stand als Ankläger vor dem neuen Papst Martin V. gegen sie auf; allein Johann Gerson und Peter d'Ailly vertheidigten sie so kräftig, daß man sie wieder gewähren ließ. Hatten sie doch nichts gegen die Kirche und ihre Einrichtungen unternommen; sonst würden jene Männer sie gewiß verdammt haben, da ja Gerson, wie wir wissen, entschieden für die Verbrennung Hussen's stimmte.

Fast zweihundert Jahre lang bis zu Ende des sechszehnten Jahrhundert dauerte diese Brüderschaft. Das letzte Bruderhaus wurde zu Cambray 1505 gestiftet, ging aber schon 1554 wieder ein. In dem Bruderhause zu Zwoll genossen 1579 nur noch drei Studenten die Kost, wofür sie 32—33 Goldgulden zu bezahlen hatten. Verschiedene Ursachen trugen zu ihrer Auflösung bei: Die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahr 1440 machte das Abschreiben von Büchern überflüssig; es entstanden ferner neue Lehranstalten. In den südlichen Niederlanden wirkten ihnen die Jesuiten entgegen, jene Feinde des Lichts und der Wahrheit; besonders aber die Reformation, durch welche die Sonne der Wahrheit am Horizonte des Kirchenhimmels aufgegangen war, verursachte, daß jene Anstalten nach und nach ganz eingingen. Die Brüder hatten ihr Tagewerk vollbracht, wozu sie der Herr der Gemeinde ins Dasein gerufen hatte. Sie mußten, wie einst Johannes der Täufer, abnehmen, während das Evangelium wuchs und zunahm, und jene Gegenden, wo sie wirkten,

durften den süßen Schall des Evangeliums von der freien Gnade vernehmen, wenn auch nicht überall die Reformation festen Boden gewinnen konnte. Die Brüder vom gemeinsamen Leben waren edle Johannisjünger, gehörten zu den Stillen im Lande, zu jenen milden Protestanten, die, fern von allem kirchlichen Revolutionsgeiste, aufbauten an dem innern Bau der Kirche Gottes, und wenn sie das Geheimniß Babels noch nicht durchschauten, so war eben die Stunde für eine durchgreifende Reormation noch nicht gekommen.

Es dämmerte der Tag der Gnade,
Sie wandelten die stillen Pfade
Der Herrlichkeit des Herrn entgegen,
Verbreiten weithin Licht und Segen.

Zwölftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der religiösen Vereine in der römischen Kirche.

Die Gottesfreunde: Heinrich von Nördlingen, Rulman Merswin aus Straßburg, Nikolaus von Basel. Die Winkeler.

Die Gottesfreunde.

Wir waren unschlüssig, ob wir die Gottesfreunde unter die Glaubenszeugen aufnehmen wollten, oder nicht; allein in der Zeit der Finsterniß dürfen wir den Maaßstab nicht anlegen, um eine religiöse Bewegung in der Kirche zu beurtheilen, den wir zur Zeit des Lichts gebrauchen. Was jetzt als ein Irrthum verworfen werden muß, war im Mittelalter zu entschuldigen, wo das Wort Gottes im Dunkel begraben lag. Der Grund und die Veranlassung der Entstehung jenes Vereins war ohne Zweifel der Druck der damaligen Zeiten, das Interdikt des Papstes, das auf der Kirche lastete, und die falsche Schulweis-

heit, die die Gemüther, die nach der Wahrheit dürsteten, leer ließ. Gott ließ sich seinem armen Volke nicht unbezeugt, sondern ließ auch mitten in der Finsterniß ein Lichtlein leuchten. Was den Namen der Gottesfreunde betrifft, so gab wahrscheinlich demselben die Stelle Joh. 5, 15. ihren Ursprung: „Ich sage euch hinfort nicht, daß ihr Knechte seid: denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid: denn alles, was ich habe von meinem Vater gehört, habe ich euch kund gethan.“ Die Gottesfreunde hatten sich zum Ziel gesetzt, Gott allein zu folgen, und alle Dinge dieser Welt zu verläugnen. Sie gründeten sich allein auf die heil. Schrift, die sie freilich oft auf eine sehr mystische und sinnbildliche Weise auslegten. Gegen die damalige Art übrigens, wie man die Kirchenlehre deutete und an ihr vernünftelte, sprachen sie sich entschieden aus. Sie glaubten, die damaligen spitzfündigen Schulgelehrten seien Schuld, daß so viel Elend und Jammer über die Christenheit gekommen sei, daher sagten sie: „Die Zeit ist gekommen für alle einfältigen Christen, unter das Kreuz Christi zu fliehen, und sich Gott unbedingt zu überlassen.“ Sie strebten daher nach einem innern Leben aus Gott, nach einer Abtödtung des Fleisches, die mit dem damaligen zügellosen Leben der Mönche und Pfaffen in großem Widerspruche stand. Dabei lebten sie auch äußerlich außerordentlich streng, und legten ihrem Körper durch Entbehrungen und Kasteiungen Fesseln an, um zu kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Dann hatten sie allerlei Gesichte und Offenbarungen, von denen sie glaubten, sie kommen unmittelbar von Gott.

Natürlich standen sie im Widerspruche mit der herrschenden Kirche, nicht nur mit der Geistlichkeit, und ihr Leben der Entsagung strafte die zügellose Masse über ihre Ausschweifungen und Sünden; allein dessenungeachtet blieben sie noch in der römischen Kirche, verehrten noch die Maria, die Heiligen und sogar die Reliquien. Sie hatten daher manchen römischen Sauerteig nicht aus ihrem Herzen ausgefegt, und bei den ernstern unter ihnen mag so manches babylonische Bollwerk erst auf dem Todbette zusammengesunken sein.

Was sie unserer Theilnahme werth macht, das ist, ihr ern-

stes Streben nach Herzensreinheit, ihr Streben, Gottes Willen zu thun; ihre Armuth des Geistes, ihre allgemeine Liebe, womit sie ohne Unterschied jedermann umfaßten. Sie trauerten über die Sünden der Menschen, wodurch diese ihren Gott und Heiland so oft und viel betrübten und beleidigten; sie weinten über die Sünden, die immer mehr alles verderbten und dem Untergange entgegenführten; sie trauerten über die Zügellosigkeit, über den Verfall der äußern, christlichen Zucht und Ordnung; sie klagten über die Selbstsucht der Menschen, die immer nur das Ihrige suchten. Sie hofften durch ihr Flehen und ihre Trauer den Zorn Gottes, der über die verderbte Menschheit sich zu entladen im Begriffe war, abzuwenden; sie hofften, Gott werde, um ihrer Fürbitte, um ihrer Thränen willen, sich erweichen lassen, und sich wieder der armen Christenheit erbarmen. Sie nannten sich die Säulen der Kirche, und Tauler selbst gibt ihnen ein gutes Zeugniß, wenn er sagt: „Das sind die, auf denen die Kirche steht, und wären diese nicht in der Christenheit, die Christenheit möchte keine Stunde bestehen.“ Allerdings gründet sich eine solche Ansicht auf die Schrift selbst. Durch Abrahams Fürbitte wären die Städte Sodom und Gomorrha gerettet worden, wenn nur zehn Gerechte vorhanden gewesen wären. Unsere Gottesfreunde waren indessen keine müssigen Zuschauer bei dem Elende, das über der Menschheit schwebte; sie legten auch hülfreiche Hand an, um dasselbe zu lindern, wo sie konnten; wiederum andere warnten die Menschen durch Schriften, zeugten öffentlich gegen das Verderben, verkündigten Plagen auf Plagen und forderten diejenigen auf, die sich bekehren wollen, einen Gottesfreund zu suchen, dem sollten sie sich unterwerfen, sich von ihm leiten und führen lassen nach Gottes Geist. Obgleich sie verspottet und von der Welt verachtet wurden, ja, obgleich manche, die anfangs sich zu ihnen hielten, sich wieder von ihnen trennten, weil sie den Weg der Gottesfreunde zu schwer fanden; so gab es doch auch wieder eine große Anzahl, die durch sie aus dem wüsten Leben herausgerettet wurden und einen bessern Weg einschlugen. Sie hatten etwas, was die Welt nicht hatte, einen weltverläugnenden Sinn, ein Vertrauen auf Gott, eine Hingabe an ihn, was auf manche

aufrichtigen Seelen einen tiefen Eindruck machte. An Schmach fehlte es ihnen auch nicht; sie trennten sich von der Welt, und das zog ihnen deren Feindschaft zu. Ja, man beschuldigte sie der Heuchelei, Schwärmerei; andere meinten, sie seien Beghardén, und gehören zur Sekte der ketzerischen Brüder des freien Geistes. So trugen sie die Schmach Christi, wie alle Kinder Gottes. Der Verein hatte Mitglieder aus allen Ständen und Geschlechtern. Unter den Geistlichen wird außer Tauler, Suso, Heinrich von Nördlingen und Bruder Conrad genannt; auch in Nonnenklöstern waren Mitglieder desselben, z. B. im Dominikanerkloster Unterlinden in Colmar, im Kloster Klingenthal zu Basel, in Engelthal und Maria-Medingen, wo die beiden Schwestern Christine und Margaretha Ebner wohnten. Unter den Laien sind die bemerkenswerthesten: Heinrich von Rheinfelden im Aargau, ein Ritter von Pfaffenheim im Oberelsaß, ein Ritter von Landsberg samt dessen Frau aus dem Unterelsaß, besonders aber Rulmann Merswin von Strasburg und, ohne Zweifel, Nikolaus von Basel, Tauler's Seelenführer. Bürger und Bauern schlossen sich an die Gottesfreunde an; überall waren sie verbreitet, von Straßburg bis Basel, in den Klöstern des Oberelsaßes und der Schweiz, in Baiern und am Rhein hinab, bis nach den Niederlanden hatten sie Freunde; Ruysbroek stand in freundschaftlichem Verhältnisse mit ihnen und sandte ihnen im Jahr **1350** seine Schrift, von der geistlichen Hochzeit, zu; ja, sie standen sogar mit den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Verbindung, man glaubt, es seien waldensische Gottesfreunde mit ihnen in Verbindung gewesen; dieß kann aber nicht geschichtlich bewiesen werden. Allerdings kann man vermuthen, daß das Volk Gottes, die Waldenser, in der römischen Kirche Nachforschungen angestellt haben werden, wie die böhmischen Brüder thaten, um Ihresgleichen zu finden, erweisen läßt es sich jedoch nicht. Nachdem wir im Allgemeinen jenen Verein geschildert haben, so wollen wir noch die Geschichte einiger Männer, die zu demselben gehörten, hier mit wenigen Worten mittheilen.

Heinrich,

ein Geistlicher aus Nördlingen, einer freien Reichsstadt in Baiern, „war ein besonderer Freund Gottes“, und er

machte sich der christlichen Welt bekannt durch seine Briefe, welche er an die Nonne Margaretha Ebner geschrieben hat. Er war ein inniger, frommer, stiller Mystiker, der sehr zurückgezogen lebte; dieser Hang nach Ruhe und Stille verhinderte ihn, hervorzutreten und, gegenüber vom Papste und der öffentlichen Kirche, der Wahrheit Zeugniß zu geben; er stand daher weit unter Tauler; sein Mysticismus ist süßlich, und er hängt noch gar sehr an der Jungfrau Maria. Er trauert zwar über die Gebrechen der Kirche, aber er zeugt nicht gegen das falsche Wesen, das Priesterthum, und bewies einen ängstlichen Gehorsam gegen die Kirche; ja, er stellte seine Amtsverrichtungen ein, als der Papst sein Interdikt ausgehen ließ. Als (**1338**) z. B. gegen des Papstes Bann der Nördlinger Magistrat den Geistlichen das Predigen gebot, da ging Heinrich aus der Stadt, irrte umher und kam bis nach der Schweiz und nach Strasburg. Er befand er sich in den traurigsten Umständen; Margaretha Ebner tröstete ihn, und die Königin Wittwe Agnes in Königsfelden stand ihm bei; allein in Constanz, wo er sich weigerte, Gottesdienst zu halten, mußte er von neuem flüchtig werden. In Basel, wohin er kam, traf er Tauler. Hier hatte der Papst ein Jahr lang den Gottesdienst erlaubt; daher durfte er dort predigen, und hatte großen Zulauf; allein bald drückte ihn wieder diese äußere Wirksamkeit, weil er der innern Andacht nicht warten konnte. Er schrieb hierüber: „So klag' ich dir vor Gott ob mir selber, daß ich von großer steter Arbeit und Beichthörens aus mir selber verführt werde, so daß ich zu weniger Andacht nicht kommen kann." Doch ermannte er sich, und predigte in Städten, die unter dem päpstlichen Banne lagen; allein er konnte der Verfolgung nicht trotzen im Glauben; er gab das Predigen wieder auf, und irrte abermal umher. Endlich kam der schwarze Tod **1348**; da ermahnte er das Volk zur Buße, und wünschte vor seinem Ende noch eine Ruhe zu finden, um seinem Gott in der Stille zu dienen. Margaretha, zu der er stets seine Zuflucht nahm, tröstete ihn immer wieder; sie starb **1351**, und nun hören wir nichts mehr von Heinrich, der auf dem Schauplatze der Welt verschwindet.

Zu den eigentlichen Glaubenszeugen gehört Heinrich nicht;

doch mögen seine ernsten Ermahnungen zur Buße nicht ohne Segen geblieben sein, in damaliger Zeit des Elendes und der Dürre.

Rulman Merswin von Straßburg.

Dieser Mann war ein gottesfürchtiger, reicher Kaufmann, der, zum zweiten Male verheirathet, ohne Kinder blieb; daher faßte er, mit Zustimmung seiner Gattin, den Entschluß, der Welt zu entsagen und Gott allein und seinem Dienste sich zu widmen (1347). Tauler war sein Beichtvater, und unter seiner Anleitung begann er nun, ein frommes, strenges Leben zu führen; allein er ging in seinen Kasteiungen so weit, daß ihm Tauler einst gebieten mußte, seines Körpers zu pflegen und das Kasteien eine Zeitlang einzustellen. Kaum war jene Zeit verstrichen, während welcher ihm Tauler auferlegt hatte, ordentliche Nahrung zu sich zu nehmen, so fing er auf's neue an, seinen Leib zu zähmen durch allerlei Kreuzigungen; allein, da er eben die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo nicht kannte, die allein den wahren Frieden schenkt, so gerieth er in allerlei Zweifel; sogar fing er an, an der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes zu zweifeln; er kämpfte lange dagegen, und steigerte sich auf eine solche Höhe, daß er anfing, Visionen zu bekommen. Der kindliche, einfältige Glaube an den Heiland, an die heil. Schrift mangelte ihm, und er suchte eine fast unmittelbare Gewißheit zu erlangen. In diesem Zweifel ging er einst in die Kirche, hielt seinen Kugelhut vor die Augen, um zu beten, und verfiel in eine Art von Entzückung, worüber er folgendes sagte: „Da ward mir fürgestellet ein gar großer Stein, der breit und hoch war, wie ein großer Speer, und in den Stein waren gehauen drei große Mannsbilder, und außerhalb des hintersten Mannsbildes Mund ging eine große schöne, weiße Taube und war über das erste Bild gehauen: Vater, über das andere Bild: Sohn, und über das dritte Bild: heiliger Geist. Und es däuchte mich auch, wie wenn etwas zu mir spräche: „Nun magst du wohl glauben, da du in einem Stein gesehen hast: drei Personen und doch Ein Stein ist, und die drei Personen der Natur eines Steines sind". Nach diesem Zuge kam ich wieder zu mir selber, und befand dann, daß mein Glaube ganz erleuchtet

worden war, so daß ich darnach auf jene Weise vom Unglauben nimmer angefochten ward."

Vier Jahre lang kämpfte er in furchtbaren Kämpfen gegen die Sünde in seinem Fleische, und er hatte unbeschreibliche Leiden zu erdulden. Endlich, erzählt er, sei er zu einem innern Frieden gelangt; sein Vertrauen zu seinem Gott, sein Glaube, seine Liebe seien immer kräftiger und reiner geworden. Luther hatte auch ähnliche Kämpfe; allein dieselben lösten sich in den herrlichsten Sieg auf durch das Wort: „Der Gerechte lebt seines Glaubens." Rulman's Glaube war keineswegs ein so reiner, seliger, weltüberwindender, wie der, welcher allein im Verdienste Christi seinen Frieden sucht.

Wir wiederholen hier: „Gott übersah die Zeiten der Unwissenheit" und schenkte einer redlichen Seele oft eine Gnade, wenn ihre Erkenntniß auch noch mangelhaft war. Rulman Merswin zog sich jetzt von der Welt zurück und schloß sich enger an die mystischen Gottesfreunde an; namentlich wurde er auch dem Laien bekannt, der so wunderbar auf Tauler gewirkt hatte; dieser besuchte ihn, und leitete ihn in seiner Weise bei seinem fernern innern Gange. Derselbe war es auch, der ihn bewog, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen, und Rulman schrieb 1353 ein Büchlein „von den vier Jahren seines anfangenden Lebens;" außerdem schrieb er auch ein Buch „von den neun Felsen,*) wozu er, nach seiner Aussage, in einer Vision von Gott selbst aufgefordert worden war (1351). Die Form des Buchs ist: ein Gespräch zwischen Gott und ihm; der Inhalt ist folgender: Rulman erblickt einen großen Berg, von welchem herab sich zahlreiche Bäche in's Thal über Felsen stürzen; in diesen Bächen schwimmen unzählige Fische von dem Gipfel des Berges herab und im Thale stehen an den Ufern Menschen mit Netzen, um die Fische zu fangen; kaum die Hälfte kommt daher an's Meer, welches sie durchschwimmen bis an das äußerste Ende; hierauf kehren sie wieder zu den Bächen zurück; je mehr sie aber vorwärts schwimmen, desto mehr werden in den Netzen gefangen, und nur wenige gelangen an den Fuß des

*) Dieses altdeutsche Werk ward fälschlich dem Suso beigeschrieben.

Berges; den wenigsten gelingt es, die Felsen zu überspringen und den Berggipfel, ihren Ursprung, wieder zu erreichen. Der Sinn dieses Gleichnisses ist leicht zu errathen: Der Berg ist Gott, von dem die Menschen abfallen, und zu dem sie zurückkehren sollen nach ihrem Falle, als zu ihrem Ursprunge; allein wenigen gelingt es; die meisten werden von den gottlosen Menschenjägern gefangen und gehen durch eigene Schuld verloren. Hierüber wird Rulman traurig, und er will sogar sein Leben für seine Brüder opfern; allein der Sohn Gottes antwortet ihm: „Du siehst, wie wenig mein Tod den Menschen geholfen hat, was würde deiner helfen?“ Abermal sieht er Erscheinungen; Gott will ihm zeigen, wie tief versunken die Christenheit ist, wie Geistliche und Volk abgefallen seien, wie jegliche christliche Ordnung umgekehrt sei. Alle Stände ziehen an seinem Blicke vorüber. Rulman berichtet, wie groß die Sünden seien, in welchen sie leben, seitdem die Gottesfurcht und der Glaube der ersten Christen aus der Kirche gewichen seien. Zuerst tritt der Papst mit seinen Cardinälen auf, dann die Bischöfe, die Aebte, die Bettelmönche, die Lehrer, die die Wahrheit gleich stummen Hunden verschweigen aus Menschenfurcht, die Mönche und Nonnen, die Weltpriester, die kirchlichen Beguinen und Begharden; dann folgen die Laien, vom Kaiser an bis zum Kaufmann, Handwerker und Bauern. Allen diesen genannten Ständen und Personen weist er in seiner derben Sprache nach, den Papst nicht ausgenommen, wie der Geiz, die Gottesvergessenheit, der Leichtsinn, die Eitelkeit und sündliches Treiben sie verderbt habe, und sie insgesammt verderbe; er klagt über die Unkeuschheit und Sittenlosigkeit, über die Entheiligung der Ehe, und behauptet, ein frommer Jude oder Heide sei Gott viel wohlgefälliger, als ein schlechter Christ. Hierauf beschreibt Rulman die neun Felsen, von denen der eine immer höher, als der andere, aufwärts gegen den Berg liegt; auf jedem wohnen Christen; wer zu seinem Ursprunge gelangen will, muß sie alle ersteigen. Rulman sah sich im Geiste auf einmal auf dem untersten Felsen, von wo aus er die ganze Erde überblicken konnte; ein unermeßliches Netz bedeckte sie, nur der Berg war frei. Unter dem Netze wimmelt es von Menschen, die von Todsünden

befangen sind; auf dem ersten Felsen wohnen die Lauen und Trägen, die der Feind in sein Netz herabzieht; durch Umkehr und Buße können sie wieder ihren Standpunkt erreichen, und so fort von einem Felsen zum andern aufsteigen, wenn sie der Welt und Sünde absagen, ihrem Willen absterben, bis sie auf den neunten und letzten gelangen, der bis an den Himmel reicht. Je höher man steigt, desto größer die Anstrengung, aber auch desto herrlicher der Wohnplatz; nur wenige Menschen erreichen die höchste Stufe; je höher die Felsen liegen, desto seltener sind ihre Bewohner. Der neunte Fels ist herrlicher, als alle übrigen zusammen; die, welche auf ihm wohnen, leuchten, wie die Engel des Himmels; hier ist die Pforte, die zum Ursprunge führt, aus welchem alles Geschaffene im Himmel und auf Erden gekommen ist. Wenige sind es, die auf dem neunten Felsen wohnen; sie sind die Grundpfeiler der Welt und wären sie nicht, so würde die Welt untergehen. Diese seligen Menschen fürchten keine Hölle, kein Fegfeuer; sie sind innig mit Gott verbunden, und thun nur seinen Willen. Rulman bittet Gott endlich, er möge sich der armen Christenheit erbarmen; allein Gott verkündigt ihm, dieselbe sei des Erbarmens unwürdig; nie sei sie tiefer versunken gewesen in Sünde und Finsterniß, nie hätte sie der Strafen weniger geachtet, als jetzt, nie ihrem Herrn und Erlöser mehr Schande angethan. Somit bleibt der Rathschluß Gottes fest; es müssen Gerichte folgen, so daß keine Fürbitte mehr hilft. — Die Gesichte verschwinden hier, und Rulman versinkt in tiefe Trauer.

In diesem Gesichte erkennen wir den ernsten Sittenprediger, der die Sünden aller Stände und Menschen straft, und in sofern war er ein Zeuge; aber jenes stufenweise Aufsteigen, jenes allmählige Ablegen der Sünde deutet noch auf jene katholische Reinigung hin, die der Schriftlehre widerspricht. Allerdings gibt es nach der Schrift einen Standpnnkt des Gesetzes und der Gnade; allein die Wiedergeburt ist ein einziger Akt, vermöge dessen wir Gottes Kinder werden, Vergebung unserer Sünden bekommen. Als selige Gotteskinder wachsen wir freilich an Gnade und Erkenntniß und an Heiligung; aber wir sind und bleiben selig und gerecht in Christo, sofern wir als eine

Rebe am Weinstocke bleiben durch Wachen und Beten. Auch die Lehre vom Fegfeuer ist noch ein römischer Rest, der dem guten Rulman anhängt.

Rulman war indessen kein unthätiger Mann, der, wie Heinrich von Nördlingen, nur ein beschauliches Leben suchte; nein, er wirkte zum Wohl seiner Mitmenschen, gab viel an Arme, war freigebig gegen Kirchen und Klöster und wahrscheinlich machte er hiebei doch einen Unterschied zwischen sittenlosen und solchen, die noch unter der Zucht standen, da er einen offenen Blick in dieser Beziehung hatte. Er ließ, durch einen Traum bewogen, und auf den Rath seines Oberländer Freundes, ein Gotteshaus (1367) bauen im grünen Wörte. Er schenkte dasselbe dem Johanniterorden, in der Hoffnung, daß sich derselbe bessern werde. Drei Laienpfleger sollten im Hause sein, und Rulman selbst war einer derselben. Zwei Jahre vor seinem Tode zog er sich in eine Wohnung, nahe bei der Kirche, die er gebaut hatte, zurück, und verlebte seine letzten Tage daselbst in der Stille. Er starb, **74** Jahre alt, den **18.** Juli **1382**, und wurde in der Johanniterkirche begraben.

Nikolaus von Basel.

Unser Nikolaus, dessen Geschichte wir unsern Lesern mittheilen wollen, war eben jener Laie, der Tauler's Führer gewesen war. Er war reich begabt und bei Jedermann beliebt; aber dessenungeachtet hatte er keinen innern Frieden. Er suchte in das Geheimniß göttlicher Dinge einzudringen und seine Vernunft machte sich anfangs einen Gott, der ihm aber keinen Trost gab. Einen Bibelgott, einen wahren Gott in Christo, kannte er nicht, weil er, als Laie, keine Bibel besaß. Nikolaus spricht sich hierüber also aus: (Historia) der Laie zu Tauler. „Lieber Herr, ihr sollt wissen, daß ich von Natur ein gar sinnreicher, wohlgeschickter, gutherziger Mann war. Aber ich hatte die Geschrifft nicht, die ihr habt, als ich begunte, mich nur zu bekennen auf meine sinnreiche Vernunft ... Es geschah zu einer Zeit, daß ich gedachte in meiner Vernunft: Du hast ja gar vernünftige Sinne, und es möchte wohl geschehen, kehrtest du mit rechtem Ernste darauf und dazu, vielleicht kämest du wohl also hoch, daß du vieles begriffest. Also, da mir dieser Gedanke

gefiel, so merkt' ich von Stund an, daß es des Teufels Rath, und merkt' gar wohl, daß es alles falsch war. Da sprach ich: „O du böser Geist! wohl einen unreinen, falschen Rath hast du mir eingegeben, du böser, falscher Rathgeber! und hätten wir einen solchen Gott, um den gebe ich nicht einen Schlehen." Allein auch jetzt ging er wieder einen außerordentlichen, und nicht den Weg der Schrift, weil er leider die Schrift nicht kannte. Er suchte die Wahrheit in Visionen und Offenbarungen, und das ging also zu: Als er, der ernste, bekümmerte Jüngling, über die Vergänglichkeit alles Irdischen und über die Flüchtigkeit der Zeit nachdachte, da ging ihm ein Licht auf über das Verderben der Menschen und über die Gottesvergessenheit seiner Zeitgenossen. Er ging in sein eigenes Innere, und wurde selbst in's Gericht geführt, so daß er sich entschloß, von nun an der Welt und ihrer Eitelkeit zu entsagen, und sich Gott zu übergeben. Er las nun das Leben von Heiligen, ahmte ihre Bußübungen nach, fastete, geißelte sich sogar, um sein Fleisch zu kreuzigen. So geräth der Mensch auf Abwege, ohne das Schriftwort. Fünf Jahre lang währten seine Kämpfe. Er bekam nun natürlich, da er seine Natur so sehr steigerte, Entzückungen und allerhand Offenbarungen und behauptete nun, in dreißig Wochen in den Stand gekommen zu sein, daß er die heil. Schrift gründlich verstand, in guter Gramatika sprach, als ob er alle Tage auf den hohen Schulen studirt hätte.

Wahr ist es, daß er die Bibel nun kennen lernte, und sie so weit verstand, als eben seine damalige Erkenntniß reichte. In der Schrift nun fand er auch, wenn er seine Zeit nach ihrem Maaßstabe beurtheilte, wie sehr die Menschen von der Reinheit des Evangeliums in Lehre und Leben abgewichen waren. Er fand, daß die Hirten und Lehrer den Weg des Heils selbst nicht kannten, und darum ward er innerlich sehr betrübt und traurig über solchen Zustand und Abfall. Daß nun Nikolaus damals die Waldenser kennen lernte, ist sehr wahrscheinlich, da sie ja überall verbreitet waren; aber daß er sich an sie anschloß, ist deßwegen nicht wohl anzunehmen, da seine Gemüthsrichtung eine andere war, als die der Waldenser. Diese folgten

durchaus und einzig der Schrift; sie waren keine Mystiker, hatten nichts mit Visionen zu thun; sie trennten sich, wenigstens dem großen Theile nach, von der römischen Kirche; besonders hatten diejenigen, welche durch Gottes Gnade frei geworden waren, der Vergebung ihrer Sünden sich erfreuten nemlich die sogenannten Vollkommenen oder Geförderten unter ihnen, mit Rom nichts mehr zu schaffen. Nikolaus hatte zwar die Bibel kennen gelernt, aber er gab noch vieles auf seine Visionen; er blieb noch in der römischen Kirche, und in seinen Gesprächen mit Tauler findet sich keine Spur, daß er Rom für Babel gehalten hätte. Wir können und müssen daher annehmen, daß Nikolaus von Basel zu den Gottesfreunden gehörte, und zwar war er ein sogenannter Meister unter denselben. Einem solchen, wenn er auch ein Laie war, unterwarfen sich die Uebrigen mit unbedingtem Zutrauen und Gehorsam, natürlich nur in Dingen, die sie als reine Wahrheit selbst betrachteten. Die Gottesfreunde nährten noch manchen römischen Irrthum. Sie verwarfen zwar den Bilderdienst; allein sie verehrten die Heiligen und sie hielten die Messe; nur gestatteten sie einem Laien, dieselbe ebenfalls halten zu dürfen, und so thaten sie wenigstens einen Schritt, durch den sie sich von der römischen Kirche entfernten, und thatsächlich das allgemeine Priesterthum behaupteten. Sie protestirten gegen die Kirche, indem sie verlangten, der Laie solle die Schrift und deutsche, gute Bücher lesen, welche mit der Bibel übereinstimmen, auch wenn es die Kirchenlehrer verbieten wollten. Sie halten die heil. Schrift hoch, stellen sie über die Kirchenlehrer, und hierin sind sie Protestanten. Nur darin wiederum irren sie, daß sie dieselbe nicht recht verstehen, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht kennen und zu sehr auf ihre Visionen sich stützen, von denen sie freilich behaupteten, sie widersprechen der Schrift nicht. Ihr Hauptsitz war im Oberlande bei oder in Basel. Sie wohnten ganz zurückgezogen von der Welt, und nannten sich Brüder. Ihr Haupt war, wie gesagt, Nikolaus; er war ihr Priester und Lehrer; in der römischen Kirche aber erschien er und galt er nur als Laie. So standen sie mit einem Fuße in der römischen Kirche, mit dem andern außerhalb derselben. Allein segensreich

wirkten sie doch in der Kirche selbst, und bereiteten eine bessere Zeit vor, oder halfen sie mit vorbereiten. Nikolaus war außerordentlich thätig. Wo er einen nach Licht forschenden Menschen wußte, da reiste er hin, um ihm nützlich zu werden. Sein Vermögen verwaltete er auf eine Weise, daß es seinen Zwecken dienen mußte. Er sagt darüber zu Tauler: „Ich habe des zeitlichen Gutes fünftausend Gulden, die Gottes sind, und wüßte ich, wo man ihrer bedürfte, oder wo sie Gott hin wollte haben, da gäb' ich sie hin."

Nikolaus von Basel übte auf Tauler einen großen Einfluß; er tröstete ihn noch in seinen letzten Stunden; übrigens hatte Tauler doch auch wieder seine Selbstständigkeit bewahrt. Nach Taulers Tode wollten den Nikolaus die Strasburger Freunde ehren; allein er zog sich zurück und reiste schnell ab. Nikolaus schrieb ein Buch von den fünf Mannen. Der fünfte war er selbst. Aus der Geschichte dieser fünf Männer erhellt deutlich die ganze Richtung der Gottesfreunde.

Der erste derselben hatte achtzehn Jahre lang sich „in den Leiden Christi geübt", wie sich die Gottesfreunde ausdrückten, d. h. er hatte sich so sehr kasteit und sich Gewalt angethan, daß die Freunde es ihm wehren mußten. Endlich gerieth er in eine solche übermäßige Freude, daß er in lautes Jubiliren ausbrach, und zwar so arg, daß seine Freunde ihm abermal entgegen treten mußten. So wechselten Entzückungen, innere Leiden, Anfechtungen und Jubel miteinander ab. Einst, als er ohne Leiden war, rief er aus: „Ach Gott, wie hast du mich verlassen!" Auf solche Abwege geriethen die armen Menschen, ohne die Lehre der Gnade.

Der zweite Bruder war ein reicher und sanfter Mann, ein Jugendfreund des Nikolaus. Er verheirathete sich, wollte aber, aus mißverstandenem Eifer, um die Welt zu verlassen, sich von seiner Frau trennen; diese aber willigte nicht ein. Er ging zu Nikolaus, welcher ihm gebot, bei seiner Frau zu bleiben und seine Pflichten zu erfüllen. Als seine Frau gestorben war, ließ er sich in die Gesellschaft der Freunde Gottes aufnehmen, nachdem er, auf die Aufforderung des Nikolaus, seine Güter verkauft, den einen Theil den Armen gegeben und

den Rest für die Gesellschaft der Gottesfreunde bestimmt hatte. Er ward Priester der Gesellschaft.

Ein Dritter war ein gelehrter Jurist und Domherr. Eine Krankheit, die er in seinem vierzigsten Jahre hatte, brachte ihn zu dem Gelübde, alle seine Pfründen aufzugeben, und sich an eine fromme Gesellschaft anzuschließen. Er genaß wieder, und nun ließ er sich unter die Gottesfreunde aufnehmen, welchen er all' sein Gut und alle seine Habe schenkte. Der vierte Bruder war früher ein gelehrter, wohlthätiger Jude; er wurde durch Nikolaus Christ, und schloß sich an die Gottesfreunde an. Auch die beiden Letztern wurden Priester.

Es war damals eine sehr betrübte Zeit; immer neue Gerichte brachen über die Christenheit herein. Manche prophezeiten eine neue Sündfluth, wie die heil. Brigitta. Im Jahre 1356 fand ein schreckliches Erdbeben in Basel und an andern Orten statt. Hungersnoth und Seuchen wütheten als Geißeln Gottes unter den Menschen. Damals hatte Nikolaus in der Christnacht ein Gesicht; in demselben sah er alle Sünden und Greuel der Christenheit, und die Plagen, welche Gott über dieselbe verhängen wollte, wofern die Menschen nicht Buße thäten. Er wollte für die Christenheit beten, damit Gottes Zorn sich abwende; aber Gott ließ es nicht zu, weil ohne wahre Buße die Strafe nicht ausbleiben könne; die Strafe selbst aber solle nur ein Mittel sein, um die Menschen zur Buße und zur Umkehr vorzubereiten. Hierauf ließ Nikolaus ein Warnungsschreiben an die Christenheit ergehen; in demselben schilderte er die Sünden der Geistlichen und des Volks, und ermahnte dieselben zur Buße und forderte sie auf, zu der heil. Schrift zurückzukehren.

Das ist indessen merkwürdig, wie diese Aufforderung, zum Worte Gottes zurückzukehren, sich fort und fort wiederholt. Das Wort Gottes war es nun auch, was die Visionen und Entzückungen der Freunde Gottes in gewissen Schranken hielt. Nikolaus, der Mitstifter des Johanniterhauses in Straßburg, stand durch Merswin auch mit den Johannitern in Verbindung; er ermahnte sie unter anderm, als kühne Ritter, unter dem Panner Christi gegen die Welt zu streiten. Ebenso schrieb er, sowie die Gottes-

freunde, an andere Geistliche und Laien; aber niemand erfuhr, woher die Briefe kamen, oder wo die Briefsteller wohnten. Selbst die Briefboten kannte niemand. War ein solcher Bote z. B. bei den Johannitern angekommen, so gab er dem Rulman in der Kirche durch ein besonderes Räuspern ein Zeichen. Die Ritter hörten das wohl, gingen den Boten nach, aber konnten sie nicht entdecken. Straßburger Freunde gingen aus, die Gottesfreunde zu suchen, und fanden sie nicht. Sie kehrten unverrichteter Dinge wieder heim, und Rulman sagten ihnen, sie hätten einmal bei denselben übernachtet, ohne sie zu erkennen. Als Rulman gestorben war, sandten die Johanniter aus, um den Gottesfreunden nachzuspüren; allein vergebens. Sie durchzogen vier Wochen lang das Land, und fanden sie nicht. Die Ursache, warum die Gottesfreunde sich so zurückzogen, war ohne Zweifel die Inquisition; denn schon **1377** schrieb Nikolaus an die Johanniter: „Die Gottesfreunde seien im Gedränge. Gott allein wisse, was daraus werden solle." Ein freies, offenes Bekenntniß scheuten sie, und in sofern fehlte ihnen der apostolische Glaubensmuth der Waldenser und der Reformatoren. Indessen war doch dem Nikolaus das Märtyrerthum beschieden. Wie er sich vor seinen Freunden verbarg, so wußte er sich auch vor seinen Feinden lange Zeit zu verbergen. Einst aber machte der hochbejahrte Greis mit zweien seiner Schüler, Johannes und Jakob, eine Missionsreise in's westliche Frankreich; da fiel er zu Vienne, in der Diöcese von Poitiers, den Inquisitoren in die Hände. Er sollte abschwören, seinen Glauben und seine Schüler verleugnen; allein er blieb standhaft und fest. Nun wurde er der weltlichen Obrigkeit übergeben und verbrannt.

Auch anderwärts gab es Gottesfreunde. In Speier wurde ein gewisser Berthold von Rohrbach (bei Heidelberg) ergriffen, welcher gegen die Kirche gepredigt hatte, und zum Feuertode verdammt (**1356**); er war wahrscheinlich ein Gottesfreund. Im Jahre **1393** ward Martin von Mainz, ein Benedictiner, dem der Vorwurf gemacht wurde, er hänge dem Nikolaus von Basel an, in Kölln verdammt.

Die Gottesfreunde erinnern uns an eine Sekte im Alterthume, an die Montanisten, welche an den Hauptlehren der

Schrift festhielten, und deßwegen keine Ketzer waren, und welche Gesichte und Entzückungen hatten. Nur lebten die Montanisten in einer hellern Zeit (im 2ten und 3ten Jahrhundert), als unsere Gottesfreunde, und sind daher weniger zu entschuldigen, wenn sie irrten. Die Gesellschaft der letztern, wenn auch nicht ganz rein in ihrer Lehre, half doch den Bau des römischen, babylonischen Thurmes untergraben, und wenn sie auch nicht viel halfen, so halfen sie doch etwas, und es gab unter ihnen redliche Seelen, neben manchen Schwärmern, die freilich der Sache Gottes schaden und dem Feinde die Waffen in die Hand geben mußten. Indessen schon der Name, den sie sich gaben, „Gottesfreunde“, deutet darauf hin, daß sie Freunde des Herrn sein wollten. Hätten sie Gottes Wort gehabt, so dürften wir mehr von ihnen erwarten. Es ist wahr, Nikolaus von Basel las die Schrift; allein, es ist ungewiß, ob er sie ganz hatte, ja es ist zweifelhaft. Wie viele Gottesfreunde mußten sich nur mit dem mündlichen Unterrichte behelfen und begnügen, wie viele mit einem Stücke der heil. Schrift!

Wir schließen mit folgender Bemerkung: Wenn in unserer Zeit, in welcher die heil. Schrift in jedermanns Händen ist, in welcher der Herr das volle Licht der Wahrheit durch die herrliche Reformation hat aufgehen lassen, sich jemand einfallen läßt, in Visionen und Entzückungen göttliche Offenbarungen zu suchen, der geräth auf Abwege und ist im Irrthume befangen. Wer durch Hellseherei und sogenannte, gewaltsame Inspiration, wie weiland Rock in die göttlichen Geheimnisse und Rathschlüsse eindringen will, und sogar das Ergebniß seiner sogenannten Offenbarungen der Bibel gleich hält oder über die Bibel stellt, der ist ein Irrgeist. Indessen wollen wir nicht in Abrede ziehen, daß Gott nicht auch dem einen oder dem andern irgend etwas durch einen Traum oder ein Gesicht offenbaren könne, wie weiland sogar dem Pharao, dem Mundschenken und dem Bäcker jenes egyptischen Königs; allein dieser Weg ist nicht der gewöhnliche; wir haben Gottes Wort, und Zeichen und Traumdeuterei waren schon im alten Testamente verboten. 3 Mos. 19, 31. Jes. 8, 19. Jer. 27, 9. Der wahre, nüchterne Christ, der im Herrn Gnade und Vergebung gefunden hat und durch Christi Blut

rein geworden ist, wird geleitet durch den heiligen Geist, die Salbung, die alles lehrt, worüber die Schrift nicht gerade eine Vorschrift gibt.

O Wort des Lebens!
Dem klingst du süß in's Ohr,
Der lange vergebens
Mühselig strebt empor,
Vom Dunkel in das Licht zu dringen,
Vom Tod zum Leben hindurch zu ringen.

Die Winkeler.

Ehe wir die mittelalterlichen Vereine verlassen, müssen wir noch eine Sekte berühren, welche in mannigfacher Beziehung unserer Aufmerksamkeit werth ist. Es sind dieß die sogenannten Winkeler. Sie gehören nicht gerade zu den reinsten und entschiedenen Zeugen der Wahrheit; doch zu denen, die etwas Besseres suchten. Ihre frühere Geschichte liegt ganz im Dunkel. Vielleicht hatten sie einen guten Anfang genommen, und verfielen in Lauheit, und unreine Bestandtheile vermischten sich mit ihrer Lehre, weil sie nicht wachten und beteten. Sie stimmten mit den Protestanten des Mittelalters in vielen Stücken überein. Sie verwarfen z. B. das Mittler- und Fürsprecher-Amt der Heiligen, und behaupteten, weder Maria, noch die andern Heiligen können dem Sünder helfen, noch ihn selig machen; dieß sei allein Gottes Sache. Weder Papst, noch Priester könne von der Sünde lösen. Sie gingen nicht oft zur Kirche, und hörten selten Messe, weil sie die Ueberzeugung hatten, daß nur die Beter, die Gott im Geiste und in der Wahrheit anrufen, erhörlich beten können. „Niemand soll ein Gemälde anbeten," sagten sie, „man solle weder in Privathäusern, noch in Kirchen welche aufstellen, und es sei nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, solche, wo sie sich finden, abzureissen. Alle Priester und Bildermaler sind verloren. Das apostolische Glaubensbekenntniß und das Vaterunser sind zu beobachten, aber das Ave Maria hat keine Kraft. Es gibt kein Fegfeuer. Wenn die Seele von dem Munde scheidet, so fährt sie in den Himmel oder in die Hölle. Seelenmessen, Stiftungen, Almosen, helfen den Verstorbenen nicht. Das Weihwasser macht von der täglichen Sünde nicht rein. Der

Segensspruch des Priesters über Fleisch, Fladen, Kerzen ꝛc. hat keine Kraft. Unter den kirchlichen Feiertagen erkannten sie blos, außer dem Sonntag, Weihnachten, Ostern und Pfingsten an. Merkwürdig ist es, daß sie die Beichte hoch hielten; allein sie beichteten keinem Priester, sondern einem sogenannten Laienbeichtvater, der sie absolvirte. Nur in Todesnoth, wenn sie keinen ihrer Beichtväter zur Hand hatten, oder in andern dringenden Fällen, beichteten sie auch einem Priester; allein die von letztern ihnen auferlegten Bußen erfüllten sie keineswegs so genau, als die ihrer Beichtväter. Sie gingen zuweilen noch zum Abendmahle in der römischen Kirche, aber blos um der Verfolgung zu entgehen. Die Laienbeichtväter, oder die eigentlichen Winkeler, waren nirgends fest ansäßig; sie zogen umher, ermahnten und stärkten ihre Mitverbundenen; sie durften sich nicht verheirathen, eben wegen ihres Berufes. In ihren Sitten waren sie rein und unbescholten, wandelten in der Verleugnung und litten nicht selten den Feuertod. Ihre Zahl war zwölf; sie galten als Priester, und wurden von der Gemeinde unterhalten. Ueberall fanden sie gastliche Aufnahme, und auch Geldbeiträge empfingen sie. Bedurfte man eines neuen Meisters, so wählte man einen Jüngling von reinen Sitten. Die ganze Gemeinde versammelte sich bei der Wahl. Nun wurde ein Jeder um ein Zeugniß über den jungen Mann gefragt, ob er etwas anders von dem Jüngling wüßte, denn ein rein keusch Leben, und ob er zu einem Meister passe. Fielen die Zeugnisse von allen Seiten genügend aus, so mußte der Jüngling aufstehen und versprechen, stets ein keusches Leben zu führen, freiwillig arm zu bleiben und von dem Glauben nimmermehr zu lassen. Hierauf standen die übrigen auf, und versprachen ihm Gehorsam. Er durfte kein Handwerk erlernen, mußte ganz seinem Berufe sich widmen, durfte kein Eigenthum besitzen, sondern mußte von den Steuern seiner Brüder und Schwestern leben. Sie hatten auch Meisterinnen, die wahrscheinlich keine Reisen machten, sondern nur die Aufsicht über das weibliche Geschlecht führen mußten. Nach Straßburg kamen die Meister Eberhard von Weissenburg, Conrad von Sachsen, Hans Weidenhofer, Salomo von Solothurn. Die beiden letztern schwuren ihren Glauben ab. War

der Meister abwesend, so unterwies einer aus der Gemeinde; so daß im Grunde die Zwölfe nur die Oberaufsicht zu führen hatten. Sie hatten eine ausgebreitete Bekanntschaft. Die Straßburger-Winkeler reden in einem Verhöre von Gleichgesinnten in Nördlingen, Regensburg, Augsburg, Tischingen in Schwaben, Solothurn, Bern, Weissenburg, Hagenau, Speier, Holzhausen bei Frankfurt a. M., Schwäbisch-Wörth, Friedberg, Mainz und Wien. Vielleicht waren dieß zum Theil Waldenser-Gemeinden, mit denen sie in freundlicher Verbindung standen; doch hatten die Winkeler besondere Schulen in Hagenau und Mainz, und Herbergen in Offenburg und Lahr. In Straßburg wurden dreißig Familien der Ketzerei angeklagt (ungefähr um **1400**), und gewiß kamen nicht alle zum Vorschein. Sie hatten vier Schulen in dieser Stadt, in denen man betete, beichtete, aus großen Büchern (wahrscheinlich der Bibel) predigte und in allen Stücken des Glaubens*) unterwies. Die Glieder der Straßburger-Gemeinde waren meist gemeine Leute und Handwerker. Der angesehenste Mann unter ihnen war Johannes von Blumenstein. Er war auf dem Concil zu Constanz; seine Mutter war aus Speier und hatte sich zu den Winkelern bekannt. Blumenstein widerrief leider, blieb aber doch fortwährend Freund und Beschützer der Winkeler. Dieser Verein wirkte lange im Verborgenen, und das kam daher, weil sie noch die Messe besuchten und sich in der Regel nur zu vier bis sechs versammelten.

Obgleich die Winkeler in ihren Sitten streng und rein waren, so kamen sie doch den Waldensern nicht gleich, und wie sehr manche ihr Leben liebten, davon zeugt folgender Vorfall. Obgenannter Johannes Weidenhofer hatte in Straßburg abgeschworen; der Ketzerrichter legte ihm als Buße auf, er solle bei den Ketzern von Hause zu Hause herumgehen und sie zur Rückkehr zur römischen Kirche ermahnen. Natürlich wurden sie auf diese Weise bekannt, und da sie dieß nicht wollten, so berathschlagten sie sich zusammen, und drei aus ihrer Mitte: der zum Hirzen Bruder, Hans Mulich und einer von Bobenberg,

---

*) Die Winkeler durften indessen das Wort Glauben nicht im Ketzerverhöre gebrauchen. Sie mußten sagen Unglauben oder Ketzerei.

tödteten den Abtrünnigen in der Dämmerung und warfen ihn in's Wasser. Dafür bekamen sie vom Vereine fünfzig Pfund Pfenninge. Dem Kerkermeister Johann Arnoldi wurde lange von den Winkelern nachgestellt, und er trat zurück, als ihn Blumenstein im Beichtstuhle warnte. Die Winkeler geriethen unter sich wegen verschiedener Lehransichten in Streit; da traten einige von ihnen aus, und namentlich verrieth sie Friedrich Strauß und Johannes Helffant, der Blotzbruder (Beghardе). Blumenstein brachte den Strauß durch Drohungen zum Schweigen. Ebenso suchte derselbe Mann einen Dominikaner-Cursor, der gegen die Winkeler predigte, zu bedrohen; allein die Sache kam doch aus, und zweiunddreißig Winkeler — unter ihnen Rathsherren — wurden (1400) gefangen und gedäumelt. Sechsundzwanzig bekannten sich für schuldig, und schwuren ab. Als Buße mußten sie theils Wallfahrten nach Einsiedeln unternehmen, oder zwei große Kreuze von gelbem Tuche oder Filz auf der Brust und dem Rücken tragen; wieder andere mußten eine gewisse Zahl von Gebeten hersagen, oder ein Jahr lang ein brennendes Licht in der Kirche halten. Uebrigens hatten jene sechsundzwanzig Winkeler bereits vorher dem Ketzermeister gebeichtet und jene Buße empfangen. Die Predigermönche wollten dessenungeachtet den Feuertod für die Gefangenen; hingegen nahm der Rath in Straßburg, besonders Blumenstein, sich ihrer an, und sie wurden blos auf kürzere oder längere Zeit aus der Stadt verwiesen.

So ward die Gemeinde zerstreut; aber es blieb immer noch ein besserer Same zurück, der still fortwucherte, bis Gott den Tag der Reformation anbrechen ließ. Es loderten am Rheinstrome hinab die päpstlichen Scheiterhaufen im 15. Jahrhundert fort. Johann von Drändorf aus Meißen, ein Edler und Priester, starb 1424 zu Worms, Peter Turnau 1425 zu Speier, Friedrich Reiser, ein Hussiten-Evangelist aus Deutach in Schwaben, 1458 und mit ihm Anna Weiler, seine Beschützerin, zu Straßburg auf dem Scheiterhaufen; Capito, der Sohn eines Hufschmieds aus Hagenau, nachmaliger Reformator, sagt in einer seiner Vertheidigungsschriften: „Der Same (des Wortes) in deutscher Nation ist bei alten Laien allewege gewesen und

blieben. Wie ich manchen in meinen Kinderjahren habe reden gehört, dessen ich mich jetzt verwundere; dazumal verstand ich's nicht, wohin es reicht."

Wir haben gesehen, daß die Winkeler die Reinheit in Lehre und Leben nicht hatten, wie die Waldenser. Sie haßten ihr Leben nicht, wie der Heiland es verlangt; sie wollten mit Rom nicht brechen, und daher konnten sie auch nicht ganz vom Geiste Rom's los werden; daher jene arge Mordthat, die indessen nicht allen Winkelern zuzurechnen ist; das hatten sie von den Römlingen gelernt. Sie mochten nicht leiden um Jesu willen und Geduld haben. Von der Lehre der freien Gnade sieht man nichts in ihren Schriften. Sie erkannten zwar Rom's Irrthümer; aber dieß ist nicht genug. Der Glaube macht allein selig. Dieß ist gewiß der Grund, warum einige abfielen; denn nur der Glaube überwindet die Welt und das Papstthum. Vielleicht gab es auch eine Zeit, in welcher sie reiner und lauterer waren. Wenigstens hatten auch sie ihre Märtyrer.

Dreizehntes Kapitel.

Einzelne Zeugen in der römischen Kirche. Johannes Tauler.

Während des großen Verfalls der römischen Kirche, gab es einzelne Seelen, die ein inneres Bedürfniß nach Wahrheit hatten, das sie durch die Ceremonien des prunkvollen Gottesdienstes nicht zu befriedigen vermochten, die einen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit in sich fühlten, die ihnen keine priesterliche Absolution und keine Ohrenbeichte stillen konnte. Was thaten nun jene Seelen in einer solchen Zeit geistlicher Hungersnoth? Antwort: Sie zogen sich in ihr Inneres zurück, suchten den stillen Umgang mit Gott, strebten nach einer innern Erleuchtung durch den Geist Gottes, zogen sich von der Welt

ab, und suchten und fanden in dieser innern Geschäftsreligion einen Genuß und eine Ruhe, welche ihnen der äußere Gottesdienst nicht geben konnte. Freilich trat bei dieser Richtung die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, der Glaube an das geschriebene, äußere Bibelwort mehr oder minder in den Hintergrund, und die Erfahrung und die Geschichte lehren, daß, wo bei religiösen Bewegungen jene Grundpfeiler der Wahrheit und des Protestantismus fehlen, leicht allerlei Irrthümer Raum gewinnen; allein Gott übersah die Zeiten der Unwissenheit, und mitten in einer geistigen Finsterniß, wo Gottes Wort so selten war, und die verfolgende, öffentliche Kirche jedes Fünklein des Glaubens mit roher Gewalt zertrat, ließ er sich jenen nach Wahrheit und Gnade dürstenden Seelen nicht unbezeugt. Jenes Gefühlschristenthum nennt man Mystik, und diejenigen, welche ihr angehören, Mystiker. Zu Glaubenszeugen können sie in so fern gerechnet werden, als sie, wenn sie gleich Mitglieder der abgefallenen Kirche blieben, mit ihrer Innerlichkeit, mit ihrem stillen Umgang mit Gott, einen Damm gegen die Aeußerlichkeit der katholischen Kirche bildeten. Sie predigten den Christus in uns, den die römische Kirche sammt dem Christus für uns verleugnete, theils verkannte, theils in seinen Glaubigen verfolgte. Wenn die bessern und reinern Mystiker auch nicht so bestimmt in Gegensatz mit der herrschenden, abgefallenen Kirche traten, und gegen ihre Mißbräuche protestirten, so war ihr Leben, ihr Wandel, ihre Lehre, welche sie bekannten, eine stille, stete Protestation gegen die Ceremonien, den Bilderdienst, das Ablaßwesen, mit einem Worte gegen die Mißbräuche der römischen Kirche. Wenn die Mystiker das verderbte Priesterthum der katholischen Kirche auch nicht als das erkannten, was es war, und dasselbe nicht mit den Waffen des weltüberwindenden, rechtfertigenden Glaubens angriffen, so war doch ihr rechtschaffener Wandel, ihr Welt und Sünde verleugnender Sinn, eine stete Strafpredigt gegen das wüste, wilde Leben der Mönche und Weltpfaffen. Hie und da indessen trat auch aus ihrer Mitte ein Zeuge hervor, welcher etwas lauter und ernster die Sünden an Geistlichkeit und Volk strafte, und seine Stimme gegen die dem gänzlichen Untergang zueilenden Kirche erhob,

wiewohl dieß, wie gesagt, nie in dem reformatorischen Zeugengeist geschah, wie er sich in der Folge offenbarte. Letzteres kann nur der, welcher die Rechtfertigungslehre aus Erfahrung kennt, und auf dem ewigen Fundament der Schrift gegründet, vom heil. Geist erleuchtet, auf den Plan tritt.

Zu den bedeutendsten und reinsten Mystikern des Mittelalters gehört unstreitig

Johannes Tauler.

Er wurde geboren im Jahr **1290** in Strasburg. Sein Vater Nikolaus Tauler war ein ehrbarer Rathsherr und ein bemittelter Mann. Von seiner frühern Jugendbildung ist nichts bekannt; er widmete sich frühe dem geistlichen Stand, und wurde Mönch des Dominikaner-Ordens, der ein Predigerorden war. Er trat in das Predigerkloster ein, und eine seiner Schwestern war Nonne in dem Dominikaner-Kloster zu St. Claus in der Krautenau. Ungefähr im Jahr **1308** ging er mit seinem Freunde Johann von Dambach nach Paris, um daselbst die Theologie zu studiren. Er wurde in der Folge Doktor der Gottesgelehrheit, und von seinen Zeitgenossen wird er Meister der heil. Schrift genannt.*) Mitten unter der gelehrten Welt in Paris fand er nicht, was seine Seele suchte, und sein Sinn geht aus seinen eigenen Worten hervor, wenn er sagt: „Die kunstreichen Meister von Paris lesen große Bücher, kehren fleißig viele Blätter um, statt in dem einzigen Buche des Lebens zu forschen.“ In seinem Buch „der Nachfolgung des armen Lebens Christi“ sagt er: „Die Weisheit studirt man nicht zu Paris, mehr (besser) in dem Leiden unsers Herrn.“ Aus diesem Grunde mied er die falschberühmte Kunst der damaligen spitzfindigen Schultheologen, hielt sich an die Schrift, den heil. Bernhard, besonders an Augustin u. a.

Nachdem Tauler einige Zeit in Paris gelebt hatte, so kehrte er wieder in seine Vaterstadt, nach Strasburg, zurück, und traf hier mehrere mystische Lehrer, unter andern den Meister Eckart, Dominikanerprovinzial zu Köln, welchen der Papst Johann **XXII.** (**1329**) verdammte. Dieser Eckart war ein begeisterter, gewal-

---

*) Auch Doktor illuminatus (erleuchteter Lehrer).

tiger Redner, der freilich Wahrheit und Irrthum vermischte; allein Tauler ging seinen eigenen Gang. Außerdem lebte in Strasburg Meister Nikolaus von gleichem Orden, ein volksthümlicher und praktischer Mann. Neben diesen und andern Mystikern befand sich in Strasburg eine ketzerische Sekte, die überdieß besonders in den Rheingegenden weit verbreitet war. Es waren dieß die sogenannten Brüder des freien Geistes; die unwürdigsten unter ihnen waren die Begharden und die Turlupinen.*) Diese hoben allen Unterschied zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe auf. Ihre arge Lehre bestand in folgendem: „Jeder Fromme ist Christus, in dem Gott Mensch wird. Das Zeitalter des Heils ist nun angebrochen; daher bedarf man keiner äußern Kirche mehr. Der Geist allein macht frei und selig, alles Aeußere ist unnütz; Alles, was in der Liebe geschieht, ist rein; denn der Geist, der in uns waltet, kann nicht sündigen; auch die irdische Lust kann dem Geiste nichts schaden; sie erlöset durch Auflösung der Ehe und des Eigenthums das Gefühl der Unreinheit aus der Zertrennung rc.“ Eine greuliche Lehre, und eine verderbliche Sekte, an welcher freilich Rom selbst Schuld war, weil dem Volk das Evangelium entzogen, der Geist in Fesseln geschlagen war, der sich dann auf solche furchtbare Weise an dem Tyrannen rächte. Tauler kannte diese Ketzer und bekämpft sie, indem er ihnen vorwirft, sie streben nach einer falschen Freiheit, geben vor, dem innern Lichte zu folgen, und gehorchen doch nur den Neigungen der Natur des Fleisches.

Es war damals eine böse Zeit. Von oben, von Seiten des Papstthums herrschte der schrecklichste Geistesdruck; der Papst wollte, als irdischer Gott, göttliche Ehre haben, und wer sie ihm nicht zollte, ward als Ketzer verbrannt. Im Reich herrschte der größte Zwiespalt. Ludwig von Baiern und Friedrich der Schöne von Oestreich stritten sich (**1314**) um die Kaiserkrone. In Strasburg erklärten sich die Prälaten für Friedrich, weil

---

*) Man bemerke indeß, daß man nicht selten auch wahre Jünger Jesu mit solchen Ketzernamen brandmarkte.

der Papst diesen anerkannte; die Bürgerschaft hing Ludwig an. Dieß hatte die Folge, daß Johann XXII. (1316—1334) über alle Anhänger Ludwigs Bann und Interdikt aussprach (1324). Der Churverein zu Rhense (1338) erklärte: der römische König empfange durch die Wahl der Churfürsten seine Würde und Macht, und Ludwig erließ ein Edikt an die ganze Christenheit, worin er erklärte, die kaiserliche Würde komme allein von Gott, und nicht vom Papst, der bis dahin alle Obrigkeit von sich abhängig gedacht hatte. Der Kaiser erklärte diejenigen, welche anders denken, für Hochverräther, und befahl, dem Interdikt des Papstes zu trotzen. Da verließen viele Geistliche ihr Amt, Mönche ihre Klöster. In Strasburg herrschte dasselbe Zerwürfniß. Die Geistlichen gehorchten dem Papst, und hielten keinen Gottesdienst mehr; allein der Rath befahl ihnen, die Messe fortan zu singen, indem er erklärte, weil sie bisher gesungen hätten:

„Da sollten sie auch fürbaß singen
Oder aber aus der Stadt springen.“

Nun zogen die Predigermönche aus der Stadt; einige aber blieben, um des Volks willen, andere kehrten wieder zurück. Indessen waren zufolge des päpstlichen Interdikts die Glocken verstummt, die Sakramente wurden nicht ausgetheilt; aber der Magistrat, unter dem Schutz des Kaisers, benahm sich kräftig und fest gegen den Papst, und auch unter dem Volke mußten mancherlei Gedanken über des Papstes Gewaltthätigkeit rege werden, manche Zweifel über seine angemaßte Statthalterschaft Christi und Gottes mußten sich kund geben. Unter diesen gewaltigen Wirren schloßen sich die innigen, nach einem Gottesdienste sich sehnenden Gemüther enger an einander an, und bildeten Vereine, zur Erbauung. Sie suchten im Innern, was ihnen das Aeußere nicht mehr gab, sie suchten einen Frieden und eine Ruhe der Seele bei dem Herrn, wozu sie das Aufhören des äußern Gottesdienstes getrieben hatte. Ein solcher mystischer Verein war „der Verein der Gottesfreunde,“ von dem wir schon gesprochen haben. Sie vergruben ihr Pfund nicht im Schweißtuch und achteten der Bannflüche des Papstes nicht. Gottes Gebote hielten sie höher und an der Liebe Gottes

wärmten und sonnten sie sich, sie, die ein verborgenes Glaubensleben lebten.

Damals lebte die Nonne, Namens Christine Ebner, „eine Freundin Gottes," als Aebtissin des Klosters Engelthal bei Nürnberg. Dieselbe hatte einst ein Gesicht: Es kam ihr vor, als sähe sie die römische Kirche; dieselbe glich einem prächtigen Münster, verschlossen wegen des päpstlichen Bannes; im Innern hörte man die Priester singen, außen stand viel Volks, und konnte nicht hinein. Da trat ein Mann zur Nonne, und sagte zu ihr, er wolle ihr Worte eingeben, wie sie die draußen stehende Menge trösten könne, und dieser Mann war Christus. Christine hatte eine Schwester Margaretha im Kloster zu Medingen in Baiern, welche ebenfalls Erscheinungen der Art hatte. Einst versicherte sie Gott in einem Traumgesicht, er werde den Kaiser Ludwig nicht verlassen, weil derselbe ihn liebe, und er werde seine Feinde überwinden. Es war ein Geist des Ernstes, der über viele Gemüther gekommen war; eine eigentliche Erweckung fand damals Statt. Da nun die Leute kein geschriebenes Wort Gottes, keine evangelische Predigt, keine rechten Hirten hatten, so suchten sie einen unmittelbaren Umgang mit Gott, und die Redlichen fanden den Herrn, wenn auch ihnen die rechte klare, evangelische Erkenntniß in mancher Beziehung mangelte.

Unser Johannes Tauler hielt sich zu diesen mystischen und thätigen Gottesfreunden. Aus seinen Predigten lernen wir jene Leute, jene Stillen im Lande kennen. Er redet von ihrer Liebe zu den Elenden, zu den Leidenden; wie ernstlich sie seien, um Gottes Zorn zu besänftigen. Er selbst war ein sehr begabter und beliebter Volksprediger. Er predigte gewaltig und so ungewöhnlich für die damalige Zeit, daß sein Gerücht in das ganze umliegende Land erscholl; ja nicht nur in der Umgegend war er bekannt, bis nach Italien hin brachte man die Kunde von ihm, als von einem Manne, der das innere Leben predige und den Namen Christi bekenne. Er stand indessen in Strasburg nicht allein; Egenolph von Ehenheim und Dietrich von Colmar wirkten mit und neben ihm.

Als die Geistlichen in Strasburg nicht mehr auf Befehl

des Raths Messe singen wollten, und aus der Stadt zogen, so blieb Tauler, und ließ sich durch das päpstliche Interdikt nicht stören — und hier erscheint er als Protestant — sondern predigte, tröstete, ermahnte, wie ein Vater. Ja in verschiedenen Gegenden und Städten bis in die Schweiz, nannte man ihn nur „den lieben Vater Tauler." Er stand in einer besondern Verbindung und in Briefwechsel mit den beiden Gottesfreundinnen Christine und Margaretha Ebner, sowie mit Heinrich Suso, der sogar von Ulm nach Strasburg reiste, um den Tauler zu sehen. Im Jahr 1338 unternahm Tauler eine Reise nach Basel, wo die Bürgerschaft gleichfalls für Ludwig den Baier sich aussprach, während die hohe Geistlichkeit, mit dem Bischof an der Spitze, Friedrichs Partei nahm. Die Bewegung daselbst war so groß, daß ein Geistlicher, der des Papstes Johann XXII. Bullen gegen Ludwig veröffentlichen wollte, von der Pfalz in den Rhein hinab gestürzt wurde. Damals hatte gerade der Papst wieder die Erlaubniß zu predigen gegeben für ein Jahr lang, und Heinrich von Nördlingen, der in Constanz nicht predigen wollte, und deßhalb nach Basel geflohen war, trat daselbst jetzt als Redner auf. Tauler machte mit diesem Freunde Gottes Bekanntschaft, von dem er freilich in Absicht auf den päpstlichen Bann verschieden dachte; denn Tauler predigte auch ohne des Papstes Erlaubniß, wie wir oben gehört haben. Er beschränkte seine Wirksamkeit nicht nur auf Strasburg, sondern er machte häufige Reisen nach Köln, wo der Mysticismus eine Menge Anhänger und Schüler hatte, und wo namentlich mehrere Dominikaner das innere Leben predigten. Tauler besuchte auch den berühmten, mystischen, ernsten Lehrer Ruysbroek, Prior der Regular-Canoniker in Grünthal bei Brüssel, der etwas jünger, als er, war.

Es ist merkwürdig, wie oft durch Gottes Führung eine Menschenseele einen gewaltigen Einfluß auf die ganze Richtung, auf Leben und Lehre eines andern äußert, und es ist also des Herrn Wohlgefallen, daß die Menschen von den Menschen lernen. Oft bedient sich der Herr ganz geringer, äußerlicher Werkzeuge, damit ihm, der sein Werk auch in den Elenden hat, allein die Ehre werde. So erfuhr auch Tauler eine außerordentliche An-

regung durch jenen gemeinen Mann, den Nikolaus von Basel. (Siehe oben.)

Im Jahr **1340** kam jener Laie, ein gnadenreicher Mann, zu Tauler. Damals waren die Gottesfreunde, wozu Nikolaus gehörte, während des päpstlichen Interdikts besonders thätig. Der Laie fühlte sich gedrungen, Johann Tauler, dessen Ruf überall hin erscholl, zu besuchen. Er hörte ihn fünf Mal predigen, und erkannte ihn als einen sanftmüthigen, gutherzigen Mann, der die heil. Schrift wohl verstände; aber der noch nicht vollkommen von der Gnade erleuchtet wäre. Das erbarmte den Laien, und er ging zum Prediger und sprach zu ihm: „Lieber Meister, ich bin dreißig Meilen weit zu Euch hergezogen, da mir viel von eurer Lehre in meiner Heimath ist gesagt worden; nun hab' ich euch zu fünf Malen predigen hören, und bitte euch durch Gott, daß ihr meine Beichte hören wollet.“ Gerne gewährte ihm dieß der Meister. Nach zwölf Wochen, während welcher Zeit der Laie dem Tauler oft gebeichtet und das Abendmahl empfangen hatte, wünschte ersterer, Tauler möchte predigen, „wie der Mensch zu dem Höchsten komme, wozu er in dieser Zeit zu kommen vermag.“ Da sprach Tauler: „Lieber Sohn, was bittest du! warum soll ich dir so hohe Dinge sagen? ich glaube, du würdest sie wenig verstehen.“ „Ob ich es verstehe oder nicht,“ antwortete der Mann, „so sehne ich mich doch darnach, und würde auch nur einer der Vielen, welche euch nachlaufen, euch verstehen, so wäre die Arbeit nicht verloren.“ Und er drang in Tauler so lange, bis er versprach, er wolle es thun. Nach seiner nächsten Predigt verkündigte er dann dem Volk, er sei um eine Predigt gebeten worden, „wie der Mensch in diesem Leben zur höchsten Vollkommenheit gelangen möge,“ und in dreien Tagen wolle er diese Predigt halten. Am bestimmten Tage erschien nun eine Menge Zuhörer in der Klosterkirche, unter ihnen auch der Laie. Tauler begann also: „Liebe Kinder, ich habe euch viel zu sagen in diesem Sermon von den Dingen, die ich verheißen habe, so daß ich nicht über das Evangelium reden will, wie sonst meine Gewohnheit ist; auch werde ich nicht viel Latein in diesem Sermon sprechen; was ich sagen will, das will ich bewähren mit der heiligen

Schrift.“ Der Inhalt der Predigt war: „Die Nothwendigkeit, der Welt und dem eigenen Willen gänzlich abzusterben, und sich Gott allein zu ergeben.“ Tauler gab nicht weniger als vierundzwanzig Kennzeichen an, die in der Geschrift gefunden werden, woran man erkennen könne, welche da seien die gerechten, wahren, vernünftigen, erleuchteten, schauenden Menschen. Der Laie schrieb die Predigt wörtlich nach, ein Beweis, daß derselbe für die damalige Zeit keine geringe Bildung besaß. Er begab sich mit derselben zu Tauler, und erklärte ihm nun frei und offen, er sei nicht nur gekommen, um ihn predigen zu hören; sondern um selber mit Gottes Hülfe Rath zu schaffen. Der Doktor Tauler fühlte sich verletzt und erwiederte verwundert: „Wie? was willst du für Rath schaffen? Du bist ja nur ein Laie, und verstehst die Schrift nicht, und es steht dir auch nicht zu, zu predigen. Tauler bat jetzt den Laien, im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit, er möchte noch länger in Strasburg verweilen, er werde hoffentlich so predigen, daß er dadurch befriedigt werde. Nikolaus aber trat jetzt immer entschiedener heraus und sagte zu ihm: „Ihr seid ein großer Pfaffe, und habt in eurer Predigt eine gute Lehre gegeben; ihr lebt aber selber nicht darnach; wie könnt ihr daher zu mir sagen, ich solle bleiben, ihr wollet noch eine Predigt halten? Wisset, daß all' euer Predigen und alle äußern Worte in mir nichts zu schaffen vermögen; sie haben mich meist mehr gehindert, als gefördert; wenn der höchste Lehrer der Wahrheit zu mir kommt, so lehrt er mich in einer Stunde mehr, als ihr und alle Lehrer bis an den jüngsten Tag mich lehren könntet.“ Tauler erstaunt und ergriffen von der Wahrheit dieser Worte, dringt noch mehr in den seltsamen Mann, bei ihm zu bleiben. Der Laie beweist ihm, er sei noch unter der Herrschaft des Buchstabens, er sei noch nicht eingedrungen zur Erkenntniß des lebendigmachenden Christus; darum sei er ein Pharisäer. Tauler ruft verwundert aus: „Wie? ich bin so alt geworden, und nie wurden solche Reden an mich gerichtet!“ Der Laie: „Wo ist nun Euer Predigen, seht Ihr nun, wie man Euch findet? Ihr meint, ich habe zu hart mit Euch geredet, und ich habe doch Recht gehabt; wo ist Eure Demuth? Verlasset Ihr Euch nicht auf Eure

Meisterschaft und auf Eure Gelehrsamkeit? Ihr meinet, Ihr suchet Gottes Ehre, und suchet doch Euch selber; seid Ihr nun nicht vor Gottes Augen ein Pharisäer?" Tauler konnte sich nimmer enthalten; im Tiefsten seines Innern erschüttert, umarmte er den Mann und sprach: „Wahrlich, Du bist der Erste, der mir mein Gebrechen geoffenbart hat! Nun will ich auch suchen, mit der Hülfe Gottes und nach deinem Rathe mein Leben zu ändern; sei Du von nun an mein geistlicher Vater, und laß mich Dein armer, sündiger Sohn sein!" Der Laie widersetzt sich zwar; allein Tauler thut von jetzt an nichts ohne den Rath und Willen desselben; er unterwirft sich ihm ganz, wie die Gottesfreunde gegen ihren Meister thaten. Sie unterhielten sich öfters zusammen, und Nikolaus erzählt dem Tauler, wie er seit zwölf Jahren zu diesem hohen Grade des geistigen Lebens gelangt sei, durch Lesen deutscher Bücher, durch Fasten, was ihm jetzt nicht mehr nöthig sei 2c. Tauler kann den Pharisäer, wie ihn der Laie genannt hatte, lange nicht verschmerzen. Nikolaus belehrt ihn hierüber, und nun verlangt Tauler Rath und Belehrung, wie er zu einer größtmöglichen Vollkommenheit gelangen könne. Hierauf gibt ihm Nikolaus, um seine Belehrungen zu beginnen, einige einfache, sittliche Regeln in Form eines A-B-C, mit der Aufgabe, sie seinem Herzen tief einzuprägen, und dabei seinen Leib zu kasteien. Er gab ihm dazu fünf Wochen, wegen der fünf Wunden Jesu, unsers Heilandes. Aus jenem goldenen A-B-C theilen wir unsern Lesern folgende Sätze mit:

„Böses meiden, und dafür Gutes thun. Mäßig in allen Dingen sein, und in allen Dingen das Mittel (die Mittelstraße) halten. Den eigenen Willen brechen, und auf Gott horchen. Fest mit stetem Ernste an Gott und in Gott lernen zu bleiben. Gehorsam und willig zu allen guten Dingen sein. Nicht wiederum hinter sich und nicht den Creaturen nachsehen. Inwendig in dem Herzen nach guten und göttlichen Dingen trachten. Mit Kraft und Ernst dem Fleische und dem Teufel widerstehen. Liebe zu Gott und dem Nebenmenschen haben. Alle Dinge zum Besten wenden. Sich der Reinheit des Leibes und der Seele befleißen. Sanftmuth in allen Dingen lernen. Treue und Wahrheit zu allen Menschen haben. Christi Leben und Lehre allezeit gedenken und darnach leben. 2c."

Aus diesem Auszuge erkennen wir, daß der Laie im Grunde den Tauler auf eine rein gesetzliche Weise zur Erkenntniß seiner selbst und zur Ueberwindung der Sünde führen wollte, und es darf uns solche Weise zu jener Zeit nicht befremden, wo die Lehre von der Buße und der Rechtfertigungsgnade so unbekannt war. Wir dürfen und sollen uns auch über das Geringe freuen. Indessen ist es der Gang der Bekehrung eines Menschen, daß er zuerst durch's Gesetz, den Zuchtmeister, zu Christo geführt wird, und etwas Aehnliches finden wir auch bei Tauler; nur blieb er immer Mystiker. Es war bei ihm ein Ernst, mit roher Kraft und Eitelkeit vermischt, vorhanden. Letzteres wünschte Nikolaus gebrochen zu sehen, und darum schlug er jenen Weg ein. Nikolaus ging noch weiter mit Tauler; er rieth ihm, eine Zeit lang sich ganz von dem Predigen zurückzuziehen, und weder Beichte zu hören, noch zu studiren; er solle sich in seine Zelle einschließen, an dem Gottesdienste im Kloster zwar Theil nehmen, wie zuvor, aber stille sein und das Leben und Leiden Christi betrachten, um zur vollkommenen Demuth und Wiedergeburt zu gelangen; seine Beichtkinder werden ihn zwar verlassen, man werde ihn für einen Narren halten; allein er solle sich hieran nicht stoßen, sondern sich freuen; denn dadurch komme er seinem Ziele näher. Alles dieß traf ein. Noch ehe ein Jahr vorüber war, wurde er in seinem Kloster verspottet und von seinen Freunden und Beichtkindern verlassen. Hiezu kamen noch körperliche Leiden, die er sich durch die ihm von Nikolaus auferlegten Kasteiungen zuzog, und so wurde er recht elend und arm am Geiste. Er sandte zu seinem Beichtvater, und dieser tröstete ihn mit der Versicherung, es gehe gut mit ihm und werde täglich besser gehen; er solle nun seine strengen Kasteiungen einstellen, und seinem Leibe, dessen Sinnlichkeit nun gebrochen sei, wieder die nöthige Speise reichen.

Der Laie zog nun wieder, wegen einer wichtigen Angelegenheit, fort nach Hause, nachdem er seinem wahrhaft demüthigen und gehorsamen Schüler noch manchen Rath ertheilt hatte. Er fügte bei: „Geschieht es, daß Euch etwas Geld gebricht, so versetzt einen Theil Eurer Bücher, und leidet keinen Mangel; nur verkauft Eure Bücher nicht; denn es wird eine Zeit kommen,

wo Ihr deren gar sehr bedürfet." Da nahm der Mann Abschied, und zog von dannen; dem Meister aber gingen die Augen über, und er fing an zu weinen.

Tauler mußte nun noch zwei Jahre lang in dieser Prüfung fortfahren, und es gab während jener Zeit für ihn Manches zu dulden und zu tragen. Er ward von seinen Klosterbrüdern fortan verachtet, und gerieth in Schulden, mußte seine Bücher in Versatz geben, und seine Gesundheit litt viel unter den mancherlei Kämpfen und Kasteiungen. Mitten unter diesen Leiden bekam er wieder einen tröstlichen Besuch von seinem Oberländer-Freunde Nikolaus. Tauler erzählte ihm, er habe eine Stimme zu hören geglaubt, die ihm zugerufen habe: „Stehe fest in deinem Frieden, und vertraue auf Gott." Der Laienbruder war dessen froh und zufrieden, und versicherte ihn, er habe nun Gnade bei Gott gefunden; der Buchstabe, welcher ihn früher getödtet habe, werde ihn nun auch wieder lebendig machen, und er werde die heil. Schrift verstehen, auch in denjenigen Stellen, in welchen sie sich zu widersprechen scheine. „Nun," fuhr der Mann fort, „sollt Ihr auch wieder anheben zu predigen, und dem Volke den Weg des Lebens zeigen; Ihr sollt und dürft wieder gute Bücher lesen, und ich brauche Euch nun nicht mehr zu lehren, denn Ihr habt den rechten Meister gefunden, dessen Werkzeug ich an Euch gewesen bin, den höret, ihm seid gehorsam; dieß ist mein letzter Rath; ja, es ist jetzt an mir, mich von Euch belehren zu lassen." Bei diesen Tröstungen ließ es der geheimnißvolle Mann keineswegs bewenden; er versah ihn auch mit Geld, gab ihm dreißig Gulden, eine für die damalige Zeit bedeutende Summe, um seine versetzten Bücher wieder einzulösen.

Unser Tauler machte nun öffentlich bekannt, er werde in drei Tagen wieder predigen. Diese Nachricht erregte eine allgemeine Bewunderung, und auf den bestimmten Tag strömte eine ungeheure Menge Menschen zusammen. Der Meister stieg nun auf die Kanzel, bedeckte sein Gesicht mit der Kappe und betete: „Barmherziger, ewiger Gott, ist es dein Wille, so gib mir zu reden, daß dein göttlicher Name davon gelobet und geehret und diese Menschen davon gebessert werden!" Als er diese

Worte gesprochen hatte, so überflossen seine Augen von Thränen, so daß er kein Wort zu sprechen vermochte. Die Zuhörer harrten und harrten auf die Predigt; allein er weinte und weinte fort. Endlich erhob sich eine Stimme aus der Menge: „Herr, wie lange sollen wir hier stehen und sitzen; es ist schon spät; wollt ihr nicht predigen, so laßt uns heimgehen.“ Tauler suchte sich im Gebete zu sammeln und sich zu fassen, allein vergebens; seine Thränen flossen immer reichlicher. Zuletzt sprach er zu der Versammlung: „Ihr lieben Brüder, es ist mir von ganzem Herzen leid, daß ich euch so lange aufgehalten habe; diesmal ist es mir unmöglich zu reden; bittet Gott für mich, daß er mir helfe, so will ich es euch in einer andern Zeit besser machen.“ Da gingen die Leute fort, und das Gerücht verbreitete sich in der Stadt, Tauler sei ein Narr geworden. Seine Obern verboten ihm von nun alles Predigen, weil er durch seine thörichte Weise, die ihm das Haupt wüste gemacht habe, dem Kloster Schaden und dem ganzen Orden Unehre bringe. Indessen verließ ihn der Laie nicht; er tröstete und ermahnte ihn, er möchte sich in seinem Innern genau erforschen, vielleicht stecke in ihm noch ein Rest von verborgener Eigenliebe, die ihm Gott offenbaren wolle. Er solle noch einige Tage über sich nachdenken, und dann den Prior bitten, er möchte ihm erlauben, den Klosterbrüdern in der Schule einen lateinischen Vortrag zu halten. Tauler befolgte diesen Rath, und der lateinische Vortrag, der ihm gestattet wurde, erregte die Bewunderung der Brüder und stimmte den Prior wieder günstig für ihn, so daß ihm nun auch das öffentliche Predigen wieder gestattet wurde. Zuerst trat er in einem Frauenkloster auf, und predigte über den Text: Matth. 25, 6. „Zur Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus, ihm entgegen!“ Der Inhalt seiner Predigt handelte von Jesu, dem göttlichen Bräutigam, wie er der Seele entgegenkomme, und wie diese ihn empfangen solle. Diese Predigt brachte eine gewaltige Bewegung unter seinen Zuhörern hervor. Als Tauler die Freude beschrieb, welche die Braut beim Herannahen des Bräutigams empfindet, rief einer aus der Menge: „Es ist wahr!“ und fiel, wie todt, nieder. Da rief eine Frau: „Herr, höret auf, sonst stirbt uns dieser

Mann unter den Händen!" Tauler fuhr fort: „Ach, liebe Kinder, will der Bräutigam die Braut heimführen, so wollen wir sie ihm gerne lassen; dennoch aber will ich ein Ende machen;" worauf er nur noch einige Worte hinzufügte und dann die Predigt schloß. Zwölf Personen lagen, wie todt, auf dem Kirchhofe, die seine Predigt bis in ihr Innerstes erschüttert hatte. Tauler selbst erzählt diese und andere Begebenheiten, namentlich seine Unterhaltungen mit dem Laien, dem er das Aufgezeichnete auf seinem Todbette übergab, der ein Büchlein daraus machte, und so kamen jene merkwürdigen Dinge auf die Nachwelt.

Jene wunderbaren und seltenen Zufälle, die Taulers Predigten hervorbrachten, dürfen uns indessen nicht wundern. Denn nicht selten kommen zu verschiedenen Zeiten solche Dinge vor, und zwar lassen sie sich auf folgende Weise erklären: Der Mensch hat ein inneres Bedürfniß nach Wahrheit; nun aber geschieht es und geschah es namentlich damals, daß dieses Bedürfniß nicht befriedigt wurde. Finsterniß herrschet überall, kein lebendiger Schall des Wortes ertönt mehr, keine Bibel wird mehr gelesen; man predigt entweder eine elende, todte Moral oder, wie damals, unverständliches Zeug, wovon das Volk nichts versteht; oder man belustigt, unterhält die Zuhörer durch Narrenpossen und Erzählung von Schwänken. Auf einmal tritt nun ein gewaltiger, geistvoller Bußprediger auf; seine Rede kommt aus dem tiefsten Grunde einer tiefergriffenen Seele, und dringt nun mit unwiderstehlicher Kraft wieder zu Herzen. Das Gemüth wird so heftig und mächtig ergriffen, daß der Körper der Macht des Geistes dessen, der redet, nicht mehr widerstehen kann, und daher erklären sich jene außerordentlichen Zustände. Es können solche Gemüthsäußerungen demnach ohne den Willen des Predigers, und zwar durch rein evangelischen Vortrag bewirkt werden; allein es werden dann solche Erscheinungen wenigstens nur vorübergehend sein, und nach dem Bußkampfe wird die Seele nüchtern und klar auf dem Wege des Glaubens und der Rechtfertigung durch Christi Blut zum Frieden gelangen. Wer es auf solche Bußkämpfe, oder besser, wer es auf Bußkrämpfe anlegt, wie man von den Methodisten in Amerika erzählt, der wird wohl zu seinem Zwecke bei Einzelnen gelangen, aber die

wahre Bekehrung und Wiedergeburt des Sünders eher hindern als fördern.*) Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zu unserm Tauler zurück.

Jenes Büchlein erzählt von Tauler: „Er nahm zu an göttlichem Leben, und ward immer mehr von der Gnade des heil. Geistes erfüllt. Er predigte in der Landessprache, und untermengte fast kein Latein mehr in seinen Vorträgen. Diese Ueberzeugung, daß man dem Volke das Evangelium in seiner Sprache predigen müsse, hat er namentlich auch in jenen zwei Prüfungsjahren gelernt, wie aus der Predigt über Matth. 25, 6. hervorgeht, welche er mit den Worten anhebt: „Liebe Kinder! es mögen wohl zwei Jahre oder mehr sein, daß ich zu euch zuletzt predigte; da sagte ich euch von vierundzwanzig Stücken, und meine Gewohnheit war, daß ich viel Latein sprach in den Zeiten und viel Stücke sagte; deß' hab' ich Willen, nicht mehr zu thun; wenn ich Latein will sprechen, das will ich thun, so die Gelehrten gegenwärtig sind, die das verstehen." Die Mystiker jener Zeit, und somit auch unser Tauler, hatten offene Augen über manche Gebrechen der Kirche; sie hatten die Einsicht, die Priester, die Geistlichen seien nicht immer die frömmsten und gelehrtesten unter den Christen; es gebe nicht viel gute Priester zwischen Basel und Kölln; nirgends sei größere Hoffart, als bei den Gelehrten und Pfaffen, von welchen den Laien Gewalt angethan werde; man solle nicht glauben, daß ein Geistlicher eher selig werde, weil er den Leib Christi öfters genieße, denn in solcher Aeußerlichkeit bestehe die Seligkeit nicht; die wahren Lehrer erkenne man nicht an ihrer Gelehrsamkeit, sondern an ihrer allgemeinen Liebe, welche nicht blos den Reichen und Vornehmen gefällig sei, sondern auch der Armen sich annehme. Das waren allerdings für jene Zeiten bedeutende Einsichten, wo jeder leise Laut gegen das kirchliche Verderben belauscht und geahndet wurde.

Tauler fuhr von jener Zeit an, als er das Schweigen gebrochen hatte, fort, mit Eifer zu predigen. Er predigte nicht

*) Auch in neuerer Zeit kamen an manchen Orten ähnliche Auftritte vor.

allein im Dominikaner-Kloster, sondern auch anderwärts in Frauen-Klöstern, in Beguinen-Häusern, die man auch Sammlungen oder Einungen nannte, in welchen Laien ohne Mönchsgelübde zusammen lebten. Damals, wo die Noth so groß war und wo der Gottesdienst durch das päpstliche Interdikt so oft unterbrochen wurde, zogen sich einzelne Frauen in die Einsamkeit zurück, und lebten ohne Ordensgelübde allein oder in geringer Anzahl in Klausen oder Einungen in der Nähe der Stadt. Auch diesen predigte Tauler, nnd strafte ungescheut ihre Fehler und Sünden. In einer Predigt sagte er unter anderm: „Und ist nun leider in mancher Sammlung, daß man also gerne neue Mährchen sagt und thut. rc.“ Tauler gehört, wie wir schon gesehen haben, nicht zu den mystischen, beschaulichen Quietisten, die thatenlos ihr Leben verbringen; nein, er war thätig, wirksam, ohne eine Werkheiligkeit zu suchen; er ließ sich herab zu den Elenden und Niedrigen, tröstete und ermahnte; die äußern Werke hielt er für nutzlos und für todte Werke, die keine Seligkeit schaffen. Natürlich mußte ein solcher Sinn, der sich des Elends erbarmte, auch die Gebrechen und Sünden erkennen und wahrnehmen, und dieselben strafen. Das that er aber auch mit Ernst auf evangelischem Wege; er rief nicht den weltlichen Arm zu seiner Hülfe an; er kannte ein besseres, ein evangelisches Strafmittel, das Wort. Aber er rügte nicht nur die Sünden des Volks, sondern auch der verderbten Geistlichkeit. Er strafte die Sünden des Geizes, der Hoffart, der Unbarmherzigkeit und Ungerechtigkeiten, die überall im Schwange gingen. Die Geistlichkeit war, wie wir wissen, damals tief versunken in allerlei Sünden und Lastern. Aus den Statuten einer Synode, welche der Bischof Berthold den 19. Juli 1335 zur Abstellung von Mißbräuchen unter dem Clerus hielt, ersieht man Folgendes: Der elsäßische Clerus verkaufte häufig die Kirchengüter an Laien, borgte von den Juden Geld auf hohe Zinsen, um seine Lüste zu befriedigen. Es gab Geistliche, welche Handel trieben; andere ließen sich langes Haar wachsen, wie damals die Stutzer, und verbargen unter demselben ihre Glatze; sie trugen rothe, gelbe und grüne Halbstiefeln, an ihren Kleidern goldne Borten und Schleifen; sie waren mit Dolchen und Waffen versehen

wohnten den Waffenspielen und Turnieren bei, besuchten die Trinkstuben und Wirthshäuser, und betranken sich an den Trinkgelagen. Unter den Nonnen gab es sogenannte Stiftsdamen, die sich ebenfalls prächtig und kostbar kleideten, an den Turnieren sich ergötzten und mit den Laien in den Trinkstuben tanzten. Gegen solche Geistlichen erhob Tauler gewaltig seine Stimme, nannte sie Miethlinge, die nur äußerlich Gott dienten um ihrer Pfründen willen, aber nicht aus Liebe zu ihm. Daher wurde er auch angefeindet von Laien und Geistlichen, die sich nicht bessern wollten. Sie verdrehten seine Reden, um eine Ursache an ihm und gegen ihn zu finden; sie verspotteten ihn, weil er auf Frömmigkeit des Herzens und Lebens drang, und weil er verlangte, daß man den Eigenwillen und die Welt verleugne. Seine Feinde nannten ihn und seine Freunde Begharden und Anhänger des neuen Geistes. Die Geistlichen mochten einen solchen Strafprediger nicht dulden. So lange es über das arme Volk hergeht, und man den Clerus unangetastet läßt, so lange kann ein Bußprediger bestehen; wenn aber den Pfaffen an den Bauch gegriffen wird, so geht es übel. Die Geistlichkeit untersagte Taulern endlich das Predigen, und nahm unter anderm das Interdikt des Papstes zum Vorwande; allein der Magistrat in Straßburg zwang sie, ihr Verbot wieder zurückzuziehen. Uebrigens wurden viele Geistliche durch Tauler erweckt, und unter dem Volke, das nun auch einmal in seiner Muttersprache predigen hörte, hatte er eine bedeutende Zahl von Freunden und Anhängern, denen er, wie ein Vater, rieth in geistlichen und weltlichen Dingen. Die sogenannten mystischen Gottesfreunde schlossen sich noch inniger an ihn an. Zu diesen gehörte jener reiche Straßburger-Bürger, Rulman Merswin; Tauler war sein Beichtvater. Selbst der Bischof Berthold hörte ihn gerne, so lange er in gutem Vernehmen mit Kaiser Ludwig stand. Als aber Benedikt **XII.** gestorben war und Clemens **VI.** (**1342**—**1352**) Papst wurde, ein Feind Ludwigs, da wurde der Bischof auch anderer Gesinnung. Indessen starb der gebannte Kaiser Ludwig (**11.** Oktober **1347**), und Carl **IV.**, ein Pfaffenkaiser, wurde gewählt. Straßburg erkannte denselben anfangs nicht an, daher blieb das Interdikt immer noch in Kraft. Dazu kam

noch ein furchtbares Gericht Gottes. Im Jahre **1348** kam die Pest, der schwarze Tod, in's Elsaß und nach Straßburg. Alle gesellschaftlichen Bande waren gelöst. Erdbeben, Stürme und Hunger waren die Vorboten jener Geißel Gottes. Sechszehntausend Menschen starben allein in Straßburg; in Basel wurden vierzehnhundert dahingerafft. Die Gemüther waren tief erschüttert. Die einen erkannten mit Recht in jenen Gerichten eine Strafe Gottes für die Sünden der Menschen; andere hofften auf die Wiederkunft des Kaisers Friedrich **II.**, der Friede und Einigkeit wieder herstellen, die trotzige und verderbte Geistlichkeit strafen und den Armen und Unterdrückten zu ihrem Rechte helfen werde. Andere durchzogen in abgezehrter Gestalt die Länder und geißelten sich, um die Sünden der Menschen zu büßen und Gottes Zorn zu erweichen; sie sangen Bußgesänge und baten Gott, er möge das Sterben wenden. Andere suchten den Grund so vieler Plagen bei dem Volke, das den Herrn gekreuzigt hatte, und es erhob sich eine grausame Judenverfolgung, und dieß geschah unter dem Vorwande, als hätten die Juden die Brunnen vergiftet. Diese blinden und von Blinden geleiteten Leute wußten nicht, daß sie mit ihren Sünden den Heiland gekreuzigt hatten. Noch andere suchten Friede im innern, stillen Umgange mit Gott, eben die Mystiker. Wieder andere erwarteten das Ende der Welt. Im Jahre **1343** schrieb Hermann von Fritzlar: „Die Zeit sei da, welche dem Ende der Welt vorangeht, die Liebe sei erkaltet in der Menschen Herzen, und sie haben das Leben des Herrn vergessen; der Antichrist werde bald kommen." Die Gottesfreunde hatten Visionen und sogenannte Offenbarungen. Rulman Merswin verfaßte im Jahre **1352** jene Schrift von „den neun Felsen", in welcher er über den Verfall und das Verderben aller Stände klagt, die keine Warnung, keine von Gott verhängten Plagen, keine Pest mehr achten. Unserm Tauler besonders ging diese Noth tief zu Herzen. Alle seine Predigten sind voll von Klagen über den endlosen Jammer der zerrissenen, armen Christenheit. Er klagt über die Selbstsucht der Christen und sagt: „Sie haben Gott und Christum vergessen, der Welt sich hingegeben, um einen Ersatz zu haben für das, was so viele Unfälle ihnen raubten. Die allgemeine

Liebe", ruft er aus, „ist erloschen an allen Orten der Welt, und die Zeit ist gekommen, wo die Plagen kommen werden, wie sie in der Offenbarung Johannis geweissagt sind;" und solche Winke und Mahnungen spricht er in fast prophetischem Geiste aus, ehe noch der schwarze Tod grassirte. Er ermahnte die Menschen zum Glauben und zu der Liebe zurückzukehren. Nur so, glaubte er, könne Gott versöhnt und seine Barmherzigkeit wieder erlangt werden, wenn man der Welt absage und sich vereinige mit Gott in Christo. Das eben bezwecke Gott durch jene Gerichte; die Menschen sollen durch wahre Buße wieder zu ihm geleitet und geführt werden. Tauler tadelte und strafte mit allem Ernste diejenigen, die nicht Gottes Absicht erkennen wollten. Er strafte die, welche allen Ernst verloren und ohne Liebe lebten, diejenigen, welche nur nach Offenbarungen und Visionen haschten, um in ihnen einen Trost zu finden. Er strafte die Ungläubigen, welche sich die Landplagen natürlich zu erklären suchten. Er erhob sich kräftig gegen diejenigen, die nichts mehr wirken und sich nur in sich selbst versenken wollten, die beschaulichen, thatlosen Mystiker. „Werke der Liebe," sagte er, „sind Gott angenehmer, als große Beschaulichkeit; bist du in deiner Andacht im Gebete begriffen, und Gott will, du sollst hinausgehen und predigen oder einem Kranken dienen, so sollst du es mit Freuden thun." So sprach, so handelte Tauler. Kein Bann, kein Interdikt des Papstes hinderte ihn am Gutes-thun, am Predigen, und als der schwarze Tod noch zu dem Interdikte in Straßburg einzog und oft fünfzig Leichen an einem Tage durch die Straßen getragen wurden, da entfaltete sich seine thätige Menschenliebe im schönsten Lichte. Er tröstete die Kranken, reichte ihnen das Abendmahl, half die Todten bestatten, und mehrere edle Geistliche halfen ihm treulich, trotz des Bannes, in seinem Werke. Der Augustinermönch Thomas von Straßburg und der Dominikanermönch Ludolph aus Sachsen standen ihm zur Seite. Diese Männer waren keine Mystiker, aber sie hatten freiere Ansichten und sahen in mancher Beziehung weiter, als viele ihrer Zeitgenossen. Sie faßten ein Schreiben an den gesammten Clerus ab, und zeigten in demselben, daß es ungerecht sei, wenn man das arme, unwissende Volk unschuldig im Banne sterben

lasse. Sie forderten die Priester auf, den Kranken und Sterbenden den christlichen Trost zu bringen, da Christus für aller Menschen Sünde gegen Gott ein Genüge gethan, den Himmel geöffnet habe und uns alle vor Gott vertrete; sie sagten, der Papst könne den Himmel dem nicht zuschließen, der unschuldig im Banne sterbe; man sollte mehr auf der Apostel Wort horchen als auf den Bann, welcher aus Neid und weltlichem Ehrgeize geschehe. Sie lehrten ferner, „es gebe zweierlei Schwerter, zweierlei Gewalten, eine weltliche und eine geistliche, die man ja nicht verwechseln dürfe; beide sollen nicht wider einander sein; sie seien beide von Gott. Das geistliche Schwert versieht sein Amt und Gotteswort, und vertheidigt die Obrigkeit. Die Obrigkeit vertheidigt Gottes Regiment und die Frommen, und straft die Bösen. Auch die Frommen, welche Gottes Wort predigen, sollen durch die weltliche Gewalt, nach Gottes Ordnung, vor den Bösen beschirmt werden; warum sollte denn die Obrigkeit von den Geistlichen verdammt werden? denn so würde Gott sein Werk selbst verdammen. Wo aber ein weltlich Haupt sündigt, da gehört es dem Geistlichen, den Sünder auf den rechten Weg zu weisen mit aller Demuth, damit er wiederum von seinem Wege umkehre und zu wahrer Erkenntniß der Sünden komme; denn Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Da aber Christus, seine Apostel und die Kirche befehlen, man solle den Sünder, der sich, trotz vieler Ermahnungen, nicht bekehren will, in Bann einschließen, bis er sich bekehrt, absteht und sich bessert; so soll man ihn zu Gnaden wieder aufnehmen, (sobald jenes geschieht.) Noch viel weniger gebührt es einem christlichen Hirten, wenn einer des Banns schuldig ist, daß man unschuldige, arme Leute, die vielleicht den Schuldigen nicht kennen, noch gesehen haben, ja ganze Länder, Städte und Dörfer, Alles ohne Unterschied banne und verdamme; welches weder von Christo, noch von den Aposteln und Concilien befohlen worden ist, sondern aus eigener, angemaßter Gewalt geschieht; derhalben gehört dem Papste zu, die Sünder auf den rechten Weg der Seligkeit zu weisen. Daß aber alle diejenigen sollten Ketzer sein, die dem Papste die Füße nicht küssen wollen, oder daß solches ein Artikel des Glaubens

oder der ein Abtrünniger der Kirche sei, welcher durch ordentliche Wahl der Churfürsten sich einen König oder Kaiser nennt, und sein Amt versieht, daß alle die, welche ihm, als von Gott verordneter Obrigkeit, Gehorsam leisten, wider die Kirche sündigten und Ketzer wären, das kann mit göttlicher Geschrift nicht beigebracht werden. Die Obrigkeit ist ein Stand von Gott, dem man in weltlichen Dingen solle gehorsamen, auch die Geistlichen, es sei, wer es wolle. Der Kaiser ist die höchste Obrigkeit, darum ist man ihm Gehorsam schuldig; regiert er nicht recht, so muß er Gott Rechenschaft geben, und nicht der arme Unterthan. Alle diejenigen, welche wahren christlichen Glauben haben, und sündigen allein an der Person des Papstes, sind keine Ketzer; sondern der wäre ein Ketzer, der auf viel Ermahnen halsstarrig wider Gottes Wort handelte und sich nicht bessern wollte; da kein Mörder, Schelm, Dieb, Ehebrecher, der mit großer Reue und Buße durch Christum Verzeihung begehre und sich bessere, könne aus der Kirche gestossen werden. Alle diejenigen, welche in unrechtem und unschuldigem Banne sind, sind frei vor Gott, denn ihre Verfluchung kehrt sich zum Segen; ihr Bann und ihre Unterdrückung wird Gott erhöhen, derhalben sich Christus nicht wider die weltliche Obrigkeit gesetzt hat, denn er sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt;“ derowegen hat er der Obrigkeit gehorsamt, so er doch Gottes Sohn war; er befahl, man soll Gott geben, was Gott gehört, und dem Kaiser, was dem Kaiser gehört. Unsere Seelen gehören Gott, Leib und Gut dem Kaiser.“ Dieses protestantische Zeugniß gegen die angemaßte Gewalt des Papstes muß auf Tauler, der in gleichem Sinne handelte, einen erhebenden und ermuthigenden Eindruck gemacht haben. Natürlich konnte der Papst, er wäre ja sonst nicht Papst und Antichrist, eine solche Freiheit nicht ungeahndet lassen. Nachdem Berthold den Papst (**1346**) um Verzeihung gebeten hatte, ließ er die Schriften jener beiden Mönche und die Schriften Tauler's aufsuchen und zerstören, und dieß geschah auf Befehl des Papstes. Alle drei mußten die Stadt räumen. Tauler war innig betrübt, nicht sowohl seinetwegen, als um der armen Schafe willen, die nun keinen Tröster und Berather mehr hatten; allein er wirkte jetzt auf eine andere Weise. Er

zog sich in das Karthäuserkloster zurück, in welchem Ludolph Prior war, und nun wirkten sie durch Schriften unter dem Volke, dem sie das lebendige Wort mündlich nicht mehr verkündigen durften.

Im Jahre **1348** kam Carl **IV.** nach Straßburg und hörte von Tauler und dessen Freunden, was sie für freimüthige Leute seien. Er ließ sie vor sich kommen, und hörte ihr Bekenntniß an. Tauler sprach sich auf die freimüthigste Weise gegen den Kaiser aus, so wie er es gegen den Papst gethan hatte; denn so wie er das Pfaffenthum ohne Scheu gestraft hatte, so strafte er in seinen Predigten auch die weltliche Obrigkeit, klagte über ihre ungerechten Fehden und Kriege, über ihre Gewaltthätigkeiten und über die Bedrückung des armen Volks. Der Kaiser ward von den drei Mönchen fast überzeugt, daß er „selbst schier ihrer Meinung war;" daher wollte er nicht, daß man gegen sie verfahre. Allein die anwesenden Bischöfe, Berthold von Straßburg und der Bischof von Bamberg, päpstlicher Legat, welcher die sich unterwerfenden Städte vom Banne lösen sollte, verdammten dessenungeachtet mehrere Lehren, die sie aus ihren Schriften gezogen hatten, geboten ihnen, zu widerrufen, und verboten ihnen bei Strafe des Bannes, nie mehr wider die Kirche und den Bann freventlich zu handeln. Speklin erzählt: „Aber sie fuhren fort und machten es noch besser, wie ihre Geschriften noch vorhanden sind. Hiemit war alles recht, und zog jedermann heimzu." Uebrigens erzählt die Geschichte seiner Vaterstadt von nun an nichts mehr von ihm, bis kurz vor seinem Tode. Es war ihm nämlich das Schreiben verboten worden; daher verließ er Straßburg und zog nach Cölln, wo er seine Wirksamkeit als Prediger fortsetzte. Er verkündigte das Wort in der Kirche des Nonnenklosters zu St. Gertrud. Die Zahl der Nonnen mehrte sich, nur um ihn hören zu können, und um ihn zum Beichtvater zu haben; allein Tauler bekam hier wiederum viel zu thun. Die Nonnen waren eitel, prachtliebend, voll Neid, Lieblosigkeit und Eifersucht. Statt von geistlichen Dingen sich zu unterhalten, hatten sie eitle Gespräche; die eine schwatzte gegen die andere. Tauler erblickte bald den Krebsschaden. Er sagte ihnen, ihre Frömmigkeit sei nur äußerer

Schein, manche Laien-Frauen seien frömmer, als sie. Er suchte eine bessere Zucht einzuführen, und an die Stelle eines werkheiligen Wesens und Lebens einen innern Gottesdienst zu setzen. Ebenso bekämpfte er in Cölln die Schwärmerei der Begharden, welche allen Unterschied zwischen Gott und dem Menschen aufhoben. Uebrigens wollte er nicht, daß man mit Feuer und Schwert gegen sie verfahre, sondern daß man sie durch das Wort überzeuge.

Mit seinem geheimnißvollen Laien, dem Nikolaus von Basel, stand er in fortwährender Verbindung. Derselbe sandte ihm **1356** eine Schrift zu, in welcher er über die Sünden des Volks klagte, und neue Plagen verkündigte. Diese Schrift war die Folge eines Traumgesichts, das Nikolaus hatte, und man sah das Erdbeben in Basel, das **1356** stattfand, als den Anfang der gedrohten Plagen an. Indessen konnte man auch, ohne Prophet zu sein, in jener jammervollen Zeit, bei dem zunehmenden Verderben, wohl voraussehen, daß das Maaß der Sünden voll sei, und daß der Herr seine Strafgerichte eintreten lassen werde.

Im Jahre **1361** ist Tauler wieder in seiner Vaterstadt. Er ward von einer langwierigen Krankheit befallen, die ihn zwanzig Wochen lang auf das Bette legte. Als er sein Ende herannahen sah, ließ er seinen alten Freund, den Laienbruder, zu sich kommen, und der Mann säumte nicht, seinem Willen zu entsprechen. Der Meister empfing ihn gar freundlich, und der Mann war froh, daß er ihn noch lebend fand und sprach: „Lieber Herr, wie geht es Euch?“ Da sprach der Meister: „Ich glaube, die Zeit ist nahe, daß mich Gott von dieser Welt nehmen will; darum, lieber Sohn, ist es mir ein großer Trost, daß Du bei meinem Ende bist.“ Tauler übergab nun dem Laien einige Schriften, worin er die Unterhaltungen aufgezeichnet hatte, die beide vor zwanzig Jahren zusammen hatten, und bat ihn, ein Büchlein daraus zu machen. Der Laie gelobt's, und verspricht, er wolle noch einige Predigten dazu schreiben, die er damals von ihm gehört habe. Tauler war dessen zufrieden; aber er forderte von dem Laien, ihrer beider Namen zu verschweigen; denn, setzte er hinzu: „du sollst fürwahr wissen, das

Leben und die Worte und Werke, die Gott durch mich armen, unwürdigen, sündigen Menschen gewirkt hat, die sind nicht mein, sondern des allmächtigen Gottes, dessen sie auch ewiglich sein werden. Darum, lieber Sohn, willst Du es schreiben zum Nutzen unserer Mitchristen, so schreibe es so, daß mein Name nicht genannt werde, und auch der deinige nicht. Du magst wohl schreiben: „Der Meister und der Mann.“ Auch sollst Du das Büchlein niemanden in dieser Stadt sehen lassen; man merkt sonst, daß ich es gewesen bin; sondern nimm es mit Dir in dein Land, also daß es bei meinem Leben nicht auskomme.“ Beide hatten eilf Tage lang mancherlei Gespräche mit einander, die ernster Art waren. Tauler ließ sich endlich zu seiner greisen Schwester, der Nonne zu St. Claus in den Unden, bringen, um seiner pflegen zu lassen. Hier starb er in ihrem Gartenhause, den **16.** Juni **1361.**

Tauler's Heimgang verursachte eine allgemeine Trauer in seinem Kloster und bei den Bürgern der Stadt. Sie erfuhren nun erst seine innige Verbindung mit dem Laien, kamen zu ihm und suchten in ihm den Freund ihres Vaters Tauler zu ehren. Er aber floh aus der Stadt, und zog wieder nach Hause. Tauler's Leichnam ward in seinem Kloster begraben. Die Protestanten ließen seinen Grabstein im Jahre **1824** in der neuen Kirche aufstellen, wo der theure Mann vor einem halben Jahrtausend seine Zuhörer tröstete und zu einem innern Leben aus Gott ermahnte. Er starb in seinem siebenzigsten Jahre; er hatte eine schöne Laufbahn zurückgelegt, und wir können die Worte, die ein christlicher Freund in neuerer Zeit einem wackern, hingeschiedenen Kirchendiener nachrief, wohl auch auf ihn anwenden:

„Viel bedacht und Viel gesonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel gesorgt und Viel begonnen,
Viel gebetet und geweint;
Viel gewacht und Viel erstrebet,
Viel beglückt und Viel geliebt,
Viel gelitten, Viel gelebet:
Ist ein Lieb, das nie zerstiebt.“

Tauler kann mit Recht als ein Vorläufer der Reformation angesehen werden, und zwar aus folgenden Gründen: 1) Drang er auf den Glauben und die Liebe der ersten Christen, und hielt dieses Bild der verderbten römischen Kirche entgegen. 2) Verglich er Christus und die Apostel mit den damaligen Lehrern, und zeigte, wie weit die letztern sich von der apostolischen Reinheit verirrt hatten. 3) Sprach er sich gegen die äußerliche Werkheiligkeit aus und drang auf Wiedergeburt des Herzens und Armuth des Geistes. 4) Wies er zu dem einfachen, geoffenbarten Worte Gottes hin, und warnte vor den eiteln Meistern, die nach Künsten jagten. 5) Predigte er die evangelische Freiheit der Frommen, das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen, über die der Papst keine Gewalt habe, somit also nicht Statthalter Christi sei. 6) Unterschied er die weltliche und geistliche Gewalt, und bewies durch die That, wie man, dem Papste zum Trotz, der weltlichen Obrigkeit gehorchen solle; als er, ungeachtet des päpstlichen Interdikts, fortfuhr, zu predigen und die Sakramente zu verwalten. Ja sogar findet man Stellen in seinen Schriften, welche den Satz aussprechen, daß der Mensch nicht durch eigenes Verdienst, sondern blos durch das reiche Verdienst Christi gerechtfertigt werde (Nachfolge des armen Lebens Christi). Er lehrt durchweg die Offenbarung der Gnade durch Christum; er lehrt, daß durch Adams Fall die ursprüngliche Gerechtigkeit verloren gegangen sei, und glaubt eine Erbsünde; er lehrt ferner die Ewigkeit der Höllenstrafen, obgleich er von der katholisch-römischen Ansicht des Fegfeuers sich nicht losmachen konnte. Er widerspricht der falschen Idee des After-Mysticismus, als ob der Geist des Menschen endlich selbst Gott werde. Man könnte freilich noch Manches anführen, was gegenüber vom Evangelium nicht Stich hält; aber wenn Tauler kein Licht ist in der dunkeln Nacht, so ist er doch ein Lichtlein gewesen, und ein von Herzen demüthiger Mann. Selbst ein Luther verehrte und liebte ihn, und fand in Tauler's Schriften eine reinere Lehre, als in allen Büchern der spitzfündigen Schulgelehrten.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsetzung der einzelnen Zeugen.

Matthäus von Cracow. Gregor von Heimburg. Thomas Conecte. Hieronymus Savonarola. Andreas, Erzbischof von Crayn. Joh. Vitrarius. Jakob von Jüterbock. Johannes Laillier. Nikolaus Rus.

Matthäus von Cracow

stammte von einem edeln, pommerschen Geschlechte gleichen Namens. Ueber die Zeit seiner Geburt und über seine Eltern gibt es keine nähern Nachrichten. Wahrscheinlich studirte er in Prag und Paris, wo er in der Folge als Lehrer wirkte. Churfürst und Kaiser Ruprecht, ein Mann, der die Wissenschaften förderte, berief ihn als Lehrer nach Heidelberg; er wurde später Ruprecht's Kanzler, hierauf Chorherr in Speier und 1405 Bischof zu Worms. Der Kaiser, der ihn schätzte und liebte, schickte ihn als Gesandten im Jahre 1403 an den Papst Bonifacius IX., vor welchem er zwei Reden hielt, im Jahre 1406 in ähnlichem Geschäfte an den Papst Gregor XII. und im Jahre 1409 war er auf der Kirchenversammlung zu Pisa in Italien. Als er von da nach Hause zurückgekehrt war, starb er bald darauf (1410) und wurde im Dom zu Worms begraben.

Matthäus Cracow war ein Mann von hellem, klarem Verstande, von gründlicher Gelehrsamkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Wollen wir seine Ansichten über den kirchlichen Stand der Dinge damaliger Zeit kennen lernen, so gibt uns hierüber ein Buch Aufschluß, das ihm mit triftigen Gründen zugeschrieben wird. Der Titel des Buches heißt: „Traktat über die Unsauberkeit (eigentlich Unflätherereien) des römischen Hofes."

„Wenn Moses ein Wunder," sagt Cracow, „wenn er einen Busch gesehen hat, der da brannte und doch nicht verbrannte, so ist das Wunder doch noch größer, wenn die Geistlichkeit seit langer Zeit in einer Flamme brennt, die ein mächtiger Wind nähret, und doch nicht verzehrt wird. Sowie das Wunder, das

Moses sah, der Natur zu widersprechen schien, so scheint letzteres mit der Gerechtigkeit Gottes im Widerspruche zu sein. Die Sache ist so auffallend, daß Alles darüber sollte in Bewegung gerathen, und doch ist jedermann so ruhig und bekümmert sich nicht. Der apostolische Stuhl und der römische Hof ist die Wurzel der Kirche, der römische Stuhl ist berufen, Gesetze zu geben, die geistlichen Güter zu verbreiten, die Gottlosen zu ermahnen, die Irrenden zu leiten, das Laster zu verfolgen, die Unterdrückten in Schutz zu nehmen; er sollte sein ein Meister und Diener alles Guten, ein Beispiel der guten Sitten und ein Vorbild des Handelns. Allein, betrachten wir das äußere Thun des römischen Stuhls, und schließen wir vom Aeußern auf's Innere, so zeigt sich die rechte Vernachlässigung dessen, was der Kirche noth thut. Zur Förderung des innern, geistlichen Lebens wird fast kein Consistorium gehalten, und geschieht es einmal, so hat es keinen Nachdruck und keinen Erfolg. Handelt es sich aber um zeitlichen Vortheil, so erfolgen die strengsten Ahndungen und Strafen. Alle Zeit verwendet man auf Besetzung von geistlichen Stellen und auf deren äußere Vortheile, und die Lasterhaftesten und Schlechtesten werden zu denselben zugelassen, wenn es nur Nutzen bringt; aber an die Besserung solcher Menschen, an Ausrottung der falschen Lehre denkt keiner jener Mächtigen."

Matthäus Cracow tadelt mit großem Ernste, daß die Päpste die Besetzung der geistlichen Stellen den Bischöfen entzogen und an sich gerissen haben, da der Mißbrauch in Bezug auf deren Ertheilung nun weit größer geworden sei, als früher. Dadurch seien große Uebelstände in die Kirche gebracht worden. „Es wird," sagt er, „ein weltlicher Eifer und heftiges Jagen nach Stellen entzündet. Der Ehrgeiz bekommt gewaltige Nahrung. Der Eine hofft auf den Tod des Andern, sogar Mehrerer, deren Stellen ihm (noch bei Lebzeiten) zugesagt (eigentlich verkauft) sind. Hiezu kommt ferner, daß der römische Stuhl oft sein früher Zugestandenes wieder zurücknimmt; ich wage nicht zu sagen, mit Falschheit und Lüge; ich kann aber in Wahrheit nicht sagen: ohne Falschheit und ohne Lüge. Solche Zurücknahme wiederholt sich nicht selten, um wieder auf's neue Geld

zu gewinnen. Es erwächst hieraus ein solcher Anstoß für den römischen Stuhl, eine solche Schmach, daß seine Handlungen wie Kinderspiel und Unsinn geachtet werden. Das Volk verhöhnt deßwegen die ganze Geistlichkeit. Kräftige Männer, die dieß schmerzt, müssen ihre Augen niederschlagen, schweigen und vor Schaam davongehen, oder diese Verirrungen, damit sie dieselben nicht zu billigen scheinen, offen eingestehen."

Um diesem Uebel zu begegnen, meint Matthäus von Cracow, müsse man die Stellen nur dann besetzen, wenn sie wirklich erledigt sind, und dann solle man dieselben durch die ordentlichen Behörden besetzen lassen. Man solle der Kirche gute Bischöfe geben; denn solche würden in der Wahl der Personen vorsichtig sein. „Die bisherige Besetzung der Stellen war Simonie. (Apostg. 8, 9.) Die Simonie aber ist eine Ketzerei, eine schwere Sünde, die jeden, der sie treibt, der Gnade beraubt und in den Stand der ewigen Verdammniß setzt, so daß der Papst und alle, die beim Verkaufe der Stellen Dienste leisten, im Stande der Verdammniß leben; denn die Simonie so treiben, wie es beim römischen Hofe geschieht, ist absichtlich zur Gewohnheit geworden und darum unverzeihlich. Auf die Weise, wie die geistlichen Stellen bis jetzt von den Papisten verkauft worden sind, werden," fährt Cracow fort, „die Gemeinden mit schlechten Priestern betrogen, das geistliche Amt wird gemißbraucht, tüchtige und gottesfürchtige Männer bleiben davon ausgeschlossen. Die Schulen und Universitäten gerathen in Verfall, weil kräftige und gelehrte Leute, die ihr Vermögen und ihre Kräfte an die Studien gesetzt haben, nicht befördert, sondern gegen Nichtswürdige zurückgesetzt werden. Natürlich ziehen sich dann Andere, die wahrnehmen, daß nicht die Tugend, sondern das Laster belohnt wird, vom Studium zurück, und die Wissenschaften gerathen in Abnahme. Der Papst, als oberster Statthalter Christi, ist zur Erbauung bestimmt, nicht zur Zerstörung. Er hat daher keine Gewalt, etwas Schlechtes oder Anstößiges zu thun. Er ist eingeschränkt durch das Evangelium und die ganze heilige Schrift, sowie durch die in der Kirche angenommenen Kirchenversammlungen; er muß Rath suchen und annehmen, und zwar von guten und weisen Rathgebern. Denn, wie hätte der Herr,

der die Kirche mit seinem Blute erkauft hat, wollen können, daß dieselbe ein einzelner Mensch, der möglicher Weise unwissend und übelwollend sein kann, jedenfalls aber trüglich und irrthumsfähig ist, bloß nach seinem Kopfe regiere. In der Schrift steht kein Wort davon, daß der Papst die Pfründen zurückbehalten, oder in seinen Beutel verwenden solle. Zur Erbauung dient es auch nicht; denn es verdrängt die Armen, die Christus zum Fundamente seiner Kirche gemacht hat, wie tüchtig sie auch sein mögen, von den Stellen, und befördert Geiz und Habsucht.“ Matthäus gesteht gerne zu, daß dem Papste das Erforderliche zu einem anständigen Leben, um das gemeine Beste besorgen zu können, zukomme; aber er will, daß diese Summe nicht durch Betrug aufgebracht werde. Sei seine Bedürftigkeit so groß, so solle er die Prälaten zusammenberufen, und mit diesen sich berathen, wie er auf eine gottgefällige Art Geld erhalten könne. Sollten diese nicht kommen wollen, so sei dieß ein gerechtes Gericht Gottes, weil der römische Hof ohne den Rath Anderer regieren wolle, und deßwegen sei auch die Kirche durch Spaltung in sich zerrissen, indem zwei Päpste damals zugleich regierten.

Manche Zeitgenossen des Matthäus von Cracow meinten, wenn auch der Papst fehle, so dürfe man doch über ihn, als den Statthalter Christi, nicht urtheilen; das Haupt habe ja zu herrschen und nicht die Glieder. Matthäus erwiedert hierauf: „Es gibt ein rein innerliches Urtheil in den Gemüthern, und diesem kann kein Mensch, der öffentlich handelt, auch der Papst nicht, entgehen, und 2) ein öffentliches, gerichtliches. Was das letztere anbetrifft, so hat die Kirche, die ihre Macht und Ehre unmittelbar von Gott hat, oder ihre Stellvertreter, das Recht, über den Papst zu urtheilen. Die Kirche ist ja unmittelbar verbunden mit ihrem Bräutigam Christo; sie wählt den Papst, und wenn der Papst mit Christo verbunden ist, so ist er im Grunde nur ein Glied, Diener und Sohn der Kirche; denn ohne sie wäre er überhaupt nichts. Der Papst ist nicht Bräutigam der Kirche; denn sie hat nicht zwei Häupter, sondern nur eines, und das ist Christus. Zwar sagt der Apostel mit Recht: Wer sich der Gewalt widersetzt, der widerstrebet der Ordnung

Gottes; aber der Papst hat keine Gewalt, schlecht zu regieren oder zu zerstören; wer ihm hierin widersteht, der widersteht nicht der Gewalt, sondern dem Mißbrauche der Gewalt, also nicht der Ordnung Gottes; das Haupt soll die Glieder regieren, nicht verführen und verderben; thut es dieß, so regiert es nicht, und dann ist auch niemand gehalten, ihm zu folgen, weil es aufhört, die Pflicht des Hauptes zu erfüllen." Matthäus schließt: „Gerne will ich mich widerlegen lassen, wenn mein Gesicht auf Täuschung beruht; ist es aber wahr, dann wollen wir aufstehen und unsere Stimme erheben, damit niemand in Unwissenheit bleibe über das Verderbliche jenes Feuers und über seine furchtbare Ausbreitung."

So sprach Matthäus von Cracow, ein hochgestellter Prälat, und mit ihm erhoben noch viele Andere ihre Stimmen gegen den römischen Stuhl, selbst der Kanzler Gerson in Paris wollte den Papst den Kirchenversammlungen unterworfen wissen; aber alle diese Bestrebungen, alle diese Stimmen, griffen das Ganze nicht an der Wurzel an. Sie wollten das unverbesserliche Papstthum reformiren. Das geht nicht an; das kann und muß nur, und zwar von Gott, gestürzt und kann nicht verbessert werden, so wenig als ein Pardel oder ein Mohr seine Haut zu ändern im Stande ist. Dessenungeachtet ist doch das freie Wort unsers Cracow als eine Stimme zu betrachten, die nicht ganz verhallte, sondern in Vieler Herzen Anklang fand. Gleicherweise zeugte ein Pariser-Lehrer, Nikolaus von Clemangis (gest. um 1440), gegen das kirchliche Verderben auf eine erschütternde Weise.

Es waren dieß Stimmen, durch welche Gott der armen, verführten Christenheit nach und nach die Augen öffnete und sie vorbereitete für die Reformationszeit.

Gregor von Heimburg.

Wenn das Licht der Wahrheit und der freien Gnade im Glauben an das Wort in irgend einer Seele aufgegangen ist, so wird durch den heil. Geist vor allen Dingen die Liebe in das Herz ausgegossen Röm. 5, 5. und mit der Liebe gegen Gott, wird zugleich die wahre Bruderliebe vom Herrn geschenkt; und mit der Bruderliebe die allgemeine Liebe, die Liebe gegen alle Menschen, so daß der Christ ein Weltbürger

im eigentlichen Sinn des Worts genannt werden kann: Er ist erhaben über allen kleinlichen Nationalstolz und Nationalhaß, der immer nur Arges bei einem andern Volk wittert und nur Gutes erblickt bei demjenigen, welchem er angehört. Aber bei alle dem wird die Liebe zu seinem Vaterlande, die Liebe zu seinem Volk, zu seiner Kirche keineswegs erkalten; sondern der Glaubige wird durch die ihm geschenkte Gnade von einem reinen Nationalgefühl entflammt werden, kraft dessen er sich auch für sein Volk aufopfern könnte. Einen solchen reinen Patriotismus zeigten Moses, die Propheten, ja der Heiland selbst, die Apostel und besonders der Heidenapostel Paulus. Röm. 9. Zur Zeit, als Gott seinen Geist in der Reformationsperiode aufs neue ausgoß, spricht Luther in seiner Schrift: „An den Adel deutscher Nation,“ vor allem das Nationalgefühl an, und sucht dasselbe für die evangelische Freiheit zu begeistern, aber freilich gründet er sich stets auf Gottes Wort; denn, wo dieses fehlt, da wird der Patriotismus zum argen Revolutionsschwindel in seiner falschen Richtung. Indessen kann auch das Erwachen des Nationalgefühls, als ein Vorbote von Licht und Recht, dem vollen Glanze der Wahrheit, wie die Morgenröthe der Sonne, vorangehen. Diese Richtung geht von den Hohenstaufen an bis zur Reformation, die ganze Zeit hindurch.

Die deutschen Deputirten in Constanz und Basel, der Fürstentag **1438** in Frankfurt, die Beschwerden, welche in der Mitte des **15**ten Jahrhunderts dem Cardinal Johann von Angelo, Legaten des Papstes Nikolaus V. übergeben wurden, und die **100** Beschwerden, die der Reichstag **1522** zu Nürnberg aufsetzte, sind ein Zeugniß von dem erwachten Nationalgefühl. „Teutschland“, sagt eine Flugschrift jener Zeit, „ist vorzeyten frey gewest, und jetzo den Walen (Welschen) mer zinspflichtig und untertenig, denn es je bei den Zeiten der alten Römer gewest ist. Es wird seines Gelts, Guts und Vermögens also ausgeschöpft und geleert, daß sich die Walen erfreuen mit besonderer Arglistigkeit.“ Gleicherweise spricht sich Martin Mayer von Heidelberg, Kanzler Dietrich's von Erbach, Erzbischofs von Mainz (**1457**) in einem Schreiben an den Cardinal Aeneas Sylvius aus: „Tausend Formen werden ausgedacht, unter denen

der römische Stuhl uns, wie Barbaren, auf seine Manier unser Gold wegnimmt. Dadurch ist es geschehen, daß unsere Nation, die, einst so berühmt, mit ihrem Muth und Blut das römische Reich erworben, und die Herrin und Königin der Welt war, jetzt in Armuth versunken, dienend und tribunalpflichtig geworden ist, und, im Schmutz liegend, schon viele Jahre her ihr Unglück, ihre Armuth beweint. Nun aber sind unsere Fürsten aus dem Schlafe erwacht; ja sie haben beschlossen, das Joch völlig abzuschütteln, und sich die alte Freiheit wieder zu gewinnen. Und es wird nicht ein geringer Fall des römischen Stuhls sein, wenn die Fürsten des römischen Reichs wirklich vollbringen, was sie im Sinn führen."

Gregor von Heimburg besonders zeichnete sich durch seinen edeln Freiheitssinn aus; er war ein Kämpfer für Recht und Wahrheit. Er stammte aus einem edeln Geschlechte in Franken, studirte in Würzburg, wird Doktor der Rechte, und tritt **1431** in die Dienste des Aeneas Sylvius, der zu damaliger Zeit gegen das kirchliche Verderben zeugte. Er war mit diesem bei der Kirchenversammlung in Basel. Den größten Theil seines Lebens verlebte er in Nürnberg, wo er Stadtsyndicus wurde, und die Rechte des deutschen Bürgerthums kräftig vertrat. Er ist auf fast allen Reichstagen thätig. Außerdem war er ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, ein Verfechter der Einheit und Selbstständigkeit des deutschen Reichs und des wankenden Kaiserthums. Insbesondere aber kämpfte er gegen Rom's Anmaßungen und gegen dessen Tyrannei. Anfangs war in letzterer Beziehung Aeneas Sylvius mit ihm gleicher Gesinnung, aber später entsagte der schlaue Italiener dem Kampfe gegen das Papstthum, und wurde ein eifriger Verfechter desselben; und dieser Abfall verschaffte ihm die dreifache Krone; er wurde Papst **1458**. Heimburg blieb fest, und seinen Grundsätzen unerschütterlich treu. Als der Papst Eugen **IV.** die beiden geistlichen Churfürsten von Trier und Köln absetzte, weil sie es mit der Basler-Kirchenversammlung hielten, so nahmen sich die übrigen Churfürsten ihrer an, und schickten Gesandte nach Rom, unter denen sich Heimburg befand, der mit kräftiger, derber Freimüthigkeit daselbst sich aussprach. Zu damaliger Zeit ver-

faßte er eine Schrift: „Ermahnung über die ungerechten Anmaßungen der römischen Päpste an den Kaiser, die Könige und Fürsten der Christenheit.“ In derselben heißt es: „Das Haupt der Kirche will die ganze Welt erniedrigen und sich unterwürfig machen; es bietet überall käufliche, geistliche Stellen aus, und reichet den Becher der Schande dar, der den begünstigten Männern der Kirche gar süße schmeckt, und selbst den Fürsten und Weltlichen, denen er anfangs bitter war, allmählig mundgerecht worden ist. Davon berauscht, haben sie sich gewöhnt, in den Anmaßungen des Papstthums göttliche Anordnung zu sehen, weil der Papst, auf die dem Apostel ertheilte Uebertragung der Heerde Christi sich beruft, und der Stellvertreter Christi, der Inhaber der Machtvollkommenheit Christi zu sein, sich rühmt. Obgleich er nun selbst aus den Worten Christi gar wohl weiß, daß hieran gerade das Gegentheil wahr ist, so schämt er sich doch nicht, es zu behaupten, und so ist es ihm gelungen, weil kein Lehrer zu widersprechen wagte, von denen die einen auf Beförderung hoffen, die andern befürchten, die erlangten zu verlieren, sich die ganze Welt zu unterwerfen, die Gewalt des Kaisers und der weltlichen Obrigkeit zu beeinträchtigen und alles in Verwirrung zu bringen. Allmählig sind Kaiser, Könige, Fürsten und Gemeinwesen, wegen Mangel an Sachkenntniß, wegen herrschenden Weltsinns, in sclavische Abhängigkeit gebracht worden, und es wurde ihnen als ein seligmachender Glaubensartikel aufgedrungen, daß der Papst von Christo eine Fülle der Macht habe, kraft deren er über Alles, was auf Erden ist, verfügen und niemand sagen dürfe: „warum thust du das?“ da er ja selbst den Engeln zu befehlen habe.“ Wem fällt bei diesen gewaltigen Worten die Stelle Offenb. **17, 1—2.** nicht ein? Heimburg fährt fort, sich auf die Schrift und die gläubigen Kirchenlehrer stützend: „Christus selbst hat seinen Aposteln und Jüngern nicht eine weltliche Macht der Lehre verliehen, ja er hat ihnen geboten, sich jeder weltlichen Herrschaft zu unterwerfen, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; sein Reich nicht als ein Reich von dieser Welt zu behandeln. Er selbst hat nie weltlicher König sein wollen, sondern ist dem weltlichen Herrscher unterthan gewesen, ebenso seine Apostel,

in Lehre und Leben. Mit welchem Bewußtsein also kann ein Priester, kann der Papst, die treuen Unterthanen des Reichs vom Eide der Treue und vom Gehorsam entbinden, wozu Christus und seine Apostel einen jeden verpflichten?"

Lächerlich findet Heimburg die Vergleichung des Papstes mit der Sonne, des Kaisers mit dem Monde. „Gesetzt auch," meint er, „die Vergleichung sei anzunehmen, so folgt daraus nicht die Unterwürfigkeit der Fürsten unter den Papst; denn, wie die Sonne dem Tag vorsteht, so steht der Papst und die Geistlichkeit der Lehre, dem Gebet, der Vermittlung der Gnade vor, und, wie der Mond der Nacht vorgesetzt ist, so der Kaiser dem Weltlichen. Christus war weit entfernt, Juden und Heiden durch Zwang und Gesetze zum Glauben zu bringen."

„Ehemals war die Bestimmung der Päpste, nicht zeitliche Herrschaft, sondern Märtyrerthum; ihr Ruhm war nicht Purpur (Offenb. 17, 3. 2.), weißes Roß, Reichthum, Glanz und Gewalt; sondern jenes Wort: „Siehe, Herr, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Seit Sylvesters Zeit wurde die Kirche vermischt und verunreinigt." (Heimburg war nämlich der irrigen Meinung damaliger Zeit, als ob Constantin der Große jenem Bischof von Rom, Schenkungen von irdischen Besitzthümern gemacht habe, was aber eine päpstliche Erdichtung ist.)

„Von da an bis zu den Zeiten Otto's I., (935—973) bewiesen die Kaiser den Päpsten viel Ehrerbietung, schickten ihnen Gesandte, erbaten sich ihren Segen, ihre Fürbitte; einige wurden von den Päpsten gekrönt. Die Päpste wurden dadurch übermüthig und so geschah es, daß die Kaiser einige von ihnen absetzten. Es ward festgesetzt, niemand solle Papst werden, als unter Zustimmung des Kaisers. Zur Zeit der Ottonen, wurden die Kaiser durch Fürsten gewählt, nicht unter dem Einfluß des Papstes, den es nichts anging. Nach dem dritten Otto (983—1001) gedachten die Päpste, wie sie sich die Kaiser unterwerfen möchten, und da bestachen sie die Wahlfürsten, brachten sie untereinander in Zwist, damit sich eine Parthei an den Papst wende. So entstand Spaltung im Reich, und die päpstliche Macht griff um sich. Dennoch wurden zur Zeit Heinrichs III. (1002—1024) die Bisthümer noch vom Kaiser und den Fürsten

besetzt, die übrigen geistlichen Stellen von den Bischöfen, unter Mitwirkung der Fürsten. Endlich hat man seit dem Papst Innocens III. (1198—1216) die Rechte des Kaisers an das Papstthum gebracht, die Besetzung aller geistlichen Aemter, nicht zu gedenken der Gelderpressungen, die damit verbunden waren.

„So wurden allerdings die Päpste Stellvertreter Christi, aber im schreiendsten Widerspruch mit demjenigen, dessen Stelle sie vertreten. „Christus“, sagt Heimburg, „hat das weltliche Reich ausgeschlossen; sein (sogenannter) Vikar strebt darnach. Christus flieht das (weltliche) Reich; sein Vikar dringt darauf, daß er dasselbe in Besitz bekomme. Christus wollte kein weltlicher Richter sein; sein Vikar maßt sich an, den Kaiser richten zu können. Christus vereinigte die getrennten Juden und Heiden zu einem Reich; sein Vikar bringt die einst einträchtigen Deutschen in Zwiespalt untereinander. Diese Mißbräuche wollte die Kirchenversammlung in Basel (1431) abstellen, aber sie wurde gehemmt. Viele (Aeneas Sylvius, Nikolaus von Cusa) die anfänglich die eifrigsten waren, sind vom Papste gewonnen, und schreiben ihm jetzt die Oberherrschaft zu, die sie sonst der allgemeinen Kirchenversammlung beilegten. Die Hure hat ihre Anbeter und Liebhaber trunken gemacht, so daß die ächte Braut Christi unter Tausenden kaum einen wahren Liebhaber findet. So wird durch einen eigensinnigen, ungeistlichen Menschen die Reformation aufgehalten und die Kirche verwirrt. Niemand aber ist mehr zu beklagen, als die deutsche Nation, die jetzt in Kirche und Reich, ihre theuren und mit Blut erkauften Rechte wieder hätte erwerben können. Auf denn!“ schließt Heimburg, in fast prophetischer Begeisterung, „ihr Trunkenen, erwachet, schüttelt den Staub von euch, brecht das Joch, das auf eurem Nacken liegt, werft von euch die verdammliche Neutralität, stellt das heilige Concil, (die Kirchenversammlung in Basel, die dem Papst entgegen trat) das mit dem Schifflein Petri noch schwankt, wieder her, und bewirkt durch dasselbe, wenn es wieder gesammelt ist, eine Reformation!“

Merkwürdig ist es, daß Heimburg an ein allgemeines Concil appellirte, wie einst Luther, der aber nachher wohl einsah, daß auch ein solches nichts vermöge, und nur der HErr durch seinen

Geist und sein Wort helfen könne. Heimburg hatte nicht Gelegenheit, diese Erfahrung machen zu können. Der Papst Pius **II.** (Aeneas Sylvius) sein ehmaliger Freund, schleuderte in der Folge einen Bannstrahl gegen unsern Heimburg, als er dem Erzherzog Sigmund von Oestreich gegen denselben mit seinem Rathe beistand. Die Stadt Nürnberg ward aufgefordert, den ruchlosen Menschen zu vertreiben und seine Habe in Beschlag zu nehmen; ja er ward als ein Sohn des Teufels jeder Verfolgung preis gegeben. Heimburg appellirte an eine allgemeine Kirchenversammlung, und, als er darüber angegriffen wurde, antwortete er aufs bündigste und kräftigste, und legte die Waffen nicht nieder. Als er noch unter dem Banne war, hatte Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz, einen Streit mit dem Papst **1461—1463**. Diether rief Heimburg zu seiner Hülfe herbei. Allein der Erzbischof unterwarf sich dem Papste, und verzichtete auf seine Stelle. Ebenso söhnte sich Sigmund mit dem Papste aus. Treulos überließen den Heimburg diese beiden sich selbst. Er war jetzt von allen Seiten verlassen, und ging nach Böhmen, wo er unter dem Schutze Podiebrad's seinen Kampf fortsetzte. Nach dem Tode dieses Fürsten (**1471**) begab er sich nach Sachsen, und fand Schutz bei Herzog Albert. Dieser söhnte ihn mit dem Papste Sixtus **VI.** aus, und nun wurde er vom Banne freigesprochen (**1471** an Ostern.) Desselben Jahrs, im Monat August, rief Gott diesen rüstigen, wackern Streiter und Zeugen von seinem Kampfplatze ab in die ewige Ruhe. Fast will es einem leid thun, daß ihm der Bann abgenommen wurde, und er sich mit dem Papste aussöhnte; da ja ein ungerechter Bann auf den zurückfällt, der ihn verhängt, und dem Unschuldigen eher Segen, als Fluch bringt. Indessen wird ihn wohl Herzog Albert zur Aussöhnung überredet haben, und wir hegen von Heimburgs edelm, biederen und christlichen Sinne die Ueberzeugung, daß er jene Aussöhnung nicht mit der Befleckung seines Gewissens erkauft haben wird. Heimburg starb arm, im fremden Lande, fern von seiner Heimath, aber mit dem Ruhm, für Christenthum und Recht gekämpft zu haben. Er hätte können angesehen, reich in dieser Welt werden, wie sein ehmaliger charakterloser Freund, Aeneas Sylvius und Ni-

holaus von Cusa: aber er zog vor Schmach vor, und wollt der Wahrheit getreu bleiben.

Der Lüge Macht erliegt auch selbst im Siegen;
Die Wahrheit triumphirt im Unterliegen.

Leben und auch glauben konnte man in der römischen Kirche, wie und was man wollte, wenn man nur Rom nicht antastete, und den Papst immer als den unfehlbaren Richter in allen Dingen anerkannte. Wer aber Dinge aufdeckte und ausschwatzte, die in Rom geschahen, wer von dem Greuel der Verwüstung redete, der war der schlimmste aller Ketzer, und mußte ohne Gnade sterben. Thomas Conecte von Flandern ist in Rom verbrannt worden, (1432) weil er Rom's Sünden strafte, weil er sagte, es sei eine Reformation nothwendig, man solle den Priestern die Ehe erlauben.

Hieronymus Savonarola zu Florenz (geboren den 21. Sept. 1452 zu Ferrara) aus einem angesehenen Patavinischen Geschlechte, war einer der feurigsten und gewaltigsten Gegner Rom's. Er wurde im Jahr 1475 Dominikaner zu Bologna, und zwar gegen den Willen seiner Eltern; später begab er sich in das St. Marco-Kloster nach Florenz, auf das Verlangen des Lorenzo Medici's. Zuletzt wurde er Prior in jenem Kloster. Er studirte fleißig die Kirchenväter, namentlich den heil. Augustin und die heilige Schrift, die ihm überaus lieb und theuer war, und gelangte auf diese Weise zu reinerer Erkenntniß der Wahrheit und des Christenthums. Natürlich mußte er finden, daß zwischen dem, was die Schrift lehrt, und zwischen dem, was die römische Kirche befiehlt, ein himmelweiter Unterschied sei. Jetzt hielt er es nun auch für seine Pflicht, das Verderben seiner Zeit anzugreifen. Er strafte die Sünden an Geistlichen und Volk mit heiligem Ernste, ließ sich indessen oft zu leidenschaftlicher Hitze hinreissen, die aber freilich auch wieder in dem großen Grade des Verderbens der Kirche, ihre Entschuldigung findet. Sein Leben war rein und untadelhaft; darum predigte und züchtigte er nicht nur mit Worten, sondern auch mit der That. Er hielt Vorlesungen über die Offenbarung Johannis mit großer Begeisternng, strafte den Unglauben, der

damals mehr und mehr überhand nahm. Allein er konnte nicht nur strafen; er weinte auch über den Abfall, bejammerte den Zustand der Kirche, und verlangte eine Reformation. Savonarola hatte eine prophetische Gabe; er enthüllte den Leuten oft ihre tiefsten, verborgensten Sünden. Er weissagte seinem Beschützer Lorenzo seinen Sturz und er erfolgte; er prophezeite von dem König Karl VIII. von Frankreich, daß er nach Italien kommen werde; er kam wirklich, und nun weissagte er ihm, er werde, wenn er die Kirche nicht reformiren würde, ein elendes Ende nehmen, und er starb, nach dem Bericht eines Zeitgenossen des Phil. Comminäus, plötzlich dahin an einem unreinen Ort seines Schlosses auf einem Strohsack, während er einem Spiel zusah. (1498 den 7. April.) Indessen blieben auch manche seiner Weissagungen unerfüllt, wäre er auf kirchlichem Boden geblieben, und hätte er nicht die Politik in den Kreis seiner Wirksamkeit hereingezogen, so würde allerdings sein Streben ein reineres, evangelisches geblieben sein; allein nach seinem Rathe bemächtigte sich das Volk der Republik nach Lorenzo's Tode. Die neu gewählten Magistratspersonen dankten ab, und ein Bürgerrath ward eingesetzt. Sein Gedanke war: Er wollte eine Volksregierung, und mit ihr eine apostolische Kirche, einen Gottesstaat einrichten, an dessen Spitze Christus selbst, als das unsichtbare Oberhaupt stehen sollte. Er hatte nicht bedacht, daß 1) das Reich Christi nicht von dieser Welt sei, und 2) daß, um einen Gottesstaat zu bilden, nothwendig die Bürger desselben erst Gottesleute sein müssen. Er reformirte indeß einige Klöster und stellte Zucht und Ordnung darin wieder her. Jetzt gebot ihm der Papst Alexander VI., jener schändliche Borgia, ein Giftmischer, Blutschänder, Wollüstling, der endlich an dem für andere zubereiteten Gifte 1503 starb, Florenz zu verlassen, und das Predigen einzustellen. Er wollte gehen, aber die Bitten seiner Florentiner bewogen den Papst, seinen Befehl wieder zurückzunehmen. Er predigte fort, und besonders griff er jetzt Rom, den Sitz und Pfuhl aller Unfläthereien und Verbrechen an. Der Papst ergrimmte und drohte; allein das Volk hing Savonarola an, und manche Menschen führten, erweckt durch sein christlich ernstes Wort, ein besseres, sittliches Leben. In-

dessen wuchs auch die Zahl seiner Feinde, welche zwar mit ihm wohl übereinstimmten, so lange er gegen den Papst und gegen andere eiferte; als er aber auch ihre Laster und Sünden mit glühendem Eifer züchtigte, so kehrten sie die Waffen gegen ihn. Besonders haßte ihn die genußsüchtige Jugend, die von ihrem bösen Leben nicht lassen wollte. Zum Unglück kamen die jungen Herren in den Rath. Der Adel war erboßt, weil das gemeine Volk auch Antheil an der Regierung nehmen durfte. Eine Hungersnoth sogar raubte ihm die Gunst des Volkes, weil dasselbe, angeregt durch Savonarola, goldene Zeiten erwartete. Der Papst, um ihn zu beschwichtigen, hatte ihm den Cardinalshut aus der Ferne gezeigt; allein Savonarola begehrte den rothen Hut eines Märtyrers. Er fuhr fort, die Fürsten zu einer Reformation aufzufordern, weil er eine solche von Seiten des Clerus und des Papstes nicht hoffen konnte. Einer seiner Briefe fiel dem Papste in die Hände: Er sagte darin: „Dieser Alexander ist kein Papst; er hat das Papstthum mit Geld erkauft, er lebt in Verbrechen; es fehlt ihm der Glaube an Gott.“ Jetzt drang der Papst auf seine Auslieferung; allein vergeblich. Er predigte fort: „Wer den rechten Glauben hat, liebt und fürchtet die Dinge dieser Welt nicht.“ Sein Freund J. F. Picus von Mirandola (gest. 1533) sagt von ihm: „Unter allen Verfolgern des Hieronymus waren diejenigen die schlimmsten, welche durch die verderbtesten Sitten sich auszeichneten, und besonders die Kirchenvorsteher, deren scheußliches Leben die ganze Welt mit Unfläthereien erfüllt hatte; jene Florentiner, welche sich auf schändlichen Wucher legten, sich im Sünden-Koth wälzten. Die Wollust, den Geiz, die Hoffarth, und die Simonie jener Leute griff er öffentlich und privatim an, und sagte, man müsse von Babel, worunter er Rom verstand, ausgehen, denn der böse Geist habe jenen Unflath und jenes Cloak von Gottlosigkeiten herbeigeführt. Auf diese Weise zog er sich den Haß der Mönche und Nonnen, und beinahe aller Geistlichen zu, weil er ihre Verweltlichung und ihre ungeheuren Mißbräuche rügte. Er mußte die Verleumdungen und Nachstellungen der Prediger-Mönche erfahren, weil er die Brüderschaft in Etrurien von derjenigen, welche das diesseitige Gallien (Lombardei) bewohnte,

getrennt, und jener auf göttliches Geheiß, eine Verfassung gegeben hatte." Im Jahr **1497**, erließ der Papst Alexander **VI.** ein Sendschreiben gegen ihn: Savonarola vertheidigt sich gegen die Anschuldungen und sagt: „Ich bin bereit, in allen Dingen, in denen ich irre, öffentlich vor allem Volk zu widerrufen. Nur möge Ew. Heiligkeit mir anzeigen, was ich von dem, was ich geschrieben oder gesagt habe, widerrufen soll."

Der Papst lud den Savonarola vor seinen eigenen Richterstuhl in einem sanften Tone, weil er in seinem Schreiben sich immer noch demselben unterwerfen wollte, und wiederholte ihm das Verbot, zu predigen. Savonarola gehorchte eine Zeitlang; allein bald begann er aufs neue zu predigen. Einst, als er im Predigen begriffen war, da fingen seine Feinde einen Tumult in der Kirche an. Man bemerkte entblößte Schwerter. Die Gemeine rief hierauf: „Es lebe Christus, unser König!" Darnach begleiteten ihn Bewaffnete in sein Kloster, und abermal ward ihm das Predigen untersagt. Jetzt that ihn der Papst in den Bann, und das Interdikt ward unter dem Geläute der Todten-Glocken gegen die Stadt Florenz in der Domkirche veröffentlicht. Nun wird der Sturm ärger, grimmiger. Savonarola predigt fort, mit immer größerer Entschiedenheit. „Wenn dich Christus nicht absolvirt," sprach er unter anderm, „was helfen dir alle andern Absolutionen." „Nur du, Herr Christus," sagte er, in seiner letzten Predigt, „bist mein Bischof und mein Papst!" Indeß ließ der Papst der Stadt Florenz Gnade wiederfahren; aber Savonarola ward vor ein Gericht citirt. Die Gährung wird immer größer und drohender. Endlich bot ein Franciskaner einem Dominikaner die Feuerprobe an. Als Streitpunkte stellten sie unter anderm fest: „Die Kirche Gottes bedarf der Erneuerung. Sie wird geschlagen, aber wieder erneuert werden. Florenz wird nach Schlägen erneuert werden, und glücklich sein. Die Unglaubigen werden sich zu Christo bekehren. Dieß alles geschieht noch zu unsern Zeiten. Der gegen den ehrwürdigen Hieronymus Savonarola neulich ausgesprochene Bann ist nichtig; derjenige sündigt nicht, der ihn nicht hält." Allein, statt der Feuerprobe, kam es zum Mönchsgezänk. Der Pöbel, angestiftet durch die Mönche, stürmte das Dominikaner Kloster,

man drang mit Feuerbränden in die Kirche, und nun stellte sich Savonarola freiwillig vor dem Gerichte (1498.) Als er durch die Gassen zog, wurde er vielfach mißhandelt. Seine Feinde waren seine Richter. Unter den Ketzereien, die man ihm zur Last legte, war die, daß er die freie Rechtfertigung durch den Glauben an Christum predige, und wirklich spricht er im evangelischen Sinne sich mit folgenden Worten hierüber aus: „Die That der Rechtfertigung ist eine That der lautern Erbarmung Gottes, durch die Gnade und das Verdienst Jesu Christi." Allein Savonarola kannte die Sünde nicht tief genug, und in dieser Beziehung dachte er römisch.*) Papst Alexander VI., ließ ihn grausam foltern. Da rief er im Schmerze: „Es ist genug, Herr, nimm du meine Seele zu dir." Er betete für seine Feinde. Diese wendeten alles an, um ihn zum Tode zu bringen. So verfälschten sie z. B. die Akten auf Betrieb eines feilen Menschen, der Savonarola's Fürbitte das Leben verdankte. Savonarola wollte sich gegen solche Menschen nicht rechtfertigen. In den letzten Tagen seines Lebens, sprach sich die Fülle seines Glaubens und seiner Hoffnung in seiner Auslegung des 31. und 51sten Psalms aus, welche Luther 1523 herausgab. „Sterben muß dieser Mensch, sagte der Papst, und wenn er Johannes der Täufer wäre!" So war sein Tod beschlossen. Savonarola reichte sich selbst das Abendmahl, und wurde nun zum Richtplatze abgeführt. Er that diesen schweren Gang mit Freuden. Zwei seiner Freunde, Dominikus und Sylvester wurden mit ihm aufgehängt, und als Ketzer und Volksverführer nebst dem Galgen verbrannt. Mitten in der Gluth sah man ihn die schon versengte Hand zum Segen aufheben. So starb er im Glauben an den, der für ihn in den Tod gegangen war (den 23. Mai 1498.) Seine Feinde brachten die Sage gegen ihn in Umlauf, er habe sich auf der Folter als einen Betrüger bekannt; allein seine Freunde behaupteten mit Recht das Gegentheil, und sagten, er habe nie seine Ueberzeugung verleugnet.

*) Die römische Kirche nimmt die gänzliche Verderbniß der menschlichen Natur nicht an; sondern lehrt blos eine Schwächung, eine Verwundung derselben.

Savonarola hatte einen reformatorischen Geist, und weissagte sogar Luthers Werk voraus; er lehrte die Rechtfertigung durch den Glauben, so weit er sie verstand, und bereitete hiedurch die Reformation vor; allein er kannte, wie oben bemerkt, nicht tief genug die Sünde in sich selbst, und somit auch nicht in Andern. Er wollte reformiren, aber nicht durch Predigt allein, sondern auch durch Weissagung; er wollte reformiren, nicht blos durch's Wort, sondern auch durch's Regiment, und zwar durch's weltliche; er wollte einen neuen Zustand herbeiführen, nicht blos im göttlichen Sinne, sondern auch im menschlichen; er wollte nicht nur die Kirche, sondern auch den Staat reformiren. Es fehlte ihm die Demuth eines Jüngers Christi, und er griff dem Plane Gottes vor, anstatt den Winken und Spuren des Herrn zu folgen. Aber wir dürfen fest glauben, daß in der Trübsalshitze seiner letzten Tage die Schlacken des eigenen Wesens wegfielen, und nur das reine Glaubensgold geläutert aus dem Schmelztiegel hervorging. Gewiß treffen wir ihn drüben unter dem Altare des Lammes an. Offb. 6, 9.

Andreas,

Dominikaner und Erzbischof von Crayn und Kardinal, kam einst als Gesandter nach Rom. Bis dahin hatte er ehrlich genug geglaubt, der Papst sei ein Biedermann, am römischen Hofe gehe alles apostolisch zu. Allein er fand es ganz anders, und nun scheute er sich auch nicht, dem Papste Sixtus **IV.** Vorstellungen zu machen. Er wurde dafür verhöhnt und verfolgt. Da wollte er ein neues Concil in Basel versammeln. Er begab sich in jene Stadt, und durch einen öffentlichen Anschlag im Münster (**13.** Juli **1482**) lud er zu einer Kirchenversammlung ein. In demselben hieß es: „Wir haben schwere und verdammungswürdige Aergernisse und Verbrechen mit unsern eigenen Augen gesehen und mit unsern Ohren gehört, und zwar am römischen Hofe herrschen sie und werden begangen. Da entsteht das Verderben christgläubiger Leute beider Stände, so daß es jämmerlich ist zu sehen und zu hören, wie das Schifflein Petri, d. i. die ganze allgemeine Kirche, schwankt; nach außen durch die Verfolgungen der Türken und Ungläubigen, und nach innen wird sie erschüttert, zerrissen und zerspalten durch Krieg, Ketze-

reien, Sünden, Laster, Ungerechtigkeiten, Irrthümer und unzählige Schlechtigkeiten, so daß zu befürchten ist, sie werde endlich von dem Schlunde der Verdammniß verschlungen. Da wir ferner wahrgenommen haben, daß so vielen Uebelständen ohne Kirchenversammlung nicht abgeholfen werden könne, so haben wir in der berühmten Stadt Basel ein allgemeines Concil, das sich gesetzmäßig im Namen unsers Herrn Jesu versammeln wird, angesagt, zur Reformation des katholischen Glaubens, zur Verbesserung der Sitten, zur Ausrottung der Verbrechen und Laster, und zur Herstellung des allgemeinen Friedens unter dem christlichen Volke."

Den **21.** Juli fügte er eine Appellation gegen den Papst Sixtus **IV.** hinzu, in welcher es hieß: „Ich will zu dir reden, Franziskus Savona, vom Minoriten-Orden, der du den heiligen Stuhl auf schlechte Weise eingenommen und unter dem Namen Sixtus **IV.** schon eilf Jahre inne hast; ich könnte die Worte des Apostels Paulus, die er an den Elymas richtete, mit Recht auch an dich richten (Apostg. **13**, **10**.): „O du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit, und Feind aller Gerechtigkeit, du hörest nicht auf, abzuwenden die rechten Wege des Herrn;" denn durch Simonie, wie ein Dieb, bist du durch's Fenster eingegangen in's Regiment der heiligen, römischen Kirche. Daher bezeugt die Wahrheit selbst, du seiest ein Sohn des Teufels, weil du seinen Willen thust; denn Christus sagt: „Ihr seid aus dem Vater, dem Teufel, und den Willen euers Vaters wollt ihr thun". Wie oft, o Sixtus! habe ich mit innigster Liebe deine Ungerechtigkeiten bestraft, und du hast mich nicht gehört! Wie oft habe ich deine Laster getadelt, und du hast mich verachtet! Wie oft habe ich deine Uebertretungen dir vorgehalten, und du hast mich verspottet! Habe ich dir nicht nach der Vorschrift des Evangeliums im Geheimen sagen dürfen: Warum segnest und fluchest du um Geld? Warum verkaufst du Beneficien? Warum bietest du geistliche Gnaden um Geld feil? Warum duldest du die Sodomiter, Tempelschänder, Simonisten, Mörder im Cölibate, welche die Gerechtigkeit verkaufen, eine gottlose Lehre predigen, Jungfrauen schänden, mit Schwestern Blutschande treiben, Kinder zeugen, Nonnen schänden,

die Wucherer? Die Laien sind gescheidter, führen sich ehrbarer, frömmer und besser auf, als die Geistlichen, welche sogar ihre Irrthümer mit Christi Gesetz zu vertheidigen wagen. Du aber, Sixtus, wann wirst du mit der Sorgfalt eines Hirten diesen Uebeln begegnen? Da du meine öftern Ermahnungen unter vier Augen nicht angenommen hast, so habe ich noch andere Zeugen; ich habe dich in der Versammlung der Kardinäle zur Besserung ermahnt. Du aber bist an einer unheilbaren Wunde krank, welche alle Arznei verschlingt, und hast meine Ermahnung nicht in dein Herz aufgenommen; du hast nicht Buße gethan, sondern dich mehr und mehr verstrickt; du ziehest auf mich los, schnaubest mit Dräuen und Morden gegen mich und suchtest mich mit List zu fangen, und endlich hast du mich, als einen unschuldig Gefangenen und Verurtheilten, wieder frei gelassen. Demnach, damit die Kirche nicht von Tag zu Tag mehr durch deine Schändlichkeiten der Verdammniß entgegen gehe, so werde ich das Aeußerste versuchen.“ — Der Ausgang dieser Sache war: Andreas wurde in Basel in's Gefängniß geworfen, in welchem er 1484 starb.

Er erkannte das Verderben an Haupt und Gliedern; aber er sah nicht, daß das ganze schlechte Gebäude auf einem falschen Grunde ruhte. Er wollte reformiren durch neue Gesetze und neue Einrichtungen, durch eine Kirchenversammlung, da doch weder das Baseler- noch das Constanzer-Concil etwas zu Stande brachte. Jedoch ein Verdienst hat er: Er wollte ernstlich eine Reformation. Er hielt den Papst, als solchen, nicht für unfehlbar, und sagte ihm die Wahrheit derb und dreist in's Gesicht. Daher starb er auch als ein Märtyrer der Wahrheit.

Ein anderer Zeuge,

Johannes Vitrarius,

ein Franziskaner in Tournay, sprach sich ebenfalls stark gegen das kirchliche Verderben aus, ohne indessen, wie Andreas von Crayn, tiefer zu blicken. „Es wäre besser,“ sagte er, „seinem Kinde die Kehle abzuschneiden, als dasselbe in eine Religion, die nicht reformirt ist, zu übergeben. Wer die Messe eines Priesters hört, welcher ein Weib (Beischläferin) in seinem Hause hält, der begeht eine Todsünde. Die Heiligen sollen

nicht angerufen werden u. s. w." Indessen hielt derselbe das Fasten außerordentlich hoch, und widerrief am Ende das, was er bezeugt hatte.

Im bestimmtern Sinne kann indeß

Jakob von Jüterbock

als ein Vorläufer der Reformation angesehen werden. Wenn jemand einer Religionspartei angehört, und sich zu derselben eifrigst bekennt, und er tritt als Bußprediger furchtlos gegen die Seinen auf, so darf man ihm wohl glauben, wenn er deren Sünden, Blößen und Irrthümer aufdeckt. In diesem Falle befand sich auch Jakob von Jüterbock. Er war noch manchen irrthümlichen, römischen Satzungen hingegeben, stand in Mitten seiner Kirche und war ein äußerst strenger Mönch, und doch ist er nicht blind in Bezug auf manche Mißbräuche, die in seiner Kirche im Schwange gehen.

Jakob von Jüterbock war aus jener Stadt, in welcher hundert zweiunddreißig Jahre nachher der Dominikaner-Mönch Tezel den Ablaß predigte, und hiedurch den ersten äußern Anstoß zur Reformation gab. Er ward geboren um das Jahr **1383**, also gerade hundert Jahre vor Luther. Er ließ sich später unter die Cistercienser in dem polnischen Kloster Paradies aufnehmen; hierauf studirte er in Krakau, und wurde Doktor und Abt im genannten Kloster. Vierzig Jahre lang, während welcher Zeit er in einem Kloster bei Prag in Böhmen einen kurzen Aufenthalt machte, war er Cistercienster-Mönch. Allein die Strenge dieses Ordens war ihm nicht streng genug; daher wirkte er sich bei den päpstlichen Gesandten auf der Basler Kirchenversammlung die Erlaubniß aus, zu den Karthäusern übertreten zu dürfen. Er trat in das Kloster dieses Ordens in Erfurt, wurde Prior desselben und lehrte zugleich die Gottesgelehrheit an der dortigen Hochschule, wo Johann von Wesel wirkte und Luther studierte. Er erreichte ein sehr hohes Alter, und starb den **30.** April **1465** im achtzigsten Jahre seines Lebens.

Unsern Lesern wird es wohl nicht unangenehm sein, wenn wir ihnen, bevor wir weiter gehen, eine kurze Nachricht von dem Karthäuser-Orden geben: Bruno, ein gelehrter Geistlicher aus Köln, Vorsteher der Domschule zu Rheims, sah um sich

her mit Widerwillen und Abscheu die Ausschweifungen der Geistlichen, unter denen sich der Erzbischof Manasse durch sein schlechtes Leben hervorthat. Er sammelte um sich her eine Zahl Gleichgesinnter, und begab sich mit ihnen in eine einsame Gegend, genannt Kartusia (Chartreuse), bei Grenoble in Frankreich (1084). Anfangs hatten sie keine bestimmte Ordensregel, und erst später führte Basilius, ein Ordensgeneral, eine solche ein, welche von Papst Alexander III. (1168) bestätigt wurde. Die Karthäuser-Mönche tragen schwarze Kappen, eine weiße Kleidung, halten strenge Fasten und beobachten ein fast immerwährendes Stillschweigen, enthalten sich alles Fleisches, bleiben beständig im Kloster eingeschlossen und tragen ein härenes Hemd auf dem bloßen Leibe. Ihr Lager oder Bette besteht aus Stroh, das mit Filz oder einem groben Tuche bedeckt ist. Im Speisezimmer richten sie ihre Augen unverwandt auf die Speisen, legen ihre Hände auf den Tisch, während sie ihre Aufmerksamkeit auf den Lehrer heften. Alle Samstage beichten sie dem Prior. In ihre Kirchen dürfen keine Frauensleute kommen. Ihre Klöster sind reich und schön; dessenungeachtet blieben sie ihrer Einfachheit und Strenge getreu. Ihre Beschäftigung bestand im Bücherabschreiben. Bruno ist gestorben im Jahre 1101.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir wieder zu unserm Jakob von Jüterbock zurück. Obgleich strenger Mönch, äußert er schon den Gedanken, die Klostergüter könnten wohl auch von der Obrigkeit für andere wohlthätige Zwecke verwendet werden; ja er hoffte sehnsuchtsvoll auf eine Reformation. Seine Gedanken hierüber sind in einer Schrift enthalten, die den Titel trägt: „Ueber die sieben Perioden oder Zeitabschnitte der Kirche" (1449). Er theilt die ganze Geschichte nach den sieben Siegeln der Offenbarung Johannes, in sieben Entwicklungszeitläufte ein, und glaubte, die Kirche befinde sich in ihrem vierten und fünften Zeitabschnitte. Die eine ist ihm die Zeit der Heuchelei, die andere, die Zeit der Verfolgung, in welcher viele treue Zeugen ihr Blut, um des Wortes willen, vergiessen müssen. Diese beiden Merkmale findet er in der gegenwärtigen Zeit; die Heuchelei mache den Grundzug seiner Zeit aus. Er ist indessen ungewiß, ob eine Reformation kommen oder ob das Verderben

immer zunehmen werde bis zum sechsten Zeitabschnitte, wo der Antichrist kommen soll. Das letztere scheint ihm aus folgenden Gründen das Wahrscheinlichste zu sein: „1) Stehe der Geistliche in der tiefsten Verachtung; 2) höre man von Kriegen und Kriegsgeschrei in allen Theilen der Welt; 3) werden die treusten und frömmsten Männer verfolgt; 4) werden geistliche Güter und Aemter überall um Geld verkauft; 5) sei das sittliche Verderben unter Fürsten, Volk und Geistlichen so hoch gestiegen, daß es so fort nicht mehr gehen könne." „Eine Reformation sei allerdings zu wünschen und höchst nöthig; aber es habe keinen Anschein, daß eine solche verwirklicht werden könne, denn allerlei reformatorische Beschlüsse seien auf allgemeinen Kirchenversammlungen gefaßt und bekannt gemacht worden; allein bald seien geistliche und weltliche Personen aufgestanden, und haben sich denselben widersetzt, und es werde alles wieder zu nichte. Wenn die Zeit zum Gebären komme, so habe die in Kinderwehen Liegende keine Kräfte mehr, und das Kind könne nicht zur Geburt gelangen; die wüthenden Widersacher suchen nicht allein den heiligen Sprößling, die Reformation, zu tödten, sondern auch die Mutter, das Ansehen der Kirchenversammlungen, die allein im Stande wären, eine Reformation zu bewirken." Darin irrte freilich Jakob von Jüterbock, wie so viele ernste Männer seiner Zeit, da ja die Männer der Concilien, der Masse nach, ebenso verderbt waren, und ebenso verderbt sein mußten, wie der ganze Leib der Kirche; ja, die höhere Geistlichkeit, aus welcher die Concilien bestanden, war am tiefsten versunken. Er sprach folgende Gedanken hierüber aus: „Eine Reformation ist möglich, entweder durch Gott oder durch Menschen. Ein Drittes scheint nicht denkbar. Gott ist Alles möglich; er könnte die Herzen der kirchlichen und der weltlichen Fürsten erleuchten, so daß jeder sich und die Seinigen reformirte; aber Gott handelt in der Regel nicht ohne Vermittlung. Nun," meint er, „könnte eine Reformation, sollte sie durch Menschen herbeigeführt werden, nur durch weltliche und geistliche Fürsten geschehen, denen Ueberredung und Gewalt zu Gebote stehen. Durch einen Mann kann das nicht geschehen; denn es sind schon Viele aufgestanden, und es ist nichts geworden; selbst nicht durch den Papst; ja, es ist

mit Händen zu greifen, daß der päpstliche Hof der Reformation am meisten bedarf. Kann der Papst seinen Hof nicht reformiren, wie ist es glaublich, daß er die große Kirche reformiren werde. Die Kirche kann nicht gebessert werden, so lange nicht ihres Hauptes Wunden geheilt sind, so lange der päpstliche Hof nicht gereinigt ist. Aber gerade die italienischen Geistlichen stellen sich einer Reformation am meisten entgegen, und zwar, weil sie auf Gewinn, auf zeitlichen Nutzen hoffen, und befürchten, ihre Stellen und Würden zu verlieren; sie zittern schon, wenn sie von Zusammenberufung einer Kirchenversammlung hören.„ „Solche Leute, (die den Papst über die Kirchenversammlungen stellen)," fährt er fort, „meinen dem Papste zu dienen, widerstreben aber seinem Heile, berauben ihn des Besten, einer brüderlichen Zurechtweisung, deren er, zum Wohl der Kirche, mehr als jeder Andere bedarf; denn so unsinnig wird doch niemand sein, zu behaupten, der Papst könne nicht sündigen und nicht vom rechten Wege abweichen; wurde ja Petrus, der erste Papst (?), von Paulus, einem Einzelnen ihm Untergeordneten (?), getadelt. Dem Papste die Zurechtweisung, ja die Möglichkeit der Niederlegung seiner Würde zu entziehen, ist die größte Gottlosigkeit; es heißt nichts anders, als ihm die volle Sicherheit des Sündigens gewähren, und ist gerade so, als ob man einem Rasenden ein Schwert in die Hände geben wollte. Wie kann man zu sagen wagen, der Papst könne nicht durch die auf einem Concil versammelte Kirche zurechtgewiesen, ja selbst abgesetzt werden? da er ja, wenn er der Kirche Anstoß gibt und unverbesserlich ist, nicht als Papst handelt, sondern als ein von der päpstlichen Würde abgefallener Uebertreter. Wenn der, welcher den Geringsten ärgert, nach Christi Wort, die schwerste Strafe verdient, wie vielmehr der, der die ganze Kirche ärgert! Der Papst ist selbst nur ein Glied der Kirche, deren oberstes Haupt Christus ist."

Jakob von Jüterbock meint also, die Kirche sei nur durch eine Kirchenversammlung zu reformiren; allein auch daran zweifelt er, weil das Maaß der Sünden, nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse, immer voller werde, bis der Sohn des Verderbens komme. Er freut sich, daß ein besserer Papst, Nikolaus V.,

(1449) auf dem römischen Stuhle sitze; aber er trauert darüber, daß die Beschlüsse von Constanz und Basel nur verlacht werden. Unser Jakob von Füterbock erkennt, daß der Papst, welcher vor und nach der Sendung des heiligen Geistes geirrt habe, keine Kirchenreformation bewirken könne; er sieht das kirchliche Verderben in seiner ganzen Größe, allein er greift den päpstlichen Stuhl, als solchen, keineswegs auf eine Weise an, wie er es verdient hat. Er kennt nicht das falsche Fundament, die falsche Lehre, auf der der ganze Kirchenbau steht. Indessen ist er immer als ein Vorläufer der Reformation anzusehen, und wenn er auch noch seine Meinung, sollte er irren, der Kirche unterwerfen will, so sprach er doch kräftige Worte aus, die in manchen Herzen Anklang finden mußten. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben mußte ihm, dem strengen Mönche, immer noch dunkel bleiben, und diese kann allein den Christen frei machen und ihn in alle Wahrheit leiten.

Manche andere, ernstere und tiefer blickende Männer erkannten ebenfalls theilweise das Verderben der römischen Kirche und sprachen sich darüber aus.

Johannes Laillier

z. B., Magister der Sorbonne in Paris, erkannte die Zwangsherrschaft und ihre Verderblichkeit, die in der römischen Kirche herrschte. Derselbe hatte (1484) in einer öffentlichen Disputation behauptet: „Petrus hat von Christo nicht die Herrschaft über die andern Apostel, noch den ersten Rang empfangen. Alle Geistlichen haben gleiche Gewalt von Christo erhalten, so daß die Pfarrer gleich sind in Bezug auf Gewalt, Regiment und Rechtspflege. Der Papst kann den Fremden die Strafe, die ihnen für ihre Sünden gebührt, kraft des Ablasses, nicht erlassen, auch wenn dieß auf rechte und vernünftige Art geschehen würde. Die Aebte, Prioren und andere Prälaten der Mönche absolviren ihre Mönche nicht kraft des Schlüsselamts, sondern aus purer Gewohnheit; die Beichte gründet sich nicht auf göttliches Recht. Wenn ihr wollt, daß ich euch meine Gedanken über den Papst sagen solle, so werde ich alles zerstören. Wer einem Bettelmönche beichtet, darf nicht als absolvirt betrachtet werden, sondern muß dieselben Sünden seinem Pfarrer bekennen. Die Be-

schlüsse und Verordnungen der Päpste sind nichts, als Anmassungen. Die römische Kirche ist nicht das Haupt der übrigen Kirchen. Ein Priester ist größer, als der andere, in zeitlichen Dingen, ja vielleicht in Bezug auf Tugenden, aber nicht in Beziehung der kirchlichen Gewalt.“

Derselbe Johannes Laillier predigte (1486) dem Volke: „1) Haltet die Gebote Gottes und der Apostel; was aber den Befehl der Bischöfe und anderer Kirchenobersten betrifft, so achtet diese dem Stroh gleich; sie haben die Kirche durch ihre Schurkereien zerstört. 2) Einige haben gepredigt von einem Heiligen, der an dem Orte sein soll, wovon Lucifer verstossen ist. Solche Prediger verderben Alles, und seit sie eingesetzt sind, wird die Kirche nie gedeihen. Wenn man die Sache genau untersucht, so wird man finden, daß der, welchen sie für einen Heiligen halten, nicht an dem Orte ist, wo Lucifer (vor seinem Falle) war, sondern da, wo Lucifer gegenwärtig sich befindet.“ Laillier erkannte also, daß die römische Kirche manche Schurken in den Himmel versetzte, welche nach Gottes Urtheil in der Hölle sind. „3) Die Reichen werden jetzt unter die Heiligen versetzt, die Armen sind verlassen. Wenn der Papst eine gewisse Summe Ducaten überkommt, so steigt man auf zwanzig Stufen, um jemand heilig zu sprechen u. s. w. Seit der Zeit des heil. Sylvester ist kein Bekenner rechtmäßig heilig gesprochen worden. 4) Wenn ein Priester heimlich verheirathet wäre, und käme zu mir, um zu beichten, ich würde ihm keine Buße auferlegen. 5) Die Priester der morgenländischen Kirche sündigen nicht, wenn sie sich verheirathen, und ich glaube, wir würden ebenfalls nicht sündigen in der abendländischen Kirche, wenn wir uns verehelichten. 6) Seit vierhundert Jahren wurde den Priestern verboten, sich zu verheirathen, von einem Papste oder Päpstlein (Papillon). Ich zweifle, ob er's verbieten konnte. 7) Ich gebe dem zwei Kreuzer (deux blancs), welcher mir einen Bibelspruch zeigen kann, der uns befiehlt, in der Fastenzeit zu fasten. 8) Seit Sylvester (der im Anfange des vierten Jahrhunderts lebte) ist die Kirche Rom's nicht mehr die Kirche Christi, sondern die Kirche des Kaisers und des Geldes. 9) Man ist nicht verbunden, die Legenden von den

Heiligen zu glauben." Leider ließ sich auch Laillier zum Widerrufe bewegen (1486), und nun absolvirte ihn der Bischof von Paris. Sein Zeugniß hatte daher auch nicht diejenige Kraft, die es gehabt hätte, wenn er, sein Leben für die Wahrheit hinzugeben, bereit gewesen wäre.

So suchte die römische Kirche überall jeden Gedanken zu unterdrücken, der sich frei über ihr Verderben äußerte, dadurch, daß sie entweder die Zeugen zum Schweigen brachte, oder aber diejenigen, die nicht schweigen wollten, verbrannte. Indessen breitete sich die Wahrheit immer mehr aus. Gott regiert und sitzt im Regimente. Hussiten-Missionare durchzogen Deutschland. Johann von Wesel stand im Verkehre mit einem solchen, Namens Nikolaus von Böhmen oder Polen.

Nikolaus Rus,

Priester und Magister der Gottesgelehrtheit, wurde von böhmischen Brüdern zuerst angeregt (1500), welche umherreisten, um das Wort vom Kreuze im Stillen zu predigen. Dieser Rus schrieb eine Erklärung des Vater-Unsers, des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der zehn Gebote. Er verwarf den Ablaß, lehrte die Vergebung der Sünden aus Gnaden, verwarf die Unfehlbarkeit des Papstes, die Anbetung und Verehrung der Heiligen und Reliquien. Er behauptete, die Geistlichen müssen Abgaben bezahlen und der weltlichen Obrigkeit sich unterwerfen. Er tadelt die menschlichen Ueberlieferungen, greift allerlei Aberglauben und Mißbrauch, und namentlich das schändliche Leben der Geistlichen an, die er Diener des Antichrists nennt. Er mußte nach Wismar flüchten, und von da kam er nach Rostock zurück; allein die Feinde ließen ihn nicht ruhig, weil er sie in ihrem fleischlichen Treiben und Leben nicht ruhig ließ, so daß er nach Liefland fliehen mußte.

Zu diesen vereinzelten Zeugen der Wahrheit in der römi-Kirche kamen die Bibelübersetzungen in verschiedene lebende Sprachen. Carl **VIII.** ließ die französische Bibelübersetzung des Chorherrn Gujars, des Moulins (1498) drucken. Eine italienische Uebersetzung des Benediktiners Nikolaus Malermi wurde **1471** und **1477** gedruckt. Deutsche Bibelübersetzungen wurden **1462** in Mainz und an andern Orten, in Nürnberg, Straß-

burg, Augsburg vierzehn Mal gedruckt. Eine niedersächsische Bibel ist drei Mal in Cöln (1470), in Lübeck (1494) und in Halberstadt gedruckt worden. Freilich sind diese Uebersetzungen sehr mangelhaft gewesen, und wenig verbreitet worden; aber sie waren doch kräftige Glaubenszeugen, da, wo sie gelesen wurden, und die Kenntniß der Wahrheit drang überall in alle Stände ein, und dieselben brachen unter Gottes Beistand der Wahrheit Bahn. Außer der Bibel fing man wieder an, die Schriften des großen Kirchenlehrers Augustin zu lesen, die man so lange vernachlässigt hatte.

Wir wollen unsern Lesern die Geschichte einiger andern Männer etwas ausführlicher mittheilen, welche in einem besondern Sinne als Vorläufer der Reformation betrachtet werden können, und wir sind dieß um so leichter im Stande, als wir zu diesem Behufe die Arbeiten eines deutschen Gelehrten, welcher das Leben jener Männer an's Licht zog, benützen können.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung der einzelnen Zeugen.

Johann von Wesel, oder Richrat, (Ruchrath).

Johann von Wesel war gebürtig aus dem Städtchen Oberwesel, das am Ufer des Rheines, zwischen Mainz und Coblenz, in der Nähe von St. Goar liegt. Er ward geboren zu Anfang des 15ten Jahrhunderts. Die Geschichte seiner Kindheit und seiner Jugend liegt im Dunkel; eben so wenig haben wir Kunde von seinen Eltern und seiner Erziehung und Bildung. Er studirte zu Erfurt; eine Hochschule, welche durch die Bürgerschaft in's Leben gerufen worden war, zur Zeit, als zwei Päpste einander entgegenstanden und sich bekämpften (1378). Seine Lehrer, die einen Einfluß auf ihn übten, und die den ersten Keim

der Wahrheit durch Gottes Gnade in ihn legten, waren wahrscheinlich Gottschalk Gresemunt oder Gottschalk von Meschede (gestorben **1470**) und Jakob von Jüterbock, der bekanntlich im dortigen Karthäuser-Kloster lebte, und an der Universität lehrte. Von diesem Manne wissen wir, wie er mit inniger, heiliger Sehnsucht einer Reformation entgegen sah, und durch seinen ernsten, frommen Sinn sich auszeichnete.

Nachdem Johann von Wesel seine Studien vollendet hatte, wurde er Magister der Weltweisheit, und dann Doktor der Gottesgelehrtheit (**1456**). Er war ausgezeichnet, als Lehrer und Prediger, so daß ihn sein Zeitgenosse, Wimpheling, eine Zierde Erfurt's nennt, und Luther von ihm rühmte: „Johann Wesalia hat zu Erfurt die hohe Schule mit seinen Büchern regiert, aus welchen ich daselbst auch bin Magister worden.“

Damals (um **1450**) ließ der Papst, Nikolaus V., das große Jubeljahr feiern. Eine ungeheure Menge Menschen wanderte nach Rom, um vermeintlichen Ablaß zu holen, und um ihr Geld nach Rom zu tragen. Der Papst verlängerte das Jubiläum noch um ein Jahr, und schickte (**1451**) den Kardinal Nikolaus von Cusa nach Deutschland, der, wie später Meister Tezel, nur nicht so grob, Ablaß verkündigen mußte. Ein Kasten ward aufgestellt, in welchen die Büßenden ihre Gaben warfen, die der Kardinal dann dem Papste nach Rom sandte. Derselbe ritt auf einem Maulesel umher, Christi Demuth nachäffend, und Fürsten, Geistliche und Volk empfingen ihn überall auf's Feierlichste und begleiteten ihn unter Gesängen in die Kirchen, wo er Messe las oder predigte. Auf seinem Zuge kam er auch nach Erfurt, und wurde hier mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Er ritt auf seinem Maulesel in das Peterskloster, und predigte unter freiem Himmel, auf einem grünen Rasen, einmal am Himmelfahrtstage von einem steinernen Predigtstuhle herab, auf dem Markte, und des andern Tages auf dem Petersberge, und der Zulauf des Volks war so groß, daß einige Menschen im Gedränge das Leben einbüßten. Dieser Nikolaus von Cusa war früher, wie wir wissen, ein Gegner des Papstthums gewesen; aber die Ehre vor der Welt war ihm lieber, als der Kampf um der Wahrheit willen.

Unser Wesel wird wohl auch einer seiner Zuhörer gewesen sein, und das, was er hier sah, diese empörende Marktschreierei und das schändliche Ablaßwesen, muß ihn in seinen freien Ansichten bestärkt haben. Es muß ihm ergangen sein, wie einst seinem Herrn und Meister, der ausrief, freilich bei einer andern Veranlassung und unter andern Umständen: „Mich jammert des Volks!“ Im Jahre **1454** wiederholte sich ein ähnliches Schauspiel. Ein italienischer Franziskanermönch, Johann von Capistrano, Schüler des Bernardin von Siena, kam nach Erfurt und predigte zwei Stunden nacheinander. Dieser Mönch war ein wüthender Eiferer für das Papstthum und ein gewaltiger Volksredner; er wurde von Nikolaus, auf den Rath des Aeneas Sylvius, als Missionar nach Deutschland und Böhmen gesandt, um die Hussiten zu bekehren, und um einen Kreuzzug gegen sie zu predigen. Unser Wesel wurde durch den Feuereifer dieses fanatischen Menschen nicht auf andere Gesinnung gebracht, wie die Folge lehrte, obschon wir keine Aeußerung über jene Erscheinung von ihm haben. Er wurde (**1458**) unter dem Grafen von Henneberg zum Vice-Rektor der Hochschule gewählt, und er scheint seine Ueberzeugung unumwunden ausgesprochen zu haben; denn Johann Hagen, ein Karthäuser-Mönch, ein eifriger Papist, schrieb gegen ihn ein Buch, und suchte ihn zu widerlegen. Johann von Wesel sah unter den Mißbräuchen, welche die Kirche durch und durch vergifteten, den Ablaß als einen der gefährlichsten an, der insbesondere das Sittenverderbniß auf eine Weise steigerte, daß jeder etwas ernste Christ mit tiefer Besorgniß erfüllt werden mußte. Er erhob daher seine Stimme gegen denselben laut und ernst, und bekämpfte ihn mit siegender Kraft.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir unsern Lesern etwas von der Entstehung und Bedeutung des Ablasses mittheilen, da derselbe ja auch die erste Veranlassung wurde, warum Luther sich gegen das Papstthum erhob, und die Reformation, glorreichen Andenkens, herbeiführte. Als die Kirche Christi nach der Regel des Worts Gottes regiert wurde, so beobachtete sie, um ihre Mitglieder von der Befleckung des Götzendienstes und der Irrlehre, so viel möglich, zu bewahren, und damit sie im

Leben und Wandel die Braut Christi darstelle, eine strenge, evangelisch-brüderliche Kirchenzucht. Irrende Brüder wurden liebreich ermahnt, Matth. 18, 15. Die Unbußfertigen und die, welche sich eines groben Fehlers schuldig gemacht hatten, wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen, und, so bald sie aufrichtige Reue an den Tag legten, wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Späterhin wurden gewisse Stufen der Buße den Ausgeschlossenen vorgeschrieben. Zeigten sich gleich in der ersten Stufe ernstliche Spuren eines zerknirschten und zerschlagenen Gemüths, so wurde jene vorgeschriebene Bußzeit abgekürzt, und dieß war der unschuldige Anfang des sogenannten Nachlasses oder des Ablasses. Anfangs wendete man diesen Nachlaß nur bei Ausgeschlossenen und solchen an, die wirklich gegen Gott und an der Gemeinde gesündigt hatten; allein in der Folge dehnte man denselben auf alle Sündigenden aus. Die Bußzucht wurde zwar umfassender, aber auch laxer und schlaffer. Im Mittelalter wurde die Buße zu einem Sakramente gestempelt. Die Taufe, so lehrte man, nimmt die Schuld der Erbsünde weg und der früher begangenen Sünden; sie beginnt das christliche Leben. Die Buße ist nicht blos ein Sakrament; sondern auch eine Tugend, und dauert durch das ganze Leben fort. Sie wurde eingetheilt in Zerknirschung des Herzens, Bekenntniß des Mundes und Genugthuung durch Werke. Für die persönlichen Sünden, die man im Laufe des Lebens beging, mußte nun auch persönliche Genugthuung geschehen, und zwar durch (sogenannte) gute Werke, die der Priester dem Büßenden auferlegte und die in gesetzlichen Fasten, Gebet und Almosengeben bestanden, und diese Werke sollten die vergangenen Sünden tilgen. Später erlaubte man nun auch eine strengere Bußart mit einer mildern zu vertauschen. Der Sünder durfte, anstatt selbst Buße zu leisten, Stellvertreter, die die Leistung für ihn übernahmen, eintreten lassen. Endlich nahm man sogar, anstatt des Bußwerks, irgend eine andere Leistung zur Förderung der Kirche, oder wie man sagte, zur Ehre Gottes an, und diese letztere ward die Grundlage des Ablasses. Dieß alles kam natürlich nicht auf einmal; sondern stufenweise durch Jahrhunderte hindurch zog und verstärkte sich der Irrthum. Zuerst

Leistung für die Kirche, dann konnte man die Sache mit Geld abthun, und endlich wurde eine Geldspekulation, ja ein Jahrmarkt daraus gemacht, und das Verderben wurde so furchtbar, daß es alle Gränzen überstieg. Die Theologen und Doktoren kamen dann hinzu, und befestigten den Irrthurm und Mißbrauch durch ihre spitzfündige Weisheit, die aus schwarz weiß machen konnte. Den ersten, großen Anfang zur Einführung des Ablasses machte der Papst Urban **II.** auf der Kirchenversammlung zu Clermont **1095**, auf welcher der Kreuzzug zur Eroberung des heil. Landes berathen wurde. Jener Papst verhieß allen denen, welche die Waffen gegen die Ungläubigen ergreifen würden, vollkommenen Ablaß. Bald versprach der Papst den gleichen Ablaß denjenigen, welche die Waffen gegen die Ketzer, namentlich gegen die frommen Waldenser ergriffen. Der Papst Bonifacius **VIII.** schrieb auf das Jahr **1300** ein Jubiläum aus, und erklärte in seiner Bulle, daß jedermann, der zu Anfang jedes Jahrhunderts, die Römer dreißig Tage, die Fremden fünfzehn Tage lang, die Peters- und Paulskirche besuchen würden, einen vollkommenen Ablaß, wenn es in gehöriger Gesinnung geschehe, Vergebung der Sünden für ihr ganzes Leben bekommen sollten.

Um nun solchen Ablaß fort und fort spenden zu können, dazu mußte die Kirche auch einen überflüßigen Schatz haben, und es fehlte nicht an Lehrern, welche ein Menschenfündlein aufbrachten, wodurch sie das Vorhandensein jenes Schatzes beweisen.*) „Christus, der Gottesmensch, so lehrten sie“, hat durch Leiden, seinen Tod unendlich weit mehr, als genug gethan, um das Gesetz zu erfüllen. Außer dem Verdienst Christi gibt es noch andere Verdienste, die den Schatz der Kirche bereichern helfen. Die Märtyrer und Heiligen haben nicht nur das Gesetz Gottes erfüllet; sie haben ein Ueberflüssiges gethan und ein großes Ueberdienst erworben. Dieser Ueberschuß von Verdiensten wird nun zu jenem Schatz arithmetisch addirt, und so kommt eine Summe von Verdiensten zusammen, die Alles

---

*) Alexander von Hales. Albert der Große. Thomas von Aquinas.

übersteigt. Die Werke sind also dem Heiligen nicht nachgefolgt, die in dem Herrn sterben, die Kirche hat sie von ihnen abgelöst und ihrem Schatze beigefügt. Ist nun ein Schatz vorhanden so muß auch ein Verwalter desselben gefunden werden, nnd das geht eben so leicht, wo nicht noch leichter. Die Kirche, oder vielmehr der Papst und die Priesterschaft verwalten denselben; sie langen aus demselben heraus, so viel ihnen nur beliebt, und geben dem, der des Verdienstes ermangelt, bis er genug hat. Damit es aber nicht scheine, als ob sie das Verdienst Christi schmälern, wenn sie demselben das Verdienst der Heiligen beifügen, so wissen sie sich wieder, wie der Fuchs aus der Falle zu helfen. Sie sagen, das Verdienst der Heiligen stamme doch ursprünglich aus Christi Verdienst. Der Ablaß gilt, so fahren sie fort, nicht nur vor der Kirche, sondern auch vor dem Gericht Gottes, weil ja Gott für nachgelassen achtet, was die Kirche nachläßt, und die Kirche und der Papst können nicht irren. Nicht nur dehnen sie den Nachlaß auf Lebende; sondern auch auf die Seelen aus, die sich im Fegfeuer befinden; nur muß der Ertheilende Schüsselgewalt besitzen, d. h. er muß Priester sein, und der Empfangende muß Glauben, Liebe und Andacht haben. Ein solcher Ablaß aber geschieht nicht durch richterliche Lossprechung, sondern durch Fürbitte für die Fegfeuerbewohner.

Der Ablaß, so fabeln jene Lehrer ferner, löst nicht nur von der Strafverpflichtung, die der Priester auflegt, oder von den Kirchenstrafen, sondern von der Schuld der göttlichen Strafe; sonst wäre ja der Ablaß eine Grausamkeit, und würde die Losgesprochenen an die schwereren Strafen des Fegfeuers überweisen. Die Kirche ist ein mystischer Leib, und da kann ein Glied für das andere genugthun. Die Wirkung des Ablasses richtet sich nicht nach dem Maaß des Glaubens und der Andacht dessen, der ihn empfängt; wenn nur die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche dabei befördert wird; ob einer Glauben hat oder nicht, das thut nichts zur Sache. Und die Ehre Gottes wird befördert, wenn man Kirchen errichtet, oder Geld zur Erbauung derselben gibt, Brücken baut, die Feinde der Kirche bekämpft, d. h. sie quält und tödtet, Almosen gibt, Wallfahrten unter-

nimmt. Da gibt man ja Geistliches um Geistliches, nicht Zeitliches um Geistliches; man begeht also keine Sünde der Simonie. Wir haben oben diese Lehre ein Menschenfündlein genannt; allein wir haben zu wenig gesagt; es ist eine höllische, satanische Lehre, die der Sünde Thür und Thor öffnet. Setzt sich ja der Papst, der eigentliche Ablaßspender an Gottes Statt, absolvirt und spricht los, und das alles in Gottes Namen. Es ist eine Lehre, die allen wahren Glauben an den Heiland, an das Verdienst Christi untergräbt, (Dan. 12, 36. 2. Theff. 2, 3. 4.) die Religion Christi in einen wahren Jahrmarkt verwandelt, wo jeder, der am meisten die Ehre Gottes fördert, d. h. die Kirche bereichert, Geld, Geld, Geld spendet, am ehesten das Reich Gottes gewinnt. Es ist eine Lehre, die alle Andacht im Geist und in der Wahrheit hintansetzt, und nur nach der Menge der Gebete, der Almosen, der Wallfahrten rechnet, die den Hochmuth des Menschen steigert und nährt, wenn sie behauptet, der Mensch, der doch nur aus Gnaden selig wird, (Ehes. 2, 5.) könne mehr, als was das Gesetz erfordere, vollbringen; eine schauerliche Lehre, die das Urtheil des Papstes, eines elenden Menschen, das Urtheil der Kirche, für das Urtheil Gottes ausgibt, die das Wort der Wahrheit verwirft und verdreht, und Menschenwort an seine Stelle setzt, indem sie sagt, die Kirche, d. i. der Papst sei untrüglich.

Der Papst Innocens III. hat zu Anfang des 13ten Jahr- die Ablaßbefugniß der Bischöfe beschränkt, allein damit war nichts geholfen; denn nun ertheilte ihn der Papst allein, auf eine schrankenlose Weise. Freilich sollte er für jeden Ablaß einen zureichenden Grund haben; aber niemand durfte ihn nach jenem Grunde fragen. Im 14ten Jahrhundert wurde der Ablaß immer mehr um Geld verkauft. Es gab eine eigentliche Taxordnung, welche genau bestimmte, wie groß die Summe sein müsse, die für jedes besondere Vergehen erlegt werden solle. Es gab damals bekanntlich zwei Päpste, die einander gegenseitig verfluchten, unter welche die Welt getheilt war. Da nun jeder, der französische und der römische Papst, einen kleinern Sprengel hatten, so wollten sie doch gleiche Einkünfte von ihren Anhängern beziehen, und dazu wurde der Ablaß benützt, der ihnen

ein willkommenes Mittel darbot, ihre Kassen zu füllen, oder ihre Schulden zu bezahlen. Die Kirchenversammlung in Constanz suchte vergeblich diesem greulichen Unwesen Schranken zu setzen. Das Schlimmste bei der Sache war die Meinung des von den Ablaßkrämern betrogenen Volkes. Dasselbe wollte weder von Buße, noch von Reue, nicht einmal von oberflächlicher, mehr etwas wissen. Hat jemand sein Geld bezahlt, so achtet er seine Sünde für vergeben, und man schloß: „wofür Geld geben, wenn man nichts dafür hat?"

Die Veranlassung zum Kampfe gegen den Ablaß gab dem Johann von Wesel das Jubeljahr unter Nikolaus V. (1450); denn jetzt hatten die Päpste dasselbe nicht mehr alle hundert Jahre zu feiern befohlen, sondern alle fünfzig und zuletzt alle fünfundzwanzig Jahre, und sie suchten diese Neuerung durch das alte Testament zu beweisen. In diesem Jahre (1450) zogen Tausende und abermal Tausende nach Rom, und ungeheure Summen Geldes wurden dahin geschleppt. Man kann sich einen Begriff von der Menschenmenge machen, wenn man hört, daß die Tiberbrücke die Menge nicht tragen konnte; dieselbe stürzte ein, und Hunderte von Menschen fanden ihren Tod in den Fluthen des Stromes. Dieß geschah bei den Festspielen, die der Papst zum Zeitvertreibe und zur Belustigung der fremden Gäste veranstaltete.

Diese Jubelfeste und die damit verbundenen Folgen, die Sittenlosigkeit, die sie beförderten, waren es nun, welche auch unsern Johann von Wesel bestimmten, eine Disputation gegen den Ablaß zu verfassen. Im Eingange zu derselben sagt er: „In den Reden Jesu, des Sohnes Gottes, in den vier Evanlien sind die Geheimnisse des Heils und vielleicht alles zur Seligkeit Nothwendige enthalten; aber vom Ablaß finden wir darin nichts. Sodann predigten die Apostel und schrieben Briefe; aber auch in diesen Schriften wird des Ablasses nirgends erwähnt. Endlich haben nachher die berühmten Lehrer, Gregor von Nazianz, Basilius von Cäsarea, Athanasius, Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus und Augustinus, viele Werke geschrieben; aber auch in diesen Schriften geschieht des Ablasses nirgends Erwähnung. Erst seit der Entstehung der Orden des heil. Do-

minicus und Franziskus haben ausgezeichnete Männer in sehr verschiedenem und entgegengesetztem Sinne hierüber geschrieben. Ueber ihre Meinungen wird nun auch in den Schulen disputirt zu der Zeit, da ich, Johann von Wesel, lebe; ja ich selbst habe über den Werth des Ablasses in den Schulen gestritten und dessen göttliches Ansehen vertheidigt, weil ich, als Schüler, zu leicht meinen Lehrern glaubte.“ Nun ist er aber einer andern Ueberzeugung geworden. Als er jetzt über den Ablaß befragt wird, so antwortet er, ähnlich wie Luther: „Wenn ich die Frage beantworte: ob der Papst jemanden von aller Strafe freisprechen und Ablaß geben könne? so protestire ich, Johann von Wesel, berufener Professor der heiligen Schrift, obwohl der Geringste, vor allen Dingen, irgend etwas sagen oder schreiben zu wollen, was der Wahrheit des Glaubens, wie er in der Schrift enthalten ist, irgendwie widerspricht ꝛc.“ Er verwirft nun in sieben Artikeln sowohl den Ablaß, als auch die überflüssigen Verdienste der Heiligen und die Vollmacht der Priester, Sünden zu erlassen. Er zeigt, daß der Schatz der Werke der Heiligen nicht auf dieser Erde zurückgelassen sei, denn es heiße ja in der Schrift: „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Verdienste jedem zutheilen, kann niemand, als Gott; daß er dazu einem Menschen die Vollmacht gegeben habe, namentlich den Dienern der Kirche, ist in den heil. Schriften nicht ausgesprochen. Zwar glaubt er noch den Irrthum des Fegfeuers; allein die Wahrheit erschloß sich ihm nicht auf einmal, und er bestreitet wenigstens die Meinung, als ob der Ablaß den Verstorbenen im Läuterungsfeuer etwas helfe.

Nach einem Aufenthalte von zwanzig Jahren in Erfurt, bekam Johann von Wesel (1460) einen Ruf nach Mainz, als Prediger. Eine Pest, sagt man, war die Ursache, warum er Mainz verließ und sich nach Worms wandte, und ist dieß der Fall, so zeugt es freilich von keinem großen Glaubensmuth, und ganz anders handelte Luther, als die Pest nach Wittenberg kam: er blieb bei seiner Gemeinde, tröstete und half, wo er konnte. Wesel wurde jetzt in Worms, als Prediger angestellt, wo er siebzehn Jahre lang wirkte. Er zeigte sich hier ganz in seiner freien, evangelischen Gesinnung, die er in seinen Vorträgen,

sowie namentlich in einer Schrift aussprach, die er über das Ansehen, die Pflichten und die Macht der geistlichen Hirten, verfaßte. „Die Kirche“ sagte er, „ist dergestalt von der wahren Frömmmigkeit zu einem jüdischen Aberglauben abgefallen, daß man überall, wohin man das Auge wendet, nur leere Prahlereien mit Werken, kalte Ceremonien, um nicht zu sagen, Götzendienst, bei erloschenem Glauben und pharisäischem Stolze wahrnimmt. Alle sind auf ihre Geldernte bedacht, und versäumen die Pflichten christlicher Frömmigkeit. Die unberufenen Geistlichen sind, wie Diebe und Räuber, nicht durch die Pforte Christi eingegangen. Sie sind das dumme Salz; womit soll man nun salzen, wenn dasselbe dumm geworden ist? Das Wort des Herrn ist gebunden, und von vielen Seiten erhebt sich die Tyrannei dagegen; auch widerstreben demselben die Satzungen so vieler Bischöfe. Dazu kommen noch: die Legenden der Heiligen, die Betrügereien mit dem Ablaß, die (hochmüthigen) Brüderschaften, die man in den Himmel erheben muß, wenn man angenehm sein und, wegen des bedungenen Lohnes, nicht in Verlegenheit kommen will. „Rede, was uns behagt,“ ruft das thörichte Volk, „oder wir rufen den Zorn des Herrn gegen dich auf!“ So geschieht es, daß die guten Hirten entweder im Winkel verborgen sind, oder verbannt werden, daß die meisten ihr Amt nur deßwegen verwalten, nicht, um die Schafe zu weiden und zu nähren, sondern, um deren Milch und Wolle zu bekommen, ihnen das Fell abzuziehen und sie zu verderben. O, des Elendes der Heerde Christi! Die Kleinen verlangen nach Brod, und niemand reicht es ihnen; sie suchen Wasser, und es ist keines da, und ihre Zunge vertrocknet vor Durst!“

„Die Bestimmung des Hirten- und Herrscheramts ist nicht, hervorzuragen durch Glanz und Reichthum, durch bewaffnete Trabanten, in Müssiggang und Luxus; sondern rathen, predigen, trösten, Hülfe leisten. Der Christ soll Liebe an den Seinigen üben, indem er Alle nach dem Maaßstabe der Gemeinschaft des Glaubens und dem Bekenntnisse christlicher Liebe misset: denn in dieser Religion ist kein Unterschied, da ja die Gerechtigkeit Gottes durch den Glauben an Jesum Christum in Allen und für Alle da ist, welche glauben. Der Erlöser gebietet: „Wer da will

unter Euch der Erste sein, der sei der Letzte von Allen." Der Bischof soll nicht den Menschen vorgesetzt sein, sondern ihnen nützen; er soll sich ganz der Gemeinde hingeben, wie Christus sich uns ganz hingibt. Der Prediger soll das Evangelium rein und lauter verkündigen; wer lehrt," sagt er, „daß Christus uns zur Gerechtigkeit gemacht sei, der ist ein Lehrer, den der Herr gegeben hat. Die Erfüllung des Gesetzes ist, daß die Liebe Gottes in das Herz des Menschen ausgegossen ist. Wer diese festhält, der ist mit Gott ein Geist geworden, und kann mit dem Apostel sagen: „Nun, ich lebe, aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir." „Wer das Gesetz nur aus Zwang übt, der thut es auf fleischliche Weise, und thut ihm nicht wahrhaft Genüge. Wenn man in den Fall gesetzt ist, entweder dem Nächsten Anstoß zu geben, oder die Wahrheit zu verletzen, so ist es besser, den Anstoß zu geben." Wesel hätte noch hinzu setzen können, daß man mit der Wahrheit keinen Anstoß gebe, sondern der Nächste nimmt Anstoß, weil er im Irrthume ist; denn es ist ein großer Unterschied zwischen einem gegebenen und einem genommenen Anstoße. „Ich sehe es kommen: Unsere Seele wird in Hunger dahinschwinden," so fährt Wesel fort, „wenn uns nicht aus der Höhe ein Stern der Erbarmung aufgeht, der diese Finsterniß vor unsern, durch die Lügen der Leiter, verzauberten Augen vertreibt, und das Licht wieder herstellt, der das Joch der babylonischen Gefangenschaft nach so vielen Jahren endlich zerbricht, der die Ungerechten, die Hunde und bösen Thiere, diese bauchdienerischen Fresser der Wittwen, entweder zur Wahrheit leitet, oder in die Hölle stürzt, damit wir nicht alle lebendig in die Hölle fahren. Hilf uns, Gott Israels, aus allen Bedrängnissen! Brich das Joch unsers Gefängnisses! Höre die Seufzer der Gebundenen und löse die Fesseln der Elenden!"

Die heilige Schrift ist es, die unserm Wesel als die einzige Richtschnur der Einheit, des Glaubens und Lebens, fest steht; er sagt in dieser Beziehung: „Selten finde ich, daß nur zwei Gelehrte im Glauben einig sind; keiner stimmt mit dem andern überein, wenn wir das Evangelium wegnehmen; nur in ihm sind wir einig. Christus hat seinen Jüngern geboten, das Evangelium zu predigen; also durften und konnten sie keine

neue Gesetze machen, sondern nur die Gläubigen dazu anhalten, das Evangelium zu beobachten. Noch weniger haben die spätern Geistlichen und Prälaten ein solches Recht, und wenn man daher ihre aufgestellten, kirchlichen Gebote übertritt, so versündigt man sich nicht." Ebenso hält er an dem protestantischen Grundsatze fest: „Die Schrift soll durch Schrift erläutert werden." Ferner findet er in der Schrift die Lehre von der freien Gnade, indem er sagt: „Nur durch die Gnade Gottes werden diejenigen selig, welche überhaupt zur Seligkeit gelangen, die Erwählten nämlich; diese aber sind von Ewigkeit von Gott in ein Buch verzeichnet; wer in dieses nicht eingeschrieben ist, der wird es nie; wer es ist, der wird nie ausgetilgt." Hierin folgt Wesel dem Augustin. Die Schrift sagt freilich: Wer beharret bis an's Ende, der wird selig. Von Seiten Gottes kann und wird der Rathschluß zur Seligkeit nicht geändert; aber in Bezug auf den Menschen sagt die Schrift: „Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle." Indeß kannte Wesel doch die biblische Lehre von der freien Gnade und lehrte sie, und dieß ist jedenfalls die Grundlehre des Evangeliums Christi. „Wen Gott," sagt Wesel, „durch seine Gnade retten will, der wird gerettet, und wenn alle Priester ihn verdammen und bannen wollten: wen aber Gott verdammen will, der wird es, und wenn der Papst sammt allen Priestern ihn selig sprächen. Wäre auch nie ein Papst gewesen, so wären doch alle diejenigen selig, die selig sind." Jedenfalls finden wir in diesen Worten die Absicht Wesel's ausgedrückt, daß er dem Menschen bei seiner Rettung allen Ruhm und alles eigene Verdienst abspricht, und Gott alle Ehre und alles Verdienst beilegt.

Von diesem Standpunkte des Ansehens der heiligen Schrift und der Lehre von der freien Gnade aus, bekämpft er in der katholisch-römischen Kirche Alles, was dieser Wahrheit widerspricht. So will er mit Hieronymus im apostolischen Glaubensbekenntnisse: „Ich glaube an eine (katholische) allgemeine, heilige Kirche," das Wörtlein katholisch weglassen, weil die katholische (römische) Kirche nicht heilig sei, sondern der größere Theil derselben aus Verworfenen bestehe. Unser Wesel erkannte auch den Irrthum der Brodverwandlungslehre der römischen

Kirche, und spricht sich ganz wie Luther aus, wenn er sagt, „daß der Leib Christi unter der Gestalt des Brodes vorhanden sein könne, auch wenn das Wesen des Brodes bleibe." Vom heiligen Geiste lehrte er, wie die griechische Kirche, er gehe vom Vater aus.*) Besonders aber greift er die Menschensatzungen an, welche das Verdienst Christi beeinträchtigen. „Christus hat keine Fasten eingesetzt," sagt er; „er hat nicht verboten, an bestimmten Tagen gewisse Speisen, z. B. Fleisch, zu essen; er hat keine Feste geboten, keine besondern Gebetsformeln vorgeschrieben, außer dem Vaterunser." Ebenso tadelt Wesel die langen Messen, die auferlegten Bußen, daß der Büßende nach Rom wallfahren, strenge fasten und eine Menge Gebete herplappern solle. „Christus hat nur dem," bemerkt er, „welchem er die Sünden vergeben hat, gesagt: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr." „Die nach Rom wallfahren, sind Thoren sie können im Lande finden, was sie in der Fremde suchen." Zu den starken, freimüthigen Aeußerungen, die man von ihm hat, gehören noch folgende: „Das geweihte Oel ist nicht besser, als das, welches ihr zu Hause in euern Küchen esset. Was Sünde in der heil. Schrift nit stahn, will ich auch nit für Sünde halten; weiß ein ander weiter und baß (besser), will ich's ihm wohl gönnen. Ich verachte den Papst, die Kirche und die Kirchenversammlungen, und lobe Christum. Das Wort Christi wohne unter uns reichlich! Es ist nunmehr schwer, ein Christ zu sein. Den Titel, die Ehre und Person, wessen es auch sein mag, selbst eines Engels, geschweige denn des Papstes, oder eines Menschen, verachte ich, als eine Larve, sobald sie nicht Worte des Lebens von sich geben, und ihre Täuschungen als göttliche Anordnungen angesehen wissen wollen. Der Apostel Paulus verlangt nicht für seine Person Glauben, sondern für das Evangelium, das ihm Gott anvertraut hatte; er will nur Diener, Apostel und Verkündiger sein, und rühmt sich so wenig

*) Hierin klebt er zu sehr am Buchstaben. Joh. 15, 26 vergl. 14, 26. Luc. 24, 49. Der heilige Geist geht vom Vater aus; der Sohn sendet ihn, oder der Vater sendet ihn in des Sohnes Namen, folglich geht er von beiden aus.

dessen, was er für das Evangelium erduldet, daß er es eine Thorheit nennt, wenn er von seinen Arbeiten spricht. Dagegen sollen die Schmeichler, von denen sich der römische Bischof, als den Heiligsten, ja Allerheiligsten, preisen läßt, stille sein und nicht mucken; nur die Wahrheit des Evangeliums werde verkündet, und das Werk des Glaubens getrieben; so wollen wir unsern Nacken Christo und auf diese Weise dem Papste, als Christi Gesandten und treuem Diener Gottes, beugen. Was Christus sagt: „Meine Worte sind nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat," das sollte mit Recht auch der Papst sagen können. Mir aber liegt nichts an der zweigehörnten Mitra; mich rühret nicht die glänzende Inful; ich achte für Koth die geistliche Fußbekleidung von Edelsteinen und Gold; ich lache über die heroischen Namen, die traurigen Titel, die hohen Triumphe, die keine Zeichen sind des wahren Bischofs und Lehrers, sobald das fehlt, was allein diese Dinge erträglich macht.*) Jeder Bischof oder Hirte möge den Mitapostel Petrus hören: „Weidet die Schafe Christi, nicht gezwungen, sondern williglich; nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrunde; nicht, um über das Volk zu herrschen, sondern werdet Vorbilder der Heerde." Heutzutage aber sind in der Kirche mehr Fresser und Jäger, als Arbeiter; sie haschen nach Geld, das Heil der Seelen wird gar nicht berücksichtigt. Christus vertraute dem Petrus die Schafe, nicht um sie auszusaugen und zu würgen, sondern um sie zu weiden mit dem Worte Gottes; das weltliche Schwert hieß der Herr den Petrus wieder einstecken. Des (geistlichen) Schwertes schämen sich jetzt unsere Bischöfe, das weltliche aber zücken sie gegen die Eingeweide ihrer Brüder. O, der würdigen Hirten! Verstehet ihr dieß, ihr Hirten des Volks, ihr Bischöfe der Seelen? Nur Einer ist unser Meister, Christus Jesus, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen." Wesel nennt die Titel, womit die Schmeichler dem Papste so vortrefflich schwanzwedeln, gotteslästerlich, und sagt, es könne nicht fehlen, daß, vermöge

*) Vom Papste sagt er: Er, ein Verfluchter, könne nicht verfluchen und bannen.

der angeerbten Selbstliebe des Menschen, der bepurpurte Affe in diesem Schmucke sich gefalle und, wie ein prahlerischer Held, triumphire. Er straft ferner die pflichtvergessene Vernachlässigung der Armen, die elende Verwaltung des Gottesdienstes, indem man in der Kirche kalte und gedankenlose Gebete hermurmele. Die Diakonen schreien mit Eselsstimmen Evangelium und Epistel heraus, und treiben ihre Amtsverrichtungen, wie eine Comödie. Wesel will, der Papst soll der Zurechtweisung des geringsten Christen sich unterziehen. „Nicht der Name des Papstes macht den Christen, sondern der Glaube durch Christi Gnade. Wer uns mit dem Worte Gottes zurecht weist, der ist uns Papst, Bischof, Hirte und Herr, mag er auch ein Ungelehrter und der geringste Mann vom Volke sein. Die dreifache Krone aber, die glänzenden Bullen, die vornehmen Titel, die stolzen Priesterschaften sind Schuld, daß das Wort Gottes von den Geringen verachtet wird. Wenn ein Christ von dem wahren Gesetze des göttlichen Geistes, des Glaubens und der Liebe regiert wird, der braucht keine neuen, menschlichen Gebote, keinen Papst, keinen Menschen; er hat bei sich selbst alles, was zur Seligkeit gehört, von Gott selbst.“

Wesel war kein Empörer, sondern ein Christ, ein Protestant, wenn er sagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ „Ich erkenne die Autorität der Macht in Dingen an, welche ohne Gefährdung der Frömmigkeit von uns verlangt werden. Christus selbst gibt uns hierin ein Beispiel, der, obwohl er keinem Gesetze verpflichtet war, doch dem Kaiser Abgaben entrichtete, und nicht minder empfehlen die Apostel solchen Gehorsam. Christus will es, die Liebe befiehlt es, daß wir auch unter die Tyrannen und Fürsten unsern Nacken beugen, wenn nur der Geist gerettet wird und der neue Mensch aufersteht.“

Während siebenzehn Jahren kämpfte und wirkte unser Johann von Wesel in Worms durch Wort und Schrift mit offener Freimüthigkeit, bauend und erbauend, aber auch die alten Bollwerke der Finsterniß zerstörend und niederreißend. Der Feind ruhte daher von seiner Seite auch nicht, und eine zahlreiche Schaar Gegner, die sich in ihrem Wohlleben und ihrer Herrschsucht unangenehm gestört sahen, erhob sich gegen diesen Zeugen

der Wahrheit. Der mächtigste unter denselben war sein Bischof, Reinhard von Sikingen. Ein noch vorhandener, handschriftlicher Brief Wesel's, etwa vom Jahre **1478**, verbreitet ein Licht über das Verhältniß, in dem Reinhard zu ihm stand. In demselben heißt es unter anderm: „Aus meinen Predigten konnten keine Irrlehren von meiner Seite entnommen werden, in denen ich immer protestirt habe, nichts gegen den christlichen Glauben und die Wahrheit der heiligen Schrift lehren zu wollen. Du dagegen, ehrwürdiger Bischof, hast behauptet, ich sei Dir als ein Irrlehrer in Sachen des Glaubens angezeigt worden; aber Du hast es niemals bewiesen; denn Du hast mir keinen Angeber genannt, woraus ich schließen muß, Du habest es ersonnen, wenn nicht etwa der Dekan deiner Kirche und dein Vikar, die ich freilich im Verdacht habe, die Angeber machten, und zwar zum Nachtheil des Heiles ihrer Seelen und gegen den Eid, womit sie sich zum Besten der Wormser-Kirchen verpflichtet haben. Zwar sagst Du, der öffentliche Ruf habe mich der Irrlehre angeklagt; aber auch das glaube ich nicht, weil Du dir keine Mühe gegeben hast, die Wahrheit, wenn irgend eine zu Grunde lag, gehörig zu untersuchen."

Wie bei Christi Verdammung die Pharisäer und Schriftgelehrten und die Obersten der Juden das Volk gegen ihn, den Herrn der Herrlichkeit, aufzuwiegeln suchten, so geschah dieß auch bei Wesel. Unter demselben suchte man allerlei Verleumdungen gegen ihn in Umlauf zu bringen. Man sagte von ihm, er habe in Wiesbaden gepredigt, wer die Messe sehe, der sehe den Teufel. Wahrscheinlich hatte er gegen die Messe gepredigt, und seine Worte wurden verdreht und entstellt herumgetragen. Man sagte ihm ferner nach, er sei mit Juden und Hussiten in vertrautem Umgange. Vielleicht hat er hebräisch gelernt und bei gelehrten Juden sich Raths erholt, und allerdings ist anzunehmen, daß er die mährischen Brüder kannte, welche ihr Licht leuchten ließen; aber das gereicht ihm, als einem Zeugen der Wahrheit, zur Ehre bei allen denen, die die Wahrheit in Christo lieb haben. Vielleicht kannte er auch die Waldenser und die Gottesfreunde, und es lehrte ja auch ein Conrad Hager (**1342**) von Würzburg, daß die Messe kein Opfer für die Sünde sein

könne, daß sie weder den Lebenden noch den Todten bei Gott Versöhnung bewirke, daß das Geld, welches man den Priestern für Seelenmessen bezahle, nur für abergläubische Greuel ausgegeben werde. Ferner wurde (**1425**) ein sächsischer Edelmann, Johann von Schlieben, ein Priester, in Heilbronn gefangen, in Heidelberg verurtheilt und in Worms verbrannt, weil er die Stadt Weinsberg aufforderte, dem päpstlichen Banne zu trotzen, und zum Genusse des Abendmahls unter beiderlei Gestalt aufforderte. Ein gleiches Schicksal traf (**1426**) Peter Turnau, und (**1458**) zu Straßburg Friedrich Reiser; mit diesem wurden mehrere seiner Anhänger, unter andern Anna Weiler, eine alte Handelsfrau, seine Beschützerin, denen er das Wort in besondern, stillen Versammlungen gepredigt hatte, zum Feuertode verdammt. Es ist demnach, wie gesagt, sehr wohl möglich, daß unser Johann von Wesel mit solchen stillen Zeugen der Wahrheit in näherer Bekanntschaft stand.

Als Ankläger gegen Wesel bei dem Erzbischofe von Mainz, Diether von Isenburg, traten einige papistische Theologen auf. Dieser, ein sonst freimüthiger Mann, der einst sogar seine Freimüthigkeit gegen Rom mit Verwüstung seiner Hauptstadt hatte bezahlen müssen und Heimburg schützte, bewies freilich, daß sein Sinn kein evangelischer war. Er bildete ein Ketzergericht, schrieb den **17.** Januar **1479** an die Universitäten in Heidelberg und Cöln, und lud von da Professoren der Theologie zum Behuf des Verhörs ein. Die Hochschule in Heidelberg antwortet zusagend, belobt den Eifer des Erzbischofs und sendet die Doktoren, Nikolaus von Wachenheim, Herwig von Amsterdam und Jodocus von Calw; von Cöln kamen unter andern die Dominikaner und Ketzerrichter Mag. Gerhard von Elten nnd Jakob Sprenger, der Verfasser des Hexenhammers.*)

Montags, den **11.** Februar versammelten sich Obengenannte, samt einer Menge anderer Geistlichen, Doktoren und Studenten, im Refektorium der Minoriten in Mainz. Oben saß der Ketzer-

*) Eine Anweisung, wie man bei Hexenprozessen verfahren soll; er war mitunter Urheber des Hexenprozesses in Deutschland.

richter Gerhard von Elten, neben ihm der Erzbischof, hierauf die Uebrigen. Bevor das Examen seinen Anfang nahm, sprach der Inquisitor, nach einer Anrede an die Versammlung: „Ich will für's erste zum Besten jenes Mannes reden: Ich bitte, daß Zwei oder Drei, die ihm günstig sind, oder auch Andere sich erheben mögen, welche ihn ermahnen wollen, daß er von seinen Irrthümern abstehe, sich besinne und um Gnade flehe. Thut er dieß, so wird er Gnade erlangen; will er es nicht, so wird ohne Gnade vorgeschritten werden." Es wurden der Weihbischof, Makarius und der Pfarrer von Frankfurt zu diesem Zwecke abgeordnet. Sie blieben so lange aus, daß der Inquisitor den Fiskal schickte, um sie zurückzurufen, mit dem Bedeuten: M. Johann Wesel müsse von selbst kommen und dankbar sein für ein solches Anerbieten der Gnade. Indessen kamen jene drei Abgeordneten und führten den Johann Wesel persönlich herbei. Er ging in der Mitte zweier Minoriten-Mönche, blaß, wie eine Leiche, einen Stab in der Hand. Er mußte mitten im Kreise auf den Boden niedersitzen, gegenüber dem Erzbischofe und dem Ketzerrichter. Dieser richtete jetzt obige Worte an ihn. Wesel wollte antworten und sich in einer längern Rede vertheidigen; da fiel ihm der Inquisitor in's Wort und bemerkte ihm, er solle kurz erklären, ob er sich der Kirche unterwerfen wolle. Wesel entgegnete, er habe nie etwas gegen die Bestimmung der Kirche gelehrt; habe er in seinen Traktaten geirrt oder übel gesprochen, so wolle er widerrufen und Alles thun, was sich gebühre. Der Inquisitor fragte: „Bittet Ihr also um Gnade?" Wesel antwortete: „Wofür soll ich um Gnade bitten, da ich eines Verbrechens, einer Schuld oder eines Irrthums noch nicht überwiesen bin?" Der Inquisitor: „Gut, so wollen wir es Euch in's Gedächtniß rufen und das Examen beginnen." Inzwischen ermahnten ihn auch die Uebrigen, um Gnade zu bitten; daher ließ er die Worte vernehmen: „Ich bitte um Gnade!" Dessenungeachtet schritt der Ketzerrichter zum Examen. Er ließ jetzt durch den Notar sein Beglaubigungsschreiben vorlesen und Johann von Wesel förmlich vor sein Gericht citiren, dem er bei Strafe der Excommunikation gebot, ihm auf seine Fragen einfach und in Wahrheit zu antworten. Endlich wird der Notar

verpflichtet, alles genau zu protocolliren, und es werden zwei Zeugen für das Verhör aufgestellt.

Der Inquisitor begann zuerst: Ob Wesel glaube, vermöge des geleisteten Eides, verpflichtet zu sein, die Wahrheit zu sagen wider sich oder jeden Andern. Wesel: „Ich weiß es.“ Der Inquisitor: „Saget, ich glaube es.“ Johannes: „Wozu brauche ich es zu glauben, wenn ich es weiß?“ Der Inquisitor ward zornig und sprach: „Magister Johannes, Magister Johannes, Magister Johannes, sagt, ich glaube, sagt, ich glaube es.“ Also erwiederte Wesel: „Ich glaube es.“ Es werden nun unserm Wesel achtundzwanzig Fragen vorgelegt, über seine Lehre vom Papstthum, der Kirche, den heiligen Sakramenten, dem Ablaß, über seine Bekanntschaft mit den Hussiten, die er theils bejahend, theils verneinend, theils berichtigend, beantwortet.

Am Dienstag früh kam dieselbe Versammlung am gleichen Orte wieder zusammen, und es wurden jetzt auch Leute aus dem Volke zugelassen. Der Inquisitor fragt ihn unter anderm, was er über die Weihe und Einsegnung der Altäre und Kelche, des Kirchenschmuckes, der Lichter, Palmen, Kräuter, des Weihwassers u. s. w. denke. Wesel erwiedert, er glaube, es liege darin keine Kraft, um böse Geister zu vertrieben, und die Vergebung läßlicher Sünden zu bewirken; auch glaube er, das geweihte Wasser besitze nicht mehr Wirkungskraft, als anderes gewöhnliches Wasser. Zuletzt bekennt er sich zu folgenden Glaubensfätzen: „Gott kann dem, der den Gebrauch der Vernunft hat, seine Gnade mittheilen, ohne daß der Mensch mitwirkt; der Apostel Paulus that z. B. zu seiner Bekehrung nichts durch seinen freien Willen. Nur durch Gottes Gnade werden die Erwählten selig. Es ist nichts zu glauben, was nicht in der heil. Schrift enthalten ist. Und wenn Alle von Christo abweichen, so will ich alleine ihn, als Sohn Gottes, verehren und ein Christ bleiben.“ Der Inquisitor drang jetzt in ihn, er solle um Gnade bitten, d. i. seine vermeintlichen Irrthümer widerrufen. Wesel sträubte sich dagegen mit allem Ernste. Jetzt wurde er wieder in's Gefängniß zurückgeführt, und beschlossen, es sollten der Weihbischof Herwig und Sprenger zu ihm geschickt werden, um ihn gütlich zu ermahnen, von seinen Irrthümern abzustehen.

Inzwischen wurden die anwesenden Richter und Gegner Wesel's von Diether stattlich bewirthet, und während der alte, kränkliche Mann im Gefängnisse schmachtete, ließen sie sich's an der erzbischöflichen Tafel wohl schmecken und lebten herrlich und in Freuden. Mittwochs verfügten sich obengenannte drei Abgeordnete zu Wesel, und bearbeiteten ihn dergestalt, daß er sich endlich nach langem Widerstreben dahin erklärte: „Ich will widerrufen, wenn ihr meinen Widerruf auf Euer Gewissen nehmen wollet." Die Deputirten antworteten: „Das wollen wir thun, und alle Schuld tragen, die Euer Gewissen beschweren könnte." Freitags nun, Morgens um sieben Uhr, widerrief Wesel vor einer großen Versammlung weltlicher und geistlicher Herren im Refektorium der Minoriten, und unterwarf sich der römischen Kirche. Er wurde von da an wieder in seinen alten, schmutzigen Kerker zurückgeführt, und am nächstbevorstehenden Sonntag wiederholte er seinen Widerruf vor dem ganzen Volke in der Domkirche. Jetzt wurden seine Schriften öffentlich dem Feuer übergeben, und als Wesel dieselben zum Holzstoß tragen sah, brach er in Thränen aus, und rief: „O du frommer Gott, soll auch das Gute mit dem Schlimmen zu Grunde gehen? Muß das viele Gute, das ich geschrieben, büßen, was das wenige Schlimme verschuldet hat? Das ist nicht dein Urtheil, o Gott, der du bereit warest, der unermeßlichen Menge um zehn Gerechter willen auf Abrahams Gebet hin zu schonen, sondern das Urtheil der Menschen, die, ich weiß nicht, von welchem Eifer, gegen mich entflammt sind."

Johann von Wesel hatte geglaubt, er werde jetzt auf freien Fuß gestellt werden und in seine frühere Lage kommen; allein er hatte sich geirrt. Die antichristische Kirche kennt keine Gnade, so lange sie noch etwas zu fürchten hat, und Wesel wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Augustiner-Kloster zu Mainz verurtheilt. Das war die Gnade, die er sich freilich selber durch seinen Widerruf zugezogen hatte. Allerdings hätte er, wenn er ihn nicht geleistet haben würde, sein Leben auf dem Scheiterhaufen opfern müssen; aber er wäre wenigstens mit gutem, ununbeflecktem Gewissen eingegangen zu seines Herrn Freude, um die Krone des Lebens aus den Händen seines Meisters zu

empfangen, und wäre dem qualvollen Gefängnisse entronnen, in dem er nun bis an seinen Tod schmachten mußte. Nicht volle zwei Jahre brachte er in seinem Gewahrsam zu: er starb im Jahre **1481**. Was in seiner Seele vorgegangen sein mag, ist uns unbekannt, der Herr weiß es; allein wir können aus der Aeußerung, die er bei der Verbrennung seiner Schriften that, schließen, daß er seinen Abfall bitterlich beweinte. Freilich könnte man einwenden, da hätte er aber, wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre, nothwendig seine Verläugnung der Wahrheit öffentlich zurücknehmen müssen; allein wir erwiedern: Er war in strengem Gewahrsam, unter beständiger Aufsicht, und, sprach er einen solchen Gedanken aus, so wies man ihn ab und erlaubte ihm nicht, öffentlich seine Reue zu bezeugen. Es mußte ja der römischen Kirche alles daran liegen, den Triumph, den sie einmal über den alten, schwachen Mann davon getragen hatte, sich nicht wieder entreissen zu lassen.

Mit diesem Troste, daß Wesel seine Sünde vor Gott, seinem Herrn, bekannt, Vergebung gesucht und gefunden habe, scheiden wir von ihm. Wir scheiden von ihm mit einem innigen Gefühle der Wehmuth, daß er nicht widerstanden hat mit festem Glaubensmuthe bis an's Ende, den Feinden der Wahrheit, obgleich wir mancherlei Ursachen als Entschuldigung für ihn anführen könnten. Zu diesen rechnen wir allerdings sein hohes Alter, seine Leibesschwachheit und Gebrechlichkeit; freilich ein frischer Glaubensmuth, der die Welt überwindet, besiegt auch solche Hindernisse und macht den Geist jung, und frisch und fröhlich, daß man auffährt, wie ein Adler. Was er aber in einer Reihe von Jahren gethan, gewirkt und gezeugt hat, ging nicht verloren. Der Same, den er ausgestreut hat, brachte unter dem Segen des Herrn reiche Frucht zu seiner Zeit.

Wenn auch ein Zeuge unterliegt,
Die ew'ge Wahrheit dennoch siegt,
Die Kirche Jesu feste steht;
Das Wort des Herrn nie untergeht.

Wesels Wahlspruch war: Nüchtern für uns, gerecht gegen Brüder, fromm gegen Gott. (**Sobrie nobis, juste fratribus, pie Deo.**)

Sechszehntes Kapitel.

Fortsetzung der einzelnen Zeugen.

Johann von Goch oder Johann Pupper. Cornelius Grapheus.

Unser Herr, der Herr der Gemeinde, bedient sich mancherlei Werkzeuge, um sein Reich zu bauen. Die einen wirken auf eine kräftige Weise tief in's Leben ein; andere hinwiederum gehen still und fast unbemerkt von der Welt dahin, und die Strahlen des Lichts, das sie verbreiten, scheinen nur einen kleinen Raum zu erhellen. Aber, wer kann die Wirksamkeit dieser Stillen messen? Wer hat den rechten Maßstab? Wer kennt die Wirkung der stillen Fürbitte im Kämmerlein für Zions Heil? Das allein kennt der Herr, und aus diesem Grunde wird mancher stille, unbemerkte Kämpfer aus seiner Verborgenheit erst am großen Vergeltungstage an's Licht gezogen und gekrönt werden. Ein solcher stiller Knecht Gottes war

Johann Pupper

aus Goch, einem Städtchen im Clevischen, geboren im Anfange des 15ten Jahrhunderts. Von seiner Familie und Jugend weiß man sehr wenig; daher muß man über Manches nur Vermuthungen aufstellen. Seine Gelehrsamkeit, die für die damalige Zeit von nicht geringer Bedeutung ist, läßt darauf schließen, daß er gute Schulen besucht haben muß. Er kennt die heilige Schrift, ist in ihr wohl bewandert und hat die Kirchenväter, namentlich den Hieronymus und den Augustin gelesen. Höchst wahrscheinlich ist er bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben in die Schule gegangen, mit denen er bekannt gewesen war. Auch soll er den Johann Wessel gekannt haben, und wie könnte man hieran zweifeln; da ja in so dunkler Zeit, in welcher Goch lebte, diejenigen Männer, die an den Herrn glaubten und das Verderben der Kirche kannten, sich zu einander hingezogen fühlen mußten. Auf welcher Hochschule er sich seine fernere Bildung

erworben hat, weiß man nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Nach gewissen Andeutungen in seinen Schriften zu schließen, möchte er Löwen, oder noch wahrscheinlicher Paris besucht haben.

Er mochte ungefähr fünfzig Jahre alt gewesen sein, als er (**1451**) ein Priorat von Kanonissinnen in Mecheln gründete. Zu jener Zeit empfing unser Goch die Priesterweihe, und wirkte in Flandern, woher er die ersten Jungfrauen nach Thabor in Mecheln brachte, wo er das benannte Priorat gestiftet hatte. Mecheln, eine eigentliche Mönchsstadt, zählte mehrere Frauengemeinschaften, die keineswegs ein müssiges Leben führten, sondern sich mit Krankenpflege beschäftigten. Er gründete das Priorat der Kanonissinnen des heil. Augustin für acht Jungfrauen und kaufte hiezu das sogenannte Wilderenhaus in der Nähe der Stadtmauern. Er selbst war Rektor und Beichtvater des Klosters während vierundzwanzig Jahren, starb den **28.** März **1475**, vierzehn Jahre vor Wessel und vier Jahre vor der Verurtheilung Wesel's, und ward begraben in der alten Kirche des Stifts von Thabor.

Wenn wir unsern Pupper noch beschäftigt sehen, Klöster zu gründen, so möchte es uns scheinen, als ob er eher habe das Papstthum aufbauen helfen, als daß er demselben entgegen getreten sei. Wir antworten: Er ist kein Reformator, sondern nur ein Vorläufer derselben, und wenn er allerdings durch Gründung eines Klosters auf der einen Seite die römisch-katholischen Einrichtungen unterstützte, so beförderte er doch nicht den Geist derselben, indem er mit Kraft und Entschiedenheit überall den Mißbräuchen, die er erkannte, entgegen trat. Vielleicht wollte er, gegenüber den verderbten Klöstern, ein Musterkloster bilden. Hätte indessen Pupper keine Schriften hinterlassen, so könnten wir das, was die Gnade an ihm gethan hat, nicht würdigen, weil wir nur Weniges aus seiner Lebensgeschichte wissen. Es mögen uns daher einige Auszüge aus denselben entschädigen. Unter anderm hat er zwei Schriften hinterlassen; die eine hat den Titel: „Von der christlichen Freiheit;“ die andere: „Von den vier Irrthümern, die dem Evangelium widerstreiten. In diesen spricht er folgende evangelische Wahrheiten aus:

„Was für die Vögel die Schwingen sind, das ist für uns die Liebe. Das Gesetz des Evangeliums ist das Gesetz der Liebe, wie der Apostel auch sagt, die Liebe sei des Gesetzes Erfüllung. Was aus Liebe geschieht, das geschieht am meisten frei. Die Liebe des höchsten Gutes (Gott) kann selbst keine andere, als eine ewige sein. Die heilige Schrift ist das Licht des menschlichen Verstandes, von ihr kann nichts weggenommen, zu ihr kann nichts hinzugethan werden. Die Schrift, von Gott gegeben, um Glaube, Liebe und Hoffnung in dem Menschen zu pflanzen und ihn zur Seligkeit zu führen, muß alles enthalten, was hiezu dienlich ist. Die heil. Schrift ruht auf dem Felsen der göttlichen Offenbarung. Es gibt nur eine (göttliche) Wahrheit, die geoffenbarte, und diese hat eine solche Kraft und ein solches Ansehen, daß, was ihr widerstreitet, ohne Zweideutigkeit für ketzerisch zu halten ist. Im Zustande der Natur hat der Mensch den natürlichen Willen, der das übernatürliche Gute weder will, noch vermag, obwohl vielleicht verlangt; im Zustande der Entwicklung (Umkehr) gibt Gott dem Menschen die Gnade, die zur Seligkeit fähig macht; im Zustande der Vollkommenheit schenkt er ihm die Herrlichkeit, die wirklich beseligt; im zweiten Zustande will und vermag der begnadigte Wille das höhere Gute. Der dritte besteht in der wahren Freiheit der Kinder Gottes, indem der Mensch das übernatürliche Gute mit Liebe und Lust übt. Es gibt ein doppeltes Böses: Erstens dasjenige, wodurch das (anerschaffene) Gute der Natur verdorben, und das andere, wodurch die Sünde des Verderbens bestraft wird. Das erste ist die Sünde, welche nicht von Gott geschaffen ist; das zweite ist die von der Gerechtigkeit verhängte Strafe. Aus dem Uebel des Ungehorsams entsprangen zwei andere Uebel: Die Unwissenheit über das, was der Mensch thun soll, und die Neigung zum Schädlichen (Sündlichen), womit Irrthum und Schmerz einzogen, aus denen dann alles Elend der vernünftigen Natur hervorgeht. Die (abgefallenen) Engel und Menschen wurden mit Recht von Gott gestraft, aber der Engel mehr, als der Mensch, weil jener gar nichts hatte, wodurch er zum Bösen bestimmt worden wäre, dieser aber, wenn auch nicht von innen, doch von außen durch Versuchung gereizt wurde. Durch den Abfall

des Menschen von der Einheit mit dem göttlichen Willen, wurde auch die Harmonie in den Kräften der leiblichen Natur aufgelöst, und es trat eine Schwäche, die Begierde oder das Gesetz des Fleisches ein. Die Gnade ist diejenige Liebe (Gottes), welche durch den heiligen Geist den Herzen der Gläubigen eingeflößt wird; denn, wie die Liebe darin besteht, daß Gott sich und uns liebt und bewirkt, daß wir ihn und den Nächsten lieben, so besteht die Gnade in derselben Liebe, welche darum Gnade genannt wird, damit wir erkennen, sie sei von uns auf keine Weise verdient, sondern nur als freie Gabe von Gott gegeben. Die erste Gnade ist die allein wirkende, durch welche Gott sich uns gnädig erweist, und uns ihm angenehm macht; die zweite ist die mitwirkende, durch welche er den Willen unterstützt, daß derselbe das Gute erfolgreich wolle und vollbringe, und so wirkt Gott Alles in Allem, indem er zuerst den guten Willen und dann das Handeln desselben wirkt. Die durch die Gnade wieder hergestellte Freiheit ist zwar nicht, wie die erste im Stande der Unschuld, eine gänzliche Freiheit von der Sünde und dem Sündenreize, sondern die Sünde ist noch im Fleische, nur ihre Herschaft ist gebrochen, und sie schadet dem in Christo Gestorbenen nicht, wie sie dem in Adam Gebornen schadete, ehe er in Christo wiedergeboren war. Es gibt zwei Grundtriebe des menschlichen Handelns in diesem Leben: Natur und Gnade. Die Natur reicht nicht zu, das ewige Leben zu erwerben; die Gnade erwirbt das ewige Leben. Verdienst kann niemand erwerben, außer, wer durchaus frei ist, und in anderer Beziehung nicht verpflichtet und verbunden ist; das ist aber keiner unter allen Menschen, außer dem, der so Mensch ist, daß er zugleich von Natur Gott ist. Dieser unter allen Sterblichen, der allein Freie, hat sich für uns zum Opfer gebracht, und durch ihn hat Gott, der in ihm war, die Welt mit sich versöhnt. So macht uns zu Erben des Himmelreichs nicht das Verdienst unserer Werke, sondern die geistliche Geburt aus Gott, die Christus uns mit seinem Tode verdient hat; die Gnade Christi, aus deren Fülle wir alle schöpfen, ist allein Ursache unserer Verdienste. Die Art unserer Erlösung aber schildert der Apostel im fünften Capitel des Römerbriefs: „Wie durch den Ungehorsam

eines Menschen viele Sünder geworden sind, so sind durch den Gehorsam Eines viele gerecht geworden." Keiner kann bei Gott aus Recht der Gerechtigkeit Verdienst erwerben, als wer solche Liebe hat, daß er alle Gerechtigkeit erfüllt (ein Sündlos-Heiliger). Ein solcher aber ist unter den Menschen nicht, noch war, noch wird einer sein, außer jenem Einen, der so Mensch war, daß er zugleich von Natur Gott ist. Der wesentliche Zweck des evangelischen Gesetzes, innerlich auf die Tafeln des Herzens geschrieben, ist, den Menschen nicht zu schrecken, sondern von aller Dienstbarkeit zu erlösen, und ihn zur vollesten Freiheit der Kinder Gottes zu erheben."

Unser Goch beschränkt sich nicht darauf, die Erkenntniß der Wahrheit des Evangeliums, so weit sie ihm von Gott geoffenbaret worden war, auszusprechen; er fühlte auch den Beruf in sich, in einer eigenen Schrift vier Irrthümer seiner Zeit anzugreifen. Er kleidet hiebei seine Gedanken in die Form eines Gesprächs ein, in welchem er den Geist und die Seele redend vorführt. Das Evangelium nennt er das Gesetz des Geistes oder das evangelische Gesetz. (Röm. 8, 2. 9, 31.)

1) Der erste Irrthum, den er bekämpft, ist die jüdische Gesetzlichkeit, oder die pharisäische. Er zeigt, wie das Gesetz im werkheiligen Sinne, wieder in die Kirche eingedrungen sei. Der Papst sei der Oberzuchtmeister der großen Kirchenfamilie in Europa, die Priester die Vollstrecker seiner Befehle, die Heiligen die Vorbilder, die sogar mehr gethan haben sollen, als was das Gesetz von ihnen fordere. Diesem Irrthum stellt Goch den Glauben gegenüber, den Paulus den Galatern an's Herz legte. (Siehe Gal. 5. 3—6.)

2) Zweiter Irrthum: Die Gesetzlosigkeit der unglaubigen Welt. Die einen dieser gesetzlosen Menschen, Brüder und Schwestern des freien Geistes genannt, meinten in ihrem fleischlichen Sinne, wenn nur der Mensch im Innern das göttliche Leben habe, so dürfe er äußerlich thun, was er wolle: huren, ehebrechen, lügen und betrügen rc. Die andern meinten, wenn sie nur an Christum (äußerlich, ohne Herzenserkenntniß) glauben, so sei ihnen alles Uebrige erlaubt; es heiße ja: „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig." Goch entgegnete diesen

greulichen und fleischlichen Menschen, die die Gnadenlehre zum Vorwande nahmen, ihren Lüsten fröhnen zu dürfen, mit den Worten Pauli: Gal. 5, 13.

3) Der dritte Irrthum, den unser Goch widerlegt, ist das falsche Selbstvertrauen. Dasselbe besteht darin, wenn dem Menschen an Gottes Gnade nicht genügt und er eine äußere Stütze meint nöthig zu haben, z. B. Gelübde thun, wie sie die Kirche vorschreibt, oder deß etwas, oder, wenn der Mensch auf eigene Kraft baut und meinet, er bedürfe nicht der göttlichen Gnade. Hierauf erwiedert Goch unter andern: „Es gibt Viele in der Kirche, die mit gewaltigem Eifer nach dem Guten streben; sie üben mit großer Strenge das Vorgeschriebene; aber die eigentliche Aufgabe ist hier, nicht blos das Gute zu thun, sondern das Gute gut zu thun. Das natürliche Vermögen des Menschen ist nicht zureichend, das Gute gut zu thun; dieß bewährt sich schon aus dem, was Paulus an die Galater schreibt: „Ich lebe, aber nicht ich: sondern Christus lebet in mir.“ Damit will er sagen: „Die Werke des Lebens vollbringe ich nicht aus Kraft der Natur, sondern der Gnade, welche Christus darreicht, insofern ich sein Glied bin. Hiemit ist nun auch jedes Werk, als zur Seligkeit nothwendig, ausgeschlossen. Thut Christus alles in uns, so bedürfen wir nichts außer ihm, um die Seligkeit und den Frieden zu erlangen.“

4) Als vierten Irrthum nennt Goch das selbstgemachte Christenthum. Dieses Irrthums machten sich namentlich die Mönche schuldig, die da meinten, ihr Mönchsgelübde habe eine besondere Verdienstlichkeit vor Gott. Diesen Irrthum bestreitet Goch mit kräftigen und siegenden Gründen, indem er zeigt, daß die Gelübde keine Handlungen seien, die aus der Gnade kommen, und durch Gnade gewirkt werden, und daß, wer mit innerer Freiheit aus Liebe, vom Geiste Gottes getrieben, sich dem Herrn übergiebt, ohne Gelübde besser vor Gott handelt, als die Mönche, welche keineswegs die Vollkommenen sind.

So hatte Goch auch in Bezug auf die Kirche, das Priesterthum u. s. w. hellere Ansichten, als manche seiner Zeitgenossen; allein die biblische Lehre vom allgemeinen Priesterthum aller wahrhaft Glaubigen kennt er nicht. Er hält immer noch die

Priester für höher stehend, als das Volk; sie sind ihm die Spender und Verwalter der Gnaden, ob er gleich immer alles auf Glauben und Liebe ankommen läßt und nicht auf Gelübde. Allein die Lehre von der Gnade, wenn gleich nicht in dem tiefen Sinne, wie namentlich Luther, kannte er aus Erfahrung; ebenso hielt er auch fest an der Schrift, als einziger Richtschnur in Glaubenssachen, und verwirft menschliche Ueberlieferung und menschliche Werkheiligkeit, und somit muß er immer als ein Protestant von uns geehret werden. Daß er ein solcher war, dafür spricht die römisch-katholische Kirchenversammlung in Trient. Dieselbe setzte Goch's Schriften in die erste Classe verbotener Bücher, die von den Bekennern des katholich-römischen Glaubens gar nicht gelesen werden sollten. So wurde er von der antichristischen Kirche zu einem Ketzer gebrandmarkt; wir aber wollen ihn als einen Bruder in Christo ehren und lieben, und dem Herrn der Gemeinde auch für dieses Licht unsern Dank zollen, das er in einer finstern Zeit hat leuchten lassen.

Cornelius Grapheus. (Schryver, Scribonius.)

Die einen der Knechte und Arbeiter im Reiche Gottes graben im tiefen Schachte der Erkenntniß, gleich den Bergleuten, die die edeln Metalle im Innern der Erde aufsuchen; die andern bringen die Wahrheit an's Licht, und sind denjenigen ähnlich, welche die aufgefundenen Kleinodien unter die Leute bringen und denselben zum Verkaufe anbieten. So war Goch mehr ein still wirkender Geist, wie wir oben bemerkt haben; Cornelius hingegen ein eifriger Verbreiter der Schriften Goch's, indem er das Licht, das Goch aufgegangen war, auf einen Leuchter stellte, damit es scheine und leuchte weithin den Leuten im Hause.

Cornelius Grapheus ward geboren im Jahre **1482** zu Alost in Flandern. Er war Secretär in Antwerpen und ein wissenschaftlich gebildeter Mann, bewandert in der Geschichte, Dichtkunst und Musik, und kannte mehrere Sprachen. Er war ein Freund des Erasmus von Rotterdam, und um ihn her sammelte sich eine Anzahl Freunde des Evangeliums, welche für die Verbreitung desselben wirksam waren. Gerade um dieselbe Zeit, als Luther nach Worms reiste (**1521**), um daselbst Zeugniß

abzulegen vor den Fürsten und Mächtigen von der Wahrheit aus Gott, gab Cornelius das Buch Goch's, das von der Freiheit der christlichen Religion handelt, heraus und begleitete dasselbe mit einer kräftigen Vorrede, welche werth ist, daß wir sie unsern Lesern im Auszuge mittheilen. Er sagt in derselben treffend und wahr: „Wir sind von Christo zu Moses abgefallen, von Moses zu Pharao zurückgegangen; wir haben die leichte Speise der evangelischen Freiheit nicht ertragen, und uns aus der Stille des christlichen Lebens wieder zurückgewandt zu den Fleischtöpfen Egyptens und zu der Dienstbarkeit des Ziegelstreichens; wir haben das Joch und die leichte Last Christi verachtet und sind zu der schweren Last menschlicher Satzungen hinzugelaufen. Wir haben aufgemerkt auf verführerische Geister; wir haben nicht dem Evangelium, noch den festen Verheissungen Christi, sondern menschlichen Fabeln geglaubt. Wir haben, statt des Evangeliums, die kirchlichen, päpstlichen Beschlüsse, statt Christus, einen heidnischen Philosophen (Aristoteles), statt der Frömmigkeit, Ceremonien, statt der Wahrheit, Lügen angenommen. Einst waren wir alle ohne Unterschied, mochten wir Freie oder Sklaven sein, Christen und Brüder; wir waren das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk; nun sind wir aus Königen und Priestern Sklaven der Menschen, aus dem erwählten Geschlechte ein verachtetes, aus dem königlichen Priesterthum ein gemeines Volk geworden. Einst wurden wir Söhne des himmlischen Vaters, Brüder, Miterben Christi genannt; nun sind wir Söhne des irdischen Adam, und wollen lieber nach dem heiligen Franziskus oder Dominikus oder Augustinus oder Bernhardus, als nach Christus benannt sein. Einst wurden wir einfältig, lauter und frei im Worte Gottes unterrichtet; damals erkannten wir blos Christum, als das Fundament unsers Glaubens, als Führer und Haupt, ihn, der uns verheissen hat, bei uns zu sein alle Tage bis an der Welt Ende; nun ist uns ein anderer Grund gelegt, und statt des himmlischen Führers und Hauptes haben sie uns eine Art von Götzenbild aufgestellt. Einst wurde der Dienst der Gemeinde umsonst geleistet; jetzt ist nichts, was nicht mit Geld erkauft werden müßte. Alles, wie heilig es auch sei, ist Gegenstand

des Handels, so daß uns auch nicht der kleinste Raum auf der Erde freigelassen ist, um den Leichnam eines Christen zu bestatten. Einst stand es den Christen frei, sich selbst passende Hirten zu wählen; jetzt dringen sich Ehrgeizige mit tyrannischer Gewalt, durch Geschenke und Drohungen in das geistliche Amt, nicht durch die Thüre, sondern anders woher ein. Unwissende Miethlinge, die mit einer Beischläferin leben, Schlemmer stellt man meistens an, die mit ihrem verruchten Beispiele die einfältigen, durch Christi Blut erkauften Seelen mit sich in's Verderben reissen, die entweder das Evangelium falsch auslegen, oder einige alberne Mönche aufstellen, die, um des Gewinnes willen, das Wort Gottes noch ärger mißhandeln, und statt des Evangeliums, ihre Träume dem Volke einprägen. Einst war die Lehre Christi allen gemein; nun aber ist blos den Geistlichen erlaubt, die Schrift zu lehren; uns aber verachten sie, uns schließen sie vom Reiche, das sie allein zu besitzen meinen, aus; „das ist das Volk," sagen sie, „welches das Gesetz nicht kennt, die sind verdammt, die wissen nichts." Aber hat nicht Christus die Einfältigen und Ungelehrten zuerst zu sich gerufen und sie seine göttliche Weisheit gelehrt? Hat nicht Paulus sich gerühmt, nichts zu wissen, als Christum, den Gekreuzigten? Hat Gott nicht durch den Propheten Joel vorausgesagt, er werde seinen Geist ausgießen über alles Fleisch? Wo sind die Laien ausgeschlossen? Oder ist vielleicht der Geist Gottes jetzt erloschen? Ich wünsche, daß die Weisheit Christi, wie sie allen gemein ist, so auch in die Gemeinsprache Aller durch gelehrte und gute Ausleger übertragen würde, so daß jeder Bekenner der christlichen Religion, wenigstens jeder des Lesens Kundige, sich eine Bibel kaufen und, durch den Geist Gottes ausgerüstet, in die evangelische Weisheit eingeführt werden könnte; auch wünschte ich, daß allen Gemeinden unterrichtete Priester vorständen, welche an den festlichen Tagen das zusammenberufene, christliche Volk, das seine Bibeln mit in die Versammlung zu bringen hätte, in den evangelischen und apostolischen Lehren, zwei Mal des Tages unterrichteten, damit das Volk fortan nicht mehr durch Umschweife und menschliche Träume auf Abwege, sondern auf dem königlichen Wege geradezu zu

Christo gelange. Das werden freilich jene bauchdienerischen Mönche, die das Wort Gottes gern zu ihrem Gewinne mißbrauchen, übel nehmen; aber mit denen wollen wir uns nicht aufhalten, denn die Wahrheit muß einmal ihre Stelle einnehmen. Wohlan ihr, die ihr mit mir die christliche Freiheit liebet, kämpfet für Christus! Seht, die Wissenschaften blühen wieder, und das Evangelium Christi und Paulus lebt wieder auf! Wenn der Eifer für Frömmigkeit, wenn die Liebe zum eigenen Heil, wenn die Ermahnung christlicher Liebe etwas bei euch vermag, ihr Freunde christlicher Religion, so ermahne ich euch und beschwöre euch bei Jesus Christus, durch dessen Blut ihr erkauft seid, daß ihr die Schriftsteller leset, welche Christum lehren und das Herz durch Liebe entzünden, mit Entfernung aller subtilen Schulgelehrten, welche aufblähen und nicht erbauen, welche den Verstand bilden, aber das Gemüth verdunkeln." Hier meint Cornelius Grapheus den Goch, als einen eifrigen Vorkämpfer der Freiheit, den er dringend zu lesen empfiehlt.

Wer erblickt nicht in den angeführten Worten einen reformatorischen, christlichen Geist, der die Lehre von der freien Gnade kennt und ausspricht! Aber leider! verfolgte er den betretenen Weg nicht bis an's Ende; die Ketzerrichter erhoben sich gegen ihn, und klagten ihn der lutherischen Ketzerei an. Er wurde in's Gefängniß zu Brüssel geworfen und seines Amtes entsetzt. Da, im Gefängnisse (23. April 1522) hatte er die Schwachheit, sich überreden zu lassen, einen Widerruf zu leisten, worin er seine Vorrede zurücknahm, in's Feuer warf, Luther's Grundsätze verdammte und unter anderm sagen konnte, er habe das Buch Goch's, das er empfohlen, gar nicht gelesen. Es thut uns leid, von diesem Manne also scheiden zu müssen. Er wollte mit dem Volke Gottes Christi Schmach nicht tragen, und nur in der ersten Zeit seines Lebens, wo er Goch an's Licht brachte, nicht in der letzten, gehört er zu den Wahrheitszeugen. Nach seinem Widerrufe kehrte er wieder zu den Seinigen und in sein Amt zurück, und lebte bis 1558.

Die Liebe zu den Seinen hatte viel zu seinem Widerrufe mitgewirkt, und er hatte eben jenes Wort des Herrn: Matth. 19, 29. 10, 37. nicht in Ausübung gebracht. Am 18. Oktober

1521 schrieb er an Johann Carondiletus, Erzbischof und Kanzler von Brabant, drückt seine tiefe Betrübniß aus, und bittet um Gnade; habe er gefehlt, so sei es nicht aus böser Absicht geschehen; er beschwört ihn bei seinen unschuldigen Kindern, seiner jungen Gattin, seinen Verdiensten um den Kaiser, bei der Liebe Gottes und Christi, sich seines Zustandes, der schlimmer sei, als der eines Christo feindseligen Juden oder Heiden, zu erbarmen; er solle doch bewirken, daß er aus dem Gefängnisse zu Brüssel, wo er für seine Schmach und Noth leidende Familie nichts thun könne, in ein anderes zu Antwerpen gebracht werde. In der Folge verfaßte er ein lateinisches Gedicht, in welchem er eine gefaßtere Stimmung an den Tag legt, wiewohl er auch hier seine Sehnsucht nach Befreiung ausspricht.

Welch ein Unterschied zwischen der Glaubensschwachheit eines Grapheus und der Glaubenskraft eines Huß! Grapheus hatte die Wahrheit wissentlich verleugnet, und nun nahm er eine Stellung ein zwischen Wahrheit und Lüge, fast so, wie Erasmus*), zu dem er sich von nun an ganz hingezogen fühlte. Sein Leben schwindet hin im geistlichen Siechthum, und während der nachherigen, reformatorischen Bewegungen in den Niederlanden hört man nichts mehr von ihm; er ist todt für die Kirche Gottes; möge er wenigstens in den letzten Stunden seines Lebens, wovon wir nichts wissen, Buße gethan und seine Seele gerettet haben!

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung der einzelnen Zeugen.

Johann Wessel.

Unter denjenigen, die Gott ausersehen hatte, die glorreiche Reformation des 16ten Jahrhunderts vorzubereiten, nimmt un-

*) Erasmus, obgleich er nie die volle Wahrheit erfaßte, hatte doch nie so bestimmt, wie Grapheus, den Herrn verleugnet. Wie er in dem Falle, wenn ein Widerruf von ihm gefordert worden wäre, gehandelt hätte, wissen wir nicht.

streitig Wessel eine der ersten Stellen ein; Luther sagt von ihm: „Wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte alles von Wessel genommen, also stimmet unser beider Geist zusammen." Johann Wessel wurde im Jahre **1419** oder **1420** zu Gröningen geboren. Sein Vater hieß Hermann; daher sein Beiname „Hermanns" (Sohn). Außerdem führt er auch den Namen Gansfort, von einem Landgute oder Dorfe in Westphalen, woher das Geschlecht Wessel's wahrscheinlich abstammte. Die Feinde Wessel's nahmen an diesem Namen Veranlassung, seiner zu spotten, weil sie seinem Charakter nichts anhaben konnten. Indessen wurde dieser Spottname durch andere Namen, die ihm die Gelehrten beilegten, aufgewogen. Man nannte ihn „Basilius, den Königlichen, das Licht der Welt," eine Anspielung auf seine Gelehrsamkeit und seine Erkenntniß Christi, und „Meister des Widerspruchs," weil er mit kräftigem Geiste dem Irrthum und Aberglauben seiner Zeit widersprach.

Seine Eltern waren rechtschaffene Bürgersleute; sein Vater trieb das Bäckerhandwerk, und seine Mutter war eine geborne Clantes. Was die Erziehung seiner Eltern für einen Einfluß auf seinen Lebensgang und auf seine Gesinnung geäußert hatte, ist nicht zu bestimmen, da von seiner häuslichen Erziehung wenig bekannt ist, und außerdem seine Eltern ihm durch einen frühzeitigen Tod, nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes, entrissen wurden. Allein, wie später Gott das Herz der frommen Frau Cotta zu Eisenach erweckte, die den kleinen Martin Luther in ihr Haus aufnahm, so rührte er auch das Herz einer frommen und wohlhabenden Frau, Ottilia Clantes, die den vater- und mutterlosen Waisen, Johann, mit ihrem eigenen Sohne erziehen ließ. Anfangs gingen beide in Gröningen in die Schule; allein später besuchten sie die Anstalt der Geistlichen vom gemeinsamen Leben zu Zwoll. Obgleich unser Johann Wessel mit körperlichen Gebrechen, z. B. mit Blödsichtigkeit der Augen und mit einem Fußübel zu kämpfen hatte, so hinderte ihn das nicht, wackere Fortschritte zu machen, und er zeichnete sich vor seinen Mitschülern vortheilhaft aus. Diese äußern Gebrechen waren wohl auch mitunter in der Hand Gottes ein Mittel, ihn in sein

Inneres zu führen; denn er war um so weniger in Gefahr, durch das Lob der Leute der Eitelkeit und Selbstsucht anheimzufallen, und so suchte er das Wohlgefallen seines Gottes und Heilandes im stillen, verborgenen Gebete. In Zwoll lernte er bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens die lateinische Sprache, wurde in die heilige Schrift eingeführt und mit den Kirchenvätern bekannt gemacht.

Er nahm in dieser Schule besonders zu an Gnade und Einfalt des Sinnes und des Herzens, aber auch an Weisheit bei Gott und den Menschen; denn er hatte eine große Lernbegierde, so daß er in allen Dingen des Wissens und der Gelehrsamkeit sich hervorthat. Damals lebte der fromme Thomas von Kempen auf dem St. Agnesberge bei Zwoll, und wenn auch derselbe nur ein beschauliches Leben führte und sich um das, was in der Welt vorging, wenig bekümmerte, so ist es doch möglich, daß ihn Wessel kannte und bei ihm in erbaulichem Umgange manchen Segen genoß. Uebrigens genügte unserm Wessel ein blos beschauliches Leben keineswegs allein; wirken wollte er, das Licht der Gnade und Wahrheit, das ihm aufgegangen war, verbreiten in der damaligen Finsterniß. Als er zu dem gewöhnlichen Mariendienste angewiesen wurde, sprach er zu seinem Vorsteher: „Vater, warum führst du mich nicht lieber zu Christo, der doch alle Mühseligen und Beladenen so freundlich zu sich ruft?“ und als man ihn ermahnte, sich dem gesetzlichen Fasten zu unterziehen, antwortete er: „Wollte Gott, daß ich stets trunken (von göttlicher Liebe) wäre, und nur fastete, d. i. mich enthielte von Sünden und Lastern!“ Diese Aeußerungen des jungen Wessel zeugen von seiner klaren Erkenntniß des Christenthums und der christlichen Freiheit, indem er wußte, daß das Reich Gottes nicht in äußerlichen Geberden, in Essen und Trinken, oder in gesetzlicher Enthaltung von der Nahrung des Leibes, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste besteht, und das hatte ihm Fleisch und Blut nicht geoffenbaret, sondern der himmlische Vater, der ihn mit mächtigen Zügen zum Sohne zog.

In der Folge verließ er sein Vaterland und zog den Rhein aufwärts nach der Hochschule Köln's, wo, sowie in den Rhein-

gegenden überhaupt, Kunst und Wissenschaft früher in bedeutender Blüthe gestanden hatten. Allein es war schon damals ein finsterer Geist des Mönchthums daselbst eingezogen. Wie die Lehrer daselbst beschaffen waren, davon zeugt die Prahlerei des Doctor Laurentius, der dort früher gelehrt hatte, und welcher von sich rühmte, er habe mit eigener Hand zu Constanz den wackern Huß in's Feuer gestoßen. Johann Wessel gefiel sich daher nicht besonders in Köln, und sein Geist fand daselbst keine Nahrung; jedoch studirte er dort die Weltweisheit und die Gottesgelehrtheit, und brachte durch seine Forschbegierde und seine Liebe zur Wahrheit, seine Lehrer nicht selten in die größte Verlegenheit, indem er in den Vorlesungen immer etwas Neues zur Sprache brachte, was sie ihm nicht auflösen, noch erklären konnten. Ein besonderer Umstand machte ihm seinen Aufenthalt in Köln lieb und werth. Im Jahre **1135** war in dem Kloster des Städtchens Deutz, Köln gegenüber, ein frommer Abt, Namens Rupert oder Ruprecht, gestorben, der aber durch seine hinterlassenen Schriften noch fortlebte, in denen sich ein christlicher und frommer Geist aussprach. Rupert hielt die Bibel sehr werth und hoch, gründete seine Lehren auf dieselbe und schöpfte aus ihr, als der Quelle des Lebens, und so stand er über seiner finstern Zeit; er nennt die Bibel das große Buch der Völker, durch welches zu allen Nationen verständlich, laut und offenbar über ihr wahres Heil geredet werde. Vom Abendmahle sagt er, nach der Einsegnung werde das Brod und der Wein nicht in Leib und Blut verwandelt, sondern es werde mit demselben Christus, das ewige, unveränderliche, wesentliche Wort, auf eine unbegreifliche Weise verbunden, wie Luther sagt, und nur von den Glaubigen in seiner ganzen Fülle, d. h. zum Segen aufgenommen. Rupert predigte laut gegen das immer wachsende Sittenverderben seiner Zeit, und greift die Ausschweifungen der Geistlichen mit christlicher Freimüthigkeit an. Wessel machte daher oft Besuche im Kloster zu Deutz, las mit großer Begierde Ruperts Schriften, machte sich Auszüge aus denselben, las noch andere nützliche Bücher, die er ebenfalls auszog, und bearbeitete ein Werk, das er stets mit sich führte, mit seinen eigenen Gedanken bereicherte und „das große Meer“ nannte.

Es begab sich, daß zu jener Zeit einige Flüchtlinge aus Griechenland in Köln sich aufhielten. Von diesen lernte er das Griechische, damit ihn, wie er sagte, die naseweisen Schwätzer nicht mehr täuschen und hintergehen könnten, wenn sie ihm weiß zu machen suchten, dieß und jenes stehe so im Grundtexte; ferner lernte er auch das Ebräische, wahrscheinlich von einem gelehrten Juden. — Mit großen Anlagen des Geistes, mit mancherlei Kenntnissen ausgestattet, vorzüglich aber stehend auf dem Grunde des Glaubens und der Gnade, nach der er fort und fort dürstete, tritt er aus seinem Jugendalter in die männlichen Jahre ein, in welchen wir ihn ferner begleiten wollen.

Damals (vor **1440**) war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, und die Schriften eines berühmten und einflußreichen, frommen Mannes mußten erst mühsam abgeschrieben, und konnten nur langsam verbreitet werden. Der gemeine Mann blieb meist in Unwissenheit, und nur die Gelehrten vermochten ihre Gedanken unter sich umzutauschen. Ach, wie wenige Bibeln gab's damals! ein armer Mann konnte sich schon gar keine anschaffen, weil sie zu theuer waren; denn eine schön geschriebene Bibel kostete im Jahre **1274** dreihundert und sechszig Gulden, und wenn ein Tagelöhner täglich nur vier und einen halben Kreuzer verdiente, so ergibt sich die Unmöglichkeit von selbst, daß sich ein solcher dieselbe anschaffen konnte. Die Gelehrten wußten sich besser zu helfen. Sie reisten von einer Hochschule zur andern, und zwar sowohl Lernende als Lehrende, und oft waren sie beides zugleich; daher sie auch einen gemeinschaftlichen Namen Scholaren, d. h. Leute von der Schule, führten. Nach der Sitte jener Zeit zog nun auch unser Johann Wessel von Köln nach Paris (**1452—1454**), im zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten Jahre seines Alters, denn damals gab's noch weit ältere Studenten. Von da machte er eine Reise nach Italien, und er befand sich **1470** und **1471** in Rom. Er kehrte jetzt wiederum nach Paris zurück, wo er (**1473**) mit Johannes Reuchlin persönliche Bekanntschaft machte. Im Jahre **1477** bekam er einen Ruf nach Heidelberg, als Lehrer, wo er mit Segen wirkte, aber nicht lange verweilte. **1479** war er wieder in seiner Heimath nach einem unsteten Leben, und lebte zurück-

gezogen, aber nicht unwirksam; sondern thätig und segensreich wirkte er in seiner Umgebung.

Hauptsächlich waren es drei Städte, die für Wessel von bedeutender Wichtigkeit sind: Paris, Heidelberg und Rom. In Paris war er anfangs Schüler, später aber Lehrer, und namentlich waren es zwei junge Männer, auf welche er einen wohlthätigen und segensreichen Einfluß ausübte: Johannes Reuchlin und Rudolph Agricola, welche er nicht nur unterrichtete, sondern, die sich auch an seinem Glaubensfeuer erwärmten. Von der Gnade, die in ihm war, wollen wir unsern Lesern etwas ausführlicher reden, da seine gelehrten Händel, die freilich immer sich um die Wahrheit drehten, uns weniger interessiren können.

Johann Wessel hielt vor allen Dingen, als ächter Vorläufer der Reformation, die heilige Schrift für die wahre und einzige Quelle des Glaubens; sie allein kann nicht irren, dessen war er fest überzeugt. So war es natürlich, daß er von einer mündlichen Ueberlieferung, von einem Wahnglauben, den ihm die abgefallene Kirche aufzubürden suchte, schlechterdings nichts wissen wollte. Daher bezweifelte er auch das Ansehen der Kirche und des Papstes, und war überzeugt, daß weder die eine, noch der andere unfehlbar seien. In der Schrift suchte und fand Wessel keine todten Menschensatzungen, sondern den lebendigen Christus, und an ihn hielt er sich mit ganzer Seele und voller Glaubenszuversicht; daher verwarf er alles eigene Verdienst und alle Würdigkeit vor Gott, die aus guten Werken oder aus äußerlichen, kirchlichen Bußübungen hergeleitet wurden; deßwegen war er ein entschiedener Gegner des Ablasses und aller Werkgerechtigkeit, und weil die römische Kirche den Ablaß auf die verstorbenen Seelen ausdehnte und lehrte, er komme ihnen zu gute, so bestritt und bekämpfte er die unbiblische Lehre vom Fegfeuer. Die heilige Schrift war ihm oberste Richterin in Glaubenssachen, nicht die Kirche, nicht die Geistlichen, nicht der Papst. An der freien Gnade (Ephes. 2, 8. 9.) hielt er fest, und das Ablaßwesen war ihm ein Abscheu. So schreibt er später an Jakob Hoeck: „Nicht aus Sonderbarkeit, sondern aus Eifer für die Wahrheit habe ich nicht erst heute, sondern schon

vor dreiunddreißig Jahren oft vor Gelehrten den Satz aufgestellt, es sei mir von Kindesbeinen an stets lächerlich und unwürdig vorgekommen, daß jemand glaube, ein Mensch (der Papst) könne durch seinen Beschluß bewirken, daß etwas Gutes von geringerm Werthe in Gottes Augen einen höhern Werth erhalte."

Wie fast kein Glaube mehr an das Wort Gottes zu damaliger Zeit vorhanden war, so mußte natürlich auch die Sittlichkeit, die ja nur aus dem Glauben, als ihrer Wurzel, stammt, in Verfall gerathen, und namentlich auch auf den Hochschulen, da ja kein Wissen vor Sünde schützt. Darüber klagt Wessel bitterlich, wenn er sagt: „Es ist eine große Anklage gegen die Universitäten, daß Paulus mehr Eingang fand in den benachbarten Städten, als in Athen, wo sich die Quelle der griechischen Weisheit befand. Das Studium der Wissenschaft (wenn man nicht vom Geiste Gottes beseelt ist) ist Gott nicht besonders angenehm, und in der That, was ich zu Köln und Paris gesehen habe, das ist Gott zuwider. Da sich jene, die Schriftgelehrten, täglich mit dem Worte Gottes beschäftigen, so wird ihr Sinn gleichsam mit einer Hornhaut überzogen; sie werden noch schlimmer und härter, sind noch schlimmer zu bekehren, und widerstreben der gesunden Lehre mehr, als ein Zöllner und Sünder, so daß ihre Besserung immer verzweifelter wird; denn, wie das (griechische) Feuer ein starkes Feuer ist, welches auch unter dem Wasser fortbrennt, so ist das eine hartnäckige Verdorbenheit, welche fortdauert bei täglicher Beschäftigung mit Gottes Wort." Wie trefflich läßt sich diese Wahrheit auf viele unserer heutigen Schriftgelehrten und Professoren anwenden! Aber bei unserm Wessel erlosch das Glaubens- und Liebesfeuer der Gnade nicht, während er sich in Paris aufhielt, und das war eine große Bewahrung Gottes und zeugt wenigstens davon, daß er fort und fort an die Quelle sich hielt und den Umgang mit seinem Gott in Christo nicht verließ.

Von Paris und Frankreich ging er nach Italien, und hielt sich in mehreren Städten, unter andern in Rom auf, wo er mit mehreren gelehrten und ausgezeichneten Männern bekannt wurde. Er lernte Franz von Rorere kennen, der unter dem Namen

Sixtus IV. Papst geworden war. Derselbe forderte Wesseln bei seiner Besteigung des päpstlichen Stuhls auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Wessel erwiederte mit bescheidener Freimüthigkeit: „Heiligster Vater, Ihr wißt, daß ich nie nach großen Dingen gestrebt habe; aber da Ihr nun die Stelle eines obersten Priesters auf Erden bekleidet, so wünsche ich, daß Euer Ruf Euerm Namen entspreche, und daß Ihr Euer erhabenes Amt so verwaltet, daß, wann einst der Erzhirte kommt, dessen höchster Diener Ihr hienieden seid, er dann sage: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude," und Ihr dann getrost sprechen könnet: „Herr, fünf Pfunde hast du mir gegeben, siehe hier andere fünf Pfunde, die ich dazu gewonnen habe." Der Papst erwiederte, dafür habe er zu sorgen; Wessel möge jetzt für sich etwas erbitten. „Nun, so bitte ich," erwiderte dieser, „daß Ihr mir aus der vaticanischen Bibliothek eine griechische und hebräische Bibel gebet." Der Papst: „Das soll geschehen, aber, du Thor, warum hast du dir nicht ein Bisthum oder etwas dergleichen ausgebeten?" Wessel antwortete: „Weil ich dessen nicht bedarf." Er bekam nun auf seinen Wunsch eine Bibel, die lange nach seinem Tode in einem Kloster bei Gröningen aufbewahrt wurde.

Aus diesem Gespräche geht zweierlei hervor: 1) Wessel schätzte den Papst, wenn er rechtschaffen und fromm lebte, als Menschen und als Hirten, ohne ihm Unfehlbarkeit zuzuschreiben. 2) Er erkannte aber noch nicht in seiner ganzen Tiefe den antichristischen Stuhl, als solchen, und die päpstliche Anmassung als einen Greuel vor Gott. So, wie er, dachte indessen der Mann Gottes, Luther, auch im Anfange der Reformation, und erst im Verlaufe des Kampfes öffnete ihm Gott die Augen, so daß er hell und klar das Wesen des Papstthums durchschaute. Was Wessel durch Gottes Gnade erkannte, das sprach er auch unverhohlen aus, es mochte sein, wo es wollte. Einst war er in Gesellschaft von einigen Gelehrten unter Papst Paul II., worunter sich auch der Kammerherr des Papstes, Heinrich Dalman, befand. Sie speisten zusammen, und Wessel sprach sich offen und unverhohlen über den Ablaß aus. Da sagte der anwesende Magister Wilhelm von Phalis scherzend dem Johann

von Brüssel in's Ohr: „Ich wünschte nur, daß jetzt unser Magister Jakob Schelwort da wäre." Beide lächelten zusammen, und als der Kammerherr nach der Ursache fragte, und der eine ihm erwiederte, es sei wegen Wessels Meinung vom Ablaß, so bemerkte derselbe, solche Ansichten seien nichts Ungewöhnliches am päpstlichen Hofe. Ja Wessel erfuhr, daß manche Geistlichen in Rom noch weit freier dächten, als er. Uebrigens hatten dieselben nicht nur den Aberglauben, sondern auch den Glauben an Christum verlassen; deßwegen wurden sie auch nicht verfolgt. Nur wer gerechtfertigt ist durch den Glauben, und von diesem Standpunkte aus Irrthümer und Sünden angreift, muß die Schmach Christi tragen.

Wessel lernte, wie später Luther, bei seinem Aufenthalt in Rom den hohlen, argen Unglauben, die große Verderbniß des römischen Hofes kennen. Es war ihm deßhalb unheimlich zu Muthe, und er verließ jenen unreinen Ort, der von der Ferne aus gesehen, einen heiligen Schein verbreitet; aber in der Nähe betrachtet, einem unreinen Sumpfe gleicht, in welchem Irrwische herumhüpfen, die den Wanderer irre leiten.

War ja jener Paul **II.** ein eitler und ausschweifender Mensch, der den Aberglauben und den Ablaß beförderte, indem er das Jubeljahr je auf das fünf und zwanzigste Jahr herabsetzte, und Sixtus **IV.**, früher ein gelehrter Franciskanergeneral, nahm an einer Verschwörung gegen das Mediceische Haus zu Florenz Theil, legte Hurenhäuser an, oder autorisirte dieselben, um seine Kassen zu füllen, verschenkte an seine Verwandten Fürstenthümer, und ließ sich auf einer Inschrift Gott nennen. **2.** Theß. **2, 4.** Es ist daher kein Wunder, wenn Wessel keine Lust mehr hatte, nach Rom zurückzukehren. Es waren besonders die Schätze der Wissenschaft, die ihn bestimmten, dahin zu gehen; aber er kannte eine höhere Weisheit und wußte, daß Christum lieb haben besser ist, denn Alles wissen. Von Wißbegierde getrieben, besuchte er auch Florenz und Venedig, und lernte die Sitten und den Charakter der betrügerischen Florentiner auf eine Weise kennen, daß er seine Landsleute glücklich preist, indem er sagte, sie seien glücklich, daß sie nicht so gut zu rechnen verständen, wie jene. In Venedig wohnte er

der Canonisation des Patriarchen von Aquileja bei, eine Handlung, die nur der Papst verrichten kann, und es dürfte vielleicht unsern Lesern nicht mißfallen, wenn wir ihnen eine solche Feierlichkeit mit kurzen Worten beschreiben: „Bevor eine Person, die bereits selig gesprochen worden ist, canonisirt, d. i. heilig gesprochen, und in den Canon der Heiligen eingetragen wird, werden in einem besondern Consistorium die Eigenschaften und Tugenden derselben untersucht, ob dieselbe ein ausgezeichnet heiliges Leben geführt und auch nach ihrem Tode Wunder verrichtet habe; denn beides muß der Fall gewesen sein, wenn sie die Würde eines Heiligen erlangen soll. Nach der geschehenen Untersuchung, tritt einer der Consistorialadvokaten vor dem Papst und den Cardinälen auf, hält eine Lobrede auf den Heiligen, und nun beschließt der Papst die Heiligsprechung und bestimmt hiezu einen Tag. An demselben wird die Peterskirche mit reichen Tapeten behangen, mit unzähligen Lichtern erleuchtet, und es wird in derselben eine prachtvolle Schaubühne errichtet. Der Papst, seine Cardinäle, Prälaten und andere Angestellte am päpstlichen Hofe, begeben sich in feierlicher Procession in die Kirche mit brennenden Fackeln. Das Bild des Heiligen wird vorausgetragen. Hierauf liest entweder der Papst selbst, oder einer seiner Cardinäle die Messe, und nach derselben ruft der Papst die Canonisation oder Heiligsprechung mit folgenden Worten aus: „Zu Ehren der Heiligen und unzertrennbaren Dreieinigkeit, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und der christlichen Religion, aus Vollmacht und Gewalt des allmächtigen Gottes, des Vaters, Sohnes und heil. Geistes, auch der heiligen Apostel Petri und Pauli, und unserer Autorität, durch Rath unserer Brüder, setzen, ordnen und beschließen wir, daß N. N. heilig sein und in das Register der Heiligen eingeschrieben werden soll. Wie wir dann ihn hiermit solchem Register einverleiben, und anbefehlen, daß er von der ganzen Kirche als solcher geehrt, und ihm ein Fest an dem und dem Tage mit aller Gebühr gehalten werden solle.“ Hierauf überreichen die Gesandten des Fürsten, auf dessen Bitte die Heiligsprechung geschehen war, einige Geschenke, das Te Deum wird gesungen, um Gott für den neuen Heiligen zu danken; endlich ertönt

Trompeten- und Paukenschall, die Glocken werden geläutet und Kanonen donnern. An allen Orten der Stadt ist ein Ablaß für alle diejenigen angeschlagen, welche sich durch eine fromme Handlung zur Feier der Canonisation verdient machen und der Procession beiwohnen. Auch diejenigen, die, durch Umstände verhindert, der Feierlichkeit nicht beiwohnen, wenn sie nur Morgens beim Glockengeläut zu Rom eine vorgeschriebene Zahl Paternoster und Avemaria beten, werden des Ablasses theilhaftig. Von nun an wird der Heilige in allen besondern und öffentlichen Kirchengebeten, angerufen und verehrt; man errichtet ihm Altäre und Tempel; es werden ihm Opfer des Lobes und Dankes gebracht, was man das Amt oder canonische Stunden nennt. Es wird an seinem Gedächtnißtage ein Fest gehalten; sein Bild wird mit Strahlen um das Haupt gemalt, zum Zeichen der Glorie und Herrlichkeit, die er im Himmel genieße; man darf seine Reliquien u. s. w. in öffentlicher Procession herumtragen, Gelübde zu ihm thun, ihn zum Patron oder Fürbitter und Nothhelfer erwählen, und es können zu seinen Ehren Brüderschaften errichtet werden. Die päpstliche Kammer gewinnt am meisten bei dieser Feierlichkeit; denn, als (**1721**) Johannes Nepomuk canonisirt wurde, opferte nur das gemeine Volk zweimalhunderttausend Gulden."

Kehren wir nun wieder zu unserm Wessel zurück, und begleiten wir ihn auf seinen ferneren Wanderungen. Von Italien reiste er wieder nach Paris und von da nach Basel, wo er seinen alten Freund Reuchlin wieder fand, und sich dadurch der studierenden Jugend nützlich machte, daß er ihnen Unterricht und Anleitung in den alten Sprachen gab (**1474.**) Als ihn der Churfürst Philipp von der Pfalz, (**1477**) da er ungefähr **58** Jahr alt war, zum Professor nach Heidelberg berief, so lehrte er die griechische und hebräische Sprache u. a.; allein Gegenstände, die sich auf die Gottesgelehrtheit bezogen, durfte er nicht vortragen, weil er nicht Doktor der Gottesgelehrtheit war, und dieß konnte er nicht werden, weil er nicht Priester werden wollte. Indessen, wie überall, so fand unser Wessel auch hier seine Gegner; denn die Freimüthigkeit, womit er seine Ansichten und seine Ueberzeugung über die Kirche und ihre

Mißbräuche aussprach, mußte die Finsterlinge gegen ihn in Harnisch bringen. Befand sich ja in Heidelberg Nikolaus von Wachenheim, welcher **1479** den Johann von Wesel richten und dessen Lehre verdammen half; aber Wessel ging seinen festen, entschiedenen Glaubensgang, und streute guten Saamen aus. Mit Rudolph Agricola, seinem Nachfolger, saß er oft traulich zusammen, und redete mit ihm von der Finsterniß der Kirche, von dem Jahrmarkt der Messe, von dem Verbot der Priesterehe. Aber nicht nur über die Mißbräuche unterhielten sie sich und klagten und weinten über Zions Verfall, und der Kirche Abfall, sondern sie erbauten sich auch in dem seligmachenden und rechtfertigenden Glauben, sprachen von dem hohen Werth der heiligen Schrift, der einzigen Quelle des Glaubens, und diese Lehren waren fruchtbar, und ein Johann von Dalberg, ein Dietrich von Plenningen, ein Johann Reuchlin, ein Jakob Wimpheling, der freimüthige edle Geist, der durch Wort und That die bösen und schlechten Geistlichen strafte, trugen den Samen der Wahrheit weiter fort, bis Luther **1518** in Heidelberg das Feuer des Glaubens aufs neue anfachte.

Wenn auch das Christenthum und der Glaube an den Herrn, dem Gemüthe einen weltbürgerlichen Sinn verleiht, so erhöht doch das Leben aus Gott auch die Vaterlands-, Familien- und Freundesliebe, und diese tritt um so stärker hervor, je mehr wir uns dem gereifteren Alter nähern, und, binden den Christen nicht besondere Verhältnisse, hält ihn der Ruf des Herrn nicht zurück, so zieht er gern wieder aus der Fremde in seine Heimath. So erging es auch unserm Wessel. Nach einem Aufenthalt von ungefähr zwei Jahren in Heidelberg, begab er sich wieder und zwar für immer, in seine Heimath zurück. Er lebte jetzt in der Stille von seinem sechszigsten bis siebenzigsten Lebensjahre an, meistens in einigen Klöstern, auf dem St. Agnesberge, bei Zwoll, in Adwert in Friesland, und in einem Frauenkloster zu Gröningen, wo er einer sorgsamen und freundlichen Pflege genoß. Diesen Aufenthalt hatte ihm der Bischof von Utrecht, David von Burgund, bereitet, der überhaupt in Gottes Hand ein Werkzeug war, ihn gegen seine Widersacher kräftig zu schützen, und so verlebte er freundliche Tage in seinem Alter. Ein lernbe-

gieriger Kreis von Männern, Jünglingen und Jungfrauen umgab ihn, um aus seinem Munde Worte des Lebens zu vernehmen, und die Zeit, die ihm übrig war, verwendete er zum Bibellesen und zum Briefwechsel mit seinen Freunden. Freilich grollten auch seine Gegner fortan wider ihn, die Lehrer von altem, finstern Sinn, die durch seine Ueberlegenheit ihren Einfluß bei der Jugend verloren, und die er mit siegender Macht der Wahrheit zum Schweigen brachte, ferner die Mönche, und besonders die Bettelmönche, deren Heuchelei, Aberglauben und Laster er züchtigte. Seine Demuth, sein Glaube, mußte denselben, die zwar auch die Demuth Christi nachäffen wollten, deren Stolz aber aus ihrem schmutzigen Gewand, wie weiland bei Diogenes, hervorguckte, zuwider sein, darum haßten sie ihn. Zudem drohte unserm Wessel noch eine andere größere Gefahr 1479. Die Ketzerrichter hatten nemlich angefangen, Johann von Wesel, den Freund unsers Wessel heftig zu verfolgen, und die Nachricht hievon war Wesseln überbracht worden, indem ihm Freunde berichteten, man habe denselben zum Feuertode verdammt, und nun dachte er, die Reihe werde auch an ihn kommen. Schon sah er im Geiste den für ihn bestimmten Scheiterhaufen lodern, und die Gefahr sich nahen; daher schrieb er an seinen Freund, Ludolph van Veen, dem Dekan in Utrecht, einen Rechtskundigen, mit folgenden Worten: „Die Flammen sind ausgebrochen; daher bin ich genöthigt, dich um Rath zu fragen, und zwar nicht allein als Rechtsgelehrten und treuen Freund, sondern auch als einen solchen, der in ähnlichen Fällen und Anfechtungen in früherer Jugend schon geübt worden ist, welche nun auch mir, wie ich fürchte, bevorstehen. Du hast gehört von der großen Gefahr, in welcher jener ehrwürdige Mann, Magister Johann von Wesel, schwebt. Wenn ich nun gleich, wie du häufig von mir gehört hast, seine übertriebenen und für das Volk anstößigen Ungereimtheiten mißbillige, so ist doch seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn so groß, daß ich nicht umhin kann, ihn zu lieben, und an seinem Schicksal Theil zu nehmen. Ich vernehme von einem Freunde, er sei zum Feuertode überwiesen, was vielleicht unrichtig ausgedrückt sein mag. Wie dem nun sei, es schmerzt mich das Schicksal des Mannes, und

eines solchen Mannes. Ich vernehme außerdem von demselben Freunde, der Ketzerrichter werde sogleich nach Beendigung jenes Processes auch zu mir herab kommen, um zu untersuchen. Wenn ich nun in dieser Sache auch den Proceß nicht fürchte, so wird es doch viel Unruhe, Verdacht, Kosten, Mühseligkeiten und besonders Verleumdungen, namentlich von Seiten des Abtes vom alten Berge und einiger Kölner Lehrer zu tragen geben, deren Haß und Neid du aus eigener Erfahrung kennst. Um nun durch diese Angriffe, im Fall sie solche im Schilde führten, mit leichterem Fuße hindurch wandern zu können, dazu erwarte ich deinen Rath, wie man der Sache zu begegnen habe. Schreibe mir also bald, damit du den Dürstenden reichlich erquickest, da ich mich nicht weniger auf die Weisheit deiner Rathschläge, als auf die Gerechtigkeit meiner Sache verlasse. Alles dieß, wie ich dir vertrauensvoll mitgetheilt habe, bitte ich vor anderen geheim zu halten. Zwoll am 6. April (1479.)"

Obgleich der Glaubensmuth eines Luthers sich in diesem Briefe nicht so entschieden und kräftig ausspricht; so sieht Wessel doch mit ruhiger Gelassenheit der Gefahr entgegen. Indessen blieb er ruhig, und wurde nicht angetastet. Hiezu mochte David von Burgund, ein Halbbruder Carls des Kühnen, unter dessen Schutz er stand, beitragen. Außerdem war sein Leben mehr zurückgezogen, so daß man vielleicht weniger von ihm befürchtete. Dieser Hang Wessels zur Zurückgezogenheit, und zum beschaulichen, innern Leben geht aus folgenden Aeußerungen hervor, die er in einer seiner Schriften aussprach: „Das beßte Theil ist das der Maria, welches aber nicht allen gegeben ist, und welches niemand kennt, als, wer es empfangen hat; weil Martha es nicht empfangen hatte, so erkannte sie auch nicht die Seligkeit desselben; deßhalb glaubte sie, ihre Schwester sei müßig; der lieblichste Schiedsrichter, der Herr Jesus, anerkennt die eine in ihrer schönen Dienstleistung und belehrte sie in ihrer Unwissenheit, aber er zieht doch die Maria vor, weil sie das Wort Gottes in ihre Geisteswohnung, während Martha nur das fleischliche Wort in die äußere Wohnung aufgenommen und mit sichtbarem Brode gespeiset hat. Die Frömmigkeit um Gottes willen, aber nicht mit unmittelbarer Beziehung auf Gott,

ist im Geiste der Martha; die Frömmigkeit in steter Beziehung auf Gott, ist im Geiste der Maria.“ Wessel wollte aber keine mönchische Abgeschiedenheit, keine Stille der Karthäuser, deren Gedanken bei allem äußeren Schweigen in der ganzen Welt herumflattern: nein; er wußte nur, daß in einem von äußern Dingen und Leidenschaften bewegten Gemüthe der Friede Gottes nicht wohnen könne. In dieser Beziehung führt er die Stelle Jes. 57, 20. häufig an: „der Gottlose ist, wie ein brausendes Meer, das nicht stille sein kann.“

„Wie ruhig die Weisheit sei, sagte er ferner,“ lehrt das Beispiel derer, die sich ihr gewidmet haben; denn, je mehr sie dieß thun, desto ruhiger sind sie, und die wahre Weisheit ist bei der Ruhe wirksam. Der Weise zeigt ferner eine stete und feste Heiterkeit, ohne Zerstreuung, Jubeln und Lachen, verschmäht er alle gemeinen Freuden, als verführerisch, unwürdig und befleckend. Die Weisheit ist reich in sich selbst; denn das Verlangen des Weisen, ständen nicht die Schwäche und das Bedürfniß des Leibes im Wege, würde immer der Weisheit obliegen, zu sehen und zu schmecken, wie freundlich der Herr ist; und wie Gott alles durch das Wort (Joh. 1, 1—3.) gemacht hat, so würde auch der Weise, ein Bild Gottes auf Erden, alle Nationen und Reiche in einen bessern Zustand umwandeln, wenn nur deren Lenker und Fürsten sein ermahnendes Wort hören wollten, so wie er innerlich die Lehre der Weisheit hört und mit Freudigkeit Gehorsam leistet.“ Im Jahre 1486, am Tage der Bekehrung Pauli, erwachte er frühe Morgens und dachte über den Spruch nach: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung,“ und vergnügte sich innerlich an dem Inhalte desselben. Er gehörte zu den sinnigen Seelen, die nicht in unbestimmten Gefühlen schwärmen, sondern gern in stiller Einkehr leben. So überfiel ihn einst eine tiefe Traurigkeit, als er auf einem Schiffe sich befand, während sich seine Gefährten mit allerlei Geschichten die Zeit vertrieben; da dachte er über die Ursache dieser traurigen Stimmung nach, und überwand dieselbe durch innere Betrachtungen.

Das äußere Wort Gottes war und blieb Richtschnur seines Denkens und Wirkens. Er lebte im Umgange mit Menschen,

empfing Besuche von seinen Freunden, besuchte sie wieder und fast alle Jahre wanderte der ehrwürdige Greis nach dem St. Agnesberge, wo Thomas von Kempen gelebt hatte, der nun zu seinen Vätern versammelt war; und er weilte gern da, wo er die ersten Eindrücke der Liebe und Gnade Gottes erhalten hatte, die wieder mit frischer Lebendigkeit in seiner Seele auftauchten. Später begab er sich in das schöne und reiche Kloster Adwert (Aduard) zwei Stunden von Gröningen, welches damals eine Bildungsschule für junge Leute war, und diese Schule suchte er mit Hülfe des Abts, Heinrich Rees, wieder in Aufnahme zu bringen. Er wirkte äußerst wohlthätig auf die dortige Jugend ein, munterte sie auf, die ebräische Sprache zu erlernen, erklärte ihnen die Psalmen, zeigte ihnen die Fehler der lateinischen Uebersetzung, welche die römische Kirche als unfehlbar betrachtet, und beantwortete ihre Fragen. Zuweilen las er ihnen mit lauter Stimme Stellen aus der hebräischen Bibel vor, und das machte einen solchen Eindruck auf die Mönche, daß sie, wie man zu sagen pflegt, Maul und Nase aufsperrten und ihn anstaunten. Er sprach sowohl hier, als auch in andern Klöstern, von den papistischen Irrthümern in Lehre und Leben, zeigte den Jünglingen mit Freimüthigkeit, wie verkehrt die damalige Lehrart war, und wie man sich mit Spitzfündigkeiten abgebe, anstatt zur Quelle, zur Bibel zurückzukehren; ja, er ahnte eine bessere Zukunft, und verkündigte weissagend den Sturz der falschen Lehrer. So sagte er einst einem seiner geliebten Schüler, der noch zu Luther's Zeiten (1528) lebte, dem Johann Oestendorp: „Mein wackerer, junger Freund, du wirst es noch erleben, daß die Lehre des Thomas und Bonaventura von allen wahrhaft christlichen Gottesgelehrten verworfen wird.“ Ein andermal äußerte er: „Es wird bald geschehen, daß jene unwiderlegbaren Lehrer in den Kapuzen, in den schwarzen und weißen Kutten, in die geziemenden Schranken zurückgewiesen werden.

Von allen Seiten her strömten Greise, Männer und Jünglinge zu unserm Wessel, um bei ihm Weisheit, Rath, Trost und Belehrung zu schöpfen. Oft weilten seine Freunde in traulichen Gesprächen bei ihm, bis tief in die Nacht. Goswin van Halen erzählt später hievon dem Verehrer Wessel's, Regner

Prädinius, er habe oft zu Adwert, als Jüngling, bei Tische aufgewartet und sich an den heitern Gesprächen des Wessel und Agricola erfreut; er habe ihnen oft nach Hause geleuchtet, und zuweilen auch dem Rudolph Agricola die Schuhe ausgezogen. Jener Goswin hatte die Freude von Gott, den Anbruch des Tages, ja den hellen Tag selbst, die Reformation, zu erleben.

Ein Hauptzug im Charakter Wessel's war Wahrheitsliebe. „Wahrheit," sagt er, „habe ich vor allen Dingen gesucht von Kindesbeinen an, und jetzt mehr, als je, weil durch die Wahrheit allein der Weg zum Leben geht. Der Kampf für die Wahrheit ist ein solcher, daß ich sowohl als Sieger, wie als Besiegter wachse in der Freiheit der Kinder Gottes. Denn es ist eine Verheißung der Wahrheit, daß sie die, welche in ihr stehen, frei macht. Und das ist der Kampf, den der Herr Jesus zu bestehen geboten hat, damit wir eingehen in sein Reich."

Er hatte einen Briefwechsel mit Dr. Hoeck aus Näldwick, der ihn mancherlei Irrthümer, besonders in Bezug auf den Ablaß beschuldigte. Wessel schreibt an ihn, erhält aber erst nach vier Jahren eine Antwort. Hoeck lobt Wesseln zwar, aber er wirft ihm Hartnäckigkeit und Sonderbarkeit vor, und bekennt, was ihn anbetreffe, so wolle er bei den Kirchenvätern bleiben und sie lieber vertheidigen, als angreifen; ja er wollte dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht die Kirche dazu nöthigte. Wessel antwortet, und widerlegt mit ausführlichen Worten den Ablaß, und diese Widerlegung begleitete er mit einem offenen Schreiben. „Vor Allem bitte und beschwöre ich dich," heißt es in demselben, „bei dem wechselseitigen Bande der Liebe, daß du meine Eigenthümlichkeit nicht für Stolz rechnest, als ob ich in allen meinen Aeußerungen nur etwas Neues aufstellen wollte. Wenn du mir in die Seele und in's Herz blicken könntest, wahrlich, du würdest nicht Stolz, sondern vielmehr eine niedergeschlagene Stimmung finden, womit ich oft vor Gott im Gebete seine Barmherzigkeit anrufe, daß er mich nicht um meiner Hartnäckigkeit willen, die mir selbst oft verdächtig ist, auf verwerfliche Meinungen fallen lasse. Glaube mir," so fährt Johann von Wessel fort, „daß ich mit gutem und heiterm Gemüthe mir bewußt bin, stets mit Eifer die Wahr-

heit des Glaubens gesucht zu haben, und daß ich, auch wenn ich sie gefunden zu haben glaube, stets bereit bin, nicht blos durch gelehrte Männer, sondern durch den Geringsten mich belehren zu lassen.“ Wessel zeigt hier einen demüthigen Sinn, der sich belehren lassen will; aber freilich fordert er Schriftgründe, denn von der Wahrheit will er nicht abgehen. Liebe in Wahrheit und Wahrheit in Liebe, waren ihm zwei Dinge, die er sich nicht getrennt denken konnte. Eine Erkenntniß ohne Liebe war ihm ein tönendes Erz und eine klingende Schelle; Liebe ohne Erkenntniß, ein, wenn auch wohlgemeinter, doch unklarer Eifer. Wessel schätzte nicht das Wissen, sondern die Weisheit; die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. „Wer blos weiß, um zu wissen,“ sagt er, „ist ein Thor. Durch die rechte Erkenntniß der Wahrheit wird man ein Freund Gottes; man schmecket und siehet, wie freundlich der Herr ist. Durch dieses Schmecken wird man begieriger, Gott zu lieben, bis man mit Gott im Geiste vereinigt wird. Gott ist für uns beseligende Liebe, und wenn er das höchste Ziel des Lebens ist, so sind alle, die ein anderes Ziel wählen, Götzendiener. Wer nur sein Wissen zur Schau trägt, der ist ein Genosse desjenigen, der da herrschet über die Kinder des Hochmuths, der nichts achtet, als sich selbst. Aber wahre, göttliche Erkenntniß muß auf dem Grunde der Liebe ruhen. Das Reich des Unsichtbaren ist nur für den da, der glaubend, liebend, hoffend in dasselbe eingeht; für den sinnlichen Menschen ist es so gut, als nicht vorhanden. Wem der göttliche Sinn fehlt, dem bleibt jene himmlische Welt ewig verschlossen. Es ist, als wenn du über den Gesang der Nachtigallen und Lerchen die Frösche des Sumpfes wolltest urtheilen lassen, die doch nur ihr Koax kennen und lieben. Wie hoch auch der Adler mit freiem Fluge und klarem Blicke zum Himmel sich erhebe, das achten die Nachtraben und Fledermäuse für keinen besondern Ruhm. So sind bei dem Menschen, der auf das Fleisch säet, alle Sinne des innern Menschen erstorben, so daß sie nicht fühlen und erkennen, was Gottes ist; daher urtheilen sie auch über die wahren Güter so, als ob dieselben gar nicht vorhanden wären.“

Wessel stellte Alles an seinen rechten Ort, und gab jedem

Stande, was ihm zukam. So schrieb er einst an die Nonne Gertrude Reyners in Klaarwater, welche die Regeln des Denkens studiren wollte: „Eure beste Denklehre liegt im Gebete; denn es ist euch nicht umsonst verheißen: „Bittet und ihr werdet empfangen.“ Für das Taubenauge ist es nicht gut, von Vielerlei sich verwirren zu lassen. Erwirb dir durch Gebet die Liebe, und du hast alle Frucht der Denklehre, der Erkenntniß und der Weisheit erlangt. Die keuschen Jungfrauen haben nur treue Liebe zu suchen; nur der lebt ganz, der ganz liebt, und nur der ist selig, der auf eine würdige Weise liebt.“

Wessel lebte in einer Zeit großen Aberglaubens, in der die hungrigen oder neugierigen Menschen nicht selten in Schwärmereien und Geistererscheinungen Befriedigung oder Ergötzung suchten. Das menschliche Gemüth ist ja ohnehin geneigt zur Wundersucht, wie weiland die Juden, die immer nur Zeichen und Wunder forderten, aber sich nicht bekehren wollten. „Du fragst mich wegen des Geistes,“ schreibt er jener Gertrude, „von welchem so viel Gerede unter dem Volke ist. Solche Behauptungen sind für ernsthafte Hörer nicht sehr annehmbar, und es wird von solchen Dingen viel geschrieben und erzählt, was dem Evangelium zuwider ist; deßhalb, wenn ein Engel vom Himmel käme und etwas verkündigte, das dem, was bestimmt gelehrt ist, widerspräche, so ist es nicht anzunehmen.“ Er führt jetzt das Beispiel eines Pariser Lehrers an, der aus jener Welt wieder gekommen sein sollte, und fügt hinzu: „Wenn also nicht mit großem Verstande die meisten Offenbarungen und Gesichte der Art beurtheilt und berichtigt werden, so halte ich sie größtentheils für gefährlich und täuschend. In der Regel werden neugierige Ohren durch dergleichen Neuigkeiten mehr erregt, als durch die evangelische Wahrheit; sie reizen mehr zum müßigen Herumlaufen und Schwatzen, als zu fruchtbringenden Thaten. Deßhalb verwerfe ich solche fromme Offenbarungen und Gesichte nicht, die mit der Wahrheit übereinstimmen und die Frömmigkeit fördern; aber man mache sie nicht zum Anker des Glaubens. In den meisten jedoch muß man nicht verkennen die List des Satans, der sich in einen Engel des Lichts umwandelt. Darum muß er ernsten Männern verdächtig sein, weil er oft vieles

Wahre annimmt, um eine Lüge hineinzuverweben." Eine wichtige Erinnerung für unsere Zeit, in welcher Hellseherei, vermeinte Geisterbekehrungen und Beschwörungen, Inspiration und a. im Schwange gehen, Dinge, welche viele Seelen verführen und die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben untergraben. Wessel verwarf ferner die Todtenmessen, und wollte nicht, daß man, wann er gestorben sei, solche für ihn anstelle. Indessen nahm er immer noch ein Gebet für die Todten in gewissem Sinne, als Band der Geister vor Gott an, und hierin sahen allerdings die Reformatoren tiefer, als er, die wohl wußten, daß die Schrift hievon nichts sagt, und daß, gibt man hierin etwas zu, der Aberglaube alle Schranken durchbricht. Hier ist die Gnadenzeit, hier entscheidet sich nach Gottes Wort das ewige Schicksal des Menschen. Uebrigens stand doch Wessel in dieser Beziehung weit über seinen Zeitgenossen, indem er den damals herrschenden Aberglauben entschieden verwarf. Einst hörte er bei Tische in einem Cistercienserkloster eine fabelhafte Schrift, die Gespräche des Cäsarius, vorlesen. Er lächelte in seiner lieblichen Art für sich hin, und als man ihn um die Ursache seines Lächelns fragte, erwiederte er: „Ich lache über die groben Lügen; es wäre besser, den Brüdern die heilige Schrift oder Bernhards Andachten vorzulesen; denn diese Dinge enthalten, außer den Albernheiten, noch manches Gefährliche."

Mit heiligem Abscheu verwarf er das Buch, „Corformitäten" genannt, das vom heil. Franziskus (gestorben 1226) allerlei abentheuerliche Wunder erzählt, die ihn fast zu einem zweiten Messias stempeln. In demselben Buche wird z. B. unter anderm erzählt, daß Christus dem Franciscus einst erschienen sei und ihm die Narben seiner fünf Wunden eingedrückt habe, welche in der Folge beständig geblutet hätten.

Nie bediente er sich beim Gebete eines Breviers, nie eines Rosenkranzes, und als ihn einst die Brüder auf dem St. Agnesberge fragten, ob er denn nie bete? so erwiederte er: „Mit Gottes Gnade strebe ich dahin, immer zu beten; dessenungeachtet spreche ich jeden Tag das Gebet des Herrn; aber dieses Gebet ist so rein und erhaben, daß es hinreichend wäre, wenn ich es nur einmal des Jahrs läse." Damit wollte er nicht etwa sagen,

man brauche es nur einmal des Jahrs zu beten; er wollte eben die Tiefe und den Reichthum, der im Vaterunser liegt, andeuten. Er bekämpft in einer besondern Schrift die langen, inhaltslosen Gebete, den leeren Wortschwall, gerade so, wie unser Heiland die Pharisäer straft, indem sie meinten, erhört zu werden, wenn sie viele Worte machten. Doch hielt er auf eine gewisse Ordnung hierin, und wußte, daß das Gebet im Kämmerlein zu üben sei. An dem Tage, wo er das Abendmahl genoß, pflegte er, den Brüdern das hohepriesterliche Gebet Jesu (Joh. 17.) vorzulesen und darüber einen Vortrag zu halten.

Die Liebe Gottes und Christi zu uns ist Wesseln der Hauptinhalt und die Kraft des Evangeliums; diese Liebe entzündet in uns wieder Glauben und Gegenliebe. „Lasset uns Gott lieben; denn er hat uns zuerst geliebet.“ „Was in mir ist,“ so redet er zu Gott, „das ist alles von dir. Nicht durch meine Weisheit, durch meine Kunst, durch meinen Fleiß bin ich, was ich bin. Du hast geboten, und ich bin; deßhalb empfehle ich mich dir nicht allein vertrauensvoll, sondern überlasse mich gänzlich deinem Willen. Um deinetwillen, von dir, aus Nichts geschaffen, darf ich nichts suchen und erwarten, als deine Ehre, und was dann mit mir geschehen mag, wenn es von Gott kommt, wird es das Rechte sein. So diene denn dieß Eine mir zum Trost, zu wissen, daß du so willst, ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume auf die Erde fällt. In allen Lagen sei das der feste Anker für mein schwankendes Schiff, allein zu wollen, weil du willst. So geschehe bei uns auf der Erde dein gnädiger und vollkommener Wille, wie er geschieht im Himmel!“

Folgende Aussprüche Wessel's bezeugen seine aufrichtige Demuth: „O daß ich doch jetzt in meinem ruhigen Zustande eine so große Liebe zu dem Herrn Jesus hätte, als sie Petrus hatte bei seiner Verleugnung! dann würde ich glauben, wahrhaftig in Christo zu leben, und weit mehr zu leben, als ich jetzt lebe.“ Unstreitig meint er nicht die That der Verleugnung, sondern die damit in Verbindung stehende Reue des gefallenen Petrus. Als Muster einer reinen Liebe zu Christo führt er namentlich die Maria Magdalena an. „Willst du,“ sagt er, „auf einem kurzen, sichern und leichten Fußsteige aus der Dürftigkeit zur Fülle,

aus dem Sturme zur Ruhe, aus der Furcht zur Seligkeit übergehen, so folge der Magdalena. Halte ihren Vorgang nicht für beschwerlich, dein Folgen nicht für schwierig. Es ist nicht nöthig, Meere zu durchschiffen, Alpen zu übersteigen, über steile, unwegsame Pfade, über Felsen zu klimmen: es ist ganz nahe in deinem Herzen, in dir ist es, was du nachzuahmen brauchst. Oeffne nur die Augen, um zu sehen." Er meint hiemit die Liebe Gottes, die ausgegossen ist in unsere Herzen. Seine Dankbarkeit gegen Gott spricht er aus, wenn er sagt: „Was soll ich dem wiedergeben, dem ich nichts wiedergeben kann, was er mir nicht geschenkt hat. Wehe mir! Undankbar darf ich nicht sein, und Gleiches zu erwiedern, auch nur im geringsten Grade, ist unmöglich. Ich und Alles, was mein ist, ist dein, o Herr! umsonst habe ich Alles empfangen! Wie soll ich dankbar sein? Ich, der ich unermeßlich verpflichtet und ganz arm bin, kann es nur sein durch Anerkennung, Zurückführung auf Gott, durch Bewunderung, Liebe, Verherrlichung und süßen Genuß seiner Güte. Es duftet das Veilchen des Frühlings an der erwärmenden Sonne, es hüpft die fliegende Mücke unter der Sonne; aber was kann ich meiner geistigen Sonne wiedergeben? Das Einzige ist ein dankbares Herz. Und so bin ich denn dein, o Gott, und mehr dein, als mein, und Alles, was in mir ist, das ist nur, weil du es gewollt hast."

Wir führen nun unsere Leser zu dem letzten Abschnitte seines wirksamen Lebens. Wessel bewahrte, obgleich er nicht gerade einen starken Körperbau hatte, seine Gesundheit und Lebensfrische bis an sein Ende. In seiner letzten Krankheit wurde sein Gemüth noch von allerlei Zweifeln und Glaubensanfechtungen beunruhigt. In früherer Zeit hatte er sich auf seinen Hingang zu Gott von ganzer Seele gefreut. „O jenes seligen Tages," ruft er aus, „da ich nicht blos Neigung empfinden, sondern mit ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe lieben werde! Den ganzen Nerv und die Kraft des Liebens wird mir unaussprechlich erhöhen, der für mich geboren und hingegeben ist. Wenn ich alsdann ihn erreicht habe und umfasse, wer mag dann meine Seligkeit schildern? Selig also, und wahrhaft selig jener Tag! Wie kein Auge gesehen, kein

Ohr gehöret und in keines Menschen Herz gekommen ist, du Seligkeit jenes Tages! so begreift auch kein Herz die Größe der Liebe, die einer solchen Seligkeit angemessen ist und allein entsprechen kann.“ Jetzt nun, wie gesagt, war auf Augenblicke jenes Seligkeitsgefühl, jener frohe Hinüberblick in die Ewigkeit verschwunden, und Wessel äußerte gegen einen Freund, der ihn in seiner letzten Krankheit besuchte, es quäle ihn, daß er, von verschiedenen Gedanken umhergetrieben, an der Wahrheit des Christenthums zu zweifeln anfange. Uebrigens dauerte jener Zustand nicht sehr lange; denn, als der Freund den Kranken wiederum besuchte, sprach er: „Ich danke Gott, alle jene nichtigen Gedanken sind verschwunden, und ich weiß nichts, als Jesum, den Gekreuzigten,“ und so blickte er mit frohem Glaubensblicke seinem Ende entgegen. Er entschlief sanft und selig im Herrn den 4. Oktober **1489**, im neunundsechszigsten oder siebenzigsten Jahre seines Alters, wenn man **1419** oder **1420** als sein Geburtsjahr annimmt. Seine sterbliche Hülle wurde im Nonnenkloster zu Gröningen begraben, in welchem er die letzten Tage seines Lebens zugebracht hatte. Sein Leichnam liegt im Chor, in der Nähe des Hauptaltars, und sein Tod wurde im Verzeichnisse der Kirche mit den Worten angemerkt: „Im Jahre des Herrn **1489** starb der ehrwürdige Magister, Wessel Germanni, ein trefflicher Lehrer der heil. Theologie, in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache wohl bewandert, und in der ganzen Philosophie einheimisch.“ Im Jahre **1637** ließ ihm der Rath zu Gröningen einen Denkstein setzen, und **1730** oder **1740** setzte man ihm, als die frühere Inschrift unleserlich geworden war, an der Wand des Chores, ein prachtvolles Denkmal mit einer neuen Inschrift.

Als Wessel von dem Schauplatze dieser Welt abtrat, und von seinem Herrn und Meister in die Heimath abgerufen wurde, war Luther ein Knabe von sechs, Zwingli von fünf Jahren und Melanchthon noch nicht geboren. Das Alter des Erasmus war zweiundzwanzig, und des Reuchlin vierunddreißig Jahre. So starb er an der Schwelle der großen Reformationszeit, deren Anbruch er ahnte, ja sogar voraussah, und die er, als ein besonderes Werkzeug Gottes, vorbereiten half.

Es werde! sprach das Allmachtswort,
Es werde! schallet's fort und fort,
Vom erstgeschaff'nen Morgenlicht,
Bis daß der volle Tag anbricht.

Es dämmerte der große Tag; aber er war noch nicht in seinem vollen Glanze angebrochen. Die Morgenröthe durfte Wessel schauen; da entschlief er, und ward versammelt zu der triumphirenden Gemeinde.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung der einzelnen Zeugen.

Sebastian Brant (Titio). Johann Reuchlin (Capnio.)

Die Männer, die Gott als Werkzeuge ausrüstete, die Sünden aller Stände zu strafen, theilten sich vor der Reformation, und noch während derselben, in zwei Klassen: Die einen griffen in heiligem Zorne das Verderben an, und weinten zugleich über den Abfall der Kirche, von tiefer Wehmuth ergriffen, wie Huß und wohl auch in gewissem Sinne Savonarola u. a.; andere geißelten die Laster, und ergoßen sich in Witz und Spott über dieselben. Zu letztern gehören unter andern, Geiler von Kaisersberg (gestorben 1510), Erasmus und namentlich auch

Sebastian Brant.

Derselbe ward geboren zu Strasburg 1458, hatte in Basel studirt, wurde in der Folge Professor der Rechte an dieser Hochschule und verlebte dann den größten Theil seines Lebens in seiner Vaterstadt, bis zum Anfange der Reformation, wo er schon 1520 starb. Er war ein frommer Mann, der sich sowohl durch seinen lebendigen Glauben an das Wort Gottes, als auch durch seinen unbescholtenen Wandel unter seinen Mitbürgern auszeichnete. Zugleich hatte er einen volksthümlichen Sinn,

und sein Vaterland war ihm lieb und theuer, so daß selbst Kaiser Maximilian I. ihn mehrmals an seinen Hof berief. Er gab ein Buch in hundertunddreizehn Kapiteln, „das Narrenschiff“ oder das Schiff aus Narragonien, heraus, in welchem er mit scharfem, beißendem Witze die Sünden des bürgerlichen und häuslichen Lebens strafte. Er tadelt die Ausschweifungen der Wollust, der Völlerei und des Bauches, die schlechte Kindererziehung, die Treulosigkeit in der Freundschaft, das Heirathen, um des Reichthums willen, den Neid und die Schwatzhaftigkeit. Voll heiligen Unwillens rügt er die Entweihung der Festtage und des Gottesdienstes, in welchen die Ritter und Herren mit ihren Hunden und Falken kamen, nicht um der Andacht willen, sondern um Frauen und Mädchen zu betrachten. Er tadelt ferner die Kaufleute und Bürger, die sich über ihre Geschäfte in der Kirche unterhielten, straft die Priester, die von Krieg und andern Neuigkeiten schwatzten und muthwillige Scherze trieben. An den Christen überhaupt rügt er, daß sie blos den Namen der Christen tragen, aber die Kraft der Wahrheit in ihrem Leben verleugnen, daß sie keine Achtung vor der Schrift an den Tag legen, nur zeitliche, irdische Güter sich von Gott erbitten, ohne auf seine Gnade zu bauen, und ohne die Strafgerechtigkeit Gottes vor Augen zu haben. Er klagt bitter darüber, daß jeder Bauer seinen Sohn dem geistlichen Stande widmen wolle, nicht, daß er Gott diene, sondern um ein bequemes Leben führen zu können. Er rügt, daß die meisten Geistlichen nach Einkünften haschen, aber ihre Pflicht verabsäumen, die sie so wenig zu tragen vermögen, als ein Esel die Ueberfülle von Säcken. Den Mönchen wirft er ihr bettelhaftes, betrügerisches Treiben vor, und den damaligen Sekten, wie einst Felix Hemmerlein den Sekten der Beghardeu, Beguinen und Lollarden, ihre Heuchelei, ihre Trägheit und ihre schändlichen Lüste. Die wahren Christen indessen, die mit jenen Schimpfnamen von den Feinden der Wahrheit belegt wurden, meinte natürlich unser Brant nicht. Auch über die Hochschulen ergießt er seinen beißenden Witz, wie auf denselben die jungen Leute sich herumtrieben, mit dem Studenten- und Magisterkleide prunkten, sich mit unnützen Dingen beschäftigten und nichts Tüchtiges

lernten. Er klagt über den Verfall in Kirche und Staat, sieht die Türken, die Erbfeinde, heranziehen, und erblickt bei solcher Zerrissenheit große Gefahr; daher ruft er voll Begeisterung die edle deutsche Nation, den ritterlichen Maximilian I. gegen sie auf zum heiligen Kampfe. Das Verderben scheint ihm so groß, so tief, so unheilvoll, daß er den Antichrist erwartet; allein er sah denselben noch nicht mit dem klaren Blicke eines Luther im Papste; jedoch schilderte er die falschen Propheten mit grellen Farben, und sieht sie bereits in gedrängten Reihen aufstehen, wie sie das Feldlager des Antichristes aufschlagen, wie sie sich selbst in's Verderben stürzen und das Volk dem Untergange entgegen führen:

„Wie sie mit falschem Sinn das Heiligthum verehren,
Gesetz und Recht des Herrn mit frecher Stirn' verkehren;
Auch wenn das Wort ganz deutlich spricht."

Das Narrenschiff Sebastian Brant's hebt den Vorhang, hinter welchem wir das Verderben in Kirche und Staat und im bürgerlichen Leben in seiner furchtbaren Größe schauen. Keine Treue und Glauben mehr im bürgerlichen Leben, keine heilige Scheu vor dem Göttlichen, große Zerrüttung im Völkerleben, das sind die Nachtseiten, die er uns in seinem Narrenschiffe vor die Augen führt.

Johann Reuchlin (Capnio).

Es gibt Christen, welche von dem Vorurtheile befangen sind, als ob Gelehrsamkeit oder überhaupt wissenschaftiche Kenntnisse dem Evangelium schaden und das Werk des Geistes hindern, weil sie nicht selten von ungläubigen Gelehrten hören, die ihr Bischen Wissen als eine Waffe gegen das Wort Gottes mißbrauchen. Solche Christen stützen ihre Meinung auf den Ausspruch des Herrn, Matth. **11, 25.** und des Apostels **1** Kor. **1, 26. 27.**; allein die Schrift redet hier von Afterweisen, die ihre verderbte Vernunft für die Quelle des Wissens ausgeben und von Gottes Wort nichts wissen wollen. Daran ist aber nicht die Gelehrsamkeit an und für sich Schuld, sondern der Hochmuth des Herzens; denn sonst müßte es ja keine Ungläubigen unter den Ungelehrten und unter dem Volke geben, was doch

der Fall ist. Finden sich ja unter dem gemeinen, unwissenden Volke Leute, die keine Unsterblichkeit, kein Gericht, keine Vergeltung nach dem Tode glauben. Wenn daher der Herr und seine Apostel von Weisen und Klugen dieser Welt reden, so meinen sie damit solche, welche eine andere Weisheit, als die göttliche suchen, welche mit ihrer eigenen Weisheit sich brüsten und Gott entfremdet sind. Die Erfahrung und die Geschichte lehren, daß gerade zu der Zeit, als Unwissenheit und Dummheit unter allen Ständen herrschten, auch das Evangelium verdunkelt und fast ganz unbekannt war, daß wahre Gotteserkenntniß in Verfall gerieth, als die Wissenschaft abnahm. Auch zeigt die neuere Missionsgeschichte, daß überall, wo das Wort Gottes bei den Heiden Eingang findet, zugleich auch Kenntnisse, Gewerbsfleiß und gute, löbliche Sitten unmittelbar nachfolgen. Zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten ist es die Gelehrsamkeit, welche dem Evangelium die Bahn bricht, und dieß war bei den Griechen und Römern, und besonders zur Zeit, als die Reformation vorbereitet wurde, der Fall. Wir fragen: Hätte Luther die Bibel übersetzen können, wenn er nicht ebräisch und griechisch verstanden hätte? Und dieß ist wohl der schlagendste Beweis für unsere Behauptung. Allerdings den Grund und das Fundament bildet der lebendige Glaube, ohne den alles Wissen nichts wirken und nur schaden kann; aber wir müssen doch auch der Gelehrsamkeit ihren Werth lassen; auch sie ist ein Geschenk Gottes, die ihren Nutzen und Segen hat, wenn sie unter der Leitung des Geistes Gottes steht. — In dieser Beziehung verdient eben unser Johannes Reuchlin einen Platz unter den Vorläufern der Reformatoren, wie seine Geschichte ausweisen wird.

Reuchlin ist den **28.** December **1455** in der gewerbsamen Stadt Pforzheim, im freundlichen und fruchtbaren Enz-Thale, geboren worden. Sein Vater, Georg, war Bote und seine Mutter hieß Elisa, eine geborene Erina; sie hatten außer ihm noch zwei Kinder, Dionysius und Elisa, und scheinen keineswegs wohlhabend gewesen zu sein. Dessenungeachtet schickten sie ihren Johann fleißig in die damals blühende Stadtschule, in welcher er die Anfangsgründe der Sprachen und die Musik erlernte. Der Knabe hatte einen offenen, hellen Kopf, war sehr fleißig und

friedfertig mit seinen Mitschülern, und erwarb sich die Liebe seiner Lehrer in hohem Grade. Wie Luther, besaß er die Gabe des Gesangs und eine gute Stimme, und gerade dieß war in Gottes Hand das Mittel zu seiner fernern Ausbildung. Er bekam nämlich einen Ruf, als er kaum achtzehn Jahre alt war, an den badischen Hof, wo er unter die Hofsänger oder Chorschüler aufgenommen, und als ein ausgezeichneter Jüngling bald dem Hofe bekannt wurde, so daß er im Jahre **1473** mit dem jungen Markgrafen Friedrich, dem nachmaligen Bischofe von Utrecht (**1496—1517**), die Hochschule in Paris besuchen durfte. Daselbst lernte er von den nach der Eroberung Constantinopels dahin (**1453**) geflüchteten, gelehrten Griechen das Griechische, das damals unter den Deutschen fast ganz unbekannt war, und er nun war es, der diese Sprache zuerst wieder den Deutschen zugänglich und bekannt machte, und so konnte später das Neue Testament aus der Ursprache in das Deutsche übersetzt werden. Indessen mußte er seine Studien eine kurze Zeit unterbrechen, indem er wahrscheinlich mit dem jungen Markgrafen in die Heimath zurückkehren mußte; allein er reiste schon wieder im Jahre **1474** nach Paris zurück und setzte seine Studien fort. Unterdessen war Hieronymus von Sparta, eben einer jener Griechen, nach Paris gekommen; von diesem lernte er das griechische Schönschreiben, und nun verdiente er sich, durch Abschreiben von griechischen Schriftstellern, seinen Unterhalt, und konnte sich von seinem Verdienten noch manche Bücher anschaffen. Er konnte jetzt den heidnischen Philosophen, dessen sich die Gelehrten bei der Erklärung der Kirchenlehre bedienten, im Urtexte lesen und lernte nun die Spitzfindigkeiten derselben genauer kennen und verabscheuen. Zugleich wurde er mit unserm Johann Wessel von Gröningen in Paris bekannt, der ihn in das Studium der heiligen Schrift einführte, und von dem er, wie Melanchthon sagt, das Ebräische lernte, so daß er auch das Alte Testament in der Grundsprache lesen konnte. Wessel, der viel älter, als Reuchlin, war, ermahnte ihn, das Studium der griechischen Sprache fortzusetzen. In Basel, wohin Reuchlin (**1474**) zog, hörte er den Griechen Andronikus Kontoblakas, und benützte mehrere Bücher, die der Cardinal Nikolaus von Rhagusio von

Constantinopel mitgebracht hatte, wohin derselbe vom Papste Felix V. geschickt worden war, um die Griechen zur Theilnahme an der Baseler-Kirchenversammlung zu bewegen.

Hier trat er zuerst als öffentlicher Lehrer auf, und hielt Vorlesungen über die lateinische, und, als er Magister geworden war (1477), über die griechische Sprache. Er erhielt bald eine solche zahlreiche Zuhörerschaft, daß er sich die Mißgunst der übrigen Lehrer zuzog, deren Hörsäle immer leerer wurden, und die ihn als einen Neuerer ausschrieen. Reuchlin schrieb darüber an einen Cardinal: „Die am Alten klebenden Sophisten rümpfen die Nase und schreien auf lächerliche Weise: wir wagten die Lehren der abtrünnigen Griechen auszubreiten, obgleich sie von den Kirchengesetzen verboten seien rc.“ Indessen gewannen ihm sein Wohlwollen, seine natürliche Heiterkeit, sowie seine ungeheuchelte Frömmigkeit viele Freunde. Im Jahre 1478 zog er nach Orleans, um sich der Rechtswissenschaft zu befleißigen, und sein Abschied von Basel wurde von seinen Freunden sehr bedauert. Er war daselbst Schüler und Professor zu gleicher Zeit, und seine Zuhörer waren so zahlreich, als in Basel. Im Jahre 1479 schrieb er seine griechische Sprachlehre, und wurde Licentiat der bürgerlichen Rechte, ein Titel, der ihm die Ausübung derselben gestattete. Jetzt beschloß er, seinem deutschen Vaterlande nützlich zu werden, und demselben sowohl durch Wissenschaft, als in christlicher Beziehung empor zu helfen. Im Jahre 1481 ging er daher nach Tübingen, wo Eberhard im Bart eine Hochschule (1477) gestiftet hatte. Hier erwarb er sich seinen Lebensunterhalt als Advocat, verheirathete sich, lebte in einer langen, glücklichen, obgleich kinderlosen Ehe, und wurde daselbst dem Herzoge Eberhard, dem Aeltern, bekannt, den er mit seinen Freunden Naukler, Gabriel Biel und Peter von Arlun, auf seiner zweiten Reise nach Rom begleitete. Der Papst, Sixtus IV., gewann große Achtung vor Eberhard, so daß er ihm die goldene Rose überreichte; aber Eberhard verlor bei diesem Besuche seine Achtung für den Papst und für seinen Hof durch das, was er in Rom sah und hörte. Dieser Fürst besuchte in Begleitung zweier Cardinäle, die ihm der Papst als Ehrenbegleitung mitgegeben hatte, die Kirche. Ein Mann, als

Bettler verkleidet, näherte sich ihnen mit einem Bündel Gras auf dem Kopfe. Er breitete dasselbe aus, zog dann einen Dolch hervor, womit er einen jener Cardinäle ermordete. Plötzlich verschwand der Mörder mitten unter dem Haufen, und Eberhard äußerte in der Folge, er werde sich nie mehr in Rom in eine Kirche wagen, denn sie sei ein gefährlicher Aufenthalt. Reuchlin hielt bei diesem Aufenthalte vor dem Papste und seinen Cardinälen eine lateinische Rede, die allgemeine Bewunderung erregte. Von Rom aus reiste Eberhard nach Florenz, wo er den Lorenz von Medicis besuchte. Derselbe zeigte ihm seine kostbare Büchersammlung, und als Reuchlin in laute Bewunderung ausbrach, öffnete Lorenz ein Nebenzimmer, mit dem Bedeuten, er wolle ihnen noch einen köstlichern Schatz zeigen. Da saß auf der einen Seite der Lehrer Angelus Politianus mit seinen Söhnen, auf der andern seine Gemahlin mit ihren Töchtern beschäftigt. Eberhard und Reuchlin wurden außerordentlich überrascht, und ersterer rief aus: „Wohl, Freund, es gibt keinen theurern Schatz für einen Vater, als diesen."

Reuchlin hielt sich nach seiner Rückkehr in sein Vaterland in Stuttgart auf, wurde Anwalt des Dominikaner-Ordens und verwaltete dieses Amt mit großer Gewissenhaftigkeit, ohne allen Gewinn, neunundzwanzig Jahre lang. Ein Jahr hernach nahm er die Doktor-Würde in Tübingen an, und ward zur Krönung des römischen Königs Maximilians I. 1486 nach Frankfurt, Köln und Aachen mit zwei andern Gesandten geschickt, wo er sich die Gunst des Kaisers Friedrich und seines Sohnes Max erwarb, und im Jahre 1490 machte er abermal in Angelegenheit seines Fürsten eine Reise nach Rom.

Reuchlin vergaß nicht, auch für die Seinigen Sorge zu tragen. So ließ er z. B. seinen Bruder Dionysius studiren, der als Priester viel Gutes wirkte.

Im Jahre 1492 machte er mit Eberhard eine Reise nach Linz an den kaiserlichen Hof, und bei dieser Gelegenheit erhob der Kaiser ihn und seinen Bruder, wegen seiner Pflichttreue und Redlichkeit, in den Adelsstand und machte ihn zum Pfalzgrafen. Er hatte, als solcher, Sitz und Stimme in den höchsten Versammlungen und konnte zwölf würdigen Männern die

Doktorwürde ertheilen; aber der bescheidene, demüthige Reuchlin machte keinen Gebrauch von dieser Ehre. Der Hofarzt Friedrich's III., Jehiel Loans, ein gelehrter Jude, unterrichtete Reuchlin ferner in der hebräischen Sprache, und zwar so gründlich, daß dieser selbst jetzt ohne fremde Hülfe das Studium derselben fortsetzen konnte. Er studirte jetzt die hebräische Bibel, die ihm der Kaiser (dreihundert Goldkronen werth) schenkte, und die cabbalistischen,*) jüdischen Schriften, wozu ihn Picus von Mirandola ermunterte. Im Jahre **1495** wurde Eberhard von dem neuen Kaiser Max I., dessen Vater gestorben war, zum Herzoge erhoben und bald nachher kehrte Reuchlin nach Tübingen zurück; allein Eberhard, von dem Sebastian Brant sagt, er sei ein Fürst, wie Deutschland keinen aufzuweisen habe, religiös, bieder, ein Vater seines Volkes, ein Freund der Gelehrsamkeit, ein tapferer Krieger und kluger Staatsmann, starb schon **1496**, und Reuchlin wollte sich nicht trösten lassen. Er hatte auch alle Ursache, traurig zu sein; denn der junge Herzog, Eberhard der Jüngere, nahm schlechte Räthe an, entließ seinen alten Freund Holzinger, den sein Vater wegen schlechter Aufführung hatte in's Gefängniß setzen lassen, aus dem Gewahrsam, und machte ihn zum Kanzler in Tübingen. Reuchlin verließ daher die Hochschule in Tübingen und begab sich nach Heidelberg, wohin ihn schon früher Johann von Dalberg, Bischof von Worms, gerufen hatte. Hier wirkte er mit großem Eifer für die Förderung der Wissenschaften und der Wahrheit, schrieb für den Churfürsten einen Auszug der Weltgeschichte und verfaßte ein lateinisches Lustspiel unter dem Titel: „Sergius“, eine Spottschrift auf den lasterhaften Holzinger. Zu jener Zeit wurde Reuchlin vom Churfürsten Philipp nach Rom gesandt, um den Papst zu bewegen, ihn, den Churfürsten, von einem unrechtmässigen Banne zu lösen, und bei dieser Gesandschaft zeigte sich Reuchlin in einem reformatorischen Geiste. Er hielt nämlich eine Rede vor dem Papste Alexander VI., in welcher er unter anderm sagte: „Zu einem Christo ähnlichen Priester der Seelen bist du einge-

*) Von der Cabbala behaupten die Juden, sie sei Mosi von Gott mündlich mitgetheilt worden.

setzt, damit du die verwundeten Herzen wieder heilest, nicht, damit du Essig, sondern linderndes Oel in die Wunden gießest, daß du die Glieder durch Salben heilest und nicht abschneidest, daß du dich als einen Vater zeigest, und nicht als einen Sieger." Reuchlin wurde ein ganzes Jahr lang in Rom zurückgehalten, und er benützte diese Zeit bei dem Juden Obadja Jakolson im Hebräischen und bei Johann Argyropylus, einem Griechen, sich im Griechischen weiter auszubilden, und als er diesem einen griechischen Schriftsteller geläufig übersetzte und erklärte, so rief derselbe aus: „Unser vertriebenes Griechenland ist auch schon über die Alpen nach Deutschland geflogen." Reuchlin beendigte glücklich die Angelegenheit seines Fürsten, und kehrte wieder nach Heidelberg zurück. Inzwischen wurde Eberhard der Jüngere von einem Landtage mit Bewilligung des Kaisers abgesetzt, und ein Regimentsrath leitete die Geschäfte während der Minderjährigkeit des eilfjährigen Ulrich. So strafte Gott den Uebermuth der Unterdrücker. Holzinger zog wieder in sein verlassenes Gefängniß, und Reuchlin ging wieder nach Stuttgart (**1490**). Hier unterrichtete er seine wißbegierigen Freunde im Hebräischen und Griechischen, damit sie die heilige Schrift in der Grundsprache lesen, und die evangelische Wahrheit, ohne Krücke nöthig zu haben, unmittelbar aus der ersten Quelle schöpfen könnten. In dieser Beziehung hat Reuchlin erstaunlich viel für die Vorbereitung der Reformation gethan, und Pellican, von ihm angeleitet, gab **1503** den ersten kleinen Versuch einer hebräischen Sprachlehre heraus, die freilich nur einige Blätter zählte. Im Jahre **1501** vertrieb ihn die Pest von Stuttgart nach dem Dominikanerkloster Denkendorf, wo er eine Anleitung zu predigen für die Mönche schrieb. Er sagt in der Vorrede dieses Werks: „Ich verfertige diese kleine Schrift, um dazu beizutragen, aus Jünglingen evangelisch gesinnte Männer zu machen, die das Volk zu bessern streben." Er nennt die Kunst zu predigen ein Vermögen, die Menschen durch Bekanntmachung mit der heiligen Schrift zur Tugend und Beschäftigung ihres Innern mit Gott zu führen; die wahre Kunst sei hier, alle Kunst zu verbergen. Im Jahre **1500** ward Reuchlin Richter beim schwäbischen Bunde, der sich damals in Tübingen

versammelte; allein er wurde hiedurch mit so vielen Geschäften überhäuft, daß sein Körper darunter Noth litt. Zu jener Zeit (**1505**) gab er eine Schrift heraus über die Juden, wozu ihn ein Edelmann, dem die Besserung dieses Volkes am Herzen lag, aufforderte. Er sagte in jener Schrift: „Das Elend der Juden hängt von einer so großen Sünde ab, wie sie nie eine gleiche begangen haben; sie ist größer, als die Sünde der Abgötterei, deren Strafe die babylonische Gefangenschaft gewesen, die doch nur siebenzig Jahre gewährt hat, während die Strafe jener Sünde schon fünfzehnhundert Jahre fortdauert. Jene Sünde ist die Missethat und Lästerung, die sie Christo zugefügt haben, wie die Propheten es weissagten. Daß nun die Strafe so lang und hart ist, liegt in der Verstocktheit der Juden, in der sich die Gotteslästerung von neuem ausspricht; diese Strafe würde endigen, wenn sie Jesum als den Messias anerkennen würden. Wer (unter ihnen) vom Messias und unserm rechten Glauben möchte unterwiesen werden, dessen würde ich mich willig annehmen und helfen, daß er keine Sorge um zeitliche Nahrung haben dürfte, sondern daß er Gott ruhig möchte dienen und aller Sorge frei sein."

Im Jahre **1506** gab er in Pforzheim mit großen Unkosten, zum Behuf des Studiums der heiligen Schrift seine hebräische Sprachlehre heraus. Er schrieb ferner eine Erklärung zu den sieben Bußpsalmen und sagte in der Vorrede zu derselben: „Die ganze heilige Schrift alten und neuen Testaments ist Christi. Diese kannte ich erst nicht in der Ursprache, sondern nach dieser strebte ich, damit ich die Weissagung und deren Erfüllung besser und tiefer erkennen möchte." Krankheits halber mußte er sich jetzt zurückziehen, und nun konnte er um so mehr seine Zeit auf die Ausbildung junger Freunde verwenden; unter diesen war sein junger Verwandter, Melanchthon, den er herzlich liebte. Im Jahre **1512** begab sich Melanchthon, auf Reuchlin's Anrathen, von Heidelberg, wo er studirt hatte, nach Tübingen und wurde im achtzehnten Jahre schon Doctor und Professor. Wie Reuchlin die heilige Schrift hoch hielt und sie täglich las, so auch sein Sohn Melanchthon. Reuchlin sagte unter anderm: „Ich kenne wahrlich nichts Anderes, was unsern Geist enger mit

Gott verbindet, als das, was die heilige Schrift uns lehrt, die uns vorzüglich zur Bewunderung des Göttlichen, dann zur Erkenntniß desselben und endlich mit der Erkenntniß zur heißesten Liebe, als der gewissesten Leiterin zur Hoffnung führt." Melanchthon ging nach Wittenberg auf Empfehlung des Reuchlin, der ihm schrieb; „Verlaß dein Vaterland, deines Vaters Haus; sei muthig, nicht ein Weib, sondern ein Mann, und wisse, daß kein Prophet in seinem Vaterlande etwas gilt!" Durch diesen Wechsel, bei dem Reuchlin das Werkzeug in der Hand Gottes war, bekam Luther einen Mann von Gott ihm zugesandt, wie er ihn gerade nöthig hatte.

Unser Reuchlin wurde in einen langen Kampf verwickelt, welcher zwar nicht unmittelbar in das Wesen der Reformation eingriff, aber doch erstaunlich viel zur Förderung der Wahrheit beitrug. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn,*) ein hochmüthiger Mensch, wurde wegen Betrügerei von seinem Volke verfolgt und trat im Jahre 1504 oder 1503 zum Christenthum über, um sich der verdienten Strafe zu entziehen. Um sich nun an den Juden zu rächen, machte er sich vorerst die Dominicaner zu Freunden und verfaßte nun ein Buch: „Judenspiegel" betitelt, und andere Schriften gegen sein Volk. Er ermahnt die Fürsten, die Juden zu verfolgen, schildert sie gefährlicher, als den Teufel, nennt sie Bluthunde, und behauptet, es sei heilige Pflicht der Christen, ihnen ihre Bücher, Güter und Kinder zu entreissen. Pfefferkorn und seine finstern Dominikaner von Köln sandten jetzt ein Gutachten an den Kaiser Maximilian I. und baten ihn, eine Untersuchung gegen die Juden und ihre gotteslästerlichen Bücher einzuleiten. Der Kaiser, der sonst mild gegen die Juden gesinnet war, ließ sich endlich den 19. August 1509 zu einer Verordnung bereden, nach welcher alle Bücher der Juden, welche das Christenthum schmähen, zuerst untersucht und dann vernichtet werden sollten, und Pfefferkorn sollte die Sache ausführen. Er reiste nach Stuttgart und forderte dann Reuchlin auf, ihn in dieser Sache zu unterstützen. Reuchlin durchschaute diesen Nichtswürdigen, schlug ihm seine Forderung ab und er-

*) Ein anderer Pfefferkorn wurde 1514 in Köln verbrannt.

mahnte ihn zur friedsamen Entscheidung. Da das Mandat des Kaisers nicht bestimmt genug war, so fand der Jude überall Widerstand. Maximilian I. beauftragte den Erzbischof Uriel von Mainz mit der Sache, und erließ durch denselben ein Mandat an die Hochschulen Köln, Mainz, Erfurt, Heidelberg, an Reuchlin, Hochstraten und den Priester Viktor von Korb, die Sache zu untersuchen. Uriel sandte an Reuchlin das Mandat mit dessen Brief und forderte ihn auf, sein Gutachten abzugeben. Reuchlin beantwortete ungesäumt die Frage, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun und verbrennen solle? und übersandte das Gutachten, versiegelt, durch einen geschworenen Boten, an den Churfürsten von Mainz (**1510**). Zuerst zählte er die Gründe auf, welche von den Gegnern der Juden zur Vertilgung ihrer Bücher angegeben wurden; sie waren folgende: „Sie seien gegen die Christen geschrieben, sie schmähen Christum, die Marie, die zwölf Apostel, sie verachten die christlichen Anordnungen, sie halten die Juden von der Bekehrung zum Christenthume ab und bestärken sie in ihrer Religion.“ Zugleich sprechen die Judenfeinde noch die Verdammung über diejenigen aus, welche jene Bücher nicht vertilgen helfen wollten. Reuchlin dagegen führt an, man müsse jedermann Gewissensfreiheit gestatten und sagt unter anderm: „Wenn auch, wie Paulus an die Corinther schreibt, Aberglaube und Irrthum in jenen Schriften vorhanden sei, so könne und müsse nur die Wahrheit um so schöner gegenüber vom Irrthume hervortreten; überdieß seien die Juden nicht Abtrünnige und Ketzer, sondern die Christen seien aus ihnen hervorgegangen, und nicht die Juden hätten sich von den Christen los gerissen; auch in den jüdischen Schriften seien Zeugnisse von Christo vorhanden; der verständige Christ müsse, wie eine Biene, aus den Schriften der Juden, wie der Heiden, das Gute und Nützliche gleichsam heraussaugen. Christus habe befohlen, das Unkraut nicht herauszureissen, damit der Waizen nicht mit ausgerottet werde. Gäbe es ein Buch, das durchaus schlecht wäre, so möge man es immerhin verbrennen, wie es die Kirche mit den Büchern der christlichen Ketzer gemacht habe. (Hier hatte Reuchlin freilich vergessen das Wort: „Was richtest du die, die draußen sind?“) Die Päpste Alexander **VI.** und

Sixtus IV. haben ja die Cabbala in's Lateinische übersetzen lassen." Zum Schlusse zeigt Reuchlin, welche nachtheiligen Folgen aus der gewaltsamen Verfolgung der Juden entstehen würden. „Abgesehen davon, daß die Juden meinen müßten, wir fürchteten uns vor ihren scharfen Gründen und brauchten deßhalb Gewalt, um ihnen Schild und Waffen zu rauben, würden sie unstreitig neue Bücher schreiben, die dann dem Christenthum weniger günstig sein möchten. Die Juden seien auf Ueberlieferung verwiesen, und wolle man sie aus ihren verbrannten Büchern widerlegen, so würden sie ihre Widerleger falscher Anführungen beschuldigen; wie sich dann rechtfertigen?" Allein den Grundsatz des Evangeliums, daß man niemand um seiner Religion verfolgen dürfe, kannten die Römlinge nicht, und wollten ihn nicht kennen. Pfefferkorn wurde wüthend aufgebracht, als ihm jenes Gutachten zu Gesichte kam, und mit Hülfe seiner wackern Bundesgenossen, den Kölner-Mönchen, besonders des Hochstraten, verfertigte er **1511** seinen „Handspiegel", schmähte greulich wider ihn und dichtete ihm Bestechung durch die Juden an. Zugleich unterschlugen Reuchlins Feinde sein Gutachten, und Maximilian bekam es nicht in die Hände. Reuchlin beklagte sich beim Kaiser, und dieser, indem er wegen wichtiger Geschäfte sich mit der Sache nicht befassen konnte, übertrug durch seine Hofräthe dem Bischof von Augsburg die Untersuchung; die Räthe aber vergassen solches, und nun ergriff Reuchlin die Feder und schrieb (**1511**) seinen „Augenspiegel", der bald in den Händen der meisten Gelehrten war. Indessen waren seine Vertrauten nicht damit zufrieden, daß er sich mit dem heillosen Pfefferkorn einlasse, und Bilibald Pirkheimer, ein gelehrter Krieger und Staatsmann, Senator und Rath in Nürnberg, ein Freund des Albrecht Dürrer, schrieb ihm **1511**: „Es verboten einst die Epheser, den Namen jenes lasterhaften Menschen, der den Tempel der Diana angezündet hatte, in Schriften zu nennen, damit derselbe seinen Zweck, seinen Namen in der Geschichte zu erhalten, nicht erreiche; du aber machst durch deine Schriften einen so unwichtigen Menschen bekannt." Ebenso riethen ihm der Dichter, Geschichtschreiber und Senator Cuspinian und Joachim v. Watt, später Reformator von St. Gallen, und Erasmus

sich mit diesem unwürdigen Menschen nicht einzulassen, der weder sein ehrwürdiges Alter, noch seinen Ruf schone. Kaum war der Augenspiegel erschienen, so erhob sich die ganze theologische Fakultät in Köln gegen Reuchlin und vertheidigte den elenden Juden. Arnold von Tungarn mußte den Augenspiegel prüfen, und das Ergebniß dieser Prüfung war die Frage, ob man das Buch öffentlich verbrennen oder Reuchlin gerichtlich belangen sollte. Dieser bekam durch einen ihm günstigen Dominikaner Wind von der Bewegung in Köln, und nun wurde er von einem solchen Schrecken ergriffen, daß er ein sehr demüthiges Schreiben an Arnold von Tungarn und Kollin (Conrad von Ulm) erließ und versprach, er wolle sich der Kirche unterwerfen. Es hatten also seine Freunde Recht und Reuchlin hatte die Kosten vorher nicht überschlagen. Die theologische Fakultät schrieb ihm, er möge seinen Augenspiegel näher erklären und nach Augustin's Beispiele widerrufen; aber Reuchlin wurde durch seinen Freund Pirkheimer wieder Muth eingeflößt und schien sich seiner Zaghaftigkeit zu schämen. Jener schrieb ihm: „Hüte dich, daß du nicht durch die schmutzige Heuchelei jener Mönche dich bewegen lässest, von der Wahrheit abzugehen, sondern zeige dich als einen bewährten Mann!" Reuchlin schrieb jetzt unter anderm nach Köln an Kollin: „Wenn ihr mir zeigt, daß ich gegen die Wahrheit gesprochen habe, will ich jeden Stein hinweg nehmen, der irgend Anstoß geben könnte, so daß uns allein der Stein und Fels zurückbleibt, welchen seine Zeitgenossen verwarfen, das ist Christus, in welchem wir den Frieden besitzen, der alles eint und uns bewacht bis in's zukünftige Leben." So hatte sich also unser Reuchlin wieder im Glauben und in der Wahrheit ermannt und sein früheres Nachgeben wieder gut gemacht. Jetzt fingen die Kölner an, zu drehen und schrieben ihm: „Er könne Gott kein wohlgefälligeres Opfer bringen, als wenn er widerrufe; sollte er dieß unterlassen, so würde es nach seinem Tode nicht an Menschen fehlen, die dem todten Löwen den Bart rupfen und ihn und seine Schriften verdammen würden." Sie verlangten ferner von ihm, er solle kein Exemplar seines Augenspiegels mehr verkaufen u. s. w. Reuchlin antwortete männlich und kräftig und versprach, er wolle auf der nächsten Messe eine Er-

klärung seines Augenspiegels herausgeben, um nicht das Schwert in der Wunde stecken zu lassen. Im Jahre 1512 erschien an der Ostermesse Reuchlins „deutsche Erklärung.“ Die Kölner suchten den Verkauf der tausend bestellten Exemplare durch den Priester Meyer in Frankfurt zu verhindern. Dieser log dem Buchhändler in Frankfurt vor, der Churfürst von Mainz verbiete den Verkauf; allein der Churfürst hörte dieß und ließ den Verkauf sogleich wieder eröffnen. Diese Schrift verbreitete sich auf eine erstaunlich schnelle Weise. Gelehrte und Ungelehrte lasen sie; von allen Seiten schrieb man dem Reuchlin und bezeugte ihm Beifall, daß er es gewagt habe, die Wahrheit gegenüber von den schlechten und verhaßten Menschen in Schutz zu nehmen. Reuchlin hoffte stets noch, sich mit seinen Gegnern vergleichen zu können, ohne der Wahrheit etwas vergeben zu wollen; allein anstatt hierauf einzugehen, gab Tungarn eine Schrift gegen ihn heraus (1512): „drei und vierzig allzu verdächtige Sätze über die Judengunst aus dem deutschen Buche des Dr. Joh. Reuchlin“ und Ortuinus Gratius machte dazu ein Spottgedicht auf den Reuchlin. Diese Schrift widmeten sie dem Kaiser. Reuchlin schrieb eine Vertheidigung gegen die Kölner Verleumder (1513) und widmete sie ebenfalls dem Kaiser. In dieser Schrift machte Reuchlin seinem Zorn oft durch Schimpfworte Luft und fiel so arg über seine Feinde her, daß Pirkheimer darüber an einen Freund schrieb: „Die Feinde Reuchlin's schreiben unanständige Dinge; ich aber, in der christlich-göttlichen Lehre unterrichtet, weiß, daß es unsers Heilandes Lehre ist, den Schmähenden nicht wieder zu schmähen.“ Maximilian gebot endlich (1513) beiden Parteien Stillschweigen; allein die Kölner wollten Reuchlin, es koste, was es wolle, moralisch vernichten. Der stolze, rachsüchtige Inquisitor Hochstraten, Prior des Convents in Köln, machte den Ankläger und Richter zugleich und citirte Reuchlin nach Mainz, einer Stadt, die außerhalb des Ketzergerichts-Sprengels des Hochstraten lag. Reuchlin appellirte nach Rom; Leo X. trug am 21. November 1513 dem Bischof Georg von Speier die Untersuchung dieser Sache auf und der Prozeß wurde günstig für Reuchlin entschieden: dem Jakob Hochstraten und den Seinigen wurde ein

beständiges Stillschweigen auferlegt, die auf den Streit bezüglichen Schriften des Reuchlin wurden für frei von Ketzerei und für unpartheiisch erklärt und Jakob Hochstraten wurde zugleich zu den Prozeßkosten von hundert und eilf rheinischen Goldgulden verurtheilt. Allein die Kölner appellirten nach Rom von neuem und es wurde daselbst (**1514**) ein Gericht niedergesetzt. Reuchlin sandte den Juristen Johann von der Wick, nachmals Syndikus von Bremen, einen einsichtsvollen, redlichen Mann, als Bevollmächtigten dahin, der sich seiner mit großer Unerschrockenheit annahm. Auch Hochstraten erschien, versehen mit Empfehlungsschreiben und mit Geld, womit er sich Freunde gewinnen sollte. Grimani und St. Eusebio wurden zu Richtern ernannt und das Urtheil dieser beiden unpartheiischen Männer fiel abermal zu Gunsten des Reuchlin aus; allein der Papst, der die mächtigen Dominikaner fürchtete, vertagte klüglich und ächt päpstlich den Prozeß und so blieb er unentschieden; ein Beschluß, den zugleich auch das Geld Hochstraten's, dem man noch fünfzehnhundert Goldkronen von Köln aus zusandte, bewirken half Hochstraten, der sich durch seine Aufführung auch in Rom stinkend gemacht hatte, entfernte sich heimlich aus der Stadt.

Indessen bildete sich ein mächtiger Verein von Männern für Reuchlin, die sich unter einander verbanden, die Wahrheit gegen die Finsterlinge zu vertheidigen. Diesen sogenannten Reuchlinisten-Bund suchten insbesondere Wilibald Pirkheimer und der Ritter von Hutten zu befördern, und namentlich Hutten war ein Feind der Mönche und der geistigen Knechtschaft, ein Freund der Freiheit und des Rechts. Einst begegnete derselbe auf seiner Flucht von Brüssel dem Hochstraten. Als er seiner ansichtig wurde, sprang er vom Pferde und rief ihm zu: „Halt, du schändlicher Wicht! jetzt gilt's dein Leben; endlich sollst du den Lohn für deine Schandthaten erhalten!" Hochstraten in seiner Herzensangst warf sich vor ihm auf die Kniee; allein Hutten meinte, er wolle sein Schwert nicht mit dem Blute dieses Schändlichen beflecken, gab ihm einige flache Säbelhiebe und ließ ihn gehen. Jener Bund war mehr ein wissenschaftlicher, und alles, was Gelehrsamkeit besaß und achtete, wurde in denselben hinein gezogen. Es gehörten dazu unter andern: Hermann Graf von

Nuenar, Conrad Peutinger von Augsburg, Martin Bucer, Heinrich von Bullinger in Zürich, Eithelwolf von Stein, Franz von Sickingen, und sogar in England, Italien, Wien und Frankreich hatte er Mitglieder. Hartmuth von Kronenburg, eines der Mitglieder, sagte unter anderm: „Gern lasse ich mich viertheilen, wenn ich nur dadurch das Evangelium in Deutschland fördern könnte.“ Franz von Sickingen drohte jetzt, die Kölner-Mönche mit einem Heere zu überfallen, wenn sie nicht die Prozeßkosten bezahlen und dem Reuchlin eine Vergütung und Ehrenerklärung abstatten wollen. Sie wollten unterhandeln; allein Franz setzte ihnen so gewaltig zu, daß sie mit Reuchlin abschlossen und den Prozeß in Rom zu Ende brachten (**1519**). So ward endlich diese Sache beendigt.

Reuchlin fuhr fort, die Sache der Wahrheit in Schutz zu nehmen. So wollte Joh. von Eck in Ingolstadt, wohin Reuchlin als Professor der griechischen und lateinischen Sprache (**1520**) durch Wilhelm von Baiern berufen worden war, die Schriften Luthers öffentlich verbrennen; Reuchlin nebst andern stellten sich ihm entgegen, und Eck mußte mit Schande abziehen. Eck sowohl, als die Pest (**1521**) veranlaßten ihn, Ingolstadt wieder zu verlassen, und er folgte einem Rufe nach Tübingen, wo er einen großen Zulauf von Zuhörern hatte*); allein er hatte sein Tagewerk vollendet; seine Kränklichkeit nahm immer mehr zu und er mußte sich nach Stuttgart zurück ziehen, wo er im Juni **1522** im siebenundsechszigsten Jahre seines Alters an der Gelbsucht starb. Sein Leichnam wurde auf dem Lazarethkirchhofe bestattet.

Wir haben unsern Lesern in Reuchlins Geschichte nicht viel Erbauliches mittheilen können, und allerdings, hätte die Reformation in diesem Sinne fortgefahren, so wäre sie nicht rein und lauterlich ein Gotteswerk; auch das Buch: „Briefe der Dunkelmänner von **1516**“, das die Mönche redend anführt und verspottet, von Crotus Rubianus u. a. verfaßt, war ganz aus einem satyrisch spottenden Geiste geflossen; allein vorbereitet

---

*) Er ließ zum Behuf seiner Vorlesungen hebräische Bibeln von Venedig kommen.

ward auf diese Weise die Reformation. Die Schande der Mönche kam an den Tag und viele nach dem Heile in Christo verlangende Seelen wurden aufmerksamer, als endlich der helle Schall des Evangeliums durch alle Lande drang.

Reuchlin selbst hatte die Kraft des Evangeliums an seinem Herzen erfahren, obgleich er nicht so fest auf dem Grunde der Rechtfertigungsgnade stand, wie Luther, und nicht einzig von diesem aus dem Irrthume und der Lüge entgegen trat. Auch bei jenem Streite mit den Kölnern schied er nicht genug seine eigene Person von der Wahrheit, die er verfocht, und ließ immer noch die katholisch-römische Kirche gewähren, sowie den Papst unangetastet. Dabei aber that er viel für die Ausbreitung der Wissenschaft, lieferte so eine Menge Waffen für den Kampf der Wahrheit, und zog die heilige Schrift wieder aus ihrem Dunkel an's Licht. Er war ein ernster, redlicher und biederer Mann, ohne Falsch und Trug, voll Demuth und Sanftmuth, und das beste Zeugniß, das wir ihm, ehe wir von ihm scheiden, geben können, spricht ein Brief Luther's an ihn aus, den wir hiemit im Auszuge noch mittheilen: „Der Herr sei mit dir, kühner Mann," schreibt Luther an ihn; „der Barmherzigkeit Gottes, die sich an dir offenbarte, bin ich Dank schuldig, weil du durch sie es vermocht hast, den Mund der Lästerer zu stopfen, Du warst das Werkzeug des göttlichen Rathschlusses, wenn gleich dir unbewußt. Anders scheinst du und die Deinen betrieben zu haben, anders hat aber Gott daraus werden lassen. Ich wünschte mich immer als einen der Deinen beweisen zu können; aber es bot sich nie eine Gelegenheit dar; doch war ich stets mit meinen Gebeten und meinen Wünschen bei dir. Was mir damals, als deinem Bundesgenossen, versagt war, wird mir jetzt, als deinem Nachfolger, reichlich zu Theil; denn die Zähne jenes Behemoth fallen auch mich jetzt an, ob sie vielleicht den Schimpf verwischen könnten, den sie aus deinem Streite hinforttrugen. Auch ich gehe ihnen entgegen, wenn gleich mit weit geringern Geisteskräften, als du ihnen entgegen gingest; aber nicht mit geringerm Vertrauen. Sie weigern sich, mit mir zu kämpfen, und wollen mir nicht antworten; aber mit Macht und Gewalt dringen sie ein; doch Christus lebt ja noch, und ich kann nichts

verlieren, da ich nichts besitze. An deiner Kraft sind schon die Hörner dieser Stiere nicht wenig gebrochen. Durch dich wirkte der Herr, daß der Tyrann der Sophisten doch endlich vorsichtiger und milder sich den wahren Freunden der Gottesgelehrtheit widersetzen lernte, und daß Deutschland wieder zu athmen begann, nachdem es durch die Schultheologie so viele Jahrhunderte fast vernichtet war. So wie Gott den größten aller Berge, unsern Herrn Christus, bis in den Staub zertrat (wenn es erlaubt ist, diesen Vergleich zu machen) und aus diesem Staube hernach so viele Berge erweckte, so würdest du auch wenig Früchte hervor gebracht haben, wenn du nicht gleichsam getödtet und in den Staub getreten wärest, woraus sich jetzt so viele Vertheidiger der heiligen Schrift erheben. So ist das Gebet der seufzenden Kirche erhört: „Errette mich, Herr, weil der Heilige gefallen ist, die Gläubigen der Menschenkinder sich verringert und die Schlechten zur Höhe Gottes sich erhoben haben." Aber bin ich auch nicht unverschämt, daß ich ohne Ehren-Vorrede so vertraulich mit dir spreche? Doch bin ich dir ja verbunden und durch das Studium deiner Schriften mit dir vertraut. Dazu kommt noch, daß unser Philipp Melanchthon, der bewundernswürdige Mann, der mir so sehr vertraut und werth ist, mich zu diesem Briefe an dich trieb, indem er mir Vertrauen einflößte, daß du es gern sehen werdest, wenn ich dir etwas vorschwatze. Diesem mögest du es auch zurechnen, wenn du etwas Anderes zurechnen willst, als daß ich dir durch diesen Brief meinen gegen dich aufrichtigen Sinn bezeugen wollte. Lebe wohl und freue dich in dem Herrn, du mein innig verehrter Lehrer!"

So haben wir denn nun die dunkle, finstere Zeit vor der Reformation durchwandert. Wir haben uns an dem Leben der Wahrheitszeugen erbaut und erquickt; wir haben gesehen: der Herr hat sich seinem Volke nie unbezeugt gelassen. Seine Kirche war immer vorhanden, und wie viele Tausende von Zeugen

kennen wir nicht! Genug, der Herr kennet sie, und sie werden einst hervortreten am großen Tage in hellen, weißen Kleidern mit Harfen in der Hand und das Lied des Lammes singen.

Wir stehen nun an dem Zeitabschnitte der großen, segensreichen Reformationszeit. Der heilige, große Kampf beginnt. Schaaren stehen gerüstet mit den Waffen des Worts, des Glaubens, des Gebets, und sind bereit, über den Jordan zu gehen und das Land, wo Milch und Honig fließt, einzunehmen. Wir sitzen und wohnen drin, im Lande, das unsere Väter uns erobert haben unter dem Panier des Gekreuzigten, und wenn auch die Philister uns den Boden streitig machen wollen. Wir fürchten uns nicht. Der Herr ist mit uns! wir werden stehen und nicht fallen.

Auf immer gilt Dein Segensbund,
Dein Wort ist Ja und Amen;
Nie weich' es uns aus Geist und Mund,
Und nie von unserm Samen.
Laß immerfort Dein helles Wort
In allen unsern Zeiten
Uns trösten, warnen, leiten.

Inhalt.

Einleitung.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Verbesserungen.

Seite 3 Zeile 15 von oben lies: dieser.
„ 10 „ 14 von oben lies: und, statt oder.
„ 17 „ 10 von oben lies: glich, statt gleich.
„ 45 „ 6 von unten lies: Theodemir.
„ 47 „ 8 von unten lies: Theodemir.
„ 57 „ 10 von unten lies: Hierauf, statt Indessen.
„ 94 „ 18 von unten lies: 1197.
„ 98 „ 1 von oben lies: Orvieto.
„ 101 „ 8 von oben lies: hatten, statt hatte.
„ 133 „ 14 von unten lies: Außerdem, statt Hierauf.
„ 142 „ 19 von unten lies: Catalogen.
„ 143 „ 9 von unten lies: Amnon.
„ 159 „ 18 von unten lies: nachspürten.
„ 170 „ 18 von unten lies: Räuberei, statt Räuber.
„ 172 „ 9 von unten lies: es müßten, statt da müßten.
„ 175 „ 4 von unten lies: stand.
„ 238 „ 24 von oben lies: Huß.
„ 262 „ 11 von oben lies: Christenheit, statt Geistlichkeit.
„ 263 „ 4 von unten lies: von, statt in Ragusa.
„ 274 „ 9 von oben lies: Coutances, statt Coutanee.
„ 290 „ 13 von oben lies: er, statt dieser.
„ 319 „ 4 von oben, setze nach war ein :
„ 323 „ 2 u. 3 von unten lies: empfiehlt.
„ 368 „ 1 von unten lies: Lob, statt Lieb.
„ 375 „ 14 von unten lies: 1446.
„ 381 „ 1 von oben lies: Nikolaus von Cusa; aber er zog die Schmach vor, und wollte rc.
„ 401 „ 19 von oben lies: Schlüsselgewalt.
„ 417 steht unrichtig 317.



